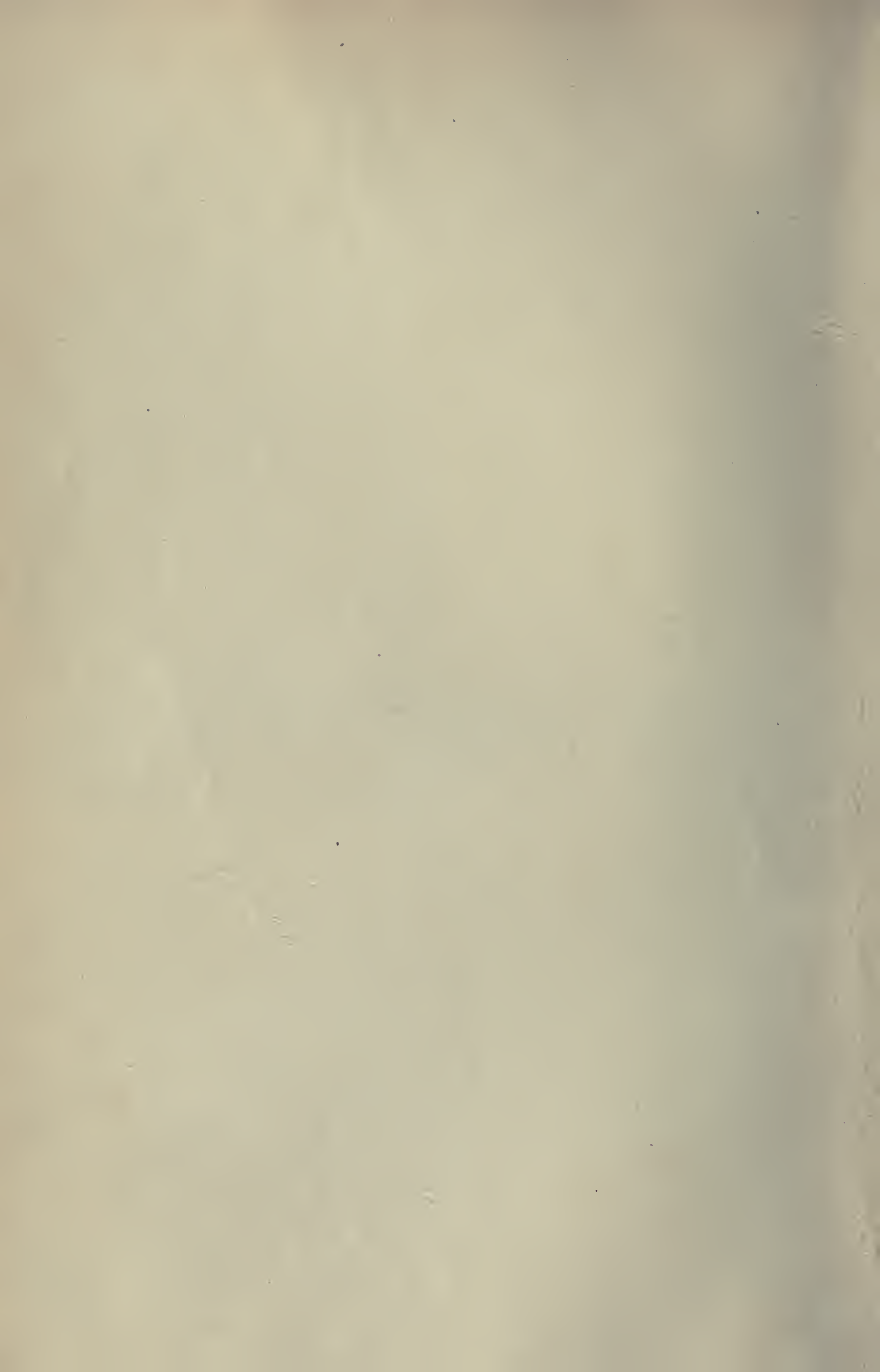
OPPEL

DAS ALTE WUNDERLAND DER PYRAMIDEN

OTTO SPAMER
LEIPZIG


MR. F. C. KOCH
ROTTERDAM









Blick in einen Säulenhof.

Das alte Wunderland der Pyramiden

Geographische, politische und kultur-geschichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte sowie des Verfalls des alten Ägyptens.

Von

Dr. Karl Oppel.

Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 250 Text-Abbildungen und Karten sowie
4 Tafeln in Farbendruck.



Leipzig

Verlag von Otto Spamer

1906.

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen vor.



Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

Vorwort zur fünften Auflage.

Oppels „Wunderland der Pyramiden“ ist eine der beliebtesten deutschen Jugendschriften gewesen. Geschrieben mit einer eindringlichen Anschaulichkeit und einer liebevollen Begeisterung für das „Wunderland“ und seine alten Bewohner, ein Schoßkind des Verfassers und zugleich des Verlegers, fiel es zudem in eine Zeit, in der das Interesse für Ägypten dasjenige für den ganzen übrigen Orient bei weitem überwog, und hat nachweislich seinen großen Anteil daran gehabt, daß man in Deutschland seine Blicke auch einmal in entferntere Zeiten und Länder zu richten sich gewöhnte und der damals noch ungebrochen auf uns lastende Bann des Griechen- und Römertums eine andere Betrachtungsweise neben sich auftauchen sehen mußte. So hat diese Jugendschrift immerhin ihre große Bedeutung gehabt für die Generation, die sich heute kaum mehr zur Jugend zählen kann.

Ein Vierteljahrhundert lang ist das Buch nicht mehr auf dem Markte erschienen, bis von immer mehr Seiten her die Väter verlangten, ihr Jugendbuch auch ihren Söhnen vorlegen und mit ihnen es in verjüngter Gestalt wieder lesen zu können.

Es mußte also eine der dankenswertesten Betätigungen sein, dieses Buch nach des greisen Verfassers Tode der deutschen Jugend in neuer Ausgabe wieder zu schenken. Aber die Aufgabe war gar schwer. Aus einer geplanten eiligeren Überarbeitung, um den zahlreichen Nachfragen wenigstens einstweilen wieder genügen zu können, ist eine ziemlich durchgreifende Neubearbeitung geworden, die gleichwohl nur so weit verändert worden ist, als es geschehen mußte. Oppels Buch war aber eine so persönliche Schöpfung, so der ganzen Anlage nach eben Oppels Buch, daß jedem alten Liebhaber der Schrift, und damit auch dem Bearbeiter, alles Ändern fast wie eine Sünde erscheinen mußte, auch da, wo die neuere Forschung unwiderruflich Änderungen forderte. War doch der Geist, in dem

Oppel das Buch schrieb, sozusagen das Ergebnis des Inhaltes, so daß auch dieser Geisteshauch verschwinden mußte, wenn der Inhalt ein anderer wurde. Wir wollen dem Leser nicht vorhalten, auf wie viele Einzelheiten sich das bezieht, müssen aber wenigstens die Hauptpunkte heraus greifen, in denen unsere Anschauung sich seitdem durch neue Funde und Erkenntnisse durchgreifend geändert hat.

Wir wissen heute, daß Ägypten weder ein so abgeschlossenes Land, noch ein so reiche Kulturgaben spendendes gewesen ist, wie Oppel wollte. Im Gegenteile hat sich Ägypten mehr und mehr als Kulturspeicher erwiesen, der im Laufe der Jahrtausende mit umgemünztem fremden Gute gefüllt wurde. Die Einfuhr überwog sehr stark die Ausfuhr, was man aber hatte, das bewahrte man, wie der heiße Sand und die kühlen Gräber die Altertümer und die Papyrusurkunden bewahrt haben. — Ferner ist aber auch umgekehrt die Legende von der starren Unveränderlichkeit der ägyptischen Kultur immer unhaltbarer geworden, nachdem der Schleier der alles verhüllenden Ramseskultur mehr und mehr gelüftet worden ist. Wohl war der Ägypter bewahrsam, aber es gab doch immer wieder anderes, Neues, das noch dazu kam. — Besondere Wirkung hatte Oppels Betonung der riesigen Größenverhältnisse, z. B. der Obelisken, Säulen und so weiter, wobei er freilich auch gelegentlich eine Säule als „Monolith", d. h. aus einem Stücke gehauen auffaßte, die in Wahrheit aus sehr vielen Trommeln und Trommelteilen bestand. Einerseits aber zog er weder andere Riesenbauten des alten Orients zum Vergleiche heran, so daß der Eindruck ein einseitig übertriebener wurde, noch konnte die damalige „Jetztzeit" es so leicht mit den Riesenbauten der alten Ägypter aufnehmen, — darin ist manches anders geworden, unter anderem auch in Ägypten selbst. In diesem Punkte haben wir noch immer auf ein Heranziehen des „Nichtägyptischen" möglichst verzichtet. Es wird noch immer gut sein für den Leser, wenn er sich einmal die wuchtige Größe der altägyptischen Bauwerke gesondert für sich genauer klar macht. — Ein vierter Punkt dieser Art ist die Überschätzung der geistigen Tätigkeit der alten Ägypter in einem höheren, philosophischen oder wissenschaftlichen Sinne. Nichts von alledem! Kein Verfall uralter höchster Weisheit, sondern ein allmähliches, verschrobenes Hineingeheimnissen in naive, aber unverstandene — weil primitiv ausgedrückte — Texte tritt uns aus der ägyptischen Literaturgeschichte entgegen. Das gilt besonders von der Religion, und wir bedauern, dem Leser den so

sinnvollen und wohldurchdachten Abschnitt Oppels über „Die Götter Ägyptens" nicht mehr in seiner früheren Schönheit vorlegen zu können. — Endlich haben wir die Jahrzahlen, die gleichfalls dazu beitrugen, durch ihre schwindelnde Höhe Eindruck zu erwecken, sehr erheblich herabsetzen müssen. Aus 4400 ist sogar das so wesentlich nüchternere 2780 geworden; und hier müssen wir dem Leser etwas Rechenschaft ablegen.

Ed. Meyer hatte seinerzeit als „Minimaldatum" für den alten bekannten Ägypterkönig Meni das Jahr 3180 (statt 4400) berechnet. Aus einem Papyrus von Kahun hat sich aber ergeben, daß Wosertasen III. (wir halten die neu vorgeschlagene Lesung „Senwosret" für verfehlt) etwa von 1885—1850 regierte, wodurch Meni auf 3000 käme. Wir sehen aber auch immer deutlicher, daß die übermäßig hohen Regierungszahlen oder deren Summen dadurch zustande kamen, daß man jedem Könige die volle Zahl seiner Regierungsjahre anrechnete, d. h. auch die seiner Mitregentschaft mit dem Vater, dessen Jahre gleichfalls voll berechnet wurden; und so werden wir auf die Zeit von 3000 bis 1950 wohl gut noch 200 Jahre abrechnen dürfen. Auffallend ist nun, daß die Listen alle mit König Menes (Meni) beginnen. Man rechnete in großem Cyklus nach Sirius-(Sothis-) Perioden von 1460 Jahren, und solche Perioden begannen um 1320 und 2780. Es liegt nahe genug anzunehmen, daß die Königslisten soweit hinauf reichten wie die Sothisrechnung, und daß diese eben unter Meni um 2780 begonnen wurde, so daß daraus seine Stellung als erster König sich erklärte.

Was sonst anders werden mußte, mag der Kenner des alten Buches aus dem neuen entnehmen. Im allgemeinen sei nur bemerkt, daß der Abschnitt über die Franzosen in Ägypten gekürzt, fast alles andere inhaltlich vermehrt worden ist, wie es das Gleichmaß und die neuen Funde erforderten.

Besonders schwierig war die Ausstattung des Buches mit neuen Bildern, einerseits wegen des Wunsches, eine Reihe der alten Vignetten unter allen Umständen beizubehalten, ohne daß die Illustration allzu ungleichartig würde, andererseits wegen der Fülle von Stoff, bei der es oft schwer war, die richtige Auswahl zu treffen. Um nichts Wesentliches wegzulassen, entschloß sich der Bearbeiter, die Auswahl der neuen Bilder aus dem vom Verleger reichlich gespendeten Materiale unabhängig vom Texte zu vollziehen und in diesem dann erst Bezug auf die Bilder zu nehmen.

Beim Texte wie bei den Bildern haben wir auch eine gewisse Rücksicht auf Ermans ausgezeichnetes „Ägypten“ genommen, derart, daß der „neue Oppel“ möglichst selbständig blieb, so verlockend es war, von Ermans grundlegendem Werke einen weitgehenderen Gebrauch zu machen. So wird, wer Ermans Buch kennt, im „Oppel“ Neues finden.

In gar manchen Fragen ist es heute nicht leicht, Endgültiges zu bieten, ja auch nur in Zweifelsfällen das Wahrscheinlichere zu finden. Das gilt z. B. von den Formen der Eigennamen, bei denen wir nach Kräften bemüht waren, das Richtige zu geben. Leider fehlt oft noch jeder Anhalt.

Wir schließen mit der Hoffnung, daß die neugeschaffenen Abschnitte ihrer Art nach nicht allzu stark von den alten abstechen mögen, so daß der Geist des Buches gewahrt blieb und neue Freunde sich zu den alten finden mögen!

Der Bearbeiter.

Inhalt.

I. Land und Volk.

II. Sagen und Geschichtliches.

Tafeln in Farbendruck.

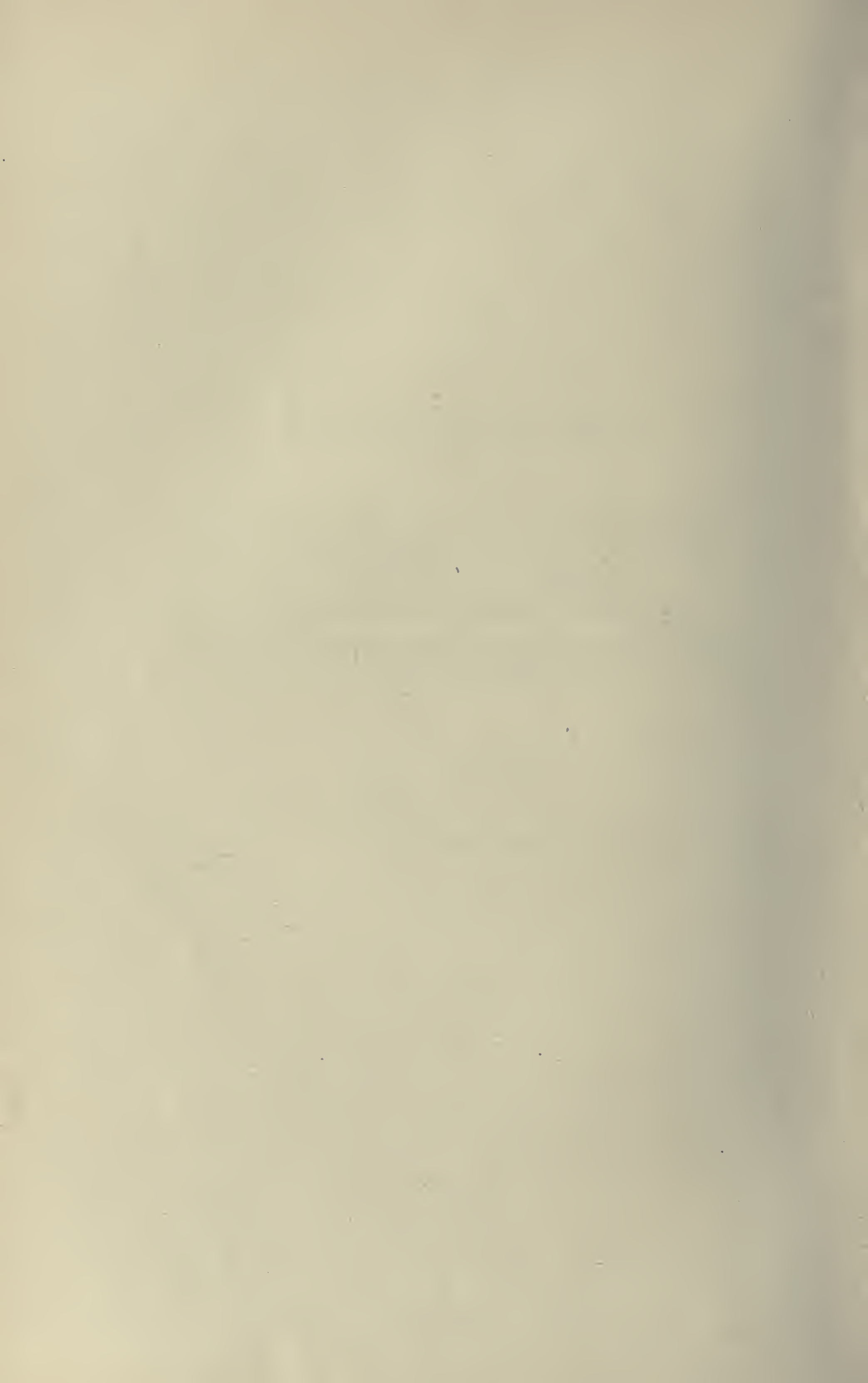
Das

Land der Pyramiden.



I.

Land und Volk.





Vor dreitausend Jahren.

1. Das gesegnete Wunderland Ägypten.

Ein unvergleichlicher Hochgenuß ist es, plötzlich in eine andere Welt versetzt zu sein, in ein anderes Klima mit fremden Erzeugnissen, zu anderen Menschen mit fremden Sitten und Gebräuchen, in eine Zeit, die nicht mehr ist. Und diesen seltenen Hochgenuß wollen wir uns jetzt bereiten. Versetzen wir uns im Geiste um dreitausend Jahre zurück, schwingen wir uns mit den Fittichen der Phantasie nach dem Tale des Nils, dem gesegneten Lande, in welchem es keinen Winter gibt, in welchem man nichts weiß von Schnee und Eis, in welchem auch um die Jahreswende der üppigste Blumenflor uns entgegen lacht und die Rosen lieblich duften; in jenes Land, in dem die Hundertjährigen keine Seltenheit sind! Kehren wir ein in das alte Ägypten, das Land der Wunder, das Schatzhaus uralter Kulturwerke, aus welchem Sidonier, Griechen und Römer so manches Wissen geholt, aus dem selbst ein Teil unserer heutigen Kultur stammt. Denn schon vor vier Jahrtausenden lebte dort ein hochgebildetes Volk; also zu einer Zeit, da unser Vaterland noch von einem Ende zum andern mit finsterem Urwalde bedeckt war, in dem der Bär und der Ur hausten; zu einer Zeit, da noch kein Rom stand, die Perser noch Europäer waren und an Indiens heiliger Ganga nur halbwilde Horden eines schwarzen Volkes sich tummelten.

An den Nil wollen wir im Geiste ziehen, sehen, was in weiter Ferne von einem untergegangenen Volke Gewaltiges unternommen worden ist, wie man in jenen alten Zeiten dort im Lande der Pyramiden dachte

und fühlte, wie man lebte, genoß und wieder einkehrte in die ewigen Wohnungen der Mutter Erde. Wir wollen mit einander den heiligen Fluß befahren, wandeln an seinen Ufern in den Palmenhainen, besuchen die belebten Städte und die lieblichen Dörfer, einkehren in die Läden und Wohnungen der Geschäftsleute, in die Paläste der Könige, in die Tempel und die stillen Gemächer der Weisen; wir wollen eindringen in die Pyramiden, in die Felsengräber und tief hinunter in die Katakomben.

Wohlan denn! Die Phantasie tut das Ihre — es sind dreizehnhundert Jahre vor Christi Geburt, und wir stehen an der Südgrenze Ägyptens, also ungefähr am 24. Breitegrade. Hier in der Nähe muß die vielberühmte Insel Philä sein. Dort steht ein Landmann in seinem Spargelfelde, der mag uns zurechtweisen. Ha — sind das Spargel! Drei Fuß lang und so dick, wie der Knotenstock eines Handwerksburschen! Doch — lassen wir das! Wir sehen uns noch näher um auf den Feldern. „Guter Freund, wo ist die Insel Philä?"

„Filä? Das kenne ich nicht."

„Nun, wo geht's denn nach dem Nil?"

„Nil? Nil?" Er schüttelt wieder sein ernstes Haupt. „Nil kenn' ich nicht."

Das ist sonderbar! Ein Ägypter und kennt den Nil nicht. — „Guter Freund, du bist wohl nicht aus Ägypten?"

„Ägypten? Kenn' ich nicht."

Halt, halt, jetzt haben wir's! Wir müssen erst die altägyptischen Namen wieder einführen, dürfen nichts anders nennen als die Eingeborenen. Das ist eine eigentümliche Sache. Die Beschreibungen des alten Ägyptens, welche aus der Vorzeit auf uns gekommen sind, wurden von Griechen verfaßt. Diese haben die alten Eigennamen von Städten, Personen, Göttern usw. zum Teil bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, zum Teil ins Griechische übersetzt, zum Teil nur mit einer griechischen Endsilbe bedacht, und es beburfte der ernstesten Studien und des ganzen Scharfsinnes der Ägyptologen, die alten, echten Namen wieder herzustellen. Ganz ist es bis zu dieser Stunde noch nicht gelungen.

Fragen wir jetzt den Landmann, ob er aus Qemet sei, so wird er uns ein freudiges Ja zurufen, denn Qemet hieß das Land, der Name des Flusses aber war Hapi. Im gewöhnlichen Leben jedoch gebrauchte man diesen Eigennamen fast nie, sondern sagte kurzweg Jaro, was nur allgemein Strom bedeutet. Es gab ja in ganz Ägypten kein anderes fließendes Wasser, und ein Mißverständnis war nicht möglich. Der uns geläufige Name Ägypten ist griechisch (Aigyptos), und Nil ist das

semitische Nahal, welches auch nur allgemein Fluß bedeutet. Das Volk aber nannte sich selbst: Rṓmĕtu, was so viel wie „Menschen“ bedeutet.

Gehen wir nun zu Schiffe, das ganze Land von Süden nach Norden auf den Fluten des Stromes zu durchziehen. Da steht ja schon die Barke zu unserer Reise bereit. Steigen wir ein!

Wir fahren abwärts. Rüstige Ruderer beschleunigen den Lauf des Schiffchens, daß es pfeilschnell auf dem Wasser dahin schießt. Der geschickte Steuermann da hinten sorgt schon, daß uns kein Leid widerfährt. Hier zu Lande gibt es die besten Schiffer der Welt; wird ja doch während der Überschwemmung Monate lang fast aller Verkehr durch Nachen vermittelt. Lassen wir uns zum Schutze vor der glühenden Sonne unter diesem Baldachin nieder und orientieren wir uns zuerst ein wenig!

Qemet, das alte Ägypten, ist im Norden begrenzt von dem Mittelländischen Meere, im Osten von der Landenge von Suez und dem Roten Meere, im Süden von Nubien. Hier läßt sich die Grenze nicht in ihrer ganzen Länge scharf bestimmen, da sie durch öde, unbewohnte Gegenden geht; doch können wir ziemlich genau den 24.° nördlicher Breite annehmen. Im Westen fällt die Grenze in das Libysche Gebirge, war also nie wirklich erkennbar, denn hier ist es wüst, kahl, durchaus unangebaut; Grenznachbarn konnten sich kein Stück Landes streitig machen, denn — es gab und gibt hier keine Grenznachbarn.

Der Flächenraum des Wunderlandes, welches wir durchreisen, beträgt ca. 8000 Quadratmeilen, also beinahe die Größe des Königreichs Spanien; bewohnt und angebaut sind aber nur etwa 750 Geviertmeilen, d. i. ungefähr so viel wie die Provinz Schlesien.

Mitten durch das Land fließt von Süden nach Norden in einer Länge von 320 Stunden der Jaro, der einzige Fluß des Landes; und nur das enge Stromtal, durchschnittlich nicht breiter als vier bis sechs Stunden, ist bewohnt und angebaut. Rechts, also nach dem Roten Meer zu, erheben sich steile Felsberge, die so kahl sind, daß nicht ein einziger Baum, nicht ein Grashalm auf ihnen zu sehen ist. Sie sind von trockenen Quertälern durchschnitten, halten sich ziemlich in gleicher Höhe und fallen am Roten Meere wieder steil ab.

In gleicher Weise erheben sich links die Libyschen Berge — nicht minder öde, einsam und tot. Doch sind hier die Abhänge schräger, so daß das Gebirge an den meisten Stellen erstiegen werden kann. Es reicht bis zur Libyschen Wüste und ist einigermaßen Schutzmauer gegen den alles begrabenden Sand. Von den Quertälern, die sich auch hier finden, führen einige zu den Oasen.

Der Fluß hat sein Bett meist auf der rechten, östlichen Seite des Tales. Etwa 40 Stunden vom Meere entfernt treten die Berge nach beiden Seiten zurück und lassen so eine Ebene zwischen sich frei, die immer breiter wird und ungefähr die Gestalt eines Dreiecks hat. Der Fluß teilt sich erst in zwei, später durch weitere Teilungen in sieben Arme, von denen der östlichste vom westlichsten an der Mündung etwa 50 Stunden entfernt ist. Der Weg, den der Nil nach seiner Teilung durchfließt, beträgt wegen der vielen Krümmungen immer noch 70 Stunden; von der ersten Teilung bis zur Südgrenze sind es 250 Stunden.

Die Einteilung in Ober-, Mittel- und Unterägypten, welche in unseren heutigen Lehrbüchern der Geographie beliebt wird, kannten die alten Ägypter nicht; bei ihnen gab es nur Torēs, das „Südland", reichend bis zur Teilung des Flusses, und Tomehet, das „Nordland", also der Teil, welchen wir heute das Delta nennen, und welcher damals auch den Nomen Tomere, „Land der Überschwemmung", führte.

Halten wir an und betrachten uns die Gegend! Wir sind noch immer an der Südgrenze Ägyptens. Der Nil hat hier durchschnittlich eine Breite von einer Viertelstunde. Von beiden Seiten treten die steilen Felsberge, welche namentlich rechts fast senkrecht wie eine Wand abfallen, bis auf 70 m und darüber nahe ans Ufer, ja, manchmal bleibt nur notdürftig Raum zu einem Fahrwege.

Hier sehen wir auf einer Länge von vier Stunden nur Granitgestein, das von der Stadt Syene den Namen Syenit erhalten hat. Das ist derselbe prachtvolle rote Stein, aus dem alle Obelisken, eine Menge Särge und andere kolossale Steinmetzarbeiten gemacht werden; dieser im ganzen Altertume weit und breit berühmte Stein, der so überaus beliebt war wegen seiner Farbe, seiner Dauerhaftigkeit und der herrlichen, spiegelglatten Politur, die man ihm hier in Ägypten zu geben weiß. Das schöne Rot wird meist nur in den Bruchstellen sichtbar; die Außenseite der Felsen hat eine dunklere, braunrote Färbung angenommen; aber die Steinmassen inmitten frischgrünender Bäume gewähren einen überaus malerischen Anblick.

An manchen Stellen ist der Granit heller — graugelblich — an anderen wechselt die Farbe noch mehr, wird schwärzlich. Hier ist er grau mit grünen Punkten, da schwarz mit weißen Punkten, dort dunkelgrün. Die letztgenannten Sorten sind besonders beliebt zu Bildhauerarbeiten, Bildsäulen der Götter und Könige, Sphinxen usw.

Aber jetzt müssen wir einen Blick auf den Fluß selbst werfen! Sieh, er erweitert sich, nimmt zu an Breite, und Inseln treten aus ihm hervor;



Die Insel Philae.

wir sind in eine wahre Inselwelt hinein geraten. Auf einem Wege von drei Stunden erheben sich über 160 größere und kleinere Inseln aus dem Flusse, meist kleine Felseninseln — auch wieder roter Granit — zum Teil aber auch größere, ebene Flächen, die angebaut und bewohnt sind; die kleinsten mögen kaum 100 m lang und etwa ebenso breit sein; die größte aber — und an diese kommen wir zuerst — ist über 20 Minuten breit und gegen drei Viertelstunden lang.

Wir halten uns nun rechts; denn drüben am linken Ufer ist es ganz unmöglich, durch alle jene Klippen hindurchzukommen. Plötzlich entrollt sich vor unseren Augen ein neues, herrliches Bild! Das ist der erste Tempel, den wir sehen! Dort taucht die Insel Philä auf. Sie heißt eigentlich P-i-lak, d. h. „die äußerste Insel", also die Grenzinsel; uns aber ist die griechische Form des Namens geläufiger. An sich ist sie ein unbedeutendes Inselchen, von Nordwest nach Südost in ihrer größesten Ausdehnung nur 330 m lang, 120 m breit. In einer Viertelstunde kann man längs des Ufers die ganze Insel umschritten haben. Aber wie viel ist darauf zu sehen! Vor allem der große, weit berühmte Osiristempel mit seinen Säulenhallen, mit den hohen Torflügeln, den Obelisken, mit all dem Bildwerk, den ungezählten Reliefsdarstellungen auf seinen Wänden! — Nur Priestern ist hier der Eingang gestattet; jedem andern sind die ehernen Pforten unwandelbar verschlossen — denn hier, hier schläft der große Osiris, hier ist er begraben. Daneben steht auch noch ein kleiner Tempel der Isis, seiner Gemahlin. Von Süden her nahten in Menge die frommen Wallfahrer; hier ist die große Landungstreppe, neben der die Boote, groß und klein, kostbar und bescheiden, anlegten, daß ihre Insassen auch einmal im Leben die heilige Insel besuchen und daselbst im Tempelhofe opfern und beten konnten. Welche Masse von Prachtbauten, Priesterwohnungen und Nebengebäuden! Bei den Einzelheiten können wir uns nicht aufhalten, aber einige Punkte wollen wir uns gleich hier merken:

1. Von den vielen Säulen an dem großen Tempel ist nicht eine wie die andere; sie haben sehr verschiedene Kapitelle, und dennoch — welche Harmonie! Das erinnert uns an die gotische Bauweise, bei der wir ja ähnliches finden — Verschiedenheit im einzelnen und Einheit im ganzen.

2. Alle Wände sind — viele tausend und aber tausend Quadratfuß groß — mit Bildern bedeckt, von denen die auf der Außenseite der Wände nicht nur mit bunten Farben gemalt, sondern auch erhaben sind. Aber weder die Farbe noch das Relief stört den Eindruck der einfachen, großartigen Architektur, denn die Erhabenheiten sind zu flach, um Schatten

zu werfen, und sie und die Farben stören nicht mehr, sobald man sich so weit entfernt hat, daß man den Tempel im ganzen überblicken kann.

3. Höchst merkwürdig ist die Art, wie die Ufer der Insel durch Mauerwerk gegen das allmähliche Herabrutschen der Erde und das Abspülen durch den Fluß gesichert sind. Die Mauern, welche sich jedoch nicht über die Fläche der Insel erheben, bilden gleichsam Gewölbe, die gegen das Wasser konkav, nach dem Innern der Insel konvex sind. So widerstanden sie dem Druck der Erdmassen von Jahrtausend zu Jahrtausend und bleiben für jeglichen Wasserbaumeister ein Musterwerk.



Säulenhalle in Pilak.

Westlich von Pilak, nur durch einen kleinen Nilarm von ihr getrennt, liegt die größere Insel Senem, heutzutage Bigeh genannt, von alten Zeiten her ein berühmter Wallfahrtsort mit stattlichem Tempel. Von hier hat man den schönsten Blick auf die Prachtbauten Pilaks, welche zwischen schlanken, duftigen Palmen, die nahen Felsberge im Hintergrunde, die dunklen Steinbrüche im Vordergrunde, ein äußerst malerisches Bild bieten.

Den Schluß dieser Inselgruppe macht das Inselchen Ab, „Elfenbeininsel“, Griechen und Römer gaben ihr später den Namen Elefantine. Hier sind die Tempelbauten noch viel prachtvoller, großartiger und ausgedehnter als auf Pilak, aber nicht in gleichem Grade ehrwürdig. Doch ist hier die Hauptstadt der südlichsten Provinz; hier steht der Tempel des widderköpfigen Gottes Chnum, und neben ihm verehrt man noch die beiden Kataraktengöttinnen Anke und Sati. Alljährlich wird ihnen ein siebentägiges Fest gefeiert, bei welchem eine goldene und eine silberne Trinkschale in die schäumenden Wogen des heiligen Hapi geschleudert werden.

Setzen wir unsere Reise weiter fort — wir kommen jetzt in den romantischsten Teil des ganzen Flußgebietes, in den Bereich der berühmten Katarakte. Den breitesten Teil des Flusses haben wir hinter uns, denn bei Pilak ist er drei Viertelstunden breit — die wildeste Partie liegt gerade vor uns. In grotesken Formen rücken die Felsberge von beiden Seiten nahe an das Ufer, so daß sie hier und da unmittelbar aus dem Wasser emporstarren und nicht eine Hand breit Boden lassen, wohin der Wanderer den Fuß setzen könnte. Das Wasser aber zischt und braust, und die Wellen schäumen und tosen; unzählige Klippen, Felsbrocken und scharfe Zacken ragen über den Wasserspiegel hervor oder sind dicht unter seiner Oberfläche verborgen, dem unkundigen Schiffer Tod und Verderben drohend. Ein weißer Schaum bedeckt den Fluß, und über eine Stunde weit reiht sich Strudel an Strudel und Wirbel an Wirbel. Das Schifflein wird von einer Stromschnelle in die andere gejagt. — Das sind die Wasserfälle des Nil, die freilich keine Ähnlichkeit haben mit dem, was wir gewöhnlich unter einem Wasserfalle verstehen. Wir verlangen, daß das Wasser haushoch oder wenigstens zimmerhoch senkrecht herabstürzt — Derartiges ist hier nicht zu finden. Der Strom rauscht über eine Masse von Felsblöcken und bildet so ungezählte Wasserfällchen, von denen aber keines höher als 15, höchstens 20 cm ist. So geht's fünf Viertelstunden weit fort. Einmal auch kommt eine Stelle, an der wenige Zacken über die Oberfläche blicken, die ganze Wassermasse aber in einer Breite von mehr als einer Viertelstunde (demnach noch etwas breiter als der berühmte Niagarafall) 9 m weit in einem Winkel von 15 Grad hinab schießt. Der Fall beträgt auf 9 m Länge also etwa gut 1 m in der Höhe. Auch das ist kein Wasserfall nach unserer gewöhnlichen Vorstellung, sondern nur eine außerordentliche Stromschnelle — aber es ist denn doch ein gewaltiges Hindernis für die Schiffahrt.

Bei der Fahrt stromaufwärts steigen die Schiffer hier aus und ziehen, am felsigen Ufer gehend, das Boot an Seilen hinauf. Talwärts geht's lustiger; gewandt steuert man die Barke nach der Mitte des Flusses, und — in einem Nu ist sie hinab geschossen und jagt pfeilgeschwind dahin in die tosenden Wasser, daß die Wellen zischend hinein spritzen und der Fremdling, der solche Fahrt mitmacht, wohl ängstlich die Hände faltet, weil er nicht weiß, wie ihm geschieht. Denn hundert Klippen drohen ihm den Tod, und er begreift nicht, wie es möglich ist, sie bei solcher Windesschnelligkeit zu vermeiden; er fürchtet in jeder Sekunde, das Schifflein müsse zerschellen. Freilich, zu solchen Fahrkunststückchen gehören ägyptische Schiffer! Sieh, wie der unsere so ruhig und gelassen



Der erste Nilkatarakt.

an seinem Steuer steht und sich ein lustiges Liedlein pfeift! Er hat schon oft mit seinem Boote auf den Wellen getanzt, und es ist nicht das erste Mal, daß er diese gefährliche Stelle passiert.

Mitten in diesen Strudeln und Wirbeln verlassen wir das rechte Ufer und steuern quer hinüber nach dem linken — denn das Fahrwasser will es so. Wir kommen gewissermaßen vom Regen in die Traufe! Rechts und links, vor uns und hinter uns erheben sich große und kleine Klippen, Zacken und Felsenspitzen die Menge. Bei sehr hohem Wasserstande verschwinden allerdings die meisten, dann aber bilden sich über ihnen tiefe Wirbel — Warnungszeichen für die Schiffer.

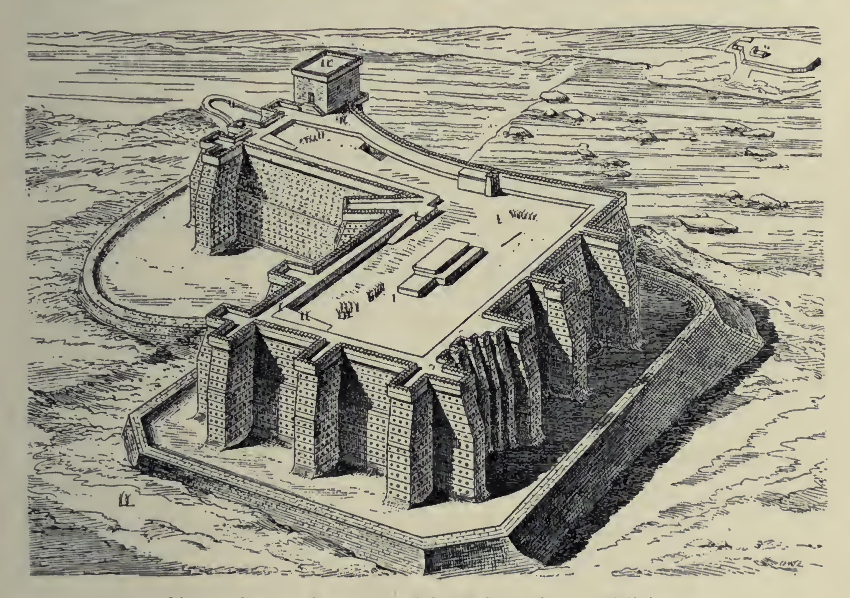
Wir bleiben nun auf dem linken Ufer bis zur Stadt Suan drüben am östlichen Gestade. Da liegt sie, die alte Grenzfeste Ägyptens mit ihren hohen Backsteinmauern, ihren festen Toren, prächtigen Tempeln und großen Kasernen! Denn sie ist eine Garnisonstadt, sintemal dem koschitischen Nachbar doch nicht zu trauen ist. Da sehen wir die Regimenter exerzieren und fechten mit Lanze und Schwert, Beil und Sichel Keule, Pfeil und Bogen; da wirbeln die Trommeln und schmettern die Trompeten, und Regimenter marschieren auf. Die ägyptischen Krieger sind weit berühmt und gefürchtet wegen ihrer Tapferkeit und Leistungsfähigkeit; war es doch ihr ganzer Lebensberuf, sich fähig zu machen zur Verteidigung des Vaterlandes und sich in Führung der Waffen stets zu vervollkommnen.

Übrigens ist Suan nicht die eigentliche Grenzfestung nach Süden hin. Weit, weit nilaufwärts, an der Südgrenze der ägyptischen Provinz Kosch, noch oberhalb eines zweiten Kataraktengebietes, liegen einander zwei mächtige Sperrforts gegenüber, Semne auf dem linken und Kumne auf dem rechten Flußufer. Wir sind also hier in aller Sicherheit.

Von der Insel Pilak bis hierher ist zu Wasser ein Weg von drei Stunden — in gerader Linie nur die Hälfte — aber in einer einzigen Stunde sind wir hinunter gefahren; der Strom fließt pfeilgeschwind. Hier — östlich und südlich von Suan (die Griechen haben Syene daraus gemacht, und das elende Araberdorf, welches heute dort steht, heißt As-Suān) — sind die großartigen Granitbrüche, die sich Meilen weit in Gängen und Kammern in dem Gebirge hinziehen. Von hier an hat die Schiffahrt bis zum Meere keine weitere Schwierigkeit; von hier kann man die kolossalen Steinmassen auf Flößen nach allen Gegenden des Landes schaffen. Nördlich von Syene ist kein Granitbruch mehr. Sobald wir die Stadt hinter uns haben, verändert sich die Landschaft; die

Stelle braunroter Granitfelsen nehmen jetzt hellgelbe Sandsteinberge ein; der Strom fließt ruhiger. Kein Riff, kein Strudel, kein Felsblock hemmt seinen Lauf; nur hier und da taucht noch eine flache, sandige Insel auf — die wildromantische Gegend des Granits liegt hinter uns; wir sind in die lieblichere Sandsteinregion eingetreten.

Jetzt kommen wir an einen Palmenhain. Fröhliche Menschen tummeln sich in munteren, lustigen Spielen zwischen den schlanken Stämmen der Dattelpalmen. Dort liegt eine anmutige Gruppe im Schatten saftiger Ölbäume. Überall der üppigste Pflanzenwuchs,



Die alte Festung Semne (nach der Restauration von Chipiez).

den sich unsere Phantasie vorstellen kann. Getreidefelder mit 2½—3 m hohen Halmen, 200—300 Körner in jeder Ähre! Und was für Wiesen! Das Gras ist handbreit und so hoch, daß der größte Stier nicht darüber hinaus sieht. Hier kommt ja gerade eine Herde Rinder von jener Meierei dort drüben am Rande der Berge. Welch stattliches Vieh! Eine Anzahl Hirten begleitet die Herde, und ein Oberaufseher mit einem Stocke in der Hand springt hierhin und dorthin, die Saumseligen anzutreiben und die Langsamen flink zu machen. Solch strenge Aufsicht ist aber auch nötig, denn die Herde besteht ja beinahe aus tausend Stück, und wenn sich eine Kuh, oder ein Ochse, oder so ein munteres Kälblein nicht am Rande der Wiese hält, sondern hinein spaziert in das hohe Gras,

dann ist's schwer, es wieder heraus zu finden. Zwar ist jedem Tiere aus Vorsorge eine bronzene Schelle an den Hals gehängt, damit man es wenigstens hören kann, wenn es in dem 2 m hohen Grase unsichtbar geworden ist; dessen ungeachtet geht das Jahr über doch manches schöne Stück Vieh verloren.

Und wahrlich, es fällt uns schwer, alles, was wir an wunderbarer Pracht und Üppigkeit der Vegetation vor uns erblicken, in kurzen Zügen wiederzugeben! Gurken, 50 cm lang — Kürbisse und Melonen, alle so groß wie unsere Zentnerkürbisse — Feigen von fabelhafter Größe — Brennesseln mannshoch, mit Blättern wie eine Hand — und sieh die Trauben dort in jenem Weingarten! Welche Beeren! Nun, es sind zwar nicht zwei Mann nötig, eine solche Traube zu tragen, aber es ist jedenfalls mehr als einer nötig, um sie aufzuessen. Ägypten ist berühmt durch seinen guten Wein; machen sich doch verschiedene Städte den Rang streitig, welche von ihnen den besten liefert. Die Weintrauben, Elel, wurden in große Säcke geschüttet und diese, in ein Gestell gespannt, mit Hebeln zusammen gewunden, zusammen gedreht, so daß auf diese Weise der Saft ausgepreßt wurde und in untergestellte große Gefäße träufelte. Der Wein, Jērp, aber wurde in mannshohen tönernen, mit Blasen und Leder zugebundenen Krügen aufbewahrt, bei Tische in prachtvollen Porzellankannen aufgetragen und aus bronzenen und goldenen Bechern, oder auch aus gemalten Porzellanschalen getrunken.

Gerade diese südlichste Region des Landes erzeugt den besten und stärksten Wein, sie hat deshalb auch im Munde des Volkes den allgemein bekannten Namen Weinland bekommen, und der Wein von Suan, Jērp en Suan, prangt auf der Tafel des Königs.



2. Von Syene bis Theben.

Halt! Was taucht denn dort aus dem Wasser auf und verschwindet wieder? Das ist doch kein Fisch? — O nein! das ist ein Krokodil!

Es sind gefährliche Bestien, die Krokodile. Im Schilfe verborgen, lauern sie mit unermüdlicher Geduld, bis eine Magd kommt, Wasser zu schöpfen, oder bis ein Wanderer, den die Hitze des Tages nieder drückt, Erquickung und Labung in den Fluten des gesegneten Niles sucht. Unser Schiffer erzählt uns: „Wenn das Krokodil einen Menschen erblickt, fängt es an bitterlich zu weinen, weil es weiß, daß der arme Mensch nun gefressen wird; und dann schießt es auf ihn zu und verschlingt ihn. Es ist auch so klug, daß es den abschüssigen Rand des Ufers mittels seines Schwanzes mit Wasser bespritzt, ja, in seinem Rachen Wasser hinauf trägt, um den Boden schlüpfrig zu machen, damit die Mägde mit ihren Krügen und Kannen ausgleiten, hinab stürzen und ihm leichter zur Beute werden."

Aber so klug auch das Krokodil ist, die Menschen sind doch noch klüger. Sie werfen dem Tiere Schlingen um den Kopf, ziehen es so ans Land und bringen es da um, indem sie ihm so lange ihre Messer in den Leib

und in die Augen stoßen, bis es vor Schmerz und Blutverlust stirbt. — Oder man befestigt ein Stück Fleisch an einen großen eisernen Angelhaken und legt es in die Nähe des Ufers. In einiger Entfernung wird dann ein kleines Tier — Lämmchen, Spanferkel oder dergleichen — zum Schreien gebracht. Das ist eine liebliche Musik für das Krokodil! Sogleich erscheint es und schießt nach der Gegend, von wo es die einladenden Töne vernommen. Da liegt ihm gerade der fette Bissen im Wege! Den will es natürlich auch mitnehmen, beißt zu — und ist im Augenblicke gefangen. Die verborgenen Männer ziehen das an dem Angelhaken befestigte Seil an, laufen mit großer Schnelligkeit davon und schleifen das arme, verratene Tier mit sich, bis ihm Hören und Sehen vergeht. Dann werfen sie ihm nassen Nilschlamm auf die Augen und schlagen es schließlich mit eisernen Stangen tot.

Den größten Teil des Tages bringen die Krokodile, truppweise im Schilfe liegend, schlafend zu, während eines von ihnen Wache hält; dagegen geht es nachts bei ihnen munter und lustig her. Sieh, dort auf jener flachen, sandigen Insel liegen wohl dreißig beisammen und lassen sich die warme Sonne in den offenen Rachen scheinen. Dabei liegen auch ihre Eier; sie sind nicht größer als Gänseeier, aber die Tiere, welche aus ihnen hervor kriechen werden, sind ausgewachsen oft über 6 m lang. Die Jungen verlassen ihr Gehäuse, nachdem die Eier einen ganzen Monat von der glühenden Sonne durchwärmt worden sind, wenn nämlich die Ichneumons und die Nileidechsen sich nicht früher über sie hergemacht und sie aufgefressen haben. Besonders die letzteren sind dem Krokodil gefährlich; sie fressen nicht bloß seine Eier, sondern auch seine Jungen.

Man hat mancherlei Fabeln von dem Ichneumon erzählt, z. B. er krieche dem schlafenden Krokodile in den offenen Rachen und durch den Schlund bis in den Magen, dann fresse er Magen und Gedärme auf, nage ein Loch in die Seite des Tieres und komme so wieder an das Tageslicht; — das ist nun freilich nicht wahr, aber er frißt doch so viele Krokodileier auf, daß er dadurch zum Wohltäter der Bewohner des Niltales und deshalb von diesen auch hoch verehrt und einbalsamiert wird. Er findet sich an der ganzen Küste von Nordafrika, ist ein äußerst scheues und furchtsames Tier, welchem ein Mensch nicht leicht nahe kommen kann, läßt sich aber mit geringer Mühe zähmen und gibt dann ein sehr sanftes Haustier, das bald die Stimme seines Herrn erkennt, ihm wie ein Hund folgt und in kurzer Zeit das Haus von Mäusen und Ratten vollständig gereinigt hat. Die Bauern bringen das junge Tier auf den

Markt, und man kauft es gern, weil es als Mäusejäger trefflich zu gebrauchen ist. Noch lieber als Vierfüßler frißt der Ichneumon kleine Vögel — Tauben, Hühner und dergleichen, am liebsten aber Eier — sie brauchen nicht gerade von einem Krokodile zu sein, Hühnereier und Enteneier sind ihm eben so lieb.



Regenpfeifer im Rachen des Krokodils. Im Hintergrund die Lotosblume.

So wenig angenehm dem Krokodil der Ichneumon ist, so liebe Freunde sind ihm die kleinen Vögel, Regenpfeifer genannt. Sobald es nämlich auf das Land kommt, fallen Schwärme von Schnaken und derartigen Insekten über dasselbe her, fliegen ihm in den Mund und setzen sich ihm ans Zahnfleisch.

Aber wenn das Ungetüm mit offenem, lippenlosem, stets gegen den Wind gekehrtem Rachen daliegt und schläft, und die kleinen Tierlein saugen ihm das Blut aus, dann kommt der leichte Regenpfeifer herbei, fliegt ohne Scheu in das Maul des Ungeheuers und frißt, ohne um Erlaubnis zu fragen, alle Schnaken und Mücken rein auf. Das Krokodil

läßt sich das gern gefallen, obwohl es zu dieser Arbeit eigentlich des Regenpfeifers nicht bedarf, denn es kann sich mit den Zehen seiner Hinterfüße sehr gut das Zahnfleisch selbst reinigen.

Fleisch und Fett dieses Tieres riechen und schmecken zwar sehr stark nach Bisam, werden aber doch gern gegessen; sein Blut ist ein Mittel gegen Schlangenbiß und gegen Flecken auf den Augen; das Fett wird auf Wunden gelegt, gegen Fieber, Zahnweh, Schnakenstich usw. angewendet, die Asche der verbrannten Haut stillt, wie man glaubt, den Schmerz bei Brand- und Schnittwunden.

Zehn Stunden stromabwärts liegt auf einer Anhöhe des rechten Ufers eine bedeutende Stadt, welche den Namen Nubi oder Unbi (Ombos), „Goldstadt", führt. Nicht daß hier Gold gegraben würde, aber es geht von hier eine viel befahrene Straße nach den großen Goldbergwerken in der Gegend des Roten Meeres; Nubi ist also der Platz, wo das Ergebnis des Bergbaues eingebracht und von wo es dann weiter versandt wird, gewissermaßen der Hafenplatz der Bergwerke. Ein kleiner Tempel, zu welchem eine schöne Treppe vom Strome aus hinauf führt, steht in der Nähe des Ufers; ein großer Doppeltempel, durch eine Mauer in der Längsachse in zwei gleiche Teile geteilt, weiter landeinwärts.

Wir sind weiter gefahren und kommen jetzt an den ersten Engpaß. Von Suan bis hierher hatte das Flußtal durchschnittlich eine Breite von anderthalb Stunden, aber hier, 15 Stunden nördlich von der Südgrenze, rücken beide Gebirgsreihen so nahe an einander, daß nur Raum für den Fluß selbst und für einen Fahrweg zu beiden Seiten übrig bleibt. Dieser Engpaß hat eine Länge von 18 Minuten, und weil die Sandsteinfelsen so nahe am Ufer sind, daß der Landtransport ganz wegfällt, sind hier die größesten Sandsteinbrüche des ganzen Landes zu finden und — vielleicht die großartigsten der ganzen Welt. Senkrecht erheben sich die Felsen bis zu einer Höhe von 17 m und darüber; sie bilden eine Viertelstunde lang rechts und links haushohe Mauern.

Da sehen wir kolossale Blöcke liegen, die mit meisterhafter Geschicklichkeit abgesprengt sind. Aber das Wunderbarste ist, wie sich diese Steinbrüche als Höhlen in die Felsen hinein arbeiten und diese Höhlen wiederum als Versammlungshäuser, Tempel, Gräber usw. benutzt werden. Da wird ein riesenhafter Saal mit majestätischem Eingange in den Felsen gehauen; alle Wände sind mit erhabenen, gemalten Figuren bedeckt; der Eingang ist mit Säulen geziert; aber was man heraus gehauen, ist alles in Gestalt behauener Werkstücke (z. B. Tragbalken von 7 m Länge) auf großen Flößen den Strom hinunter geschafft worden und dient dort unten

in Theben oder in Memphis vielleicht zur Errichtung eines Königspalastes. Mit denselben Steinen, die, hier heraus gemeißelt, einen unterirdischen Tempel übrig lassen, wird in weiter Entfernung ein überirdischer gebaut. Das Haus der Toten liefert das Material für das Haus der Lebendigen. In der Nähe liegt auf dem linken Ufer die Stadt Chennu.

Die Araber der Jetztzeit nennen diese schönen gelben Sandsteinfelsen, welche von beiden Seiten den Fluß wie Mauern einschließen: Dschebl Selseleh und behaupten, hier sei in alten Zeiten der Fluß durch eine quer über ihn gespannte Kette (Selseleh) in Kriegszeiten abgesperrt worden; aber davon wissen die Romĕtu, die alten Ägypter, nichts, und Chennu heißt „Schifferstadt" und deutet nur den lebhaften Handel an. Gleichwohl müssen wir annehmen, daß auch der heutige Name alt ist, gerade weil die Araber ihn sich nicht anders zu erklären wußten, als dadurch, daß sie ein Märlein erfanden. Er scheint gleich dem römischen Namen Silsilis aus ägyptischem Gelgel (später Dschelschel) herzustammen, das eine Felsenenge, zumal eine von Wasser durchrauschte, bedeutet. Nun erweitert sich das Flußtal wieder. Rechts bleibt zwar auf eine lange Strecke hin immer dieselbe steile, mauerartige Felswand; links aber sind sanfte, wellenförmige Anhöhen. Eine erquickliche Fahrt bringt uns nach der Stadt Adbu am westlichen Ufer. „Apollinopolis magna" sagten die Römer; heute liegt ein Araberdorf da, welches Edfu heißt.

Gegenüber öffnet sich das erste Quertal durch das Gebirge, eine wichtige Handelsstraße, welche in südöstlicher Richtung bis zu dem Roten Meere führt. Es ist eine außerordentlich gut gepflegte Landstraße. Von neun zu neun Stunden sind Karawanserais erbaut, die dem Wanderer Obdach und Erquickung bieten. Hier ließ schon König Setōi I., der Vater des zweiten Ramsĕse, um seine Arbeiter in den Goldbergwerken mit Wasser zu versehen, einen tiefen Brunnen graben. Von einem in dieser Bergwerkskolonie errichteten Tempel stehen heute noch zwei Kammern; alle Wände sind mit bildlichen Darstellungen und Inschriften bedeckt, welche nun entziffert sind und den ganzen Verlauf der damaligen Arbeit genau angeben. Da heißt es unter anderem: „Jahr 9, den 20. Epiphi, unter der Regierung des Königs Setōi I. An diesem Tage beschäftigte sich Seine Majestät mit den Gegenden, welche nach der Seite des Gebirges liegen. Sein Herz wünschte die Bergwerke zu sehen, aus welchen Gold ausgeführt wird. Als der König mit den im Wasserwesen Sachverständigen hinauf stieg, machte er unterwegs Halt, um stille bei sich zu

überlegen. Er sprach bei sich: „Das ist kein Weg, ohne Wasser! Es ist ein Ort, wo die Reisenden unterliegen durch die Vertrocknung ihrer Kehlen. Wo wäre die Stelle, um ihren Durst zu löschen? Das (angebaute) Land ist fern, die Gegend wüste." Und so weiter in lebendiger Ausführlichkeit, bis es heißt: „Als der Bau vollständig fertig war, kam der König, die Götter anzubeten. Neiget gnädig euer Angesicht, ihr Götter und Herren, die ihr den Himmel und die Erde besitzet in euren Herzen", und so fort. — An den Felswänden der Straße ausgehauene und bemalte Reliefbilder mit erläuternden Unterschriften bringen Nachrichten über die Gründer und Vollender dieser Heerstraße, auf der ein großer Teil des so wichtigen Handels mit dem Osten vermittelt wird.

Nach einigen Tagereisen gelangt man an große Marmorbrüche; weiterhin tritt Porphyrgestein zu Tage, dann kommt man wieder in die Granitregion und schließlich an die großen Heliotropgruben (fälschlich Smaragdberge genannt), die den schönen grünen, rot punktierten Edelstein liefern, aus dem eine Menge Luxusgegenstände der ägyptischen Frauen gemacht wird. — Noch etliche Stunden weiter — und wir sind zwischen den Dünen und treten hinaus an das Rote Meer. Hier ist die Hafenstadt für die nach Osten gehenden und von dort kommenden Seeschiffe — sieben Tagereisen von Abdu.

Doch wir verlassen den Fluß nicht, sondern fahren immer weiter nordwärts, an Sni vorüber (heute liegt ein Städtchen da mit Namen Esne) und gelangen nun an einen zweiten Engpaß. Mit diesem endigt die Sandsteinregion, und wir treten ein zwischen die ebenfalls gelben Kalkberge, welche uns nun bis zur ersten Teilung des Flusses begleiten.



Ichneumon.



Königsgräber bei Theben.

3. Die Hunderttorige.

Das Tal erweitert sich, die Berge treten mehr zurück, die Felder dehnen sich aus, und — dort — dort tritt jetzt die große Königsstadt, die hunderttorige, die hochgepriesene, hervor, der Sitz der mächtigen Beherrscher von Ober- und Unter-Ägypten, der „Söhne des Rīa". Die Griechen und Römer nennen sie Thebä oder Diospolis magna, aber die Ägypter nannten sie Niu-Amon, die große Stadt Amons; bei uns ist der aus dem Griechischen genommene Name Theben gebräuchlich. Auch dieser Name ist sicher ursprünglich ägyptisch, doch gibt es mehr als eine Möglichkeit, ihn zu erklären. Die Stadt hat eine Ausdehnung von zwei Stunden in der Länge, liegt an beiden Ufern des Flusses und reicht von einem Gebirge hinüber bis zum andern, hat somit eine Breite von drei bis vier Stunden.

Ja, das ist eine Stadt, mit der keine andere des ganzen Landes auch nur den Vergleich aushält! Ein guter Fußgänger braucht über zehn Stunden, bis er einmal den Spaziergang um die Mauern gemacht hat. Unser Fährmann behauptet, die Stadt könne 20 000 Kriegswagen ausrüsten und 70 000 streitbare Männer ins Feld senden. Mag das auch

übertrieben sein — und daran ist kein Zweifel — so bleibt es doch unumstößlich, daß Niu-Amon nicht nur das Haupt aller Städte in Ägypten, sondern auch die Krone aller Städte ihrer Zeit ist. Daran mahnt uns alles, was wir erblicken — der Luxus der Spaziergänger — die einladenden Promenaden in den Palmenwäldchen — die Eile und Geschäftigkeit der Vorübergehenden — das Leben auf dem Flusse und — das Erscheinen der reichen Müßiggänger. Hier läßt sich einer, während er ruhig schläft, von seinen Dienern in einer Sänfte spazieren tragen; — dort rudert ein anderer in einem vergoldeten kleinen Boote; — da drüben bemüht sich ein dritter, die Zeit mit Fischfangen tot zu schlagen. Sklaven haben ihm einen prachtvoll gepolsterten Sessel an das Ufer getragen, ihm einen Teppich unter die Füße gelegt, und hinter ihm steht ein Diener mit dem Sonnenschirm und ein zweiter mit dem Fliegenwedel. Es geht eben in Ägypten wie überall auf der Welt: wer die Zeit recht gut anwenden würde, hat sie nicht, und wer sie hat, weiß nicht, was er damit machen soll.

Jetzt fahren wir zwischen die ersten Häuser hinein in die Königsstadt. Gleich rechts haben wir das alte Hafenviertel. Welch reges Leben! Welch buntes Treiben! Da liegen die Handelsschiffe mit Töpferwaren aus Abdu und mit Webereien aus Sni, mit Luxusartikeln aus Memphis und mit Weinen aus verschiedenen Gegenden. Hier wird gekauft und verkauft den ganzen Tag. Eine große Reihe von Läden ist am Ufer aufgeschlagen, und in tollem Gedränge wogen die Menschen durch einander. Das ist ein lebendiges Bild! Hier würfeln zwei Matrosen mit einander — da läßt sich ein Seiltänzer sehen — dort schallt lauter Gesang aus einem Weinhause. Und welches Treiben erst auf dem Flusse! Hunderte von Frachtschiffen liegen vor Anker oder kommen oder gehen; und noch viel größer ist die Zahl der Gondeln, die zur Überfahrt auf das andere Ufer oder zu Lustfahrten dienen. Die Schiffer in Niu-Amon haben ein einträgliches Geschäft; auf einer Strecke von zwei Stunden fahren fortwährend die Nachen hinüber, herüber, und so geht's vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Und der Jaro ist hier noch 380 m breit! — Aber noch zahlreicher als die Schifferboote sind die Luxusfahrzeuge, die prachtvollen Gondeln der Reichen, welche zum Teil in einem Farbenglanze strahlen, der das verwöhnteste Auge blendet.

Am rechten Flußufer sahen wir vorhin eine gewaltige Gebäudegruppe, immer ein Tempel hinter dem andern ward sichtbar, mit glatten, buntbemalten Riesenwänden. Am letzten wird noch gemalt, der Neubau bildet den vordersten Tempel, eine Art ungeheurer Vorhalle, die

zweite Halle ist schon über 200 Jahre alt und von König Amenhotep III. gebaut. Jetzt aber bekommen wir den Blick auf eine Tempelanlage, die sich weit über einen Kilometer unserer Rechnung lang hinzieht. Nicht ein Tempel ist es, sondern eine ganze Tempelstadt, und wieder liegen mehrmals ganze Reihen von Gebäuden in einer Reihe hinter einander. Hier wohnt Gott Amon mit seinen Freunden, Verwandten und Dienern, fürwahr, eine Götterstadt, mit der sich so leicht keine zweite vergleicht!

Doch — fahren wir weiter, weiter, immer hindurch bis an das Nordende der Stadt. Dann steigen wir auf ein paar Stündchen aus, wandern hinüber nach jenen Bergen im Westen und blicken von da herab auf das königliche Niu-Amon mit seinen Herrlichkeiten, seinen Tempeln und Palästen, seinen Wohn- und Kaufhäusern, seinen Kasernen und Gefängnissen.

Und in diesen Bergen da drüben liegt auch eine Stadt, eine Stadt, die noch größer ist als jene, die noch weit, weit mehr Einwohner zählt; aber dort erfüllt kein Getümmel mehr die Straßen, da wird nicht mehr gehandelt und gefeilscht, da tönt kein lustiger Gesang mehr, da ist's still und tot — denn es ist die Totenstadt.

Das Kalksteingebirge im Westen fällt hier 95—125 m ziemlich steil ab, an einzelnen Stellen bildet es förmlich senkrechte Wände, und in allen Höhen ist es von Stollen und Galerien durchzogen. Zwei Stunden weit ist es durch eine ungemessene Zahl von Gängen ausgehöhlt, die mehrere Hundert Fuß tief eindringen, sich verzweigen, wieder von Quergängen durchschnitten sind, zum Teil in Kammern oder auch in ziemlich geräumige Säle auslaufen, zum Teil in sich selbst zurückführen. Hier sind die ewigen Wohnungen derer, die da drunten in der Stadt ihre Herbergen aufgeschlagen haben.

Unmittelbar am Rande der senkrecht aufsteigenden Felsenmauern liegt der Totentempel einer großen ägyptischen Königin, der Hatschepsowet, die vor 3½ Jahrtausenden 21 Jahre lang über Qemet gebot. Zwei Säulenreihen über einander erheben sich, jede eine breite Terrasse abschließend, wie der natürliche Grund und Boden sie darbot, aber durch Kunst erhöht und ausgeglichen, und mit Mauern eingefaßt. Ein rampenartiger Aufgang verbindet die Absätze unter einander und trennt die Gebäudegruppe in einen nördlichen und südlichen Teil. — Mit dieses Tempels Erbauerin werden wir uns noch später beschäftigen. Die Trümmerstätte heißt heute Der-el-Bahri, nach einem heute auch wieder verfallenen Kloster, das koptische Mönche in die Ruinen hinein gebaut hatten.

Tief hinten in Felsschluchten verborgen liegen in zwei Hauptgruppen die Gräber der Könige, und hier ruht auch König Amenhotep III. an kühler Stätte. Weiter vorn nach dem Jaro zu und etwas stromaufwärts liegt eine dritte Gruppe von Felsengräbern; sie umfaßt die Ruhestätten der Prinzessinnen des königlichen Hauses.

Unten, noch am Fuße der Berge, sind die Privatgräber der Vornehmen — mit prachtvollen Eingängen, innen mit farbenstrahlenden Skulpturen geschmückt; da liegen die Leichen in Särgen von Alabaster, Marmor oder Granit. Höher hinauf sind die Gräber, in welchen man sich einen Platz kaufen kann. Es ist ein ziemlich einträgliches Geschäft, Grabbesitzer zu sein, und manche leben nur von dem, was ihnen die Gräber eintragen.... Hier sieht man zumeist nur hölzerne, manchmal auch noch steinerne Särge, dann sind sie jedoch nur von Kalkstein oder Sandstein. — Beschwerliche, steile Fußpfade führen noch höher hinan. Dort oben sind die öffentlichen, allgemeinen Gräber; da ruht der ärmere Teil der Bevölkerung, der sich mit dem bescheidensten Sarge begnügen — ja, auch ganz darauf verzichten muß. Tausende und aber Tausende von Mumien sind nur auf ein Brett gebunden und in Reih und Glied hier innen aufgeschichtet.

Stehen wir hier auf diesen Bergen und blicken wir nach Osten, so haben wir hinter uns den kahlen, toten Fels, eine steinige Wüste, in der kein grünes Hälmchen zu sehen ist, die kein Blatt schmückt, in der kein Tropfen Wassers zu finden. Um uns ist alles still und öde; kein Tierlein schlüpft über den Boden; nicht ein Käfer, nicht eine Fliege summt hier um uns. Und unter unseren Füßen, im Boden selbst, ruhen die Hunderttausende, die vor uns gewesen sind, in ihren dunklen Kammern. Aber nach Morgen zu breitet sich vor unseren Blicken das Bild des Lebens aus.

Sieh, da liegt sie, weithin sich ziehend, die herrliche Amonsstadt! Worte reichen nicht hin, zu schildern alle die Pracht und Herrlichkeit, welche sie einschließt. Da drüben der große Tempel im Nordosten hat eine Länge von 350 m, und wer die Runde um die Mauer machen wollte die auch noch den Tempelhof einschließt, brauchte mehr denn eine halbe Stunde dazu. Dort ragen zwei Obelisken hervor, jeder 20 m hoch — aber weiter hinten stehen noch andere, die sind über 25 m hoch, aus einem einzigen Granitblocke gehauen! Jene sitzenden Bildsäulen, die den König und seine Gemahlin vorstellen, messen 13 m, und hier ganz in der Nähe im Fuße des Berges stehen noch zwei, die haben eine Höhe von 17 m; sie stellen König Amenhotep III. dar. Millionen Pfunde

wiegt ein jeder; auf Flößen wurden sie von Suan bis hierher befördert. Die Hunderttorige wird die Stadt genannt, doch bezieht sich dieser Name nicht auf die nach außen führenden Stadttore, sondern auf die hohen Tempel- und Palasteingänge mit ihren turmartigen Flügelgebäuden.

Aber auffallend ist es: so groß auch der Luxus, so verschwenderisch die Pracht an öffentlichen Gebäuden, so einfach und bescheiden sind die Privathäuser, wenigstens von außen! Alle nur von Backsteinen, jedes Schmuckes bar.



Totentempel der Königin Hatschepsowet in Der-el-Bahri.

Ja, Freund, es sind auch nur die Herbergen, in denen sich die Bewohner von Oemet vorübergehend aufhalten; die besseren Wohnungen, die für die Ewigkeit hergerichtet und geschmückt werden, die sind unter unseren Füßen. Und die Leute hier zu Lande sprechen mit einer eigentümlichen Schwärmerei von der Einkehr in ihr Schlafkämmerlein, an dem die Reichen ihr ganzes Leben lang arbeiten lassen, um es auszuschmücken. Es schläft sich gar ruhig und still da drinnen im kühlen Schoße der Berge.

Wir wollen hinunter steigen, zur Stadt zurückkehren und unsere Fahrt stromabwärts fortsetzen.



Tempelruinen von Tenturer.

4. Von Theben bis Amarna.

Etwa neun Stunden nördlich von Theben wendet sich der Fluß plötzlich in einer starken Krümmung nach Westen. Hier liegt auf dem rechten Ufer die Stadt Kobt (das Koptos der Griechen). Von hier zieht sich wieder ein Quertal durch die Berge, das nach einem Wege von 40 Stunden an das Rote Meer führt. Nachdem wir eine Strecke nördlich gefahren sind, kommt abermals eine Flußbiegung nach Westen, und hier liegt auf dem linken Ufer die alte berühmte Stadt Tenturer (das Tentyra der Griechen) mit ihren prachtvollen Tempeln.

Die Vegetation ist überall gleich üppig, das Land ein wahres Paradies. Allein das Schönste ermüdet, wenn keine Abwechselung eintritt, und diese haben wir nicht, bis wir in die Gegend von Memphis, an die Pyramiden kommen. Aber dorthin sind es noch mehr denn 150 Stunden. Glücklicherweise findet sich manches, uns die Zeit zu verkürzen, und die Fahrt stromab geht sehr schnell.

Schaue dort das Riesentier am Flußufer stehen und im Strome die sonderbare Gruppe, alt und jung! Das ist kein Krokodil. Es ist ein Nilpferd, der Behemoth der Bibel, bei den Ägyptern Tebt genannt. Seine

Stimme soll eine Spur von Ähnlichkeit haben mit dem Wiehern des Pferdes; der griechische Geschichtschreiber Herodot erzählt auch, daß es genau so groß sei wie ein Pferd, einen Schweif habe wie ein Pferd und eine lange Mähne am Halse. Das finden nun die Ägypter nicht (und andere Leute auch nicht), daher nennen sie das Tier auch kein Pferd, sondern, obwohl es keine Hörner hat, aber doch brüllt wie ein Büffel und sehr plump ist, lieber Wasserochse.

Die Jagd auf dieses ca. 4 m lange Ungeheuer ist übrigens äußerst einträglich. Von den jungen Tieren ist das Fleisch sehr schmackhaft, von den alten zwar hart und schwer verdaulich, aber doch immer besser als gar keins; und wenn man es auch billig verkaufen muß, kommt doch ein schönes Sümmchen dabei heraus, denn so ein Tier wiegt seine dreißig Zentner. Das Fett wird bei der Zubereitung der Speisen benutzt; die Knochen kauft der Dreher; die Zähne werden zu Elfenbeinschnitzereien verwendet und teuer bezahlt, zum Teil im Lande selbst verarbeitet, zum Teil nach Phoinikien geschickt; aus der Haut macht man Schilde, Helme und, wenn sie recht hart getrocknet ist, sogar Lanzenschäfte.

Nicht nur weil die Jagd so einträglich ist, verfolgt man das Tier, sondern auch darum, weil es so großen Schaden verursacht. Obwohl es kein Fleisch frißt, ist es doch den Badenden und denen, welche Wasser schöpfen oder in kleinen Booten den Fluß befahren, sehr gefährlich. Nachts geht es heraus auf die Getreidefelder, frißt den vierten Teil des größten Ackers kahl ab, dann macht es sich noch eine kleine Bewegung nach dem Essen und zertrampelt die übrig gelassenen Saaten mit seinen ungeschlachten Füßen.

Jenseit Memphis kommt das Nilpferd seltener vor; dort gehört es zu den sogenannten heiligen Tieren und wird so leicht nicht getötet.

Die Ufer zeigen uns im Augenblicke nichts Neues; bald aber werden sie uns des Interessanten so viel bringen, daß wir es nicht vom Schiffe aus genügend sehen können, sondern aussteigen müssen. Benutzen wir vor der Hand also noch die Zeit, das Leben im Flusse zu beobachten.

Sieh doch diese unsägliche Menge von Fischen! Und sonderbare Bursche mitunter. Da ist einer, der ist $\frac{2}{3}$ m lang und hat die Gestalt einer Schlange, spritzt aber das Wasser aus wie ein Walfisch. Seine Schuppen sind so hart, daß man ihn nicht durchschneiden kann; deshalb röstet man ihn auf heißen Platten; dadurch schrumpft das Fleisch zusammen, löst sich von dem harten Schuppenpanzer los, und nachdem man den Kopf abgebrochen hat, kann man den Fisch aus seiner Haut ziehen, wie einen Dolch aus seiner Scheide.

Die stacheligen Kugeln, welche dort schwimmen sind auch Fische. Durch die Stacheln schützen sie sich, wie die Igel, gegen ihre Feinde; so rund, wie sie jetzt aussehen, sind sie aber nicht immer. In der Regel sind sie länglich; sie haben jedoch die Fähigkeit, sich so aufzublasen, daß sie förmliche Kugeln werden. Bleiben sie in dieser Gestalt bei den Nilüberschwemmungen nach dem Rücktritte des Wassers auf dem Lande liegen, so werden sie, sobald sie tot sind, von den Kindern gesammelt, getrocknet und — nachdem die Stacheln abgebrochen sind — als Bälle benutzt. Sie haben übrigens auch ein vortreffliches Fleisch.

Was kollert denn dort so sonderbar auf dem Wasser umher? Es scheint zu rollen. — Das ist eine Nilschildkröte. Diese Tiere werden 1 m lang, geben eine schmackhafte Speise und haben die seltsame Gewohnheit, sich, wenn sie oben auf dem Wasser erscheinen, um sich selbst zu drehen, so daß man bald ihren Rücken, bald den Bauchschild sieht.

Aber nun müssen wir wieder die Ufer betrachten.

Bei Tenturer wendete sich der Fluß nach Westen, und etwa zehn Stunden weiter zweigt sich links ein sehr breiter Kanal von ihm ab, der sich dicht am Rande der Libyschen Berge hinzieht und dadurch einen — je nach der Bodengestaltung — zwei bis fünf Stunden breiten Landstrich abgrenzt, der — östlich vom Nil, westlich vom Hauptkanal eingeschlossen und in seiner ganzen Länge von einer unnennbaren Zahl kleiner Querkanäle durchschnitten — gerade der schönste und fruchtbarste Teil des ganzen Niltales ist. Der große Kanal hat eine Länge von 160 Stunden und mündet unterhalb der ersten Teilung des Flusses in den linken westlichen Arm.

Das östliche Gebirge rückt sehr nahe, meist bis auf drei Viertelstunden, ja bis auf eine halbe Stunde Entfernung an den Fluß; aber auf der linken Seite dehnt sich ein fünf bis sechs Stunden breiter Garten aus, darüber hinaus bilden die gelben Kalkberge den Hintergrund des Gemäldes, und an diesen erscheinen wieder von Zeit zu Zeit die schwarzen Eingänge zu den Felsengräbern. Das steile Gebirge des Ostens ist häufig von Quertälern durchschnitten; einmal tritt es so nahe an den Jaro heran, daß das heilige Wasser fast den Fuß des Berges bespült, um bald darauf ein breites Tal frei zu lassen. Durch dieses Tal geht ein wichtiger Weg nach Osten durch die Wüste zu den Porphyrsteinbrüchen und dem „Meere der Schiffahrt", dem Roten Meere. Dann tritt wieder links einmal der Kanal nahe an den Strom heran, aus seiner Richtung gedrängt durch einen weit vorspringenden Gebirgsstock, der mit Gräbern aus alter Zeit durchsetzt ist und ehedem sein Steinmaterial zu Bauten und Bildsäulen lieferte. Hier verbreitert sich das Tal

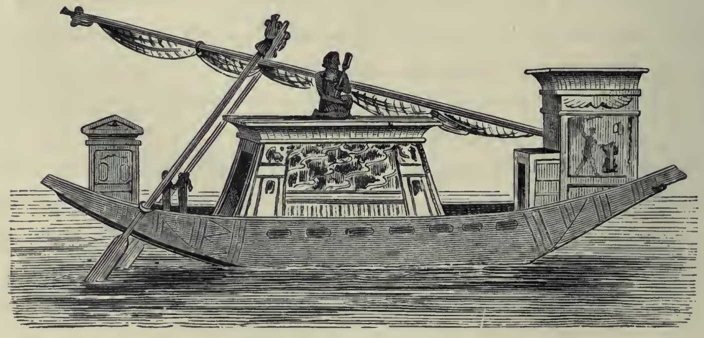
ausnahmsweise nach Osten, aber bald treten die Berge am rechten Ufer wieder ganz nahe an den Jaro heran; wir fahren wie um ein Vorgebirge. Der Jaro verläßt seine bisher nordwestliche Richtung und biegt sich neugierig nach Osten hinüber. In der Tat: hier gibt es etwas sehr Merkwürdiges zu sehen! Eine Stadt, eine Riesenstadt mit Tempeln und Palästen, Wohnhäusern an regelmäßig verlaufenden Straßen liegt — in Trümmern! Verlassen von der Bevölkerung, wie wenn ein Bann, ein Fluch auf dem üppigen Boden läge, der Palmen wachsen läßt in den Wohnungen der verschwundenen Menschen! Sind sie alle ausgestorben und beigesetzt in den Gräbern drüben am Berge? Wir haben das Gefühl, als müsse hier etwas ganz Wunderbares, ganz Unerhörtes stattgefunden haben. Auf unsere Frage macht der Schiffer ein sehr bedenkliches Gesicht, mustert uns, als ob er glaube, wir könnten ihn zum Narren halten oder gar auf sein Verderben sinnen wollen — endlich kommt es kurz und trocken heraus: „Darüber spricht man nicht." Es hat aber nicht den Anschein, als ob das Schweigen unverbrüchlich sein solle, denn er schaut sich um, ob unberufene Ohren in der Nähe sein könnten, und sieht uns dann mit verschmitztem Lächeln an. Er schweigt. Wir fangen an zu verstehen und legen einen goldenen Ring, wie er in Qemet anstatt des Geldes dient, auf die Matte, die den Schiffsboden bedeckt. „Wir sind Fremde." Ein gebräunter Fuß tritt auf den Ring, den wir nicht wieder sehen, und langsam, halb murmelnd erzählt uns der braune Schiffmann die schreckliche Geschichte.

„Vor vielen hundert Jahren regierte über Qemet ein mächtiger König, der hieß Amenhotep, der dritte seines Namens, oder Nebmorîa. Das war ein frommer Herrscher, und er hat viele Tempel gebaut, den großen Gott Amon verehrt und seinen Priestern viel Gutes erwiesen. Aber er machte ein Weib zur Königin von Qemet, Teje hieß sie, von der man nicht wußte, woher sie kam — vielleicht war es ein Geisterweib, wie sie in der Wüste hausen. Als der König starb, folgte ihm sein Sohn auf dem Throne. Er hieß auch Amenhotep oder Noferchepría. Aber er war kaum als „Sohn des Amon" und König von Ober- und Unterqemet anerkannt worden, da begann er auch schon, sich gegen den großen Amon zu kehren. Er meinte, es gäbe gar keine Götter, die wie Menschen aussehen und einen Kopf wie ein Widder hätten. Das war freilich ein Irrtum von ihm, denn ich bin selbst einmal als Kind in den Raum im Tempel gekommen, in den nur die Priester gehen dürfen; dort saß der große Amon auf einem Throne, in Menschengestalt und mit dem Haupte eines Widders, wie er überall an den Tempelwänden

gemalt wird. Aber der König Amenhotep IV. muß wohl den großen Gott nie gesehen haben, denn man sagt, nur fromme Leute könnten das, und der König von damals war nicht fromm. Ja, er befahl sogar, alle Bilder des Gottes Amon zu vernichten, und alle anderen, die nicht zu seinem Gott stimmten; denn Amenhotep führte einen neuen Gott ein, der sah aus wie eine goldene Scheibe mit Stielen, an denen Hände sitzen. Der arme König muß ganz verblendet gewesen sein, daß er glauben konnte, so sähe ein Gott aus! Vielleicht mag es anderwärts solche Götter geben, aber in Qemet gewiß nicht. Das haben ihm auch die hochwürdigen Priester in der Hauptstadt gesagt und sie wollten die Bilder Amons nicht zerstören. Da verließ aber der König mit allen seinen Anhängern die große Amonstadt und zog hierher und baute Tempel und Paläste, und baute eine ganz neue Stadt, die nannte er Chowet-Atōn, und auch er selbst nahm einen neuen Namen an und nannte sich Achunatōn („Verkörperung der Scheibe") und meinte wohl gar, er selber sei der neue Gott. Den Gott Amon aber verfolgte der irregeleitete König, wo er konnte, und er hat sogar in den Inschriften seines frommen Vaters überall den Namen Amon wegmeißeln lassen, wo er vorkam.

Aber Amon war doch der wirklich große Gott. Als „Achnaton" 12 Jahre lang König gewesen war, da starb er, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Nicht lange hat es dann gedauert, da sahen seine Anhänger ihren Irrtum ein, zogen wieder nach Niu-Amon hinauf und ließen die Stadt hier in Trümmer verfallen. Und wenn ich damit Prinz von Kosch werden könnte, ich möchte hier nicht wohnen!"

So schließt der Erzähler seinen Bericht. Ein letzter Blick auf die letzten noch sichtbaren Säulen dieses ägyptischen Pompeji, das der Fluch Amons immer tiefer in den Wüstensand eingraben wird — und nun weiter, stromabwärts!



Ägyptische Reisebarke.

5. Das Fajjûm.

Vierundzwanzig Stunden vor Memphis kommen wir an ein Quertal, das etwa eine Stunde breit in das Gebirge hineinführt. Da müssen wir aussteigen und das berühmte Tal besuchen, dessen Eingang wir hier vor uns haben. Auf der Nordseite dieses Eingangstales sehen wir auf einer hohen Schutt-Terrasse die erste Pyramide. Sie ist an jeder Seite 50 m lang und hat eine Höhe von 32 m. Der Kern ist von Kalksteinen aufgemauert, außen ist sie mit Backsteinen bedeckt, die etwa 17 cm breit und 50 cm lang sein mögen. Aus Nilschlamm und gehacktem Stroh gemacht, geben sie der Pyramide ein fast schwarzes Aussehen.

Etwa zwei Stunden weiter, am Ende dieses Passes, liegt das berühmte Labyrinth, ein prachtvoller Palast, der später 3000 Zimmer enthalten haben soll, 1500 über der Erde und 1500 in den Felsboden eingehauen. Die Säle sind mit herrlichen Standbildern geziert, die Höfe ringsum von Säulenhallen umgeben, alle Wände mit Bildern und Inschriften geschmückt; es bedeckt eine Fläche von 340 m in die Länge und 310 m in die Breite und ist wohl das großartigste Gebäude des ganzen Altertums. Wenn dem griechischen Labyrinthos ein ägyptisches Wort zu Grunde liegt, so mag es wohl in Lapu-re-hin-t, das ist Tempel von der Schleuse des Kanals, zerlegt und gefunden werden. Das Riesengebäude ist allmählich durch allerlei Anbauten in regellosem Durcheinander zu einer Art Nationaltempel entwickelt worden, in dem jeder ägyptische Gau sein besonderes Gemach hatte. Der Kern des Ganzen scheint ein Kulttempel des Königs Amen-em-het zu bilden, auf den wir bald zu sprechen kommen. Gleich hinter diesem Riesenpalaste sehen wir wieder eine Pyramide, die 95 m breit und 50 m hoch ist. Diese ist ganz aus Backsteinen aufgeführt, nur die Kanten sind Kalkstein.

Und hier öffnet sich nun ein Felsenkessel, wenn wir das Tal so nennen dürfen — Boden und alle Wände rundum gelber Kalkstein die Wände ziemlich steil — Ausdehnung in die Länge 18, in die Breite 15 Stunden — ein von dem befruchtenden Jaro getrenntes, etwa 64 Quadratmeilen großes Tal inmitten der Berge. Was erwarten wir von diesem Felsentale? Öde, Leere, gewiß keine Spur von Leben. — Aber was finden wir? Einen frischen, saftigen Pflanzenwuchs, eine muntere,

starke Bevölkerung, Dorf an Dorf und Stadt an Stadt, alles in üppiger Lebensfreude schwelgend — mit einem Worte: ein von Felswänden eingeschlossenes Paradies. Und wer hat dieses Wunder bewirkt? Wodurch war es möglich, solches zustande zu bringen? Das hat die über alles Lob erhabene Bewässerungskunst der Ägypter getan.

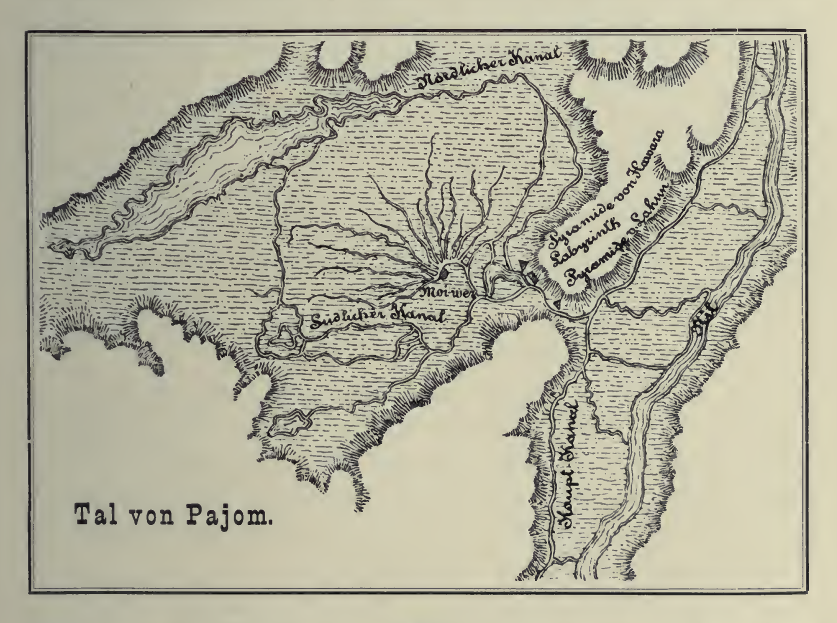
Wie nebenstehende Karte zeigt, kommt oberhalb des mehr erwähnten Einganges ein breiter Kanal quer herüber von dem Flusse in den mit ihm parallel laufenden Hauptkanal, so daß diesem hier stets vollauf Wasser zugeführt wird. Von diesem Hauptkanal aber führt eine andere künstliche Wasserstraße bis in die Mitte des Felsentales. Hier liegt die Stadt Moi-wer (auf deutsch: die Stadt des großen Wasserbeckens). Von dieser, als dem Mittelpunkte aus, verbreiten sich strahlenförmig Bewässerungskanäle nach allen Seiten, und so wird dieses Tal, in dem ohne solches Kunstwerk auch nicht ein Hälmchen Gras wachsen könnte, zu einem wahren Schatzhause alles dessen was der Boden nur hervorzu bringen vermag. Obstbäume aller Art, saftige Ölbäume, süß duftende Blumen, in bunten Farben leuchtend, umgeben uns nach allen Seiten; muntere Herden ziehen an uns vorbei und geschäftige Bewohner sammeln ihrer Felder reiche Ernte ein. Dabei ist zu bemerken: Vom Strome nach der Stadt ist ungefähr überall dieselbe Höhe über dem Meeresspiegel, zwischenliegende Unebenheiten im Tale selbst sind durch die Tiefe des Kanals wieder ausgeglichen; das Tal hat aber die Eigenschaft, daß es nicht wie andere Täler in der Mitte am tiefsten ist, sondern von der Mitte aus nach Nord, West und Süd abfällt, hingegen in Südost in ziemlich gleicher Höhe bis zu den Bergen reicht.

Da, wo der Hauptkanal durch das Felsentor in das Tal von Pajom (d. h. Seeland) tritt, zweigt sich rechts ein Nebenkanal ab, der — je nach Bedürfnis — 6—9 m tief und 50—80 m breit in den Felsboden gehauen ist. Auf einem Wege von vielleicht 15 Stunden führt er das Wasser durch Ost und Nord nach Nordwest, wo das Tal zu seinem tiefsten Punkte ganz schroff abfällt. — Dort, wo dieser Seitenkanal aus dem westlich gehenden Hauptkanale tritt, ist eine Brücke über diesen nördlich gehenden Arm gebaut, deren Pfeiler unten durch außerordentlich dickes, festes Mauerwerk bis zu einer gewissen Höhe mit einander verbunden sind, also daß das Wasser in der Regel nur geradeswegs nach Moi-wer fließt und einzig in dem Falle, daß es noch höher gestiegen ist als jener Brückendamm, seinen Überfluß rechts herum nach Nordwest sendet.

Zwei Stunden weiter führt ein eben solcher Zweigkanal, in gleicher Weise durch einen Brückendamm geschützt, 12 bis 14 m tief und 340 m

breit, in einem Bogen durch Süden ebenfalls nach Nordwest. Sobald also der Fluß mehr Wasser herüber sendet, als die Kanalbeamten in Moi-wer bedürfen, um das Tal nach allen Seiten hin gehörig zu bewässern, läuft der Überfluß von selbst auf zwei ihm angewiesenen Wegen an denselben (tiefsten) Ort des großen Beckens und bildet dort nach und nach einen See, der vielleicht zwölf Stunden lang und an seiner breitesten Stelle drei Stunden breit ist.

Die Griechen, welche den Namen Moi-wer nicht verstanden, machten Moiris-See daraus und schrieben seine Errichtung einem Könige



Tal von Pajom.

Moiris zu. Der Schöpfer dieser Wasserbauten aber war Amen-emhēt III., welcher etwa 1850 Jahre vor Christi Geburt lebte, sich (soweit uns bekannt) nicht durch beutereiche Feldzüge und siegreiche Schlachten auszeichnete, aber sein besonderes Augenmerk der Bewässerung des Landes widmete.

Muß man nicht ein Volk bewundern, das schon vor beinahe 3800 Jahren imstande war, Werke von solcher Großartigkeit auszuführen?!

Der große König aber, Amenemhet III., der hier in der Wüste ein Paradies geschaffen hatte und noch lange von der Nachwelt wie ein Heiliger verehrt worden ist, erbaute sich inmitten seiner Schöpfung ein gewaltiges Grabmal, jene oben erwähnte zweite Pyramide beim heutigen Araberdörfchen Hawāra. Bei der ersterwähnten Pyramide

an der Mündung des „Kanales“ (la-hun) liegt heute das Dorf El-Lahun.

Und nun einen kleinen Blick auf die Gegenwart! Die Pyramiden liegen in Trümmern, von dem Labyrinthe sind nur Schutthaufen zu sehen, die großen Kanäle nach Nord und Süd sind längst mit Schlamm und Sande gefüllt. Nur das Kanalsystem von der Mitte des Tales besteht noch und — der See selbst, der aber von Jahr zu Jahre kleiner wird, da er sich jetzt nur noch von dem seltenen Regen ernährt und den etwa in seinem Boden entspringenden Quellen. Am südlichen Ende des Sees steht auf einer mäßigen Anhöhe das Araberdörfchen Sennures. Es ist sicher, daß diese Anhöhe sonst inmitten des Sees lag, rundum von Wasser umgeben war. Die Steine, aus welchen die Hirten, Landleute und Fischer ihre Hütten gebaut haben, gehörten ehemals einem großen Bauwerke an. Das ist der Wechsel der Zeit! Wir reißen das Haus der Toten ein und bauen aus denselben Steinen das Haus der Lebendigen.

Die ehemaligen großen Kanäle heißen jetzt (arabisch) Bahr belā ma, d. i. Fluß ohne Wasser. Von der Stadt sind nur noch Trümmerhaufen übrig, die eine Stunde in die Länge und drei Viertelstunden in die Breite den Boden bedecken. Auf diesen Trümmern aber steht die Araberstadt Medinet el Fajjum.

Am See ist alles wüst und leer; Steinhaufen bekunden dem Besucher, der sie genauer betrachtet, daß auch hier Tempel und Paläste, Bildsäulen und Obelisken gestanden. Da liegen noch zwei kolossale Fußgestelle von Kalkstein, 9 m breit und 13 m hoch. Die Statuen sind längst zerschlagen, nur die gigantischen Füße sind noch zu sehen; die Araber nennen sie Rigl Faraun, die Füße Pharaos.





Serapeum von Memphis. (S. 38.)

6. Von Memphis bis zum Meere.

Wir steigen wieder zu Schiffe und fahren weiter. Nach etwa sechzehn Stunden Weges kommen wir an ein neues Wunder der Baukunst. Der Fluß hatte hier sein Bett ganz nahe an den libyschen Bergen, also im Westen des Tales, aber sieh — er ist abgedämmt, man hat ihm ein neues Bett, mehr nach Osten hin, gegraben, den trocken gelegten Raum geebnet, durch kolossale Dammbauten geschützt und dahin das berühmte Memphis gebaut. Die Assyrer sagen Mempi, die Griechen Memphis; der heilige Name aber lautet Stadt des „Ka des Gottes Ptah“, und man glaubt, daß die Griechen aus „Ha-ka-Ptah“ ihr „Aigyptos“ gemacht haben. Der gewöhnliche Name aber ist Mennofer, oder, wie man später aussprach, Mennofe; da die Ägypter hinter diesen Namen noch das Bild einer Pyramide zu setzen pflegen, so hat man vermutet, daß der Ort nach einer alten Pyramide seinen Namen (etwa „das herrliche Bauwerk“) erhalten habe.

Welches Leben und Treiben herrscht auf allen Gassen, Plätzen und am Ufer in der zweiten Hauptstadt des Reiches! Kein Wunder! Memphis ist eine gewaltige Stadt, hat sechs Stunden im Umfange, und bis

hierher kommen die größeren Schiffe aus dem Mittelmeere. Auf der Grenze zwischen Oberägypten und Unterägypten liegend, ist diese Stadt ein sehr wichtiger Hafenplatz. Die westlichen Berge wenden sich in einem stumpfen Winkel nach links, die östlichen nach rechts, und vor uns liegt das Delta, dieser nördlichste, vollkommen ebene Teil Ägyptens. Die Wichtigkeit dieses Ortes leuchtete schon in frühester Zeit ein, darum scheute man Mühe und Kosten nicht, die großartigsten Wasserbauten auszuführen; darum werden noch alljährlich bedeutende Summen verwendet, die Dämme in gutem Stande zu halten; — denn bräche das Wasser einmal durch, so wäre in wenigen Stunden die Gegend zu einem See geworden, ganz Memphis mit seinen vielen Tausenden von Einwohnern in den Fluten begraben. — Wer aber war der Kühne, der ein solches Riesenwerk unternahm? Der alte König Meni war's, der um 2780 v. Chr. Geb. regierte. Also vor beinahe 5000 Jahren führte man in Ägypten bereits Werke von solcher Bedeutung aus!

Doch was uns hier mehr fesselt als alle Paläste und Tempel, Bildsäulen und Obelisken in der Stadt, was uns hinaus zieht nach jenen westlichen Bergen — das sind die Pyramiden, die uns von dort herüber winken. Über vierzig an der Zahl stehen sie da auf einem Vorsprunge des libyschen Gebirges, gewissermaßen auf einer Terrasse, die ihre Höhe noch mehr hervortreten läßt. Die vier Seiten sind mit großer Genauigkeit nach den vier Weltgegenden gerichtet, so daß man fast meinen sollte, man habe hier astronomische Gebäude vor sich; aber nein, es sind die Grabkammern der Könige.

Das sind die großartigsten Grabmäler unter der Sonne!

Die nördlichste der Pyramiden steht auf einem Gebirgsvorsprunge, der 40 m hoch ist; sie selbst ist noch 140 m und schaut so mit doppelter Turmhöhe weit hin in das Tal. Hunderttausend Menschen haben unablässig an ihr gearbeitet; nach einem Vierteljahre wurden sie abgelöst, durch andere Hunderttausend ersetzt, und so ging das 20 Jahre fort. Viele Städte hätte man bauen können aus all den Steinen, welche dieses eine Königsgrab erforderte. Aber in diesem ungeheuren steinernen Hause ist ein Raum von ungefähr 10 m ins Geviert, und darin steht ein Sarg von rotem Granit, der ist 2½ m lang. Darin ist wieder ein zweiter von Holz, der hat nur 2 m, und in diesem endlich steht der dritte von Pappe, der ist nicht größer als der Sarg eines andern Menschen auch. In diesem 1⅔ m langen Sarge liegt der König Chewofe — und der schläft auch nicht besser und ist nicht glücklicher als der ärmste seiner Untertanen, wenn er einmal eingegangen ist zur ewigen Ruhe.

Wenden wir uns zur Gegenwart. Memphis ist nicht mehr! In der Gegend liegt jetzt Kairo. Frühere Pracht und Herrlichkeit sind verschwunden. Überall ist Verwüstung und Zerstörung! Auf dem weiten, stundenlangen Felde, bedeckt mit zerbröckelten Steinen, steht jetzt nur ein schlechtes Araberdorf, das heißt Menf. — Und der König Chewofe



Apisgrab im Serapeum.

— er gedachte auch nicht, daß ihn ein Sterblicher stören könne da drinnen in seiner riesigen Totengruft. Aber etwa 800 Jahre nach Chr. Geb. wurde unter dem Chalifen El Mamūn der Eingang zu der Pyramide gefunden; die wilden Sarazenen drangen hinein und gelangten trotz aller Hindernisse bis in die Grabkammer des Königs. Den Granitsarg konnten sie zwar nicht mitnehmen, aber die Leiche rissen sie heraus und

schleiften sie an das Tageslicht. Die Mumie war überall mit kostbaren Steinen geschmückt; auf der Brust prangten die Figuren der vier Totengenien in gediegenem Golde; die Stirn zierte ein Karfunkel von der Größe eines Hühnereies. Die Sarazenen rissen die Edelsteine, die Goldfiguren und den großen Karfunkel ab, warfen die Mumie auf das Feld und — zertraten sie zu Staub. Das ist das Ende des großen Königs Chewofe. —

Nichts mehr ist dort zu sehen von all der Herrlichkeit vergangener Zeiten als die ewigen Pyramiden. Sie trotzten dem Mazdaismus, dem Christentum und dem Islam. Auch an ihnen brechen die Araber Steine ab, sich ihre Hütten zu bauen — — das Vöglein, das den Schnabel wetzt am Demantberge! — Es gibt in Ägypten ein Sprichwort, das heißt: „Alles fürchtet sich vor der Zeit; aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden.“

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelang es dem um die Erforschung des ägyptischen Altertums unermüdlich tätigen französischen Gelehrten Mariette, bei seinen Ausgrabungen eines der merkwürdigsten Gebäude des alten Memphis wieder aufzufinden, nämlich das Grab der sogenannten Apisstiere. Dieses ist einer des großartigsten Felsengräber und besteht der Hauptsache nach aus einem 5 m breiten und 4½ m hohen Gange, auf dessen beiden Seiten sich etwa 80 gewölbte Gemächer oder — wenn man so will — kolossale Nischen befinden, deren Boden um 1¼ m tiefer liegt als der große Gang. In jeder dieser Nischen steht ein prachtvoller Sarg aus Granit, 4¾ m lang, 4½ m hoch und 2½ m breit. (Siehe umstehende Abbildung.) Einige Särge sind rötlich, andere dunkelgrün, alle glänzend poliert und manche mit hieroglyphischen Inschriften versehen. Als vor 1400 Jahren die Christen der Verehrung der alten ägyptischen Götter ein Ende machten, zerstörten sie auch, so weit möglich, dic Apisgräber, rissen die Mumien aus den Särgen, füllten diese mit Steinen und beraubten den Tempel seines Schmuckes; Mariette hat aber dennoch 64 mumifizierte heilige Apisstiere aufgefunden.

Vor dem Grabe ist ein Tempel angebaut. In diesem fand Mariette ein riesiges Steinbild des Apis, ließ es durch seine Arbeiter heraus ziehen (siehe S. 35) und später nach Paris bringen, wo es jetzt im Louvre zu sehen ist. Die Römer nannten dieses Gebäude Serapeum, d. h. Grab des Serapis. Woher dieser Name Serapis kommt, s. i. d. Abschn. „Darstellung der Götter“. Auf unserer Abbildung sieht man ganz im Vordergrunde einen (auch von Mariette ausgegrabenen) griechischen Tempel aus der Ptolemäerzeit.

Nach dieser Abschweifung setzen wir unsere Reise weiter fort.

Zuerst machen wir von Memphis aus einen Abstecher in nordwestlicher Richtung nach dem Tal der Natronseen. Es ist fast eine Stunde breit und von dem Delta, an dessen südwestlicher Seite es sich hinzieht, durch ein niederes Kalksteinplateau geschieden; dabei ist es vollkommen öde, ohne jeglichen Pflanzenwuchs. Der Wanderer kann dort nur schöne Rollkiesel und prachtvolle Achate finden. Setzt er aber seinen Weg etwa 18 Stunden weit von Memphis fort, so kommt er auf einer Strecke von ungefähr zwei Stunden an sechs kleine Seen. Sie sind seicht, kaum 1 m tief, und der größte mag etwa eine halbe Stunde lang sein; dennoch sind sie von hoher Bedeutung für das ganze Land. An ihren Ufern schießen große Stücke Natron an; die Oberfläche bedeckt sich mit einer dicken Kruste dieses Salzes, so daß sie mit eisernen Stangen entzwei geschlagen werden muß, und die Bewohner der Nachbarschaft treiben einen überaus einträglichen Handel mit diesem Natron, das überall ein Bedürfnis ist, denn man braucht es zum Einbalsamieren der Leichen und zur Fabrikation des Glases. Auch findet sich in geringer Entfernung eine große Glashütte.

Das salzhaltige Wasser dringt von den Seen aus nach allen Seiten hin in den Boden und befruchtet diesen; verdunstet es nun durch die natürliche Hitze, so bleibt das Salz als Staub oder feste Kruste zurück, die allmählich 15—20 cm dick wird. Man sprengt sie mit eisernen Stangen los und hat nun auf den so gewonnenen Stücken oben Kochsalz, unten mit Erde vermischtes Natron, das auf einer benachbarten Hütte gereinigt wird.

Es ist eine wunderbare Überraschung, welche dem Reisenden hier bereitet wird. Anderthalb Tage lang ist er in dem öden Tale gewandert, in welchem auch nicht das kleinste Pflänzchen zu sehen ist; die glühend heißen Kiesel haben seine Sohlen verwundet — da gewahrt er schon einige Meilen von den Seen den feinen, weißen Staub.

Dies ist das erste Anzeichen, daß das belebende Element des Wassers nicht mehr fern ist. Pflanzen kommen zum Vorschein; hier jagt ein Reh, dort stürmt eine ganze Herde von Gazellen vorbei; Vögel fliegen mit Geschrei durch die Luft; hier stehen einige vereinzelte Hütten, dort sieht man schon ein ganzes Dorf. Der Boden ist wie mit einer Reifdecke belegt; das Salz knirscht unter den Füßen; immer mehr Pflanzen schießen daraus empor; immer mehr Tiere und menschliche Wohnungen umher werden sichtbar; steigt man den Abhang der Berge hinauf, so erblickt man in der Ferne schon die Seen mit ihrem anscheinend dunkelblauen

Wasser. Bläst ein Wind darüber hin, so schimmern die Wellen in prächtigem Karminrot; steht man unmittelbar am Ufer eines Sees und blickt hinein, so scheint das Wasser blutrot zu sein; die gereinigten Stücke Natron schillern ins Hellgrüne.

Auf den Seen schwimmt eine Menge von Enten, Wasserhühnern und anderem Geflügel umher; die Ufer sind mit dichtem Schilfe bewachsen, in welchem langbeinige Flamingos stolz umher spazieren. Überall Regsamkeit, überall Leben; hier werden Kamele mit Natron beladen, dort geht soeben ein ganzer Zug nach Memphis ab, ein anderer kommt von da zurück. Aber all dieses Leben hängt nur an dem Wasser. Haben wir die Seen einmal hinter uns, so verliert sich nach und nach alles wieder; bald hört der Pflanzenwuchs völlig auf, der Boden verliert die weiße Decke — wir sind wieder im wüsten Tale.

Steigen wir über den südlichen Abhang, so kommen wir in ein ähnliches, mit jenem gleichlaufendes Tal, das auf einem Wege von fünfzehn Stunden nach Memphis zurückführt. Hier nun schiffen wir uns ein und fahren hinunter bis zum Meere. Die Fahrt kostet nicht viel Zeit, da es keinen Aufenthalt mehr gibt. Auch das Delta ist schön, zum Teil reizend; aber es bietet nur geringe Abwechselung dar. So weit das Auge reicht, ein herrlicher Blumengarten, aus dem zahlreiche große Städte hervorblicken. Ungezählte Kanäle durchschneiden das Land, und überall blicken Mastbäume und Segel hervor. Auch das Schöne ermüdet, wenn es sich häuft. Und so ermattet denn auch das Auge, welches immer dasselbe Einerlei schaut. Wenn nur hier und da ein Berg oder ein Hügel sich erhöbe! Doch die Berge sind weit weg. Das ganze Delta besteht nur aus Nilschlamm.

Fahren wir den westlichsten der sieben Mündungsarme hinunter, so kommen wir an der erwähnten Stadt Sai (Saïs) vorbei; — wählen wir den östlichsten, so haben wir etwa zehn Stunden von Memphis am rechten Ufer Anu, das Heliopolis der Griechen, das On der Bibel. Dieses Anu führt uns in die früheste Zeit des staatlichen Lebens im Niltale. — In Anu ist eines der berühmtesten Priesterkollegien, und wer zu wählen hat, wo er sein Wissen holen will, welchem Priesterkolleg er sich als Jünger anvertrauen soll, der geht entweder nach Niu-Amon, nach Mennofe oder nach Anu.



Tempelruine in der Oase Amon.

7. Die Oasen.

Nur eines müssen wir noch vorher sehen, um den zu gewinnenden Überblick zu vervollständigen — das sind einige Fleckchen angebauten Landes jenseit der Libyschen Berge, mitten in der Wüste, die oft genannten Oasen.

Uahe ist ein ägyptisches Wort und bedeutet „Ort der Ansiedlung, Niederlassung"; die Griechen machten Auasis und wir Oase daraus. Die Hauptsache bei diesen Inseln in der Wüste ist, daß sich hier Trinkwasser findet; alles andere ist nur Folge davon und Nebensache. Diese Wohnplätze mitten in der Wüste liegen in der Regel etwas tiefer als die Umgebung und sind etliche Meilen lang und breit. Stark bevölkert reiht sich dort Dorf an Dorf; die größeren haben wohl auch eine Stadt in ihrer Mitte, haben ihre Tempel, ihren Gottesdienst und vorsorgliche Verwaltung — kurz, bilden einen kleinen, nach allen Seiten hin von den kahlen Felsbergen eingeschlossenen und dadurch von der übrigen belebten Welt abgetrennten Staat. Als die Römer Ägypten erobert hatten, benutzten sie diese unzugänglichen, abgeschlossenen Plätze

als Verbannungsörter. Die Zahl dieser Oasen ist nicht genau anzugeben, am bekanntesten sind drei: die große, unter dem 26. Breitegrad jetzt El Chardscheh genannt, mit etwa 8000 Bewohnern; — die kleine, westlich von Pajom; — die dritte ist die berühmteste, sie liegt hundert Stunden westlich von Memphis und heißt Oase Amon, weil dort ein berühmter Tempel des Gottes Amon Rīa steht.

Hier ist alles wie in Qemet selbst: der ganze Boden ein üppiges Paradies; in der Nähe einige Kalksteinfelsen mit eingehauenen Gräbern; ein Tempel, dessen Umfassungsmauer 100 m lang und 85 m breit ist, darinnen Säulen, Bilder und Inschriften und eine kolossale Götterstatue von Bronze, nur eines fehlt — das ist der Nil. Den aber ersetzt das Wasser, welches hier in Fülle aus der Erde sprudelt. Es finden sich nicht weniger als vierzig springende Brunnen, den Durstenden zu laben und die Felder zu bewässern. Die meisten haben jedoch lauwarmes Wasser. Seit undenklichen Zeiten berühmt ist der Sonnenquell, dessen Wasser am Mittage frisch kühl erscheint, gegen Abend aber an Wärme zunimmt, bis es mitten in der Nacht auffallend warm ist. Mit der Annäherung des Tages nimmt seine Wärme wieder ab, und bis die Sonne am höchsten steht, sprudelt es wieder eisig kalt aus dem Boden. Die Bewohner der Oase schreiben ihm besondere Heilkräfte zu und haben deshalb auch einen Tempel über den Quell gebaut.

Nun nur noch einen Blick auf die Decke des großen Tempelsaales. Sie besteht aus 3 Fuß dicken, 5 Fuß breiten und 36 Fuß langen Steinen, die von einer Wand bis zur andern hinüber reichen. — Wie gut mußte der Baumeister sein Material kennen, wenn er so etwas wagen wollte! Diese Oase — ihr heutiger Name ist Siwah — wurde in den Jahren 1820 und 1821 von dem preußischen Generale von Minutoli besucht und in einem kostbaren Werke beschrieben.

Und jetzt schließen wir uns einer Karawane an, die gerade eine Ladung Datteln nach Memphis bringt, und kehren dorthin zurück. Die Verbindung zwischen den Oasen und dem Mutterlande ist eine sehr lebhafte, denn den Bewohnern jener von der übrigen bewohnten Welt getrennten Gegenden fehlt natürlich gar mancherlei, das sie sich nicht selbst ersetzen können; hauptsächlich holen sie Kleidungsstoffe, Leder, Töpfe und Luxuswaren aller Art von den Ufern des Nils und bringen dafür, was gerade bei ihnen gedeiht. Fortwährend sind Karawanen unterwegs; aber unerläßlich ist es, einen kundigen Führer als Wegweiser mitzunehmen, denn eine gebahnte Straße findet sich nicht, und wer sich in der Wüste verirrte, wäre rettungslos verloren.



Nilüberschwemmung. (S. 48.)

Der Nil.

1. Das Leben des heiligen Hapi.

Der Erhalter Ägyptens, der „Vater des Landes", ist der Nil. Er befruchtet den Boden, er allein macht es möglich, daß Pflanzen gedeihen, Tiere und Menschen leben können, und wenn er nicht mehr wäre, würde Ägypten bald eine Wüste sein, öde und tot, wie die es einschließenden Berge. Aber der Nil ist ein gewaltiger Strom, der seinen Anwohnern täglich eine ungeheure Masse Wassers zum Leben spendet.

Stellen wir uns in die Mitte zwischen Theben und Memphis, also zwischen den 27. und 28. Grad nördlicher Breite. Der Strom fließt bei niedrigem Wasser mit einer Geschwindigkeit von 65 cm in der Sekunde — bei Hochwasser mit fast 2 m. Die Breite beträgt, wenn das Wasser 2 m hoch steht, oben etwa 730 m, die in einer Sekunde vorüberfließende Wassermasse 4816½ Ohm; das macht in 24 Stunden über 416 Millionen Ohm. Bei Hochwasser aber fließen in einem Tage mehr als 5000 Millionen Ohm vorbei. — Im April fangen im südlichen Kosch die heftigen Regengüsse an, welche den ganzen Sommer hindurch fortdauern; dadurch schwellen die Wasser des Nils an und treten allmählich über ihre Ufer. Dies geschieht natürlich nicht im ganzen Lande zu gleicher Zeit. Von dem Tage an, da der Nil bei der Insel Pilak oder bei Suan

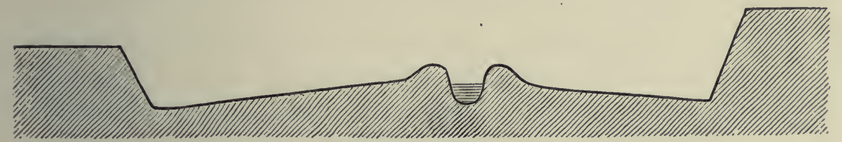
anfängt zu wachsen, dauert es noch volle zwei Wochen, bis man in Memphis die erste Spur davon sieht; das Wasser bedarf ja gewöhnlich 18 Tage bis es ganz Ägypten von Süden nach Norden durchströmt hat; das Hochwasser schießt die 320 Stunden in einer einzigen Woche hinunter.

An der Südgrenze Qemets bemerkt man das Steigen des Wassers Mitte Juni; in Memphis sinkt es noch immer um diese Zeit. Aber Ende Juni ist alles in gespannter Erwartung — das Wasser ist bis auf 5 Fuß gefallen — da trifft plötzlich von Ab (Elefantine) die Nachricht ein: „Der Jaro wächst", und die ganze Stadt gerät in die lebhafteste Aufregung. Auf der Insel Ab ist ein Nilmesser (ägyptisch: tat) erbaut, an welchem die Wasserhöhe leicht und genau zu sehen ist. Dieser Nilmesser ist ein weiter Brunnen, in welchen eine Treppe von 55 Stufen hinabführt, oder auch, wenn man will, ein enges Treppenhaus, welches mit dem Flusse in Verbindung steht, eine deutlich angebrachte Skala enthält und so jederzeit den Wasserstand leicht erkennen läßt. In den Tagen nun, in welchen man erfahrungsgemäß den Beginn des Steigens erwartet, halten sich von früh bis spät Beamte in dem Tal auf, und sobald sich die allererste Spur des Anschwellens zeigt, jagen Boten mit größter Schnelligkeit nach der Hauptstadt und verkünden auf dem ganzen Wege allüberall mit lauter Stimme: „Der Jaro wächst! Der Jaro wächst!" Nun strömt das Volk hinaus an das Ufer und an die Nilmesser; Hunderte halten sich Tag und Nacht am Flusse auf, um den Wasserstand zu beobachten, und sobald auch hier das ersehnte Steigen eintritt, verbreiten sie die Nachricht durch die ganze Stadt. Mit lautem Jubelrufe eilen sie durch die Straßen, und wer sie hört, läuft mit und schreit und jauchzt, und in kurzer Zeit weiß es die ganze Stadt, und Tausende strömen wieder nach dem Ufer und fragen: „Wie viel Finger breit?" und wollen sehen, wie das Wasser schwillt und wie die Wellen daherströmen. Die Beamten haben jetzt viel zu tun. Von Stunde zu Stunde wird der Stand des Wassers ausgerufen und fortwährend kommen Neugierige und verlangen Auskunft. Alle Welt denkt und spricht nur von dem Nile, und der Freund, der dem Freunde begegnet, fragt nicht nach seinem Befinden, sondern ruft ihm schon von weitem zu: „Drei Ellen und eine Hand breit" — Die Längenmaße im alten Qemet sind

1 Elle =	2 Fuß =	6 Hand breit =	24 Finger breit.
	1 „ =	3 „ =	12 „
		1 „ =	4 „

Gastmähler werden gehalten, Feste gefeiert, Musik und Gesang ertönt von allen Seiten. Der Nil wächst — Herz, was willst du mehr?

Ende Juli, also nach vier Wochen, zeigen die Nilmesser gegen 5 m Wasser, bis zum 10. August aber über 6 m. Jetzt strömen die Fluten über das Ufer und überschwemmen das ganze Land. Diese Überschwemmung geht mit großer Schnelligkeit vor sich, denn es hat damit eine eigentümliche Bewandtnis. Der Nil bringt aus den südlichen Regionen eine große Masse Erde mit, welche dort durch die heftigen Regen von den Bergen losgespült und von den kleinen Bächen und Nebenflüssen dem Hauptstrome zugeführt wird. Der größte Teil dieses sogenannten Nilschlammes wird bei der Überschwemmung natürlich in der Nähe des Ufers abgesetzt, und dadurch wird dasselbe fortwährend erhöht. Wenn diese Erhöhung in jedem Jahre auch nur etwa die Dicke eines Pappendeckels beträgt, so macht das im Laufe der Jahrtausende doch viel aus, und es ist dadurch das ursprüngliche Verhältnis des Flußtales vollständig umgekehrt worden. Wie jedes andere Wasser, floß auch der Nil anfänglich an der tiefsten Stelle des Landes; durch die alljährlich wiederkehrende Überschwemmung wurden jedoch die tiefen Gegenden langsam,



Durchschnitt des Niltales.

aber stetig gehoben, eigentlich erhöht; Niederungen wurden ausgefüllt, das Wasser konnte immer weiter gegen die Berge hin strömen; endlich zeigte der Querdurchschnitt des Landes nicht mehr eine gebrochene, in der Mitte abwärts geneigte, sondern eine gerade, wagerechte Linie.

Aber die regelmäßigen Überschwemmungen hörten nicht auf, und auch jetzt noch wurde die Hauptmasse der zurückgelassenen Erde in der Nähe des Flußufers abgesetzt. Was ist die schließliche Folge dieser ganz langsamen aber ununterbrochenen Umgestaltung des Bodens? Der Nil fließt nicht mehr an der tiefsten, sondern an der höchsten Stelle des Tales, und das über das Ufer tretende Wasser läuft abwärts und strömt nach Ost und West bis an die Felsberge, soweit es nicht vorher von der trockenen Erde eingesogen worden ist.

Ende August hat das Wasser eine Höhe von über 8 m erreicht; auf diesem Punkte bleibt es, steigt vielleicht auch noch im September ein wenig; im Oktober fällt es wieder ganz langsam, in der ersten Hälfte des November hat es nur noch die Höhe des Ufers. Ende Dezember zeigen die Nilmesser 5½, Ende Januar 5, Ende Februar 2½ m, dann sinkt

das Wasser bis auf 1¾, im Juni sogar bis auf 1½ m, und nun beginnt das Steigen von neuem.

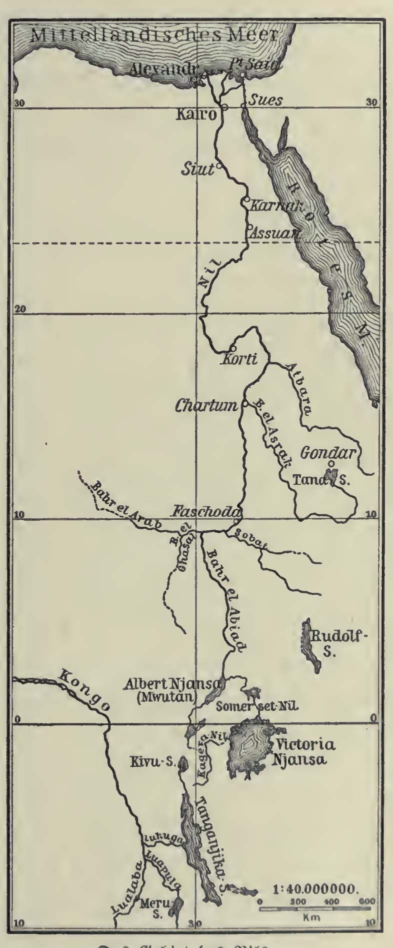
„Woher aber", fragt man, „kommt diese ungeheure Masse Wassers?"

Im Innern Afrikas liegt vom Äquator durchschnitten, der Viktoria- oder Ukerewe-See, ein Becken von einem Flächeninhalte wie Bayern und Hessen zusammen genommen. Sein Boden ist überall derselbe harte Fels, nur die Verbindung des Ufergesteins; Quellen gibt es in dieser Höhe und in dem festen Steine nicht. Der See ist nur ein Felskessel; gefüllt wird er von den ungeheuren Wassermassen, welche in der Regenzeit brausend und tosend und in mächtigen Katarakten von dem umgebenden Felsen herab stürzen. Die Regen beginnen in dieser Gegend im Februar, werden jedoch erst im April heftig und andauernd. So halten sie an bis in den August, dann lassen sie nach, und im November erreicht die Regenzeit ihr Ende.

Der Ukerewesee hat verschiedene Zuflüsse, die Hauptmasse des Wassers aber regnet immer vom Himmel und stürzt unmittelbar von den Felsen in den See. Aus diesem endlich bringt der Weiße Fluß, Bahr el Abiad, die Fluten nach Norden. Er nimmt eine große Zahl von Neben- und Seitenflüssen auf (die stattlichsten sind Kidi und Sobat), wächst so bis zur Größe des Rheines und vereinigt sich nach einem Laufe von mehreren Hundert Meilen mit dem Bahr el Asrak (dem Blauen Fluß). Dieser kommt aus dem Tanasee in Habesch, gewinnt an Fülle durch viele Zuflüsse von beiden Seiten und ist bei Chartum, wo er sich mit jenem vereinigt, 2000 Fuß breit. Etwa 60 Meilen weiter fließt noch von rechts der Atbara zu; von da an hat der Nil keine Nebenflüsse mehr. — Nun ist aber das Stromgebiet der genannten Flüsse ein ungeheures, und aller Regen, der auf diesem weiten Gebiete fällt, hat nur den einzigen Nil zum Abflusse nach dem Meere. Denke man sich nun, daß Rhein, Weser, Elbe, Oder und Donau mit allen ihren Neben- und Seitenflüssen in einen einzigen Strom geleitet würden, daß im Frühlinge alle diese Gewässer durch heftige Regen anschwöllen, und multipliziere man diese Wassermasse mit drei, so wird man wohl begreifen, wie ein ganzes Land mit den Fluten eines Stromes bedeckt werden kann, und wird nicht mehr staunen, daß der Nil bei Hochwasser täglich so und so viele tausend Millionen Ohm Wasser dem Meere zuführt.

Die Länge des Nils beträgt nach unserer jetzigen Kenntnis 800 geographische Meilen; er ist also mehr als doppelt so lang als die Donau, fünfmal so lang als der Rhein, über sechsmal so lang als die Oder, und fünfzehnmal so lang als Main oder Mosel; mit einem Worte: der siebente

Teil des ganzen Erdumfanges. Rhein, Elbe und Donau an einander gefügt, geben noch lange nicht den Nil. Wer von Lissabon über Salamanca und Burgos durch die Pyrenäische Halbinsel reist, über Bordeaux nach Straßburg wandert, auf der Route Karlsruhe, Bamberg, Dresden und Posen Deutschland durchschneidet, dann das weite, weite Rußland betritt, über Grodno und Smolensk nach Moskau geht — immer weiter reist, nach 110 Stunden nach Nishnij-Nowgorod, noch 80 Stunden nach Kasan und noch einmal 200 Stunden weiter nach Jekaterinburg, der äußersten Stadt Europas auf dem östlichsten Punkte des Uralgebirges, dann nach Sibirien eintritt und endlich bis nach dem fernen Tobolsk kommt — der hat ungefähr den Weg zurückgelegt, der der Länge des Nils entspricht.



Das Gebiet des Nils.

Mit Bezug darauf, daß die großen Wassermassen, welche aus dem Ukerewesee kommen, nicht als Quellen aus dem Boden springen, sondern vom Himmel regnen, und daß während der regenfreien Jahreszeit „alle bedeutenden und unbedeutenden Nebenflüsse aufhören, den Nil zu speisen", sagt Dr. Ottokar Dittmer: „Der Nil ist der einzige Strom auf der Erde, welcher ohne jegliche irdische Quellen ist und dessen belebender Zufluß hoch über uns in der Atmosphäre schwebt. Die Regenwolken am Himmel Afrikas, das sind die so lange gesuchten Quellen des Nils."

Durch die Regen in den Hochlanden wird eine außerordentliche Menge roter Mergelerde in den Nil gespült; das Wasser ist in der Regel sehr klar und durchsichtig, sobald es aber anfängt zu wachsen, trübt es sich, wird erst schmutziggelb und dann wirklich rot. Die jetzigen Araber

nennen das die „Krankheit des Nils“ oder auch Ma achmar (rotes Wasser). Ungefähr ein Vierteljahr ist das ganze Land unter Wasser gesetzt; die größeren Städte sind auf Dämmen erbaut, sehen wie Inseln aus dem Meere und sind durch erhöhte Wege mit einander verbunden (s. S. 43). So weit das Auge reicht, sieht es nur das ziegelrote Wasser bis hinüber zu den gelben Bergen, und daraus erheben sich die Städte mit ihren Tempeln und Palästen, Befestigungen und Kasernen; die kleinen Dörfer aber stehen mit den unteren Stockwerken der Häuser im Wasser, und tausend und aber tausend Kähne, Boote und Gondeln schwimmen auf dem nassen Elemente. Ganz Ägypten jauchzt und ist fröhlich, denn nun wird das Erdreich gedüngt und gründlich durchnäßt, so daß es wieder ein Jahr Frucht bringt hundertfältig und tausendfältig.

Zwar ist das Land vom Nil aus durch eine unzählbare Menge großer und kleiner Kanäle, die nach allen Richtungen hin gehen, immerwährend und überall hinreichend mit Wasser versehen, und dieses Wasser wird durch Schöpfräder, welche getreten werden, auch auf die Felder gegossen, allein das würde bei dem fast gänzlichen Mangel an Regen nicht ausreichen, wenn nicht die gründliche Durchnässung bei der Überschwemmung einträte. Dabei ist noch zu bemerken, daß von all dem ausgetretenen Wasser kein Tropfen in den Nil zurückfließen kann, da dieser ja im höchsten Teile des Landes sein Bett hat; alles Wasser der Überschwemmung dringt in den Boden ein oder verdunstet.

Wird das Erdreich wieder trocken, so bietet es einen eigenen Anblick dar. Millionen von Fröschen, Kröten, Eidechsen, kleinen Schlangen und namentlich Fischen zappeln darauf hin und her. Zur Zeit der Überschwemmung essen die Ägypter fast täglich Fische; aber sie können sie mit dem besten Willen nicht alle aufzehren. Jetzt kommen die Störche und die Ibisse, waten durch den Schlamm und schmausen nach Herzenslust. Auch ihnen gelingt es nicht, gänzlich aufzuräumen. Ungezählte Mengen von Wassertieren sterben auf dem Trockenen, verfaulen da und dienen ungeheuren Schwärmen von Schnaken, Mücken und Fliegen zur Nahrung. Diese Insekten sind eine höchst lästige Plage; sie kriechen in Ohren und Nasenlöcher und verursachen durch ihren Stich heftige Schmerzen.

Es liegen aber nicht bloß Fische und andere Wassertiere auf dem Trockenen und verwesen hier, sondern auch mancherlei Landtiere, die bei der Überschwemmung ertrunken sind. Und da die Verwesung bei

der großen Hitze außerordentlich schnell von statten geht, so wird dadurch die Luft verpestet, und es entstehen häufig Krankheiten bei Menschen und Vieh. Die Viehseuchen wüten zuweilen so furchtbar, daß sämtliches Rindvieh daran zu Grunde geht, und Ochsen und Kühe immer wieder von neuem aus Syrien her eingeführt werden müssen. Bei den Menschen zeigt sich ein Anschwellen der Glieder, das vom Gesichte her sich weiter verbreitet, und es entstehen schmerzhafte Geschwüre. Wir nennen diese Krankheit den knolligen Aussatz oder die Elefantiasis. Die Ägypter gebrauchen dagegen Spargelwurzel in Wein gekocht; in der Regel aber ist der Tod unvermeidlich.

In den sogenannten „zehn Plagen", durch welche Mose nach der heiligen Schrift den König gezwungen, die Israeliten zu entlassen, findet sich der soeben erzählte Hergang unverkennbar angegeben.

Erste Plage, 2. Mos. 7, 20: Alles Wasser im Strome ward in Blut verwandelt, d. h. ward rot. — Zweite Plage, 8, 6: Es kamen Frösche herauf, daß Ägyptenland bedeckt ward. — Dritte Plage, 8, 17: Aller Staub des Landes ward Läuse in ganz Ägyptenland. — Das Wort, welches Luther hier fälschlich mit „Läuse" übersetzt hat, bezeichnet sehr kleine, kaum mit dem bloßen Auge sichtbare Mücken, die sich in dichten, zahllosen Schwärmen auf Menschen und Vieh setzen. — Vierte Plage, 8, 24: Es kam viel Ungeziefer über ganz Ägyptenland. — Fünfte Plage, 9,6: Es starb allerlei Vieh der Ägypter. — Sechste Plage, 9, 10: Es fuhren auf böse, schwarze Blattern, beide an Menschen und Vieh, die oben erwähnten Geschwüre. — Auch die folgende, siebente Plage, 9, 23: Der Herr ließ donnern und hageln, ist für uns kein Wunder. In Oberägypten regnet es außerordentlich selten, alle 15 bis 20 Jahre ein einziges Mal; in Unterägypten ist aber der Regen so selten nicht, und im Monat Februar kommen zuweilen — freilich nicht jedes Jahr — sehr heftige Hagelwetter vor. Die Geschichte spielt ja in Memphis, auf der Grenze von Unterägypten, und der Hagel trat ein, nachdem die Mücken und Fliegen (im Dezember) und das Viehsterben sowie die Geschwüre (im Januar) vorüber waren. Auch heißt es ausdrücklich 2. Mos. 9, 31, 32: „Also ward geschlagen der Flachs und die Gersten; denn die Gersten hatten geschossen, und der Flachs Knoten gewonnen. Aber der Weizen und Roggen ward nicht geschlagen, denn es war Spätgetreide." Das ist eine sehr deutliche, unverkennbare Bestimmung des Februars in Ägypten. Zu einer andern Zeit würde es Mose schwerlich gelungen sein, hageln zu lassen!

Auch in den drei letzten Plagen — Heuschrecken, Finsternis und Pest — werden wir noch sehr natürliche, in Ägypten oft wiederkehrende Erscheinungen erkennen.

Von der Verehrung des Niles, den die alten Ägypter als Gott feierten, zeugen schwungvolle Hymnen, die noch auf uns gekommen sind. Als Probe stehe hier der Anfang einer von Prof. Dümichen übersetzten:

„Anbetung dir, o Nil! Der du dich offenbart hast diesem Lande, in Frieden kommend, um Ägypten zu beleben. Verborgner, der du bringst, was finster ist, zum Licht, wie deinem Willen immer es beliebt. Der du die von Rā erschaffenen Fluren mit Wasser überziehst, um zu ernähren die gesamte Tierwelt; du bist es, der das Land tränkt überall, du, des Brotes Freund, Getreidespender“ usw. So beteten die Rometu zu ihrem heiligen Hapi.



An den Ufern des Nils.



Vögel der unterägyptischen Gewässer: Pelikane, Marabu, Ibis, Reiher usw.

2. Der Nil, der Schöpfer und Erhalter des Landes.

Der Nil, von dessen vielbelebten Ufern der Leser einen Teil auf dem Bilde S. 50 vor sich sieht, ist aber nicht nur der Erhalter, er ist in der Tat auch der Schöpfer des Landes Ägypten.

Das Niltal war ursprünglich ein Felstal ohne irgend eine Spur von Pflanzenwuchs, somit natürlich auch unbewohnbar. Jahrtausende lang führte der Nil aus Kosch nur groben Sand mit und flößte ihn bei den Überschwemmungen auf den Felsboden des Tales. Endlich aber brachte das Wasser statt des Sandes Erde und Schlamm; jetzt entstand ein fruchtbarer Boden, Pflanzen sproßten auf, Tiere und Menschen belebten das sonst öde Tal, und man kann in Wahrheit sagen: Das Land ist ein Geschenk des Nils.

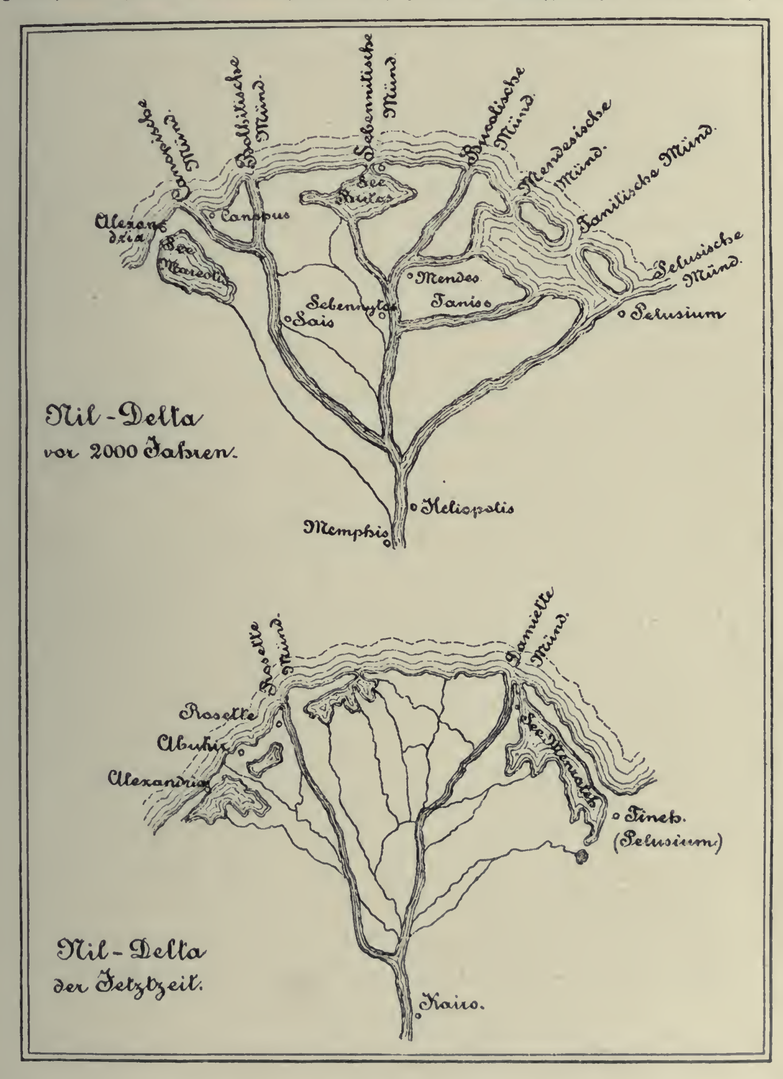
Wenn man nun bedenkt, daß alles Wasser, das der Ägypter zum Baden und Waschen, zum Kochen und Trinken gebraucht, nur aus dem Nile kommt, denn das Wasser in den Kanälen ist ja Nilwasser, und das, welches er in Brunnen gräbt, ist entweder von dem Flusse und den Kanälen seitwärts oder während der Überschwemmung von oben ins Erdreich eingedrungen, ist also wieder nur Nilwasser; wenn man hinzu-

nimmt, daß nur durch den Nil das Land befruchtet wird, daß jedes Ausbleiben der regelmäßigen Überschwemmungen unabwendbar Teuerung und Hungersnot im Gefolge hat; daß ein Austrocknen des Flusses alle lebenden Wesen dem sicheren Tode preisgäbe, dann begreift man die Frage, die voll Verehrung für seinen Nil noch heute der Ägypter an Fremde richtet: „Habt ihr auch einen solchen Fluß?"

Wenn z. B. den Hamburgern die Elbe entrissen würde, so wäre das für ihren Handel ein großer Nachteil, hätte auch noch manche andere Unannehmlichkeit; und sie hielten sich wohl für sehr unglücklich, wenn sie nicht mehr im fließenden Wasser baden könnten, obwohl tausend und aber tausend Menschen, die nicht an einem Flusse wohnen, gar nicht daran denken und doch gesund bleiben, alt werden und glücklich sind. Schließlich würden sich aber die Hamburger über den Verlust der Elbe trösten; und — genau besehen — würde noch niemandem dadurch unmittelbar auch nur ein Stück Schwarzbrot entrissen. Sie bedürfen des Elbwassers nicht zum Begießen ihrer Felder — das tut der Regen; nicht zum Kochen und Trinken — dazu haben sie von der Elbe unabhängige Brunnen. Auch Fische und Krebse könnten fernerhin noch ihre Tafel zieren; denn es gibt noch Bäche genug in der Nachbarschaft. Allein in Ägypten gibt es nur einen Fluß, nicht ein einziges Bächlein außer dem Nile; es gibt keine von dem Landesstrom unabhängigen Brunnen; es gibt in ganz Oberägypten fast keinen, in Unterägypten viel zu wenig Regen, die Felder zu bewässern. Wenn heute der Nil verschwindet, ist binnen kurzem das ganze Land eine vollkommene Einöde; keine Pflanze kann mehr wachsen; alle Tiere müssen den Hungertod sterben, die Menschen entweder auswandern oder — elendiglich verschmachten — das Land des Überflusses würde ein Tal des Todes werden.

Aber auch das weiß der Ägypter sehr wohl, daß das ganze kulturfähige Land überhaupt ein Geschenk des Nils ist. In dem Felsen und im Sande gedeiht nichts; erst der Nilschlamm konnte Pflanzen ernähren, und dann erst konnten Tiere und Menschen daselbst leben. Darum nennt der Ägypter seinen Nil den Vater des Landes, den Ernährer der Menschen, den Überfluß, den Gesegneten, den allerheiligsten Vater, und sein größter irdischer Genuß ist es, zu ruhen in einem Palmenhaine an den Ufern des heiligen Nils und sein köstliches Wasser vollauf zu schlürfen; denn das Nilwasser, das ist doch das Beste, was es gibt auf dieser Erde; es ist dem Ägypter das Symbol alles Sanften, Süßen, Lieblichen, und wenn der Bräutigam recht zärtlich tun will mit der Braut, dann sagt er zu ihr: „Du bist so süß wie Nilwasser."

Übrigens sind fast alle Reisenden alter und neuer Zeit einstimmig darin, daß das Wasser des Nils etwas sehr Liebliches, Leichtes und Angenehmes habe; ja einer findet sich zu dem Ausspruche gedrängt: „Es



ist unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen ist". Und die Araber sagen: „Wenn Mohammed ein Ägypter gewesen wäre, so würde er jetzt noch leben; denn hätte er je Nilwasser gekostet, so wäre seine erste Bitte die um ein ewiges Leben gewesen, damit er ewig hätte

Nilwasser trinken können, und die Gewährung seiner ersten Bitte hätte ihm Allah nicht versagt."

In den Fabriken Kairos vertritt das Nilwasser vollkommen die Stelle des destillierten Wassers. Auch ist bemerkenswert, daß es, in Cisternen stehend, selbst bei der großen ägyptischen Hitze nie faulig und übelriechend wird. — Im Januar schmeckt es am besten. Wenn der Nil aber seinen tiefsten Stand erreicht hat, wenn er im Juni auf nur 5 bis 6 Fuß Höhe gesunken ist, dann wird es warm und hat nichts Erquickliches mehr. Man füllt es alsdann in poröse Tongefäße und setzt diese dem Luftzuge aus; das durch den Ton dringende Wasser, welches auf der äußeren Fläche erscheint, verdunstet sehr schnell und kühlt dadurch das in dem Topfe selbst befindliche so sehr ab, daß es vollkommen kalt wird.

Steigt das Wasser im Flusse und wird gelb, so stößt sich daran noch niemand, man genießt es ohne Scheu; es ist nicht ungesund, und selbst Fremde können es ohne Gefahr trinken. Wird es aber noch trüber und endlich gar rot, dann läßt man es einige Zeit in den Gefäßen stehen und sich setzen; bald kann man oben ganz reines Wasser abgießen und behält den schmutzigen Satz auf dem Boden.

Beim Austreten des Niles aus seinen Ufern haben nun Ibisse und Marabu den ganzen Tag vollauf zu tun, die Wassertiere wegzuschnappen, welche aufs Trockene gelegt werden. Schlank und zierlich tanzt der Ibis am Rande der Flut hin und begleitet sie stets bei weiterem Wachsen. Chib nannten ihn die alten Ägypter; heutzutage nennt man ihn im Oberlande Abu Hannes, und im Unterlande sagen sie Abu Menzel (Vater Sichelschnabel). Er war und ist allgemein verehrt, eben weil er den Boden säubert, aber so gut kann er es doch nicht, wie der gefräßige Marabu. Der bleibt doch der Hauptvertilger der Fische, Schlangen, Schnecken und all des Ungeziefers, das besonders nach der Überschwemmung das ganze Land bedeckt. Es sind närrische Käuze, diese Marabus. Bald stehen sie, jeder allein für sich, ernst und gravitätisch da und erinnern mit ihrem kahlen Kopfe unwillkürlich an einen nachdenklichen Philosophen; dann toben sie wieder in Rudeln von 20 bis 30 Stück mit ausgelassenen Sprüngen umher und brüllen dabei wie die Tiger. Geht man auf einen los, so springt er dem Nahenden entgegen, schreit auf und tobt und reißt dabei seinen ungeheuren, plumpen Schnabel weit auf, als ob er den Menschen geradezu verschlingen wollte. Gibt man ihm aber einen Schlag mit der Gerte, so macht er Kehrt, läuft wie ein Sturmwind hinweg, und verfolgt man ihn gar noch, so fliegt er davon. Er sieht gar böse aus, tut aber niemand etwas zu leide; deshalb schont

und schützt man ihn und hält ihn hier und da sogar auf Höfen. Er erreicht eine Höhe von 5 Fuß, in Asien wird er sogar 7 Fuß hoch.

Wie der Nil der Schöpfer des Landes ist, zeigt sich deutlich bei Vergleichung der beiden Kartenskizzen. Vor 2000 Jahren ergoß er sich in sieben breiten Mündungsarmen in das Mittelmeer, heute sind es deren nur noch zwei, und die ganze Gestaltung des Deltas ist vollständig geändert. Hier wird alter Boden abgespült, abgerissen, dort neuer angesetzt; in tausend Jahren nach uns ist der See Menzaleh vielleicht ganz verschwunden. Rings an der Küste ist das Meer außerordentlich seicht, weil alljährlich große Erd- und Sandmassen hineingespült werden, und das Land wächst stetig weiter. Der heilige Hapi wird nicht müde, zu schaffen.

Wir haben nun gesehen, welche hohe Bedeutung der Nil für das Land hat, das er durchfließt; ist es zu verwundern, wenn der Ägypter mit fast abgöttischer Verehrung an seinem Lebensspender hängt? — wenn ein Ausbleiben des Nils bei ihm gleichbedeutend ist mit dem Untergange seiner Welt? — daß ihn eine wahre Todesangst befällt, wenn Juli und August einmal vergehen und die Wasser nicht wachsen?

Weit eher läßt sich's der Ägypter gefallen, daß die Flut etwas höher steigt, als er wünscht; daß das Land etwas länger unter Wasser steht, als gut ist. So war es z. B. noch erst im Jahre 1863. Was ist die Folge? Es stürzt ein Dutzend Lehmhütten mehr ein, es finden etliche Menschen mehr den Tod in den Wellen; aber es geht doch nicht das ganze Land zu Grunde. Das Zuviel kann dem einzelnen Unglück bringen; das Zuwenig aber bringt dem ganzen Lande Not und Verzweiflung.

Im zwölften Jahrhundert (n. Chr. Geb.) kam es vor, daß der Nil nicht aus seinen Ufern trat, und es entstand ein Jammern und Wehklagen, ein Zittern und Zagen, das wir mit Wasser überaus reichlich Gesegneten uns nicht entfernt vorstellen können. Der Sultan Mustansir schickte infolgedessen eine große Gesandtschaft, mit köstlichen Geschenken beladen nach Abessinien und ließ an den Füßen des Thrones Seiner schwarzen Majestät nebst diesen kostbaren Gaben die demütige Bitte niederlegen, der König möge doch in Huld und Gnade den Damm wieder vernichten, der die Fluten des Nils zurückhalte, und möge den Bewohnern des Niltales auch fernerhin gestatten, zu existieren. Der König von Abessinien nahm die Geschenke freundlichst an — und im nächsten Jahre war Ägypten wieder mit einer reichlichen Überschwemmung gesegnet. Ob aber wirklich ein Damm im Südlande errichtet worden war, oder ob vielleicht dort selbst die Regen ausgeblieben, darüber ist nie etwas

laut geworden. Die alten Ägypter hätten jedenfalls eine ganz andere Gesandtschaft mit den Waffen in der Hand nach Süden geschickt und einen etwaigen Damm selbst beiseite geschafft.

Aber es ist in der Tat und Wahrheit schon zweimal der Versuch gemacht worden, den Ägyptern mit einem Schlage alles zu nehmen, was ihnen zum Leben unentbehrlich ist. Im Jahre 1200 faßte der Kaiser Lalibala von Abessinien, vielleicht ermuntert dazu durch die Geschenke Mustansirs, den Plan, den Nil abzuleiten, ihm ein anderes Bett anzuweisen und so mit einem Male Ägypten aus der Reihe bewohnter Länder auszulöschen. Glücklicherweise war die Wasserbaukunst des Kaisers Lalibala im Jahre 1200 nach Christi Geburt noch nicht so weit, als die der Ägypter 1200 Jahre vor Christo, und er mußte sich begnügen — mit dem Ärger, seinen Plan nicht ausführen zu können.

Im sechzehnten Jahrhundert beabsichtigte der Vizekönig der portugiesischen Besitzungen in Ostindien, Albuquerque, den Nil oberhalb der Insel Philä ostwärts in das Rote Meer abzulenken. Wenn ihm dieses gelungen wäre, dann würde jetzt die ganze Menschheit Ägypten nur noch dem Namen nach kennen; denn wer würde sich in ein dreihundert Stunden langes, vollkommen ödes Tal wagen? Der Plan war aber doch zu groß, um ausgeführt zu werden; und so fließt der Nil noch zur Stunde dahin und befruchtet das Land, das er schon zu Menis Zeiten beglückte; er ist noch wie damals der Segen, der Vater des Landes, der heilige Nil.



Ägyptens Landplagen.

1. Die Heuschrecken.

„Sieh, sieh! — dort im Südwesten — ist das Rauch oder ist das ein Wolkenzug? Es muß wohl Rauch sein. Wie dunkel! Und wie das wächst und steigt! — Nein, es ist doch kein Rauch, es ist eine Wolke! Aber wie schwarz! Wie nahe am Boden! Das ist beängstigend, schrecklich beängstigend! Die Wolke kommt näher, immer näher — jetzt raschelts und rauschts in der Luft — es wird düster — die Sonne verfinstert sich — die Wolke ist über uns — wie dunkel! Man kann ja auf zwanzig Schritte niemand mehr erkennen! Hu, jetzt brausts in der Luft wie ein Mühlrad! Und nimmt denn die Wolke gar kein Ende? — Halt an! Halt an! Die Pferde bäumen sich, unser Wagen schlägt um — hilf, Himmel, ein lebendiges Hagelwetter!"

Kehr' dich um, Freund, daß dir die lebendigen Hagelkörner nicht ins Gesicht, sondern auf den Rücken schlagen; ich will die Pferde zum Stehen bringen. — So! Nun sieh, das ist ein Heuschreckenzug. Die

Heuschrecken kommen in ungeheuren Schwärmen von Südwesten her ins Land; die ungefähre Zahl der Tiere, aus denen ein solcher Zug besteht, kann kein Mensch nennen. Eine Million ist viel, sehr viel; wenn ich aber sage: „es sind tausend Millionen", so ist das noch gar nichts, und dennoch brauchte ein Mensch, der 16 Stunden täglich in einem fort zählen wollte, über 30 Jahre, um 1000 Millionen Heuschrecken zu zählen. Es sind mehr als zehntausend, viel mehr als hunderttausend Millionen — — solch ein Heuschreckenzug! Wo er sich niederläßt, bedeckt er 8 bis 9 Stunden lang, 3 bis 4 Stunden breit und eine Elle hoch den Boden. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ist bald jedes Blatt, jedes Hälmchen, alles, was grünt und blüht, verschwunden; die ganze Ernte rein aufgezehrt! Wer am Morgen noch seine Felder voll viel verheißender Saaten stehen sah, hat am Abend nicht mehr ein einziges Weizenkörnlein, nicht eine Baumfrucht, nicht ein Grashälmchen. Und wie es ihm gegangen, so auch dem Nachbar, so den Bewohnern von zehn Dörfern in der Umgegend — alles ist kahl abgefressen, alles vertilgt.

Und du kannst sie nicht verjagen; — schlag unter sie, wirf unter sie, reit und fahr in die Massen hinein — es erheben sich nur die nächsten, um sich sogleich wieder niederzulassen. Sie sind durchaus nicht zu vertreiben; du bringst sie nicht weg, bis sie von selbst auffliegen. Das geschieht in der Regel kurz vor Sonnenaufgang. Dann erhebt sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, die ganze Wolke auf einmal, steigt 50 bis 60 Fuß hoch in die Luft und setzt ihre Reise mit großer Geschwindigkeit weiter fort, bis sie wieder müde ist und sich nach so und so viel Meilen abermals niederläßt.

Verjagen kannst du einen Heuschreckenschwarm nicht, vertilgen aber auch nicht. Ob auch die ganze Mannschaft mehrerer Dörfer hinaus zieht und mit Stangen und Brettern auf die gefräßigen Tiere losschlägt, in deren Massen man bis zu den Knieen einbricht; ob man auch das Vieh hinein hetzt, Feuerbrände zwischen sie wirft, ob auch die tausend Vögel (namentlich Drosseln), die jeden Heuschreckenzug begleiten, noch so gierig zulangen — du siehst nicht, daß es weniger werden. Wenn auch tausendmal Tausend vertilgt werden, das ist noch nicht zu merken.

Das ist die achte der „zehn Plagen", 2. Mos. 10, 14—15: „Sie bedeckten das Land und verfinsterten es und fraßen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen" usw.

Wenn sich der Hauptschwarm erhebt, bleiben immer noch große Massen solcher zurück, die abgemattet sind und nicht mehr fortkommen können, oder bei dem ungeheuren Gedränge keine Nahrung fanden,

oder endlich verwundet sind. Die Tiere fliegen nämlich so gedrängt, daß sie sich oft die Flügel verletzen; auch fressen die oben liegenden, wenn sie nichts anderes finden, ihren Nachbarn die Flügel an. Zu diesen Zurückgebliebenen kommt nun, etwa 5 bis 6 Fuß über dem Boden fliegend, eine ähnliche Schar Nachzügler, die auf dem vorigen Lagerplatze zurück geblieben war. Gegen diesen Nachtrab des großen Hauptheeres kann man etwas tun. Man kann ihn durch Lärmen von dem eigenen Felde auf das des Nachbars jagen, kann ihn zerstampfen, vom Vieh fressen lassen, verbrennen usw.; diese Nachhut wird in der Regel nach und nach vertilgt. Wenn sie weg ist, dann ist auch anscheinend alle Vegetation verschwunden; die Nachzügler zehren nicht allein jedes Blättchen auf, das der Gier des Hauptheeres entgangen, sie zernagen auch die Rinde der Bäume, Holz, selbst Lederzeug, und nur der unvergleichlichen Fruchtbarkeit des ägyptischen Bodens ist es zu danken, daß nicht nach jedem Heuschreckenzuge Hungersnot entsteht. Die Ernte ist freilich verloren, aber es reift in demselben Jahre noch eine zweite und auch eine dritte.

Wenn die Schwärme das ganze Land bis zum Meere durchzogen haben, erheben sie sich wieder, sobald ein kräftiger Südwind weht, und lassen sich über das Mittelländische Meer treiben. Da sind nun Millionen der Tiere, die den langen Flug nicht aushalten, nach und nach herab stürzen und so im Wasser umkommen; aber diejenigen, welche nach Europa gelangen, sind immer noch eine furchtbare Landplage. Ihre Massen sind noch so ungeheuer, daß sie ganze Ernten vertilgen, und darauf folgt dann bei uns jedesmal Teuerung. Vergebens hat man alle natürlichen und übernatürlichen Mittel gegen die schlimmen Gäste versucht. Im Jahre 1725 sprach sogar Papst Benediktus XIII. in feierlicher Weise den großen Bann über sie und gebot ihnen im Namen des heiligen Petrus, sich sogleich ins Meer zu stürzen — auch das half nicht: die Heuschrecken blieben, wo sie waren, und stürzten sich nicht ins Meer.

Im Jahre 874 kamen sie bis nach Frankreich. Dort gingen sie in solcher Unzahl zu Grunde, daß von dem Geruche der verwesenden Tiere die Pest entstand. — 1693 schwärmten sie bis nach Thüringen. Man hat die Zahl derer, die sich zwischen Weimar und Roda niederließen, auf 92160 Millionen berechnet — und das waren doch nur die Überbleibsel eines großen Zuges! — Im Mai 1863 ließ sich der Überrest eines Zuges in der Provinz Toledo in Spanien nieder. Es wurde eine eigene Heuschrecken-Kommission ernannt, ein förmlicher Landsturm gegen die gefährlichen Tiere organisiert, und in wenigen Tagen hatte

man 228 Zentner dieser Bestien getötet — wie viel Stück mögen das wohl gewesen sein? — Endlich ließ man noch das Militär ausrücken, wurde aber doch den Feind nicht eher los, als bis es ihm gefiel, von selbst abzuziehen. — April 1866 erschienen die kleinen Bestien in Savoyen und Südfrankreich und erinnerten daran, wie sie 1613 binnen wenigen Stunden das Land in eine Wüste verwandelt hatten. Die Stadt Arles hatte damals 63 000 Livres für Einlieferung von 30 000 Pfund Heuschrecken (à 2 Sols) und 300 000 Pfund Eier (à 4 Sols) ausgegeben. Im Jahre 1874 verbreiteten sie in dem Kreise Mascara in Algier Jammer und Schrecken; in ungeheuren Scharen kamen sie von Südost, und vergebens boten die französischen Behörden alles auf, was in menschlicher Kraft stand, die unheilvollen Gäste zu vertreiben; feindliche Menschenheere lassen sich besiegen, Heuschrecken nicht. Ein Jahr später verwüsteten sie in beispielloser Weise die Maisfelder des armen Rumäniens. Sie lagen so dick und fest auf einander, daß (im September 1875) zwischen Galatz und Barboti der Eisenbahnzug in ihnen stecken blieb. — Im April 1876 bewilligten die Cortes in Madrid zwei Millionen Reale zur Vertilgung der Heuschrecken, von denen Spanien heimgesucht ward. Wieder rückte das Militär aus; es wurde eine eigene Heuschrecken-Vertilgungsmaschine erfunden; in Badajoz wurden 15 000 Zentner der gefräßigen, Tiere verbrannt — alles umsonst. Schließlich wollte man sie mit Petroleum verbrennen; doch sobald dieses (mit Gießkannen) über sie gegossen ward, erhoben sie sich alsbald, flogen davon und kamen auch nicht wieder. Der Geruch dieses Öls scheint ihnen also unerträglich zu sein.

Meistens finden die Heuschreckenzüge ihr Ende schon im Mittelmeere; kommt aber noch ein Rest von etlichen Tausend Millionen Tierchen herüber, so werden diese nach und nach vertilgt oder finden — wenn sie so weit gelangen — ihren Tod in der Nordsee oder Ostsee. Auch nur über einen solchen Rest, wie er nach Europa kommt, auf einmal Herr zu werden, ist noch nie gelungen. Die Regierung der Stadt Mailand ließ einmal, da sich die Heuschrecken in ihrem Gebiete niedergelassen hatten, zur Aufschaufelung und Ablieferung der kleinen Bestien auffordern und versprach für jeden Sack voll eine bescheidene Bezahlung. In zwei Tagen wurden 12 000 Maltersäcke voll abgeliefert, und die Regierung beschloß, nun nichts mehr zu bezahlen — woher sollte sie das Geld nehmen?

Diese Heuschrecken — ägyptisch Sa-nohem, Staubinsekt, woraus wohl das hebräische Saleam geworden ist — sind grün mit dunklen Flecken, haben hellbraune Flügeldecken mit schwarzen Flecken und sind

2½ Zoll lang. Das Geräusch bringen sie hervor durch Anschlagen der Hinterbeine an die Flügel. Ein Weibchen legt etwa 200 Eier in zwei oder drei Abteilungen, durch einen weißen Schleim zu einem Ganzen verbunden, in die Erde oder auch auf die Erde. Im Jahre 1752 haben die Bewohner des Städtchens Drossen (Regierungsbezirk Frankfurt a. O.) allein 13 Scheffel 4½ Metzen solcher Eier eingesammelt und vertilgt — der Zahl nach etwa 16½ Millionen — In der Regel gehen die Eier, welche bei uns gelegt werden, durch Kälte und Regen von selbst zu Grunde.

Man hat auf den Flügeln der gefräßigen Tiere nicht nur einzelne Buchstaben, sondern ganze armenische und kaldäische Worte gelesen. Die alten Gottesgelehrten erkannten eine Zuchtrute des Himmels in den verheerenden Schwärmen, und im Jahre 1643 fand ein Archidiakonus in Breslau, daß jede Heuschrecke ganz deutlich auf ihren Flügeln stehen hatte: Annona moriemini: Ihr werdet an der Hungersnot sterben. — Ja, das sind merkwürdige Tiere, die Heuschrecken!

2. Der Samum.

Es ist um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Noch heute Vormittag erfreute uns das herrlichste Wetter — hoch über uns der reine blaue Himmel; um uns eine in Saft und Fülle strotzende Vegetation; eine Luft, von den süßesten Wohlgerüchen durchduftet. Zur Seite fließt der köstliche Nil; alle Menschen sind fröhlich, vergnügt, glücklich. Sind? Nein, so war es diesen Vormittag; aber jetzt ist es anders. Die Hitze ist zu einer drückenden Höhe gestiegen; eine peinliche Schwüle lagert in der Luft; man atmet nicht mehr wie sonst, man keucht; das Blau des Himmels ist verschwunden, er sieht fahl aus; die Sonne ist weiß wie der Mond; die Blätter der Bäume sind nicht mehr grün, das saftige, frische Grün des Laubes ist ein mattes Blau geworden; ängstlich flattern die Vögel hin und her; scheu springt das Wild an uns vorbei; eiligen Schrittes laufen die Menschen nach ihren Wohnungen; alles flüchtet sich, sucht Schutz — Schutz, wovor?

Ich weiß es nicht, aber mir selbst ist so bange, die Brust ist so beklemmt; eine Ahnung sagt uns, daß ein schreckliches Naturereignis bevorstehe: — so muß der Untergang der Welt sich vorher verkünden.

Jetzt verdüstert sich der Himmel; die Sonne nimmt ein kaltes, totes Gelb an. Die Haare sträuben sich; es brennt in der Haut; es sticht in den

Fingerspitzen. Jetzt pfeift's und zischt's in der Luft — hu, welcher Sturm! wer sich da noch auf den Beinen zu halten vermag! Die stärksten Bäume biegen sich wie Schilfrohr; krach! krach! hier einer mitten durchgebrochen, dort einer entwurzelt; die Tiere heulen, die Wasser brausen, die ganze Luft ist undurchsichtig, gelbgrau, und gräßlich blickt die Sonne durch, eine dunkelfeurigrote, strahlenlose Scheibe. — Eine furchtbare Glühhitze fährt in tosendem Orkane daher; es ist, als ob vor uns die Tür eines Backofens oder Schmelzofens geöffnet würde. In einem Nu ist jede Feuchtigkeit auf dem Körper verdunstet, der Gaumen ausgetrocknet; man hat das Gefühl, als müßte die Haut zerspringen und Risse bekommen, als flögen tausend und tausend Nadelspitzen wider sie.

Noch immer dunkler wird es um uns; schrecklich heult der Sturm durch die Finsternis; eine violette Scheibe blickt nur noch durch die schwarze Luft, das ist die Sonne. Aber es ist Nacht geworden; in den Häusern werden die Lampen angezündet; ängstlich wartet alles auf das Ende des Schreckens. Da prasselt's und poltert's, ein Haus ist zusammengestürzt und hat Menschen und Vieh unter seinen Trümmern begraben. Schreien, Wehklagen, Brüllen — dazwischen das Pfeifen und Heulen des Sturmes! — O, es ist nicht zu schildern, wie gräßlich ein solches Wetter ist! Niemand wagt sich aus dem Hause; wer möchte auch in solchem Aufruhr der Natur hinaus? Im Zimmer ist man auch nicht geschützt gegen die Hitze und austrocknende Gewalt der Luft — vollblütige Leute sind überall der Gefahr ausgesetzt, einem Schlaganfalle zu unterliegen — aber hier hat man das Wasser bei der Hand, kann sich waschen, kann trinken und wird nicht vom Sturmwinde zu Boden geworfen.

Alles nimmt indessen sein Ende; auch dieser Sturm vergeht. Nach zwei, drei Stunden legt sich der Wind; die Luft wird durchsichtig, und bald steht wieder die helle, klare Sonne am reinen, blauen Himmel. Doch es ist nicht, wie bei uns nach einem Gewitter, daß alles in neuer Frische erscheint, daß Menschen und Tiere sich wohl und gestärkt fühlen; nein, die Hitze bleibt noch immer sehr empfindlich, die Pflanzen sind welk, Menschen und Tiere matt und verstimmt; alles ist mit Staub bedeckt. Der Wind führt in der Regel keinen Sand mit sich, aber einen unendlich feinen Staub, gegen den kein Kleid, keine Verhüllung, kein Verschluß schützt. Das peinliche Gefühl auf der Haut ist Folge der Luftelektrizität, nicht etwa glühenden Sandes.

Daher kommt auch das Sträuben der Haare. Mit den nötigen Instrumenten versehen, kann man die Elektrizität in der Luft genau nachweisen, und wer eine sogenannte Leidener Flasche bei sich hat, wird



Karawane vom Sandsturm überfallen.

sehen, daß der Samum wie eine ungeheure Elektrisiermaschine wirkt; eine elektrische Batterie lädt sich von selbst.

Was die Ägypter auch nach dem Aufhören eines solchen Orkanes nicht froh werden läßt, ist die Gewißheit, daß er bald wieder von neuem beginnt. Es dauert manchmal einen halben Tag, oder einen ganzen, manchmal zwei drei Tage, bis er wiederkommt, zuweilen nur einige Stunden, ja selbst nur eine halbe Stunde. Wie die Pausen verschieden sind, so auch die Dauer des Sturmes.

Manchmal währt er nur 40—50 Minuten, und es wird nicht so dunkel, daß man die Lampen anzünden muß; zuweilen tobt er aber auch Tage lang. Die längste beobachtete Dauer betrug vier Tage. Das geschieht zwar selten, ist aber furchtbar und bringt unsägliches Leid über das Land. In der Regel folgt dann die Pest nach.

2. Mos. 10, 22, 23: „Es ward eine dicke Finsternis in ganz Ägyptenland drei Tage, daß niemand den andern sahe, noch aufstund von dem Orte, da er war, in dreien Tagen.“ Das war die neunte der zehn Plagen.

Die alten Rometu nannten diesen Wind Schamūm, heutigestages heißt er bei den Arabern Samūm, d. i. Glutwind; der bei uns gebräuchliche Name Chamsin stammt aus einem ostarabischen Dialekte und bedeutet „Glut (Cham) der Wüste (Sin)“.

Die Zeit, in welcher der Samum überhaupt auftritt, ist von Mitte März bis Mitte Mai; früher oder später kommt er nicht leicht vor. Zuweilen verbinden sich mit ihm noch besondere Erscheinungen. Die auffallendste ist ein gelbroter, ganz feiner, staubartiger Sand, der etwa aussieht wie gestoßener Zimmet. Fällt er ins Wasser, so färbt er dieses sogleich rot. Professor Ehrenberg in Berlin ist der Ansicht, auf diese Weise sei zu Moses Zeiten plötzlich alles Wasser anscheinend zu Blut verwandelt worden, auch sei so der Blutregen zu erklären, welchen der Prophet Elischa einmal bewirkte. Untersucht man den roten Staub mit dem Mikroskop, so findet man, daß er aus vierzig Arten verschiedener Körper besteht — aus vielerlei Mineralien, den Trümmern von etlichen Pflanzenarten und mehr als dreißigerlei winzig kleinen Infusionstierchen. Im Jahre 1857 bedeckte dieser rote Staub zollhoch die Straßen in Kairo, hemmte die Eisenbahnverbindung zwischen dieser Stadt und Alexandria, und tausend Arbeiter wurden hinaus geschickt, die Schienen wieder abzufegen.

Diese Erscheinung breitet sich manchmal bis auf das Mittelländische Meer, wo man sie dann „roten Nebel“ nennt.

Verschieden von dem Samum ist der Sandsturm in der Wüste. Wehe den Unglücklichen, die von ihm ereilt werden! Ihr Tod ist fast gewiß. Mit heißem Wehen umfängt sie der glühende Sand in schrecklichen Wirbeln. Tiere und Menschen stemmen sich mit aller Energie gegen den todbringenden Hauch — was hilft's? Fünf Minuten, zehn Minuten kann man Widerstand leisten, aber nicht Stunden lang. Eingehüllt in eine undurchsichtige Wolke glühenden Sandes, der fortwährend die matten Glieder peitscht, empfindet man bald ein Summen und Brausen im Kopfe, bekommt Schwindel, taumelt hin und her, verliert das Bewußtsein und sinkt zu Boden. Hört der Sturm nun nicht bald auf, so ist der Tod unvermeidlich. Zuweilen führt er aber auch so ungeheure Sandmassen durch die Lüfte, daß er ganze Hügel aufwirft und manche Karawanen so im Sande begraben werden. Da liegen sie alle unter der leichten Decke, Herren und Sklaven, Rosse und Kamele, und werden zu Mumien ausgetrocknet, und keines Sterblichen Auge sieht sie jemals wieder — wenn nicht der Sturm selbst daher kommt und den Leichenhügel — vielleicht nach hundert und aber hundert Jahren — wieder weghebt, um ihn anderswohin zu führen.

Die Ägypter kennen diesen verderbenbringenden Wind wohl, obgleich er nicht in ihr Tal kommt; auf dem Wege nach den Oasen müssen sie durch sein Gebiet; mancher Reisende ist ihm schon als Opfer gefallen, heiteres Mutes von Memphis ausgezogen und nirgends angekommen. — Nimmt der Sturm seine Richtung nach Westen, so fährt er bis zum Atlantischen Ozean; die Bewohner der dortigen Gegend nennen ihn Harmattan. Der Sirocco, dieser in Italien von Osten her wehende heiße Wind, ist auch nicht anderes, als der durch seinen Weg über das Mittelmeer einigermaßen gemilderte Glutwind.

3. Die Pest.

Die Pest ist eine furchtbare Krankheit, von welcher Ägypten alle vier bis fünf Jahre einmal heimgesucht wird. In Oberägypten ist sie sehr selten, im Delta aber rafft sie manchmal ein Viertel der Bevölkerung hin. Sie verbreitet sich nicht durch die Luft, sondern ist nur durch Berührung ansteckend; hauptsächlich wird sie durch Kleidungsstücke, Wolle, Baumwolle und andere Dinge, welche von Pestkranken berührt worden sind, fortgepflanzt.

Die ersten Anzeichen sind Mattigkeit, Frost, Betäubung, Irresein; dann rötet sich das Gesicht, es entstehen schmerzhafte Beulen über den ganzen Körper, die bald zu eitern anfangen; meist ist der Kranke binnen neun Stunden eine Leiche. Das ist eben das furchtbar Schreckliche an dieser Seuche, daß sie so überaus schnell tötet. Ja, bei vielen von ihr Befallenen tritt der Tod schon nach zwei, drei Stunden ein; nur die wenigsten genesen wieder.

Nach Ägypten wird sie gewöhnlich von Asien aus eingeschleppt. Durch große Vorsicht und Absonderung von den Kranken kann man sich vor ihr bewahren; durch die Hitze wird die Empfänglichkeit, die Leichtigkeit der Ansteckung wesentlich befördert, namentlich greift sie beim Wehen des Samum mit rasender Schnelligkeit um sich.

Das ist dann eine schwere Zeit der Angst und Not. In einer ganzen Stadt niemand, der nicht liebe Teure verloren hätte — der Mann die Frau, der Vater den Sohn, der Bruder die Schwester; hier stehen Kinder elternlos, dort stirbt im Verlaufe von wenigen Tagen eine ganze Familie aus; die Straßen sind öde und leer; nur hier und da schleicht weinend und händeringend ein Bekümmerter durch die Gassen. Ist die Pest vorbei, so sind alle Lebensverhältnisse völlig verändert; die Häuser haben ihre Besitzer gewechselt; man hat andere Nachbarn bekommen; mit Kindern reich gesegnete Eltern sind plötzlich kinderlos geworden; ein armer Schelm hat durch Erbschaft große Reichtümer gewonnen; die junge Frau, die erst vor wenigen Wochen ihre Hochzeit gefeiert, ist schon Witwe; der Herr hat seine Knechte und Mägde, die Diener haben ihre Herrschaft verloren; — alles ist anders geworden, alles, alles.

Heutigestags wütet die Pest nicht mehr so grauenhaft wie sonst; doch sind ihre Verheerungen immer noch schrecklich genug. Freiherr von Minutoli erlebte im Jahre 1820, daß in Alexandrien, welches damals 15 000 Einwohner zählte, täglich durchschnittlich 35 starben. Das würde betragen für eine Bevölkerung, wie sie Groß-Berlin hat, etwa 8000 in einem Tage! Da kann man das Gräßliche wohl begreifen, was uns die Geschichtschreiber berichten. Im Jahre 262 nach Christi Geburt drang die Pest bis Rom vor und raffte da täglich 5000 Menschen weg; im Jahre 541 verschlang sie zu Konstantinopel durchschnittlich 6000 bis 8000 an jedem Tage. Der arabische Gelehrte und Arzt Abd-ul-latif (1161 bis 1231) erlebte in Ägypten eine Pest, von deren Verheerungen man sich keine Vorstellung machen kann. So ging z. B. in Alexandria ein und dasselbe Besitztum im Verlaufe eines einzigen Monats durch Todesfälle

und Erbschaft in vierzehn verschiedene Hände über — je über den andern Tag war der neue Herr schon wieder gestorben.

Die Pest, ägyptisch Abet, wird als die letzte der „zehn Plagen" ausgelegt; sie trifft aber freilich nicht bloß die Erstgeburt, sondern jeden, der mit einem schon Angesteckten in irgend eine Berührung kommt. 2. Mos. 12, 30: „Da ward ein groß Geschrei in Ägypten, denn es war kein Haus, da nicht ein Toter innen wäre."

In unserer Zeit mahnt uns zuweilen die Cholera an die Schrecken der Pest. Im Jahre 1865 brach die Cholera in Ägypten und der Türkei aus. Am 28. Juni starben in Kairo 70, in Alexandria 214 Personen an dieser Krankheit, im ganzen in ersterer Stadt von 400 000 Einwohnern 30 000, in letzterer von 200 000 Einwohnern 12 000. Vom ersten Auftreten der Krankheit bis zu ihrem Verschwinden waren 40 Tage vergangen; in diesen sechs Wochen war demnach der dreizehnte Teil sämtlicher Bewohner Kairos gestorben; ganz Ägypten aber hatte 82 000 Menschen verloren. — In Konstantinopel starben während dieser Zeit täglich 1000 bis 1500 Personen. Das würde für Leipzig etwa 500 Todesfälle jeden Tag machen.

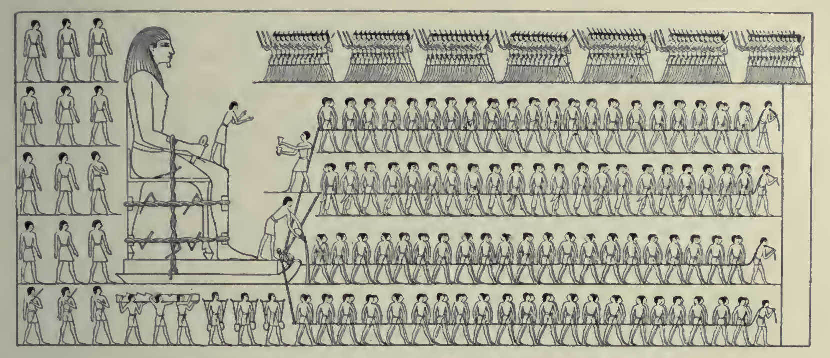
Aber so grauenvoll eine solche Sterblichkeit auch ist, so steht sie doch bei weitem zurück gegen die Verwüstungen, welche der Würgengel der Pest unter den Menschen anrichtet, und gegen das Elend, welches ihm auf den Fersen folgt.

Im April 1831 überfiel diese entsetzliche Seuche die Stadt Baghdad in Mesopotamien. Schon war beinahe die Hälfte der Einwohner gestorben, da wuchs durch wütende Regengüsse, welche mehrere Tage und Nächte dauerten, der Tigris in fabelhafter Weise an, brach in der Nacht vom 19. auf den 20. April in die Stadt ein, verwüstete das ganze tiefer liegende Quartier und verschlang mit seinen Fluten in wenigen Stunden über 14 000 Menschen. Der Schrecken war so überwältigend groß, daß kaum noch jemand an das Leben dachte; mit Verzweiflung sah jeder vor seinen Augen die Gewißheit, daß auch er den nächsten Tag nicht erleben werde. „Wozu sollen wir arbeiten? warum uns etwas versagen?" hieß es. „Morgen sind wir tot. Auf, laßt uns lustig leben, so lange wir noch da sind; nehmen, was uns gefällt; tun, was uns beliebt; wer will es uns wehren!" So denkend und sprechend zogen blut- und beutegierige Banden lärmend durch die Straßen, brachen ein, wo es ihnen gefiel, nahmen, verzehrten oder zertrümmerten, was ihnen behagte, mordeten mit wilder Lust — es gab keinen Schutz, Obrigkeit existierte nicht mehr,

jeder mußte sich selbst wehren für sein Eigentum und sein Leben, wenn es ihm noch der Mühe wert war. Welche Bilder des Schreckens entrollen sich da vor unseren Augen! Hier steht auf dem Dache seines Hauses noch einsam und verlassen ein Mann, der einzige, welcher von zwanzig, dreißig Bewohnern des Hauses übrig geblieben ist; singend und lustberauscht ziehen die Räuberbanden vorüber; und dort in der Ferne wogt der Tigris durch die Straßen und führt unzählbare Leichname mit sich; krachend stürzen durchweichte Häuser zusammen und begraben Tote und Lebende in dem brausenden Gewässer! — Als endlich Wasserfluten und Pest ausgetobt hatten, waren von den 150 000 Einwohnern, die Baghdad zu Anfang April zählte, noch 15 000 übrig. Keine Familie war verschont geblieben, viele Häuser gänzlich ausgestorben, von je zehn Menschen war nur noch ein einziger am Leben!

Im Frühlinge 1876 brach in Mesopotamien wieder die Pest aus; der Generalgouverneur von Mossul bekümmerte sich nicht um die von Konstantinopel kommenden Befehle, erklärte sie für „fränkische Phantastereien", legte die Hände in den Schoß und ließ das Schicksal walten. So machte die Seuche riesige Fortschritte; in der ersten Aprilwoche starben in Baghdad (von 80 000 Einwohnern) täglich 28, in der zweiten durchschnittlich schon 56, und in vier Wochen hatten 3000 Menschen ihren Tod gefunden. Noch schrecklicher war es in dem kleinen Städtchen Hillah, in dessen Nähe die Trümmer der alten Riesenstadt Babylon liegen; von 7000 Bewohnern starben in der ersten Aprilwoche täglich 10, in der zweiten 27, und am Schlusse des Monats waren von den 7000 Einwohnern noch 2500 übrig. Man denke, was es heißen will, wenn z. B. Nürnberg mit 260 000 Einwohnern in vier Wochen 160 000 verlöre und nur 100 000 übrig behielte, oder wenn in Leipzig binnen eines Monats über 300 000 Menschen stürben!

Im Orient waltet die Natur anders als bei uns; sie läßt entstehen und vergehen mit dämonischer Macht und rechnet nur mit großen Zahlen.



Transport eines Kolosses. (Nach einem ägyptischen Wandgemälde.)

Kolossale Steinmetz- und Bildhauerarbeiten in Ägypten.

Großartig, wie alles, was die Männer des alten Qemet unternahmen, war auch ihre Baukunst. Sie hatten das vortrefflichste Material, Kalkstein, Sandstein, Granit im Überflusse, und sie verstanden es, den Stein zu bearbeiten, wie kein anderes Volk. Es ist nicht Übertreibung, wenn man sagt: Die ägyptischen Steinmetzen gehörten zu den geschicktesten der Welt, und was sie ausführten, war groß, erhaben und berechnet für Jahrtausende. Wir wollen nicht verkennen, was die heutige Zeit leistet; sie hat nach unzähligen Richtungen hin die Völker des Altertums überflügelt; sie führt aus, was in vergangenen Zeiten noch nicht einmal gedacht wurde; aber wenn wir heute einem Steinmetzen sagten, er solle uns aus einem Granitfelsen eine Säule von der Höhe eines vierstöckigen Hauses losbrechen, aber in einem einzigen Stücke! — solle sie spiegelglatt polieren, von oben bis unten mit eingemeißelten Figuren versehen, dann fort transportieren und an einem zweihundert Stunden entfernten Orte wieder aufrichten — so würde er doch in große Verlegenheit geraten. — Und wenn wir sagten: „Geh, suche dir einen geeigneten Kalkfelsen, meißele drauf los, bis ein liegender Löwe übrig geblieben, der aber haushoch ist“ — würde er da nicht abermals verlegen sein? In Qemet aber sind solche und ähnliche Dinge ausgeführt worden, und wir finden da Kolossalstatuen von so riesenhafter Größe, daß z. B. ein Fuß vier Meter, ein Daumen 112 Zentimeter lang ist, und auch diese gigantischen Gestalten sind an den Boden festgewachsen, d. h. von einem Felsen übrig gelassen.

Heute noch stehen wir staunend vor den Werken der alten Rometu und müssen uns bekennen, daß sie in Rücksicht auf Großartigkeit mit keiner Leistung der Jetztzeit den Vergleich zu scheuen brauchen. Betrachten wir zuerst die einzelnen Arten ihrer Steinmetz- und Bildhauerarbeiten, um sodann ihre Riesenbauwerke zu besuchen!

1. Die Obelisken.

Vor den Eingängen der ägyptischen Tempel und Paläste standen rechts und links eine viereckige Säule, die nach oben etwas schmäler wurde und mit einer kleinen Pyramide endigte, wie das bei der Tempelansicht Seite 99 deutlich dargestellt ist. Solch eine Gedenksäule hieß „Dechen". Als die Griechen aber nach Ägypten kamen, lachten sie über die langen, spitzen Säulen und nannten sie scherzweise Obeliskos, d. i. Spießchen (von obelos = Spieß). Daher kommt der bei uns gebräuchliche Name. Sämtliche größere Obelisken sind von rotem Granit (Syenit), in der Gegend von Suan, Syene (Seite 12) gebrochen, auf allen Seiten von oben bis unten mit eingemeißelten Hieroglyphen bedeckt und spiegelglatt poliert. Sie stehen auf einem Würfel aus demselben Steine, der nach allen Seiten etwa um ein Sechstel bis ein Viertel der unteren Säulendicke vorsteht, d. h.: ist der Obelisk unten 2 m dick, so ist eine Seite des Würfels ungefähr 2,66 bis 3 m.

Kleine, unbedeutende Obelisken kommen in Sandstein und in Marmor vor, haben auch manchmal keine Inschriften. Die eigentlichen, großen Obelisken aber verkünden in ihren Hieroglyphen, welcher König den Palast erbaut hat, welchem Gotte der Tempel geweiht ist und dergleichen mehr, und zeigen auch bildlich, wie der König den Göttern opfert usw. Als Beispiel von Inhalt und Form dieser Inschriften Folgendes. Auf dem Seite 73 abgebildeten, etwa 1300 vor Christus errichteten Obelisken (Nr. 7) heißt es:

„Ramses, der Herr von Ober- und Unterägypten, der Sprößling der Götter, der Herr der Welt; er ist die über die Wahrheit wachende Sonne. Von Gott Rīa ist ihm gestattet worden, diesen Tempelpalast für den großen Amon zu erbauen und diese beiden Steinsäulen aufzurichten vor dem Ramsespalaste der Stadt Theben. — Er ist der Freund der Wahrheit, der beruhigende König, der größte Sieger, der tapfere Kämpfer, und sein Name ist der leuchtendste aller Namen. — Er ist der Fürst der Großen, und die Könige aller Länder der Erde liegen zu seinen Füßen." Und so weiter.

Die Figuren sind 30 cm bis 1 m hoch, 1 bis 4 cm tief eingemeißelt und mit Farben ausgemalt, von welch letzteren freilich bei den nach Europa gebrachten Obelisken keine Spur mehr zu sehen ist.

Unter den Ptolemäern wurden gar keine neuen Obelisken mehr errichtet. Diese griechischen Könige zierten ihre neu gegründeten Städte mit alten Obelisken, die sie anderwärts erst abbrechen und dann da wieder aufstellen ließen, wo sie dieselben brauchen konnten. Der alten Inschrift ließ sich ja eine neue beifügen. Die römischen Kaiser legten



Gefallener Obelisk zu Karnak.

sich besonders darauf, Obelisken von Ägypten nach Italien zu führen und mit diesen Wundern alter Steinmetzkunst ihre „ewige Stadt" zu schmücken. Oktavianus ließ deren drei nach Rom bringen; andere wurden durch Kaligula, Klaudius, Karakalla, Konstantinus herbei geschafft.

Die Liebhaberei, solche kolossale Denkmäler vergangener Zeiten herüber nach Europa zu bringen und daselbst in den Hauptstädten aufzustellen, besteht immer noch. Den Obelisken auf dem Concordienplatze in Paris schenkte der Pascha Mehmed Ali der französischen Regierung als Zeichen seines Dankes für verschiedene ihm geleistete Dienste. Im Jahre 1831 ging ein Schiff nach Ägypten ab, das Geschenk zu holen;

allein die Fortschaffung des mächtigen Steinriesen machte so ungeheure Schwierigkeiten, daß man erst im August 1833 mit dem kostbaren Geschenke im Hafen von Cherbourg ankam. Und erst 1836 konnte die kolossale Säule aufgestellt werden, denn die Vorarbeiten dazu waren unglaublich; die Kosten aber beliefen sich auf zwei Millionen Franks, und jahrelang sagten die Pariser zu den Fremden, wenn sie ihnen den Obelisken zeigten: „Sehen Sie sich diesen Stein wohl an; davon kostet jedes Pfund vier Franks.“ Das Gewicht des Obelisken ist nämlich 500 000 Pfund. Er ist über 20 m hoch und enthält allein 1600 Hieroglyphen.

Die meisten Obelisken sind 15 bis 30 m hoch; doch kommen auch weit größere vor. Der höchste, welchen wir kennen, wurde unter Konstantius II. aus Ägypten geholt und im Cirkus zu Rom aufgestellt. Im fünften Jahrhundert nach Christus wurde er von den Barbaren umgeworfen und lag, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte vergraben, bis ihn 1588 Domenico Fontana unter dem Papste Sixtus V. wieder aufrichtete. Er steht jetzt auf dem Platze vor der Kirche des heiligen Johannes vom Lateran, ist 51 m hoch (S. 73 etwas zu niedrig gezeichnet) und wiegt 13 000 Zentner.

Aber überlegt man auch, was das heißen will: 51 m? Das ist Turmhöhe! Wie mag man es wohl gemacht haben, Steine von dieser ungeheuren Größe aus dem Felsen zu brechen; den Stein, der über eine Million Pfund wog, umzudrehen, daß man ihn an allen Seiten bearbeiten und polieren konnte; und ihn endlich aufzurichten und auf das Fußgestell zu heben! Eines sehen wir heute noch deutlich in den Steinbrüchen von As-Suan; daß sich nämlich die Ägypter beim Absprengen der Steine des Holzes und des Wassers bedienten. Von diesem Verfahren sind noch unverkennbare Spuren geblieben. Über den Transport eines solchen Riesensteines sei nur Folgendes gesagt: Man schaffte den Stein zuerst auf ein Floß. — Aber wie groß und stark mußte wohl ein solches sein, um 13 000 Zentner zu tragen? — Dann steuerte man zur Zeit der allgemeinen Überschwemmung damit vor die Stadt, in welcher der Obelisk errichtet werden sollte. War nun die nasse Jahreszeit vorbei und der Boden wieder trocken und hart, so wurde der Obelisk auf Walzen bis an den Platz geschoben oder gezogen, welchen er zu zieren hatte. Dann wurde zuerst ein starkes Mauerwerk von Sandsteinen in die Erde gesetzt; darauf kam der Granitwürfel. In denselben wurde eine Vertiefung genau von der Größe und Gestalt der Grundfläche des Obelisken gemeißelt und dieser sodann in die Vertiefung gehoben. — Wie? Das haben die alten Ägypter für sich behalten. — Ausdrücklich muß aber ge-



Obelisken.

1. Elefantenobelisk (Piazza della Minerva. Rom). 2. Obelisk Setōis I (Piazza del Popolo. Rom). 3. u. 6. Obelisken zu Karnak. 4. Nadel der Kleopatra. 5. Obelisk auf dem Petersplatz zu Rom. 7. Obelisk von Luksor (Place de la Concorde. Paris). 8. Obelisk von der Piazza di Monte Citorio in Rom. 9. Der lateranische Obelisk. 10. Obelisk Wosertasens I. 11. Obelisk auf der Piazza Navona. Rom.

sagt werden, daß die Obelisken nie einzeln zur Zierde eines freien Platzes in dessen Mitte aufgestellt wurden, wie wir es machen, sondern sie standen immer paarweise, meist vor den Eingängen der Tempel und Paläste, wie das Bild Seite 99 zeigt.

Man hat mit den Obelisken in Ägypten sehr aufgeräumt; in Rom allein stehen deren dreizehn. Dessen ungeachtet finden sich noch prachtvolle Exemplare dort im Lande des Niles. In Alexandrien — heutzutage außerhalb der Stadt dicht am Ufer des Meeres — sah man seit fast 2000 Jahren zwei merkwürdige Obelisken, welchen man den eigentümlichen Namen „Nadeln der Kleopatra“ gegeben hatte, obwohl sie mit dieser Königin durchaus in keiner Verbindung standen. Sie waren von Dechutmäse III. ungefähr 1480 Jahre vor Chr. vor dem Sonnentempel zu Anu (dem Heliopolis der Griechen) errichtet worden; die vertieften Buchstaben waren mit vergoldetem Silber ausgegossen, und ebenso war die kleine Pyramide, welche die Spitze bildet, mit vergoldetem Silber überzogen. Der Anblick der beiden Denksäulen muß ein überaus prächtiger gewesen sein. — Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bauten die Alexandriner dem Imperator Tiberius an dieser Stelle einen glanzvollen Palast, geschmückt mit kostbaren Gemälden und Statuen, umgeben von Säulenhallen, Gärten und einem heiligen Haine, nannten diesen Prachtbau Cäsareum, und Tiberius ließ die beiden herrlichen Obelisken von Heliopolis holen und vor seinem Cäsarstempel aufstellen. Das Gebäude selbst wurde im Jahre 366 bei einem Aufstande zerstört und niedergebrannt; der eine Obelisk stürzte später (man weiß nicht, wann) zu Boden; und da kommende Geschlechter von den ägyptischen Herrschern hauptsächlich die abenteuerliche Kleopatra kannten, gaben sie den Spitzsäulen — die selbstverständlich längst des edlen Metalles beraubt waren — den oben angeführten unpassenden Namen.

Mehmed Ali, Pascha von Ägypten, schenkte vor einem halben Jahrhundert den umliegenden Obelisken den Engländern; diese wußten jedoch nicht, wie sie das kostbare Geschenk, welches 21,6 m lang und unten 2,3 m dick ist, nach Hause schaffen sollten. Im Jahre 1862 wurde einmal ein vergeblicher Versuch dazu gemacht, aber erst 16 Jahre später gelang das Werk; am 21. Jan. 1878 traf das Schiff im Hafen von London ein, welches die ägyptische Steinsäule trug; die nun, nachdem sie 3100 Jahre in Ägypten gestanden, das Themse-Ufer zieren soll. In Alexandrien und zwar inmitten einer Steinmetzwerkstätte, stand jetzt nur noch eine Nadel der Kleopatra (S. 73, Nr. 4), und über diese haben sich die Amerikaner erbarmt und sie im Frühling des Jahres 1880 über den Ozean geschafft.



Der große Sphinx.

2. Die Sphinxe.

Die Sphinxe sind kolossale Steinbilder, in der Regel einen auf einem Fußgestelle liegenden Widder darstellend, wie ein solcher S. 80 abgebildet ist. In dem Abschnitt über „Die Götter Ägyptens" findet sich die Bedeutung dieser Sinnbilder angegeben; hier soll nur von ihrem Äußern die Rede sein.

Sie waren immer aus einem Steine gehauen, nie zerstückelt oder zusammen gesetzt, aus Sandstein, Porphyr, am meisten aus Granit. Ihre Länge betrug 1½ bis 4 m. So standen sie, Alleen bildend, vor den Eingängen der Tempel, wie die Abbildung Seite 99 zeigt. Die Zahl dieser Sphinxe war außerordentlich groß; vor kleineren Tempeln lagen etwa dreißig bis vierzig; vor großen Tempeln aber Hunderte. Heutzutage findet man nicht leicht mehr einen einzigen, der wohl erhalten wäre, und die, welche wir in unseren Museen (Berlin, Paris usw.) haben, sind meist ausgebessert.

Manchmal sind die Sphinxe Löwen statt Widder, auch kommen sie — aber selten — vor als Löwen mit einem Menschengesichte; so z. B.

in dem Seite 79 abgebildeten Tale (Wadi), wovon denn dieses auch seine Namen Löwental (Wadi Sebua) erhalten hat. Gleiches ist der Fall bei dem Sphinx auf dem Titelblatte. Um das Haupt liegt das gewöhnliche Kopftuch der Ägypter, vorn geziert durch die Königsschlange. Der kleine Fortsatz unten am Kinn stellt den künstlichen Bart vor. Die Männer in Oemet trugen ja nicht ihren natürlichen Bart, sondern gar keinen, oder einen künstlichen, der geflochten war wie ein kurzer Zopf, und durch eine Schnur am Kinn festgehalten wurde.

Zuweilen findet sich zwischen den Vorderbeinen des Widders, an seiner Brust anliegend (und auch aus demselben Stücke gehauen), eine kleine Bildsäule des Gottes, welchem der Tempel geweiht ist, oder des Königs, welcher ihn errichtet hat. Bei dem Sphinx auf dem Titelblatte sieht man zwischen den Vordertatzen des Löwen eine mumienähnliche Figur; diese stellt ebenfalls den Erbauer des Tempels oder den betreffenden Gott dar.

Und nun zu einem Sphinx, welcher einzig in seiner Art ist, und von welchem die Anfangsvignette Seite 75 den Kopf zeigt.

Gegen Westen hin erheben sich die Felsberge; auf einer vorspringenden Terrasse derselben stehen die großen Pyramiden. Aber die alten Steinmetzen haben ein noch seltsameres Wunder — nicht her-gestellt, sondern — hier ent-stehen lassen. Sie haben von einem großen Bezirke sämtlichen Fels weggemeißelt und nur in der Mitte einen Löwensphinx mit Menschenkopf übrig gelassen. Dieser Sphinx aber ist über 57 m lang; die ganze Höhe beträgt 20 m, das Ohr ist 1,37, die Nase 1,70, der Mund 2,32 m groß, und die Breite des Gesichtes ist 4,15 m. So liegt dieses Ungetüm — an den Boden angewachsen in einem Hunderte von Metern langen Hofe, dessen steile Felswände mit ihm selbst nur eine und dieselbe Masse sind. Löcher und Sprünge in dem natürlichen Felsen sind, soweit sie den Körper des Sphinx treffen, ausgemauert. Der Leib ist nur roh bearbeitet, der Kopf aber mit der größten Sorgfalt ausgeführt; das Gesicht war im 12. Jahrhundert, wie Abd-ul-latif (S. 66) berichtet, „sehr ansprechend und trug den Stempel der Anmut und Schönheit."

Freilich ist es uns heute nicht mehr vergönnt, uns an dem Anblick solch unerreichter Großartigkeit zu erbauen. Leider ist der ganze Hof, in welchem der Sphinx liegt, jetzt mit Flugsand ausgefüllt. Nur noch 8 m hoch erhebt sich der Koloß über die Sandfläche dieses beweglichen Bodens. Überdies ist viel, viel zerstört und zerschlagen. Doch auch heute noch ist der Kopf des Sphinx (welcher nämlich höher ist als die ganze

Umgebung, denn die Steinmetzen nahmen zum Kopfe einen über das Plateau emporragenden Fels) ein schöner Platz und gewährt eine prächtige Rundsicht. Mit bloßem Auge zählt man 73 Ortschaften, und nach Nordosten blickt man auf die wüste Trümmerstätte, wo ehemals das mächtige Memphis stand; dahinter liegt in hellem Sonnenglanze das heutige Kairo.



Sphinx des Amenemhet III. von Tanis.

Im Jahre 1817 wurde auf Veranlassung europäischer Konsuln unter Anleitung Caviglias, eines unternehmenden Seemannes, der Sand, in welchem der Sphinx vergraben war, mit großem Aufwande von Menschenkräften, Zeit und Geld weggeschafft, und man entdeckte einen großartigen Treppenaufgang zu diesem Wunder der Bildhauerei. Zwischen den Vorderbeinen zeigte sich ein sorgfältig gepflasterter Boden, welcher zu einer kleinen, an die Brust des Tieres sich anschließenden, vorn offenen Tempelanlage führte. Die Wand gegenüber der Eingangstür zeigt eine über 4 m hohe, schön polierte Granitplatte, auf welcher der

Sphinx dargestellt ist und den Titel trägt: „Hu-n-Har-m-achu", d. h. der Hu des Horus am Horizont. Das Hu, wie der Sphinx wiederholt in dem Texte genannt wird, heißt Wächter. Das Riesenbild schaut mit seinem wunderbaren Antlitz genau nach Osten. Oben steht zweimal der Name des Königs Dechutmäse IV. Darunter folgt eine hieroglyphische Inschrift, welche ein Gespräch zwischen König und Sphinx enthält und uns berichtet, daß der genannte Herrscher sogleich nach seinem Regierungsantritte (um 1450 v. Chr.) den Sand wegräumen und den herrlichen Sphinx freilegen ließ.

Also schon vor 2350 Jahren war das Wunderwerk einmal im Sande begraben, wie es heute wieder von ihm verdeckt wird. Die ewig lebendige Wüste, deren Sand fortwährend, Tag und Nacht herübergeweht wird, füllt den Hof, in welchem der Sphinx liegt, immer wieder aus; 9000 Mark hatte die Bloßlegung gekostet, in 20 Jahren war alles wieder wie zuvor. Noch einmal wurde der Sphinx 1843 durch Lepsius und 1853 durch Mariette, und zwar vollständiger als vorher, von dem umliegenden Sande befreit, bei welcher Gelegenheit man noch zwei sehr interessante Beobachtungen machte. Erstens zeigte sich, daß der Sphinx zu irgend einer Zeit absichtlich vergraben worden war, denn man fand abwechselnd eine Schicht Sand und eine etwa 30 cm hohe Schicht kleiner Steine, und das Ganze war so fest, daß man Stufen einhauen konnte. Zweitens entdeckte man von jenem Tempel einen Gang, welcher in den Fels zu einer großen Zahl von anderen Gängen und Kammern führte, deren Wände mit poliertem Granit und Alabasterplatten bedeckt sind.

Es ist vermutet worden, daß dieser Sphinx ein Werk der noch vor Mena, also vor 5000 Jahren, in Anu, der Sonnenstadt, herrschenden Schesu-n-Hor, d. h. Verehrer des Horus, sei, was wohl etwas hoch gegriffen sein mag. Sicher scheint, daß der Hu schon zu König Chewofes Zeiten, also um 2780 Jahre vor Chr. existierte, mithin mindestens 4700 Jahre alt ist, denn er wird bereits in einer Inschrift erwähnt, welche über diesen König handelt. Versetzen wir uns einmal in Gedanken in jene Zeit, da die Rometu durch regelmäßige alltägliche Arbeit den Sand beseitigten und der Sphinx frei in seinem Felsenhofe lag. Es ist Morgen; in majestätischer Ruhe blickt der Wächter der Morgensonne gen Osten; sein erhabenes Antlitz ist hell von dem aufgehenden Tagesgestirn erleuchtet; tausend fromme Gläubige wallen den breiten und langen Stufenweg hinauf zum großen Hu, beten und opfern, blicken hinüber in die öde, tote Wüste und hinunter in ihr glückliches, gesegnetes Qemet und kehren froh und zufrieden in ihre Wohnungen zurück. — „Von allen

Wundern, die ich in Ägypten gesehen, ist der Sphinx das staunenswerteste", sagt Abd-ul-latif; heute aber hat dieses Wunder viel von seiner Herrlichkeit verloren. Den Mamluken diente vor Zeiten der Kopf als Ziel bei ihren Schießübungen mit Kanonen, und dadurch ist er natürlich sehr zerstört worden; besonders die Nase, ein Teil des linken Auges, die eine Wange, die Haare und der Kopfschmuck sind zerschossen. Welche Roheit gehörte dazu, solch ein Werk zu zerstören, das nicht nur einzig in seiner Art ist, sondern welches auch ein unersetzliches Zeugnis gibt von einer über alles Lob erhabenen Tüchtigkeit der ägyptischen Werkleute,

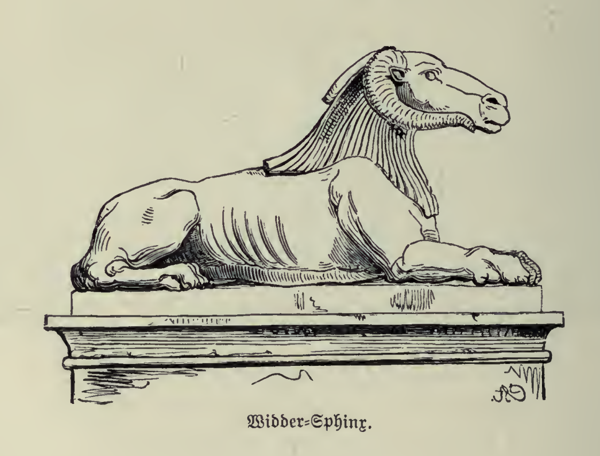


Die Sphinxe von Wadi-Sebua.

denn der Bildhauer mußte seine Arbeit ohne Modell machen, er mußte ohne gleichgroßes Muster das richtige Verhältnis der einzelnen Teile treffen und konnte sein Werk immer nur aus weiter Entfernung prüfend überblicken; während der Arbeit selbst sah er nur eine kleine Einzelheit, etwa den Nagel einer Zehe.

In mehr also einer Beziehung ist der große Sphinx mit den anderen nicht zu vergleichen; erstens wegen seiner einzigartigen Größe und weil er aus dem anstehenden Gestein heraus gemeißelt ist, andererseits weil er völlig allein steht, während die kleineren Alleen bilden. Freilich eine Allee von Sphinxen derart wie der große wäre auch für ägyptische Leistungsfähigkeit nicht tunlich gewesen.

Immerhin beträgt auch bei den Sphinxen von Wadi-Sebua die Länge von dem Barte bis zum Schwanze 3 m. Ihre Zahl ist sehr groß, aber sie sind fast alle unter dem Flugsande begraben; nur wenige schauen noch daraus hervor. Am Anfange und am Ende der Allee standen je zwei Kolossalstatuen; die Trümmer des vorderen Paares ragen noch 15 Fuß aus dem Sande hervor; von dem hinteren liegen nur noch Stücke umher. Der Tempel selbst ist noch ziemlich gut erhalten und gehört zu den größten Anlagen in Nubien; er besteht teils aus freistehenden Bauten, teils aus Felsenkammern. Wir haben hier sechs Säle im Felsen; vor dem Eingange eine Halle von zwölf Säulen, vor dieser zwei kleine Pylonen, abermals vor diesen eine Halle von sechs kolossalen Pfeilerstatuen und endlich die zwei großen Pylonen. Von diesen führt die Sphinxallee in gerader Linie an den Fluß, und von diesen Löwensphinxen hat das Wadi (Tal) und der darin liegende Ort den Namen Sebua.



Widder-Sphinx.



Die Osiris-Pfeiler des Ramesseums zu Theben.

3. Die Kolossal-Statuen.

Die uns erhaltenen Statuen stellen in der Regel Götter und Göttinnen, Könige oder Königinnen dar. Stehende Personen schmiegen die Arme fest an den Körper und machen so den Eindruck des Steifen; in der Regel sind die Figuren aber sitzend dargestellt, und dann gewähren sie ein eigentümliches Bild majestätischer Ruhe: die Glieder eng an einander geschlossen, die Hände auf die Kniee gelegt — eine Figur ist in ihrer Haltung genau wie die andere; nur der Kopfschmuck (Helm, Krone oder sonstiges Abzeichen) ist verschieden, und nur in der mehr oder minder sorgfältigen Ausführung der Einzelheiten konnte der Künstler sein Geschick zeigen. Im großen Ganzen hatte er keine Wahl, so daß man im großen Ganzen sagen kann: „Wer eine ägyptische Statue gesehen hat, der hat sie alle gesehen“, womit jedoch nicht ausgeschlossen war, Porträtähnlichkeit und Ausdruck in die Gesichter zu legen; im Gegenteile finden wir in dieser Beziehung höchst staunenswerte Leistungen.

Die Ansicht des Felsentempels von Abu-Simbel (S. 131) zeigt vier solcher sitzenden Kolosse. So sehen alle anderen aus, nur daß der eine

die Krone von Oberägypten, der andere die von Unterägypten, ein dritter beide auf seinem Haupte trägt. Sie bestanden meistens aus einem einzigen Steine, und darum gehören sie zu den Merkwürdigkeiten ägyptischer Bildhauerei, denn sie sind 5, 10, 15 m hoch, ja; eine Bildsäule des Gottes Ptah maß sogar über 20 m. In den großen Steinbrüchen wurde die Figur im ganzen fertig gearbeitet, dann mittels eines Floßes und einer Schleife an den Ort ihrer Bestimmung gebracht und dort erst nach ihrer Aufstellung poliert. Die auf Seite 69 stehende, in dem Kapitel „Malerei" erläuterte Abbildung stellt den Transport eines solchen Kolosses dar.

Seite 83 zeigt zwei solche riesige Bildsäulen des uns bereits bekannten Königs Amenhotep III., des Nachfolgers von Dechutmase IV. Die Griechen nannten sie „Memnons-Säulen", um auch hier einen Namen aus ihren Heldensagen anzubringen. Held Memnon aber hat mit dem ägyptischen Könige Amenhotep III. nicht die geringste Gemeinschaft, und wer Hieroglyphen zu lesen vermag, kann auf den Rücklehnen der Thronsessel unter anderem lesen: „Der Herr der Gerechtigkeit, der Sohn des Ria, Amenhotep, der Vielgeliebte des Amon-Ria, hat diese Bauten zu Ehren seines Vaters Amon errichtet usw.

Diese Kolosse sind vor etwa 2300 Jahren errichtet worden und zierten den Eingang eines großen Tempelpalastes, von welchem jetzt freilich nur noch Steintrümmer übrig sind. Das Material ist ein Sandsteinkonglomerat, dem sogenannten „roten Berge" bei Kairo entnommen. Nur die eine Bildsäule ist aus einem einzigen Stücke gemeißelt, die andere besteht aus fünf auf einander gesetzten Steinlagen; wahrscheinlich konnte man zur Zeit der Restauration unter Septimius Severus keinen Stein von derselben Größe in dem nämlichen Materiale auftreiben.

Die Bildsäulen sind von riesiger Größe; vom Knöchel bis zum Knie sind 18 (franz.) Fuß, von einer Schulter zur andern 19 Fuß, der Mittelfinger ist 4 Fuß lang; die ganze Höhe mit dem (jetzt zum Teil verschütteten) Untersatze beträgt $15_{,59}$ m. Die Breite von einer Schulter zur andern ist $6_{,17}$, die Länge eines Fußes $3_{,20}$ m, und das Gewicht eines solchen Steinriesen muß nahezu anderthalb Millionen Kilogramm sein. Die Arbeit war eine überaus sorgfältige; bei den zum Teil noch gut erhaltenen Hieroglyphen sieht man z. B. an den Vögeln, daß selbst die einzelnen Federn mit Sorgfalt ausgeführt waren. Jetzt hat die Einwirkung der Sonne und des dawider schlagenden Wüstensandes, besonders aber die Zerstörungswut der Menschen die riesigen Kunstwerke entstellt, so daß Einzelheiten nur schwer zu erkennen sind. Die Vorderbeine

der Thronsessel sind weibliche Figuren — rechts die Gattin, links die Mutter des Königs, wie die Inschriften sagen. Auch steht zwischen den Knieen noch eine dritte weibliche Figur; sie ist aber kaum mehr zu erkennen, und ihren Namen zu entziffern ist gar nicht mehr möglich.

Die Bildsäulen blicken nach O. oder eigentlich, genau genommen, nach OSO., dem Nile zu. Die Araber nennen die nördliche Thama, die südliche (auf unserem Bilde also die vordere) Kama. Thama ist die singende Memnonssäule. Die griechische Sage lautet in der Kürze so:

Memnon, ein Sohn des Tithonos und der Eos (Aurora), war



Bildsäulen des Königs Amenhotep III.

König der Aithiopen. Als König Priamos von Ilios (Troja), mit den Griechen im Kampfe war, bat er diesen Memnon um Hülfe und Beistand. Memnon zog hin nach Ilios, verrichtete ausgezeichnete Heldentaten, verwundete sogar den schrecklichen Achilleus, wurde aber endlich eben von diesem getötet. Die untröstliche Eos bat Zeus, ihren Sohn zu ehren, wie noch kein Held geehrt worden; und der König der Götter verwandelte die Asche des Gefallenen in schwarze Habichte, die in jedem Herbste zu Memnons Grabe zurückkehren und Leichenspiele feiern mußten. Das sind die greulichen Memnonsvögel. Die Stimme des geliebten Toten aber bannte die klagende Mutter in die Bildsäule, welche ihm in seiner Heimat errichtet wurde.

Hier liegt eine Verwechselung von Memnon und Tithonos, von Ägypten und Aithiopien vor, und außerdem eine Verwechselung der Aithiopen am Persischen Meerbusen mit den afrikanischen, denn Memnons Vater Tithonos soll König von Susa gewesen sein und Memnon daselbst die nach ihm benannte Burg erbaut haben. Wir wissen ferner, daß Amenhoteps Bildsäulen schon 2½ Jahrhunderte vor dem Ansatze des Trojanischen Krieges standen. — Sobald sich nun die rosenfingerige Eos am Himmel erhob — ging die Sage — entschwebten klagende Töne der Bildsäule des Sohnes. Ein Erdbeben im Jahre 27 vor Chr. Geb. warf von der einen Statue den Oberteil herab. Gerade das stehen gebliebene Stück der Bildsäule ertönte: aber erst seit Oktavianus. Strabon, welcher ungefähr um die Zeit von Christi Geburt Ägypten besuchte, vergleicht den genannten Ton mit dem einer zerspringenden Saite. — Auch sind auf das Fußgestell und namentlich auf die Beine der Bildsäule 72 Inschriften von Beschauern eingegraben, welche alle versichern, daß sie die Stimme des Memnon gehört haben. Die älteste dieser Inschriften lautet: „Wir, A. Justulejus Tenax, erster Hauptmann der XII. Legion, Gaius Valerius Priscus, Centurio der XXII. Legion, und Lucius Quintus Viator, Decurio, wir haben den Memnon gehört im elften Jahre des Nero, unseres Kaisers, am 12. der Kalenden des Aprils in der ersten Stunde“, also am 15. März des Jahres 64 nach Chr. Geb.

Auch Kaiser Hadrianus mit seiner Gemahlin war hier, um die Stimme Memnons zu hören, ein Ereignis, das durch ein griechisches Gedicht von zwölf Versen verewigt und auf den Oberschenkel des armen Amenhotep eingegraben ist. Erst der römische Kaiser Septimius Severus ließ, etwa um das Jahr 200 unserer Zeitrechnung, die Bildsäule wieder ergänzen, und so steht sie heute noch.

Der seltsame Ton aber entsteht wohl auf folgende Weise: Der Stein des Kolosses ist voll Ritzen und Sprünge. Treffen nun am Morgen die Strahlen der Sonne darauf, so wird der Stein erwärmt, die in den Sprüngen enthaltene Luft dehnt sich aus und bringt, ausströmend, den rätselhaften Ton hervor. Unter den zahllosen Reisenden heutiger Zeit sind nur einzelne, die etwas gehört haben wollen, wie z. B. der Engländer Arthur Smith. Andere aber haben bei wochenlanger Beobachtung auch nicht das Geringste vernommen.



Sarkophag aus der Zeit der Ptolemäer.

4. Die Särge.

Fesseln derartige Riesenwerke, wie wir sie im vorigen Abschnitte betrachtet, mächtig unsern Geist, so erscheinen uns andere Bildhauerarbeiten nicht minder bewunderungswürdig. Gedenken wir hier beispielsweise noch der Särge.

Die Sarghändler hatten ein vortreffliches Geschäft, und ihre Magazine gehörten zu den großartigsten. Mit den Särgen wurde in Qemet ein außerordentlicher Luxus getrieben. Wer es vermochte, kaufte sich seinen Sarg selbst und überließ nicht die Sorge dafür seinen Kindern. Man suchte sich am liebsten selber das Bett aus, in welchem man einst ruhen wollte; einen kleinen Sarg nahm man mit nach Hause, einen großen stellte man in das schon bereitete Grab.

Einfach gehaltene Holzsärge waren längliche, rechtwinklige Kisten, die bunt — etwa gestreift oder gewürfelt — angestrichen waren. Auch hatte man Holzsärge mit gewölbtem Deckel, Pfosten an den vier Ecken und aufgeleimten, erhabenen Götterfiguren.

Reiche Leute ließen sich in zwei, drei, sogar vier Särge legen und verwandten sehr bedeutende Summen, ihr letztes Ruhebett so kostbar als möglich zu schmücken. Der erste, kleinste Sarg, war dann zuweilen aus Pappe, mit Gips überstrichen und bunt bemalt, schloß sich sehr genau der menschlichen Gestalt an und war oft mit Hieroglyphen bedeckt. Er wurde mit der Mumie dann in einen zweiten, hölzernen Sarg gestellt, der ebenfalls die Menschenfigur nachahmte, wie bei der Abbildung auf Seite 87. Die Deckel haben Zapfen, welche genau in Löcher des Unterteiles passen, so daß der Behälter fest geschlossen ist. Dieser Sarg

Granit-Sarkophag aus der Ptolemäerzeit.



Granitsarg des Fürsten Petisi. (Nach 600 v. Chr.) Königl. Museum in Berlin.



Mumienhülle einer Frau. Holzsarg von Achnin.

kam sodann in einen zweiten hölzernen von Kastenform und dieser endlich in den Steinsarg. Das Leipziger akademische Museum besitzt einen altägyptischen Sarg von Zedernholz, in welchen gegen dreitausend Reliefffiguren geschnitzt sind, und alle mit einer solchen Feinheit, daß man — obwohl die Figuren nur wenige Linien hoch sind — selbst die Federn der Vögel, die Schuppen der Schlangen, die Haare, ja die Nägel an den Figuren deutlich unterscheiden kann. — In der Regel war der äußerste Sarg von Stein; es kam aber auch vor, daß die Leiche überhaupt nur in einem Steinsarge lag; dann liebte man es, auch diesem die Gestalt der Mumie zu geben.

Steinsärge wurden gemacht aus verschiedenartigem Granit, Porphyr, Basalt und Kalkstein. Sie wurden nicht minder reich verziert. Das Bild Seite 113 zeigt den Sarg des Königs Men-kau-Rīa, des Erbauers der dritten Pyramide; sein Name ist bekannter unter den entstellten Formen Mencheres und Mykerinos.

Im Jahre 1837 drang zum ersten Male der englische Oberst Howard Vyse in die dritte Pyramide ein und fand daselbst diesen prachtvollen Sarg von bräunlichem Basalt. Er war der erste Europäer, welcher in Menkaurīas Grabkammer kam; aber tausend Jahre vor ihm waren schon die Araber darin gewesen und hatten geraubt und zerstört, was sich irgend rauben und zerstören ließ. Als echter Engländer nahm Howard Vyse den herrlichen Sarg für das Britische Museum mit; leider ist aber dieses Prachtstück auf dem Wege nach England an der spanischen Küste untergegangen, und wir besitzen nichts mehr von ihm als die Abbildung. Ein Glück nur, daß es vorher genau abgezeichnet worden war.

Im Ägyptischen Museum zu Berlin finden sich prachtvolle Särge. Einer von dunklem Granit, der einem Hauptmanne der Bogenschützen gehörte, ist mit Tausenden von Hieroglyphen und Basreliefs bedeckt. Noch größer ist die Zahl der bildlichen Darstellungen auf einem andern, der aus zwei verschiedenen Steinarten besteht. Der eigentliche Sarg ist graubraun, der Deckel schwarzgrau. Die Hieroglyphen sind 2,2 mm bis 7,6 mm groß, je nach ihrer Gestalt, die Figuren der bildlichen Darstellungen 2 bis 8 cm; gezählt aber hat sie noch niemand.

Das Britische Museum in London besitzt wohl das kostbarste Stück ägyptischen Altertums, einen über 3 m langen prachtvollen Sarg aus durchsichtigem Alabaster, mit vielen Hunderten von Figuren geziert.



Pylōn des Tempels zu Edfu, von vorn.

Die Riesenbauten Ägyptens.

Über die Privatgebäude der alten Rometu sind nur einzelne Nachrichten zu uns gekommen; und nur wenn wir diese mit den Abbildungen vergleichen, welche sich unter den unzähligen, bis auf unsere Zeit erhaltenen Wandgemälden befinden, erlangen wir ein deutlicheres Bild von den Häusern der ehemaligen Bewohner des Niltales.

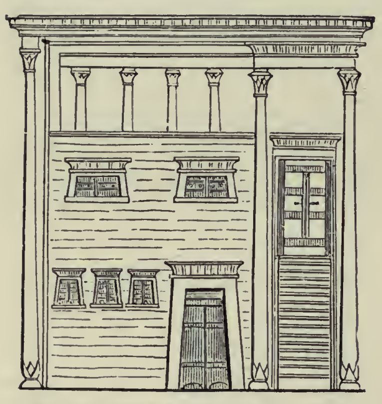
Sie waren in Backstein ausgeführt und daher nicht sehr dauerhaft. Die Backsteine, etwa 30 cm ins Gevierte und 10 cm dick, wurden aus Nilschlamm und gehacktem Stroh verfertigt, und jeder einzelne trug den (mit einem Stempel eingedrückten) Namen des regierenden Königs. Die Gestalt der Gebäude war dieselbe, welche wir später bei den Pylonen der Tempel finden werden; sie liefen nach oben schief zu und hatten ein flaches Dach, welches zuweilen teilweise mit einer leichten Schicht Erde bedeckt und mit Blumen bepflanzt wurde. Das Dach war nach Sonnenuntergang der Lieblingsaufenthalt der Ägypter; hier hatte man freie Luft und war doch den Stichen lästiger Insekten

nicht ausgesetzt. Diese zogen in großen Schwärmen durch die Luft, erheben sich aber nicht höher als 6, höchstens 10 m über den Boden.

Bei größeren Gelassen waren die einzelnen Gebäude um einen Hof gruppiert und hatten offene Galerien.

Die Fenster waren alle klein, und wenn irgend möglich, nur nach Norden gerichtet; durch Vorhänge wurden sie geschlossen. Auch hatte man Brettervorsätze, ähnlich unseren Läden. Der Schmuck der Zimmer richtete sich natürlich nach dem Stande und Vermögen des Bewohners; immer aber waren Wände und Decken bunt bemalt.

Die Haustüren waren klein; die Häuser hoch — vier, ja fünf Stockwerke, denn die Zahl der Menschen, welche in dem engen Niltale beisammen lebten, war groß. Die Straßen der Städte waren des Schattens halber eng. Die Häuser waren gelblich, bläulich oder gräulich angestrichen und zeigten über der Tür oft auf einem Schilde Namen und Gewerbe des Bewohners.

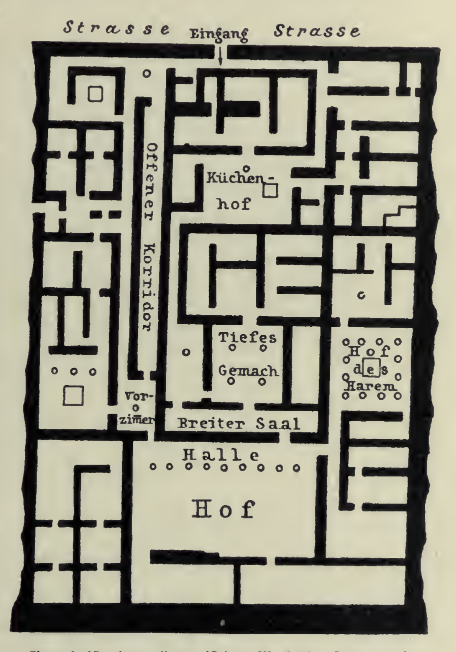


Ein ägyptisches Wohnhaus von außen.

Nachstehend geben wir noch die Erklärung der Darstellung eines altägyptischen Wohnhauses. Die große Haustür gewährt den Eintritt in die Gemächer ebener Erde; eine Freitreppe rechts führt nach dem Eingange zu den Zimmern des oberen Stockwerkes; ganz oben befindet sich eine offene Halle, deren Dach von Säulen getragen wird. Bei Türen und Fenstern kehrt stets dieselbe Gestalt des Antiparallelogramms, der regelmäßigen Verjüngung nach oben, wieder; eine Hohlkehle bildet gewissermaßen oder trägt das Dach. Die nämliche Form haben auch oft Tische, Stühle, Kasten und dergleichen, so daß wir bei den alten Bewohnern des Niltales eine viel harmonischere Ausstattung finden als bei uns. An den Fenstern sind nicht Scheiben zu sehen, sondern innen vorgestellte, bunt bemalte Holzläden, um das Eindringen des Sonnenlichtes und der heißen Luft abzuhalten. Die Haustür ist nicht, wie hier dargestellt, in Wirklichkeit halb so hoch als das Haus; sie steht im Verhältnisse einer kleinen Tür zu einem zweistöckigen Gebäude. Wie es aber kommt, daß die einzelnen Teile nicht im richtigen Verhältnisse zum Ganzen dargestellt sind, wird im Kapitel über die ägyptische Malerei erläutert.

Weit mehr als von den Privatgebäuden wissen wir von den öffentlichen Gebäuden der alten Ägypter, denn da sie aus einem trefflichen, sehr dauerhaften Material erbaut waren, sind uns bis heute noch zahlreiche Überreste derselben erhalten, und wir haben dadurch ein klares Bild von ihnen.

Die kleinsten Tempel waren offene, mit einem flachen Dache gedeckte Hallen. Größere Tempel bestanden aus einem Säulensaale und dem Allerheiligsten. Der Säulensaal ist an der Vorderseite offen und erhält von hier seine Beleuchtung; Fenster hat er nicht. Im Innern steht Säule an Säule, manchmal so nahe an einander, daß eine von der andern nur um ihre eigene Dicke entfernt ist. Die Abbildungen auf S. 92 und 93 geben eine deutliche Vorstellung eines solchen Tempels. Wir sehen hier die schief ansteigenden Wände, welche dem Ganzen etwas Festungsartiges geben — die durch niedere Mauern verbundenen Säulen der Frontseite — die bei solchen Tempeln gewöhnlich oben offene Eingangspforte — die Rundstäbe an den Kanten und unter dem Dache — das vorstehende, flache Dach — die geflügelte Sonnenscheibe über dem Eingange — die verschiedenen Säulen — die Wandgemälde usw. Dergleichen Tempel aber gehörten immer noch zu den kleinen und bildeten bei den großen Tempelpalästen nur einen Teil der ganzen Anlage.



Grundriß eines ägyptischen Wohnhauses aus dem mittleren Reiche. Nach „Petrie, Illahûn".

In kleinen Säulensälen findet sich nur ein Dutzend Säulen, in großen sind es deren über hundert.

Der Name „Allerheiligstes" kommt nicht im Ägyptischen vor, er ist von uns gewählt, weil wir keinen bessern wissen. Wir verstehen darunter den hinter dem Säulensaale liegenden und mit diesem durch eine Tür verbundenen Bau. Die Rückseite des Säulensaales ist die Vorderseite des Allerheiligsten. Dieses ist niedriger und schmaler als jener (was

alles auf der Abbildung S. 97 deutlich zu erkennen ist) und in verschiedene Gemächer eingeteilt, die als Priesterwohnungen und zur Aufbewahrung der gottesdienstlichen Gerätschaften benutzt werden. Die Wände haben kleine Fenster nach außen. In der Mittellinie des Gebäudes, aber ganz hinten, befindet sich ein Gemach, in welchem die Bildsäule des Gottes aufgestellt ist.

Auch finden sich Tempel, welche zum Teil frei stehen und zum Teil



Kleiner Säulensaal.

in einen Felsen gemeißelt sind. Es kommt z. B. vor, daß sich der Säulensaal mit seiner Rückseite an den glatt behauenen Felsen lehnt, daß dieser selbst die Mauer bildet und die Gemächer des Allerheiligsten aus dem Steine heraus gebrochen sind. Der Besucher des Tempels staunt, daß er innen so weit, vielleicht 60 m weit, gehen kann, da das Gebäude von außen viel kleiner, etwa nur 30 m lang, aussieht, und nur an dem Mangel der Fenster bei den Seitengemächern (die mittleren haben überhaupt keine und sind immer dunkel) kann er entdecken, daß er unbemerkt unter die Erde, d. h. in den Felsen gekommen ist.

Ein schönes Beispiel eines solchen Tempels findet sich in dem Wadi Dschirscheh, 23½° nördl. Breite auf dem linken Nil-Ufer. Das Tal ist

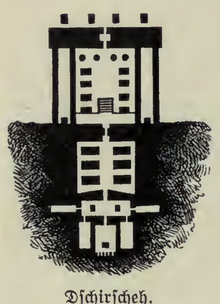
spärlich bewohnt, und man muß sich, um zu den Tempelruinen zu gelangen, durch die Schutthügel einer zertrümmerten Stadt arbeiten. Dscharfe Hüssein nennen die Anwohner diesen merkwürdigen Tempel, der wohl aus den allerältesten Zeiten stammt; die Arbeit an demselben ist noch roh, der Baumeister imponiert nur durch das Kolossale der Massen. Vier riesige Bildsäulen thronen vor dem Eingange. Tritt man zwischen den Pylonen hindurch in den Hof, so hat man zu beiden



Fassade des Tempels zu Edfu.

Seiten eine Halle, und vor diesen Hallen je vier quadratische Pfeiler, an deren jeden sich eine 5 m hohe Statue lehnt. Diese acht stehenden Bildsäulen halten in der einen Hand die Peitsche, lassen die andere leicht herunter hängen und sind aus Sandstein gemeißelt. Sie tragen den künstlichen Bart und zeigen in ihren Gewändern noch Überreste von bunten Farben und von Vergoldung. Ihr Anblick muß ein prachtvoller gewesen sein. An der Rückseite der Pylone stehen vier dicke, runde Säulen, die wohl ehemals ein Dach getragen haben, und ihnen gegenüber führt eine Treppe zu einer Terrasse, von welcher aus man in den Säulensaal und zugleich in den Felsen tritt. Sechs kolossale viereckige Pfeiler stützen die Decke; an der Vorderseite eines jeden derselben steht

eine 7 m hohe Bildsäule, ziemlich roh und plump ausgearbeitet. Pfeiler und Statuen sind von dem Felsen übrig gelassen, an Boden und Decke fest gewachsen. Hinter diesem ersten Saale folgt ein zweiter, kleinerer, dessen Decke von zwei Pfeilerstatuen getragen wird. Rechts und links führen enge Gänge in schmale Zimmer; an der Rückwand sind die Eingänge zu drei weiteren Gemächern. Im mittelsten, dem Allerheiligsten, sitzen an der hinteren Wand, ebenfalls aus dem Felsen gemeißelt, vier riesenhafte Göttergestalten, mit Rücken und Füßen noch mit dem Gestein zusammen hängend. Vor ihnen steht ein Altar.



Dschirscheh.
Maßstab 1/2000.

Die größte Ähnlichkeit mit den Tempeln hatten die Paläste und Schlösser der Könige, nur hatten hier die Hauptgebäude drei, vier, auch fünf Stockwerke, und vor ihnen erhoben sich hohe, balkonartige Terrassen, auf welchen man unter einer Säulenhalle die frische Luft genießen konnte. Im übrigen fanden sich schattige Höfe, schön bepflanzte Gärten, weite Säle und überaus kühle unterirdische Gemächer. Alle Mauern waren sehr dick, um das Eindringen der Hitze zu erschweren.

Nach dieser Einleitung kann es nun nicht mehr schwer sein, die Riesenbauten Ägyptens zu verstehen, Bauten, welche von einer solchen Größe sind, daß selbst die Reisenden unseres Jahrhunderts, das doch des Unglaublichen so viel geleistet, staunend vor Bewunderung vor ihnen stehen. Diese Bauten finden sich teils über, teils unter der Erde; sie sind bestimmt teils für die Lebenden, teils für die Toten. Beginnen wir mit jenen!



Säulenhalle des Osiri-Tempels von Pilak.

1. Die Tempelpaläste.

Wir stehen vor einer hohen Sandsteinmauer. Sie schließt ein längliches Viereck ein, 120 m breit, 240 m lang, und umfaßt somit einen Raum von nahezu 30 000 qm. Die Mauer ist 6 m dick, mit Zinnen gekrönt und von innen durch Treppen zu ersteigen. Wir stehen vor einer kleinen Festung — siehe Seite 92.

Treten wir ein durch das Tor, welches in der Mitte einer der kurzen Seiten angebracht und dem heiligen Nile zugekehrt ist! Herrliche Baumpflanzungen sehen wir rechts und links. Auch ein Weiher fehlt nicht, der durch einen aus dem Flusse hergeleiteten Kanal gespeist wird. Geradeaus aber führt ein gepflasterter, 40 m langer Weg durch eine Allee von Widdersphinxen zu der Tempelpforte. Vor dieser stehen Kolossalstatuen von schwarzgrünem Granit, und wieder vor diesen zwei hellrote Obelisken, wie Spiegel glänzend und über und über mit Hieroglyphen bedeckt.

Rechts und links von der Eingangspforte erheben sich die Pylone, das sind längliche, nach oben schief zulaufende, turmartige Gebäude mit flachem Dache. Sie sind in der Regel höher als breit; — nur selten sind sie, wie in der Abbildung Seite 100, breiter als hoch. Vor jedem erheben

sich vier bewimpelte Masten, hohe, glatte gehobelte und bunt angestrichene Palmstämme, mit eisernen Klammern an der Mauer befestigt, oben mit langen, bunten Wimpeln geschmückt.

Bei dem großen Tempel in Edfu, dem ehemaligen Adbu, ist jeder Pylon 28 m breit, 10 m tief und 31 m hoch. Das Tor bildet einen 10 m langen und 5 m breiten Durchgang; die ganze Front beträgt also 61 m. Von diesem Durchgange aus führen Türen in die Pylone; auf schmalen Treppen gelangt man in verschiedene Zimmer und endlich auf das platte Dach. Die Zahl der Gemächer ist gering; sie sind sämtlich klein und durch enge, unregelmäßig stehende Fenster erhellt. Auf dem Bilde Seite 100 sieht man oben einige dieser kleinen Fenster; andere finden sich neben und nach hinten. Die Pylone sind aber der Hauptmasse nach massiv. Ein 10 m tiefer Pylon hat vorn und hinten eine 3 m dicke Mauer, so daß in der Mitte nur noch 4 m für das Treppenhaus übrig bleiben; die Zimmerchen sind in der Regel rechts und links von dem Treppenhause in die Mauer gelegt. Das flache Dach dient wohl auch zu astronomischen Beobachtungen. Alle Kanten sind mit Rundstäben geziert, alle Wände mit bildlichen Darstellungen geschmückt.

An die Rückseite der Pylone schließt sich ein Säulenhof, das heißt ein Hof, welcher mit Säulenhallen umgeben ist. Er ist 42 m lang und 37 m breit; die Mauer ist 2 m dick; 32 Säulen bilden ringsum die Halle. An seiner hintern Seite führt eine Treppe in den Säulensaal und von diesem geht es in das Allerheiligste. — Nachdem wir so die Haupteinrichtung eines ägyptischen Tempelpalastes kennen gelernt, sehen wir, in welcher majestätischen Größe solche Bauten ausgeführt wurden.

Unter den Trümmern des alten Theben finden sich bei dem heutigen Dorfe Karnak die Reste eines Tempels des großen Amon. Er ist auf einer Backsteinterrasse aufgeführt. Die Sphinxallee ist über eine halbe Stunde lang und zählt mehr denn 600 — sage: sechshundert! — kolossale Sphinxe. Die Front der beiden Pylonen beträgt 96 m, ihre Höhe ist 51 m. Das große Eingangstor ist 18 m hoch, das heißt: haushoch! Der Hof ist 6800 qm groß, 91 m breit, 74 m lang; rechts und links stehen je 18 Säulen, jede 12 m hoch. In der Mitte aber steht noch eine kleine Allee von zweimal sechs Säulen, jede 20 m hoch und jede aus einem einzigen Steine gehauen. Sechs oder sieben erwachsene Männer müssen sich die Hände reichen, um eine solche Riesensäule zu umspannen. Eine solche Angabe ist schnell gelesen; aber man vergegenwärtige sich nur, was sie sagt. Allein die Wände rechts und links im Säulenhofe bieten eine Fläche von mehr als 2000 qm. Dazu kommt noch eine ähn-

liche Ausdehnung auf die Wände der Pylone! Und ferner die Flächen der Säulen!

Aber wir sind erst am Anfange des Tempels! An den Säulenhof schließen sich abermals zwei Pylone und zwischen diesen hindurch gelangt man erst in den Säulensaal. Dieser ist 91 m breit und 47 m tief. Das Dach wird getragen von 134 Säulen. Rechts und links von dem mittlern Durchgange stehen je 61 Säulen — 11½ m hoch, 8 m im Umfange. In der Mitte aber bilden 12 Säulen eine hohe Allee, so daß das



Pylon des Tempels von Edfu, von der Seite gesehen.

Dach dadurch treppenförmig wird, das heißt: es führt über die Mitte des Daches eine etwa 17 m breite und 8½ m höhere Terrasse. Das Licht für den Saal fällt durch Öffnungen ein, welche in den senkrechten Wänden dieser Terrasse angebracht sind.

Die 12 hohen Säulen sind 3½ m dick, füllen also bei uns ein mäßiges Zimmer aus, haben 11 m im Umfange und 20 m in der Höhe. Das Kapitell einer solchen Säule aber hat über 6 m im Durchmesser, 20 m im Umfange und bietet eine Fläche von mehr als 30 qm! Wie viele Menschen könnten sich nur auf dem Kapitell einer einzigen, solchen Säule aufstellen! Nun bedenke man, welche Mühe es machen mußte, die Ge-

rüste um die Säulen aufzuschlagen, damit der Maler seine Bilder auf den Stein bringen konnte! Und er hatte über 20 000 qm an Säulen, Wänden und der Decke zu malen! Könnte der Mann täglich 1 qm fertig bringen — entwerfen, zeichnen, ausmalen — so wären es doch immer noch 20 000 Tagwerke, und wenn 50 Maler beschäftigt wären, so hätten sie über zwei Jahre zu tun, um nur den einzigen Saal zu dekorieren!

Hinter diesem Saale erheben sich wieder zwei Pylone — dann folgt ein schmaler Hof — dann das vierte Paar Pylone — nun kommen zwei Säulenhallen — endlich betritt man das Allerheiligste. Dieser letzte Bau hat mit seinen Höfen, Hallen, Säulenhallen, Galerien, großen und kleinen Zimmern allein eine Länge von mehr als 120 m.

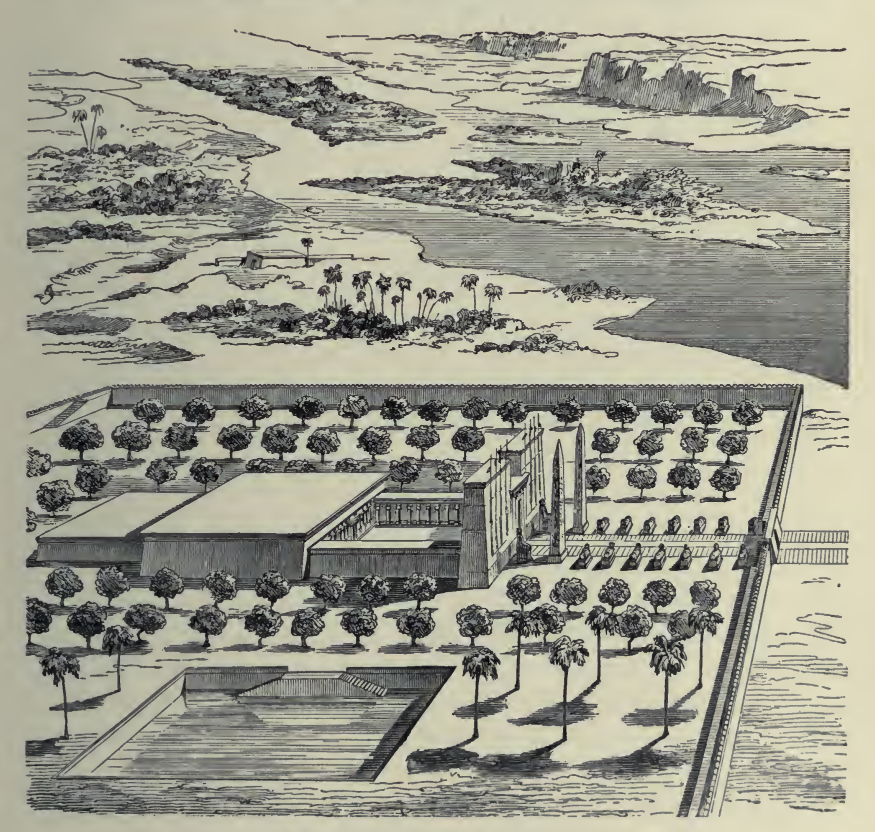
Das eigentliche Tempelgebäude — also ohne die Gartenanlagen, Sphinxalleen usw. — hat eine Länge von beinahe fünf Minuten, bedeckt eine Fläche von 30 000 qm — ein ganzes Dorf könnte man auf diesen Platz bauen — und nun rechne man aus, wie groß die äußere Umfassungsmauer gewesen sein muß, und wie viel Zeit man gebraucht hat, ein einziges Mal um die ganze Tempelanlage herum zu spazieren! Die Zahl der Säulen in diesem einzigen Tempel beträgt etwa 400 — und was für Säulen sind das!

Da der Palast so außerordentlich groß war, hatte er auch noch einige Seiteneingänge, und auch zu diesen führten Sphinxalleen. Eine Sphinxallee aber, welche zu einem andern Tempel geleitete, also beide mit einander verband, zählte nicht weniger als 1600 Sphinxe!

Wie viel Tausende von Menschen mögen an diesem Riesenwerke gearbeitet haben! Und welche Reihe von Jahren mögen sie beschäftigt gewesen sein, die ungeheuren Steinmassen zu brechen, zu behauen, nach Niu-Amon zu schaffen, auf einander zu setzen, die unzähligen Relieffiguren einzuhauen, die Bilder zu malen, die Sphinxe, Obelisken und Kolossalstatuen auszumeißeln, zu polieren, aufzurichten, die Gartenanlagen und die Umfassungsmauern zustande zu bringen — ja, nur die mächtig große, 6 m hohe Terrasse zu errichten, auf welcher der kolossale Palast sich erhebt! —

Aus der ganzen Bauart ist zu ersehen, daß sie der Natur des ägyptischen Landes entsprach — die schiefen, gelb angestrichenen Mauern waren den gelben Felswänden nachgebildet — und daß sie dem Bedürfnisse des Bodens und Klimas Rechnung trug. Man bedurfte kühler, luftiger Räume, daher die dicken Mauern, die Hallen und Säulensäle; man mußte auf Terrassen bauen, damit der Tempel nicht bei der allgemeinen Überschwemmung unter Wasser gesetzt wurde.

Wir erkennen aber weiter, daß diese Tempel auch zum Schutze des Landes dienen sollten. Es waren gewissermaßen Burgen und kleine Festungen, in welchen sich eine Besatzung noch lange mit Erfolg halten konnte, selbst wenn die übrige Stadt schon von dem Feinde besetzt war. — Auf eine merkwürdige Eigentümlichkeit der großen ägyptischen Tem-



Ansicht einer größeren Tempelanlage.

pel muß noch aufmerksam gemacht werden, nämlich: sie laufen in allen Dimensionen von vorn nach hinten zusammen.

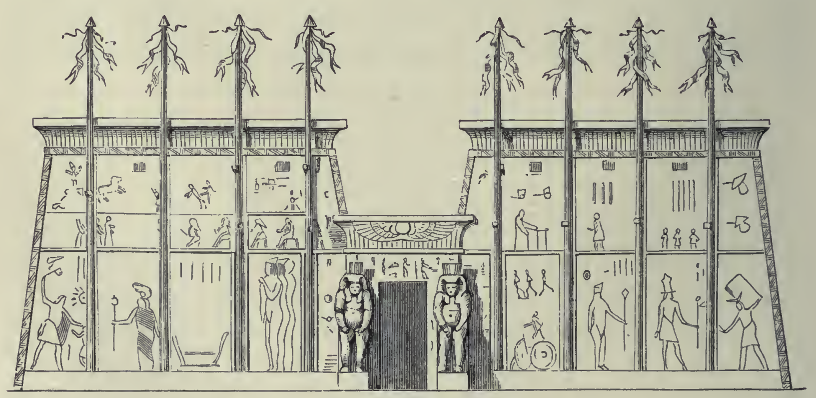
Der zweite Pylon (wo ein solcher ist) ist niedriger und schmäler als der erste — der Säulensaal niedriger und schmäler als der Pylon — das Allerheiligste niedriger und schmäler als der Säulensaal.

In gleicher Weise, wie das Dach von oben gegen den Boden herab rückt (d. h. jedes hintere Gebäude niedriger als das vordere ist), steigt auch der Boden in die Höhe. Treppen führen von dem Eingange in den

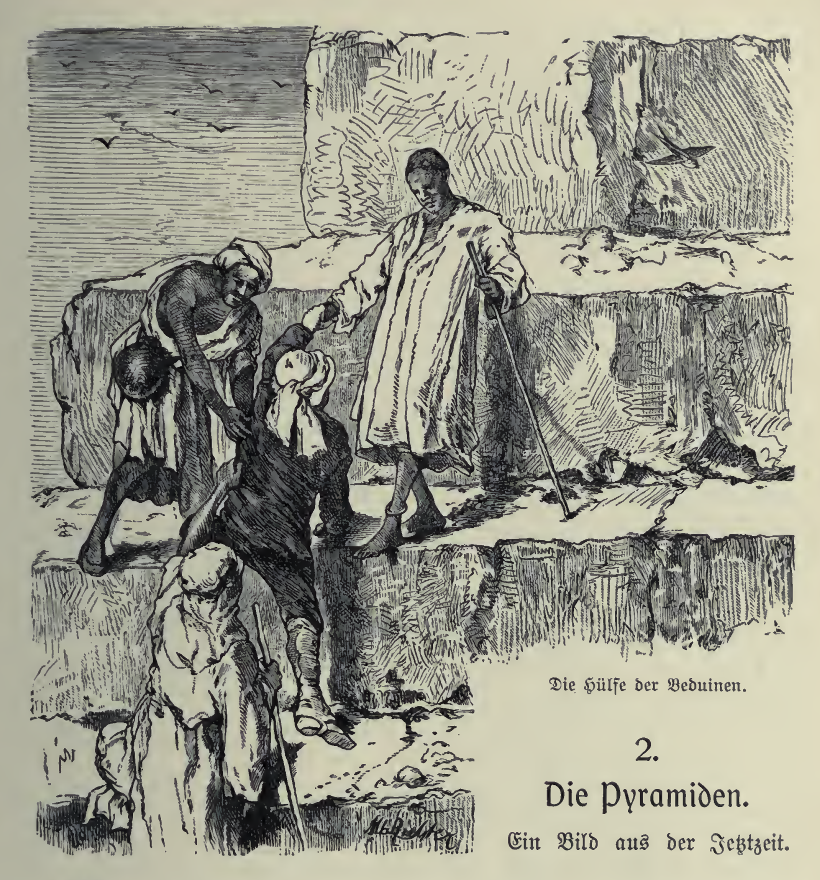
Hof, von dem Hofe in den Saal, von dem Saale in das Allerheiligste und noch einmal besonders in das Gemach, welches die Statue des Gottes birgt. Wenn man von diesem letztern nach dem Eingange geht, dehnen sich gewissermaßen die Räume fortwährend aus nach oben, unten, rechts und links, man fühlt, daß man mehr nach außen kommt.

Treten wir nun noch einmal an den Anfang der Sphinxallee und überblicken dieses Riesengebäude, oder steigen wir hinauf auf den ersten Pylon und sehen von da herab auf diesen Tempel und auf alle die anderen der altehrwürdigen Hauptstadt — wir werden staunen, in stummes Anschauen lange versunken sein, denn was sich hier vor unseren Blicken entfaltet, sehen wir nirgends wieder!

Seite 99 gibt eine sehr klare Ansicht einer größeren Tempelanlage. Auch werfe man einen Blick auf Abbildung Seite 1. Dem Wesen nach gleichen alle bedeutenderen Tempel dem angeführten; nur in Nebendingen kommen Abweichungen vor. Die Sphinxe sind größer oder kleiner, liegen näher oder entfernter, die Allee ist länger oder kürzer, aber sie fehlt nirgends. Die Pylone sind höher oder niedriger, breiter oder schmäler, aber sie finden sich überall wieder. Der Säulenhof hat meist nur rechts und links eine Halle, manchmal aber auch an der Rückseite der Pylone; die Hallen haben zuweilen eine Reihe, zuweilen zwei Reihen von Säulen, aber der Säulenhof selbst fehlt nicht. So kehren alle einzelnen Teile überall wieder, nur in verschiedenen Verhältnissen. Auch der Weiher war unentbehrlich für jeden Tempel, in welchem Priester wohnten, weil diesen durch das Gesetz geboten war, zweimal an jedem Tage und zweimal in jeder Nacht zu baden. Kleinere Tempel ohne Priesterwohnungen bedurften natürlich auch des Weihers nicht.



Pylone (Seite 96).



Die Hülfe der Beduinen.

2.
Die Pyramiden.

Ein Bild aus der Jetztzeit.

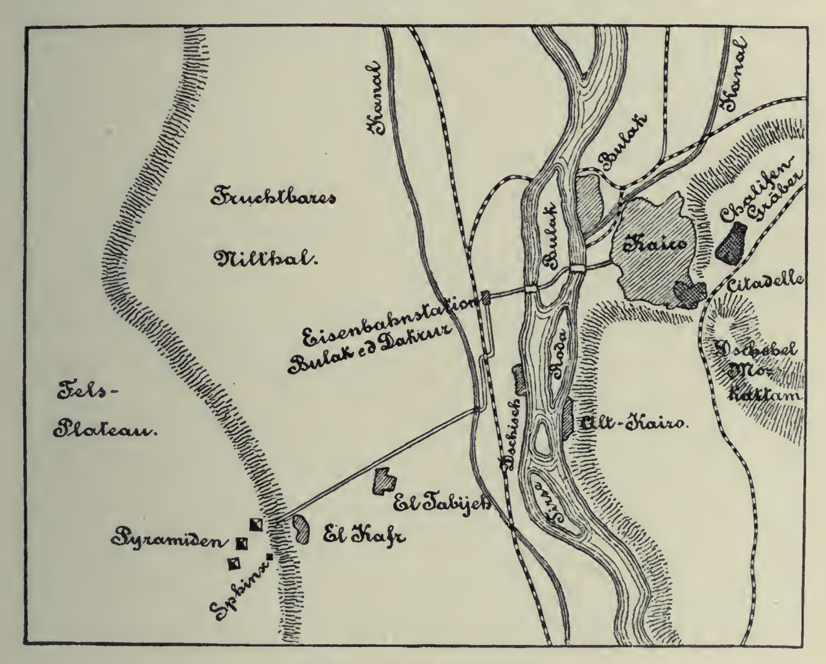
Wie ist alles anders geworden hier am Strande des heiligen Nils! Welche Wandlung hat Ägypten erfahren, seit ein reformeifriger Gebieter an seine Spitze trat, seit Eisenschienen das Land durchziehen und des Dampfwagens schrille Pfeife durch die Lüfte tönt! Wer in früheren Zeiten die Pyramiden besuchen wollte, ritt auf einem Esel nach Altkairo, ließ sich da nach dem Dorfe Giseh übersetzen, allwo ihn der Fellachen große Schar umringte und mit Schreien und Zudringlichkeiten aller Art nach dem Ziele seines Ausfluges geleitete. Heute ist alles anders. Wie bei uns Romantik und Abenteuer verschwinden und dem behaglichen Genusse weichen müssen, an die Stelle der Anstrengung müheloses Genießen tritt — man ersteigt nicht mehr im Schweiße seines Angesichts den Rigi, sondern fährt im Eisenbahnwagen hinauf — so nimmt man jetzt in Kairo den Wagen aus dem Hotel oder mietet für 20 bis 25 Franks einen solchen bei einem Lohnkutscher und fährt in

anderthalb Stunden hinüber nach dem Felsplateau; in fünf Stunden ist man wieder zurück, es war ein Vormittagsausflug, man hat die Pyramiden und den großen Sphinx gesehen und speist wieder froh und wohlgemut an der Mittagstafel des Gasthofes.

Wer einen wissenschaftlichen Sinn mitbringt und sich etwas gründlicher umschauen will, muß einen ganzen Tag auf den Ausflug verwenden; so machte es unsere kleine Gesellschaft, und da man nach alter Überlieferung in Ägypten auf Eseln reitet, wollte uns auch die Kutsche nicht zusagen; ein jeder mietete sich seinen Buriko (Esel) und wir trabten in der Morgenfrühe gen Westen den Pyramiden zu.

Bei der großen Kaserne führt eine prachtvolle eiserne Brücke, 390 m lang, nach der Insel Bulaq. Links von der Straße entstand hier auf der Insel das neue ägyptische Museum, weil das alte drüben in der Vorstadt nicht mehr Raum hatte, alle die Schätze aus der Vorzeit aufzunehmen. Eine zweite Brücke brachte uns an das linke Ufer des Stromes, und nun ging es auf guter Fahrstraße geradeaus bis zur Eisenbahnstation Bulaq ed Dakrur. Hier wandten wir uns nach Süden und überschritten etwa nach einer Viertelstunde Weges die Eisenbahn. Einige Bauern, welche uns von ferne erblickten, zogen sogleich ihre blauen Kittel aus, rollten sie zusammen, nahmen sie auf den Kopf, sprangen in das Wasser und kamen durch den Kanal herüber, unsere Wegweiser zu sein. Die Leute sind eine sehr unangenehme Zugabe; einen Weg zu zeigen, ist durchaus nicht nötig, denn es führt eine gerade, gute Fahrstraße nach den Pyramiden, so daß ein Verirren geradezu unmöglich ist, und erst wenn man auf dem Felsplateau angekommen ist, bedarf man der Hülfe der „Beduinen“. Wirkliche Beduinen (Bedawi) sieht man übrigens hier überhaupt nicht; sie sind die aus Arabien eingewanderten Hirtenstämme der Wüste und mit ihnen kommt man nur zusammen, wenn man etwa eine Oase besucht oder einen Wüstenritt unternimmt. Die Plagegeister, welche den Fremden auf dem Wege nach den Pyramiden überfallen, sind Bauern der nächsten Ortschaften (Fellach), Mehrzahl: Fellachin, wir nennen sie gewöhnlich Fellachen), arme, unterwürfige Geschöpfe, welche nicht das geringste gemein haben mit dem freiheitsliebenden, stolzen Sohne der Wüste. Ihnen ist jeder Fremde Gegenstand des Anbettelns und Ausbeutens. Ihre Zudringlichkeit ist so groß, wie die der Wegweiser am Rhein und in der Schweiz, die durch nichts los zu werden sind, wenn man ihnen auch zehnmal sagt, daß man ihrer nicht bedarf. Da gilt es, seinen Gleichmut behalten, sich nicht ärgern und (wenn man kann) über alle die Zudringlichkeiten zu lachen.

Die Straße ist durchaus eben und bequem. Früher, als man noch den Weg über Giseh nahm und ohne gebahnte Straße hinüber ritt nach den Felsbergen, war das anders. Unzählige Steintrümmer und der Wüstensand bildeten Berg und Tal; es war ein beschwerlicher Marsch hinüber nach den Felswänden. Wohl dem, der auf einem Esel saß! Zu Fuße möchte ich ihn nicht machen! Am besten läßt sich dieser Boden mit dem stürmischen Meer vergleichen; ungeheure Wellen — gelblich, rötlichbraun, aus Sand und Steinen gebildet, bei ruhiger Luft unbewegt,



Der Weg nach den Pyramiden.

das ist der Boden, auf welchem man sich, bei jedem Schritte einbrechend, fortbewegen mußte.

Giseh ist von Fremden jetzt wenig besucht. Zu Zeiten des berühmten Geographen Leo Africanus († 1526) hatten die Mamlukenfürsten ihre prachtvollen Sommerpaläste hier; davon ist nichts mehr zu sehen; auch der Handel, der in früheren Jahrhunderten bedeutend gewesen sein soll, ist nicht mehr nennenswert; und seit nun gar die Eisenbahnstation hier aufgehoben und nach Bulaq ed Dakrur verlegt ist, hat der Ort noch mehr verloren. Aber auf dem Wege nach den Pyramiden machen sich die Bewohner von Giseh, El Tabijeh und El Kafr den

Rang streitig. Sich ihrer ganz zu erwehren, ist kaum möglich, und wenn man die Pyramiden ersteigen will, braucht man sie auch in der Tat. Allein ihrer zwei sind vollkommen ausreichend. Noch immer kamen andere heran und wollten uns begleiten; der eine bot Wasser zum Trinken, der andere hatte eine Flinte — „wenn man im Innern der Pyramide schießt, das lautet gar schön“ — ein dritter hatte ein Fernrohr, durch das wir von oben sehen sollten usw. Doch wir waren mit allem schon zur Genüge versehen und wollten niemand mehr. Als die Zahl unserer Begleiter bereits auf sieben angewachsen war, sagte ich ihnen: „Euch, ihr Leute, nehmen wir alle mit, und wenn wir mit euch zufrieden sind, bekommt ihr auch ein gutes Bachschisch; aber nun sorgt auch dafür, daß sich uns weiter niemand aufdrängt, der noch mit euch teilen will.“ Das half. Die Bursche standen jetzt in unserem Dienste, und wer noch herankam und zudringlich war, den fertigten sie kurz ab: Wir hätten bereits unsere Dienerschaft und nähmen keine weitere Hülfe an. Und das wurde so ernst, mit einer so bedrohlichen Miene gesagt, daß wir kein Wort mehr zu verlieren brauchten.

Aber, wie gesagt, es ist schwer, sich diese Leute vom Halse zu halten. Nach ihrer Ansicht ist es Ratschluß Allahs, daß sie die fremden Kaufleute (denn wir Europäer gelten alle für Kaufleute) nach den Pyramiden führen; sie haben ein Anrecht auf diese Dienstleistung, und wer dies nicht anerkennen will, frevelt und empört sich gegen die göttliche Weltordnung.

Zwei von unseren Leuten sprachen erträglich Englisch. Der eine erzählte mir, die Pyramiden habe der Riesenkönig Gan ibn Gan, der aber lange, lange vor Adam lebte, erbauen lassen — wundern darf man sich über diesen Volksglauben nicht, denn die Pyramiden passen absolut nicht zu den heutigen Menschen. Der andere teilte mir mit, er besäße kostbare Altertümer, die er mir aus besonderer Freundschaft um einen Spottpreis verkaufen wolle. Zuerst versuchte er es, mir Mumienerbsen aufzuzwingen, die unter seinen Augen in einem Sarge gefunden waren; dann einige kleine Osiris-Statuetten, die auch, wie er beim Propheten versicherte, echt wären; dann Silbermünzen aus der Zeit der griechischen Könige; allein ich kannte diese Art der Geschäfte schon — war ja doch alles gefälscht — und vertröstete meinen Begleiter darauf, daß ich meine Einkäufe später machen werde.

„Wissen Sie“, bemerkte er, „drinnen in Kairo, da werden die Fremden oft betrogen, da gibt man ihnen nachgemachte Dinge, aber bei uns ist natürlich alles echt.“ Da mußte ich aber doch laut auflachen. Der

Bursche sah mich so gescheit an — er hatte wohl verstanden, warum ich so lachte, und versuchte von da an nicht mehr, Handelsgeschäfte mit mir zu machen. Erst als wir ihn am Abende entließen, fragte er ziemlich kleinlaut: „Und kaufen wollen Sie nichts?“ Ich blickte ihn lächelnd an und kaufte ihm zwei handlange Statuetten ab, gab ihm aber zu verstehen, daß ich wohl wisse, wo dergleichen fabriziert werden. — Im übrigen waren wir mit unseren Begleitern zufrieden.



Pyramide des Chewose (Große Pyramide).

Jeder Fremde wird gewarnt, Altertümer zu kaufen; wohl jeder nimmt sich auch vor, sich nicht anführen zu lassen; allein wenn er erst auf dem Wege mit Anerbietungen bestürmt worden ist, dann zweitens die Händler oben auf der Felsterrasse ihn martern, ist er meist schon nachgiebig genug geworden, daß er denen, die oben auf der Spitze der Pyramide seiner harren, nicht mehr widerstehen kann; sollte ihm aber auch das gelingen, so wird er doch wahrscheinlich bei dem Heimweg ein Opfer derer, die ihn noch bei El Kafr oder bei El Tabijeh mit einem Andenken beglücken wollen. Vor 25 Jahren war es noch gefährlich, in Ägypten zu reisen; die Pyramiden allein zu besteigen, jeder Gewalttat der hab-

gierigen „Beduinen“ preisgegeben zu sein, war auch nicht ratsam; jetzt ist keine Gefahr mehr dabei; man reist so sicher wie bei uns und braucht sich nicht mehr mit einem Revolver zu belästigen, wenn man König Chewofes Grab besucht.

Aber nun die Pyramiden!

Welch überwältigenden Eindruck machen diese riesigen Steinmassen, errichtet von Menschenhand! Solange man noch entfernt ist, findet man sich getäuscht. Man hatte Größeres, Kolossaleres erwartet: weil man die Entfernung nicht mit dem Auge zu messen vermag. Allein kommt man näher, so wachsen die Steinriesen immer mächtiger empor und wirken wahrhaft erdrückend auf den Beschauer. Ein ähnliches Gefühl — aber selbstverständlich weit schwächer — empfindet man, wenn man an einem unserer großen Dome emporblickt, namentlich wenn dieser minder schlank als massenhaft gebaut ist. Wer z. B. — besonders abends in der Dämmerung — an dem Ulmer Münster hinaufsieht, den überkommt ein solch unheimliches Gefühl; es ist ihm, als stürze die furchtbare Masse auf ihn herab und erdrücke ihn. — Und was sind alle unsere Münster gegen die große Pyramide, das Grabmal des Königs Chewofe. Auf S. 109 sind die größten Bauwerke alter und neuer Zeit abgebildet:

Der Ulmer Dom (Nr. 5 der Abbildung), das Münster in Straßburg (6), der Stephansdom in Wien (7), die Peterskirche in Rom (8), die Paulskirche in London (12), der Siegesturm zu Delhi (17), die Kathedralen von Antwerpen (9), von Salisbury (11), York (21), die Petrikirche zu Rostock (10), die Frauenkirche in München (14), die Aja Sophia in Konstantinopel (30), die Notre Dame zu Paris (19), die Maria del Fiore in Florenz (13), die Rotunde der Wiener Weltausstellung (15). Die Pyramide (4) überragt alle diese Bauten und nur die vollendeten Türme des Kölner Doms (1), des Doms zu Rouen (2) und der Nikolaikirche zu Hamburg (3) können über die Riesen von Qemet hinwegsehen. Und wie klein erscheinen neben ihnen die gepriesensten Bauwerke des alten Roms; selbst der riesige Aquädukt von Segovia (26). Wie klein erscheinen die viel bewunderten Türme des christlichen Mittelalters, der Torre di Asinelli in Bologna (16), der schiefe Turm in Pisa (23), der Torre di Garisendi in Bologna (25), oder der ehemalige Porzellanturm in Nanking (18), die alten Obelisken zu Paris (28) und Rom (27), oder die gerühmtesten Säulen aus alter und neuer Zeit, wie die Trajanssäule in Rom (24), die Feuersäule in London (22) und das Siegesdenkmal zu Berlin (20). Vergleiche auch Nr. 29, den großen Sphinx!

Die Pyramiden von Giseh.

Die große Pyramide des Chewose —

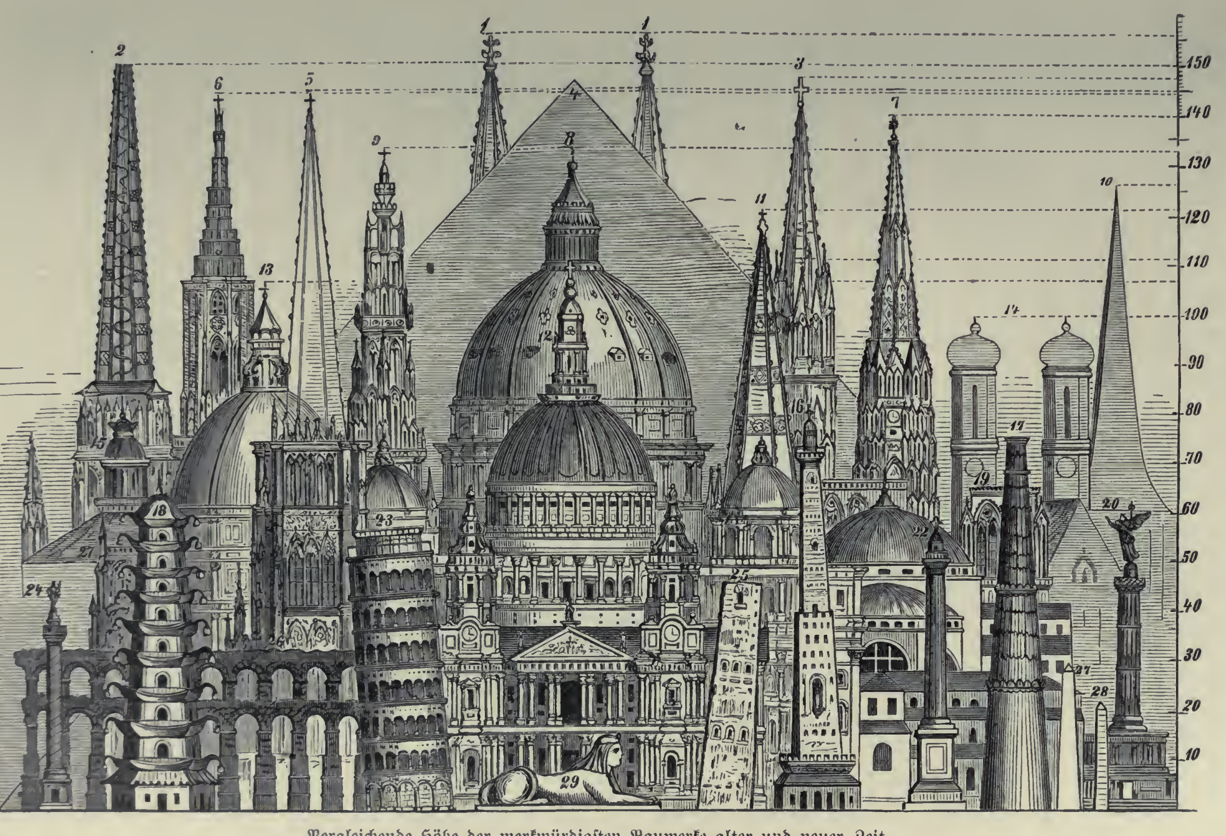
Ch(e) **w**(o) **f**(e) **w**

ist sein Name zu lesen, das letzte w fiel in der späteren Aussprache ab — die Griechen machten „Cheops“ daraus) steht auf einer 40 m hohen Terrasse und erhebt sich dann noch 146½ m hoch, gegenwärtig allerdings nur noch 137 m.

Aber die Höhe macht es noch nicht allein aus; die Masse, die ungeheure Masse ist es, was uns so imponiert! Die Länge einer Seite der Grundfläche beträgt 233 m, also $1^3/_5$ mal die Höhe. Die Pyramide bedeckt einen Raum von mehr als 40 000 qm und hat einen Inhalt von 2½ Mill. cbm. Die größte Kirche des Christentums, die prächtige Peterskirche in Rom, könnte man bequem hinein stellen, sie würde nirgends heraus sehen oder auch nur die Oberfläche berühren!

Welche Masse von Steinen wurde verbraucht, dieses einzige Grabmal zu errichten! Wie viele Städte hätten sich damit bauen lassen! Und welche unermeßliche Mühe und Arbeit verursachte es, diese Steine zu brechen und nach dem Nile zu schleifen! Denn sie sind drüben in den östlichen Bergen, im Gebel Moqattam, gebrochen und heute noch sieht man die Stelle, wo dies geschehen ist.

Etwa 100 000 Menschen waren Jahre lang damit beschäftigt, diese Steine zu behauen, Stunden weit zu transportieren, auf den 40 m hohen Felsvorsprung zu schaffen und nun endlich auf einander zu setzen! Zehn volle Jahre lang hatten 200 000 Hände zu schaffen, bis sie nur den schiefen Damm errichtet hatten, welcher notwendig war, um die Steine auf die Felsterrasse hinauf schleifen zu können. Er mußte lang sein, daß er nicht zu steil wurde, und breit, damit Tausende von Menschen sich darauf mit ihren Lasten bequem auf- und abbewegen konnten, ohne einander zu behindern. — Und als endlich der Damm fertig war, hatten wieder 100 000 Menschen, die von Vierteljahr zu Vierteljahr durch andere abgelöst wurden, noch einmal 20 Jahre zu tun, bis die Pyramide vollendet dastand. Man bedenke, was das sagen will: wenn 30 Jahre lang 100 000 Menschen an einem Werke arbeiten! Woher wohl König Chewose das Geld nahm, solche Arbeitskräfte zu bezahlen? — Nun, das war das Geringste: die ägyptischen Arbeitsleute damaliger Zeit lebten außerordentlich einfach, und der Boden des Landes war so ergiebig, daß der Unterhalt solcher Heere von Arbeitern nicht ins Gewicht fiel, und weiteren Lohn erhielten sie nicht.



Vergleichende Höhe der merkwürdigsten Bauwerke alter und neuer Zeit.

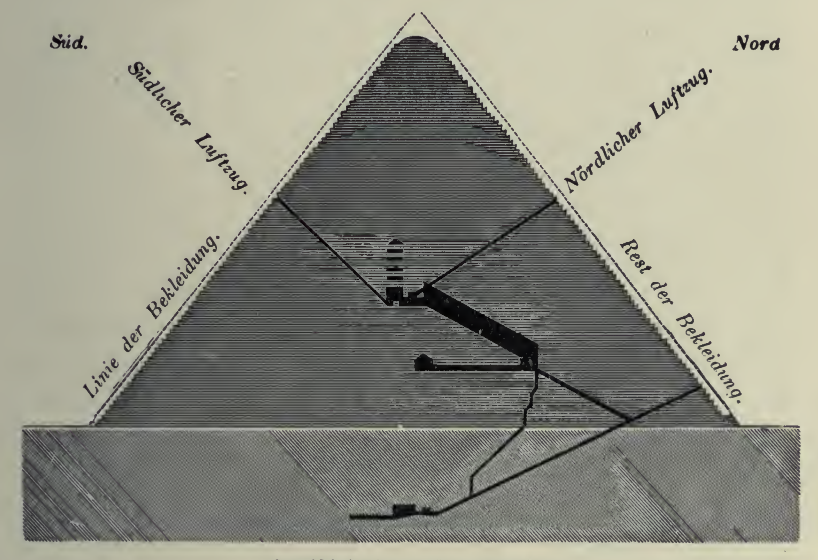
Von da an, wo die 8 m breite Chaussee allmählich zum Felsplateau aufsteigt, ist sie zum Schutze gegen Versandung mit einer niederen Mauer eingefaßt. Man fährt oder reitet an einem geplanten Hotel vorbei, das die Fellachin nicht vollenden ließen, damit ihr Geschäft nicht geschädigt, ihre Einnahme nicht geschmälert werde, und kommt bis auf die volle Höhe des Felsens hinauf, und zwar auf die nördliche Seite der großen Pyramide. An der Nordostecke derselben hat der Vizekönig einen eigenen Kiosk; gegen ein Bachschisch wird er auch anderen Menschenkindern zum Ausruhen geöffnet. Bachschisch, von uns gewöhnlich als Trinkgeld aufgefaßt, ist ein Geschenk, welches namentlich jeder Handarbeiter für irgend eine Dienstleistung noch außer dem bedungenen Lohn verlangt und durch unablässiges Fordern auch erzwingt. Darüber muß man sich klar sein und in diese Sitte muß man sich ohne Widerstreben fügen, wenn man sich nicht fortwährend Ärger und Verdruß bereiten will. Zwei oder auch drei Fellachin, die einen Reisenden auf die große Pyramide und in das Innere derselben begleiten, erhalten zusammen (nicht gerade als Taxe, aber doch als feststehende Übung) 2½ Franks, beim Abschiede verlangt aber jeder noch sein Bachschisch. Und gäbe man ihnen das Vierfache — ein Bachschisch würden sie doch noch fordern und sich für schlecht behandelt ansehen, sollte es ihnen verweigert werden. Wir Europäer werden aber allüberall im Niltale um ein Geschenk angegangen, auch wenn uns nichts geleistet worden ist; wir werden angebettelt, wo wir uns sehen lassen.

„Ja Effendi" (o Gebieter), „Ja Hawage" (o Kaufmann), „Bachschisch, Bachschisch!" tönt es uns zu Wasser und zu Land entgegen, wenn uns Fellachen erblicken; mit diesem Rufe überfallen sie uns auf der Landstraße, mit diesem Rufe stürzen sie sich in den Nil und schwimmen zu uns an das Boot. „Bachschīsch! schīsch-schīsch!"

Jetzt sind wir oben auf der Terrasse und stehen am Fuße der Pyramide!

Die erste, unterste Lage der Steine ist etwa 20 cm tief in den Felsboden eingelassen, und dieser ist noch einmal zu einem 2 m hohen Sockel regelmäßig ausgehauen, so daß die Pyramide gleichsam an den Boden angewachsen ist. Ursprünglich waren es 205 Steinlagen, jede von etwa 65 cm Dicke, welche über einander lagen; die beiden obersten sind zerstört und es sind jetzt nur noch 203. Alle diese Quadersteine sind auf das sorgfältigste behauen, und jeder ist in den andern derart eingefügt, daß der obere auf seiner unteren Fläche einen zwei Zoll hohen kantenförmigen

Vorsprung hat, welcher in eine Vertiefung derselben Dimension paßt, die sich auf der oberen Seite des unter ihm liegenden Steines befindet. So ist eine Verrückung oder Trennung der Steine gar nicht möglich. In dieser Weise bildet die Pyramide eine ungeheure Treppe von mehr als 200 Stufen. Um nun die glatte Bekleidung zu erlangen, wurden in diese Stufen große dreiseitige Steinprismen von Granit (bei anderen Pyramiden auch von Marmor) gelegt. Genau genommen waren es unregelmäßige vierseitige Prismen, da jedes etwas über die Treppe vorsteht, so daß in der äußeren Fläche (der schiefen Seitenfläche der Pyra-



Durchschnitt der großen Pyramide.

mide) sich nur die oberen und unteren Seiten der Granitprismen berühren; die Kante der Treppe liegt dann immer in wagerechter Richtung noch ein ziemliches Stück einwärts. Der gelblichweiße dauerhafte Sandstein der Stufen kommt auf diese Weise gar nicht mit der Luft in Berührung; die Pyramide ist von oben bis unten mit poliertem Granit bedeckt.

Ist? . . . Nein! War! Denn die Araber haben alles, alles abgerissen und zum Bau ihrer Städte und Dörfer verwendet; hoch oben und ganz unten liegen auf einer Seite noch etliche Trümmer, aus denen wir die ehemalige Bedeckung der Seiten zu erkennen vermögen; sonst sieht die ganze Pyramide aus wie eine zerfallene Treppe, denn auch an den

Sandsteinen haben die Bewohner der Umgegend schon abgeschlagen, was irgend loszubringen war.

Vor allem wollte ich nun das Innere der Pyramide besuchen, während meine Genossen auf dieses Vergnügen verzichteten und sogleich die Spitze erstiegen. Ich hätte es für eine Sünde gehalten, nicht in die Pyramide zu kriechen, will jedoch sogleich hier bemerken, daß engbrüstige Reisende dieses vermeiden müssen. Die Luft im Innern ist außerordentlich schwül, die Anstrengung sehr merklich; wer an Asthma leidet oder vollblütig ist, bleibe außen.

Der Eingang liegt auf der Höhe der fünfzehnten Stufe auf der nordöstlichen Seite. Ich nahm einen unserer Begleiter mit, für weitere ist keine Verwendung. Die Fackeln wurden angezündet, und freudig ging's vorwärts. Allein — der Weg ist mühsam, der Pfad sehr beschwerlich. Erstens geht es steil abwärts und zweitens ist der enge Gang nur 1 m hoch, so daß man nicht einmal gebückt gehen kann: man muß kriechen, und das ist eben kein Genuß. Viele Anstrengungen, welche man hier und da auf Reisen hat, sind angenehm, weil es eben eine Freude, ein Vergnügen ist, seine Kraft anzuspannen; darum erklettern wir gern einen Felsen, wandeln über die Gletscher, schwanken auf schwindelndem Steg über eine Eisspalte — auch das ist ein Genuß, einer Gefahr zu trotzen — aber gekrümmt schief hinunter in den Bauch einer Pyramide zu kriechen, das ist kein Genuß. Und doch mußte es sein.

Keuchend hatten wir bei dem Qualme unserer Fackeln 24 Meter, immer bergab, zurückgelegt, da war der Weg durch einen großen Granitblock versperrt. Als vor tausend Jahren die Araber so weit gekommen waren und nicht mehr weiter konnten, zertrümmerten sie den Sandstein zu seiten des Granitblockes und krochen, nach Beute gierig, um ihn herum. Das hatten König Chewofe und sein Baumeister auch nicht gedacht.

Wir machten natürlich denselben Weg, wie die Helden El Mamuns, und waren nun wieder in einem eben so engen Gange, der uns aber 33 Meter lang hinauf führte. Doch lieber hinauf als hinab!

Jetzt kamen wir auf einen Treppenabsatz oder in ein kleines Zimmer, einen Vorplatz. Zur Rechten hatten wir einen senkrechten Schacht, uns gegenüber einen wagerechten, sehr niedrigen Gang. Die Decke war hier etwas über 7 m von dem Boden entfernt. Die uns gegenüber stehende Wand (in welche unten der wagerechte Gang gebrochen war) reichte aber nicht bis zur Decke; über sie hin führte schief aufwärts ein anderer Gang. Um in diesen zu gelangen, mußten wir an der Wand emporklettern. Es

sind zu diesem Behufe Löcher eingemeißelt, in welche man mit den Füßen treten, und in denen man sich mit den Händen halten kann. Aber das Hinaufklettern ist eine sehr beschwerliche Sache, da man überaus große Schritte machen und mit den Händen sehr weit von einem Loche zum andern ausgreifen muß. Ich bewunderte die Fertigkeit, welche der Fellah schon erlangt hatte, die senkrechte Mauer zu ersteigen. Endlich waren wir oben.



Grabkammer des Königs Menkauria in der dritten Pyramide.

Der Gang hat auf beiden Seiten erhöhte Fußsteige, in welche zur Sicherung des Trittes Vertiefungen eingehauen sind, ist 2 m breit, 7 m hoch und 36 m lang. Die Wände laufen nach oben zusammen, so daß die Decke nicht mehr zwei, sondern vielleicht nur 1 m breit ist.

Nun ging es sehr steil aufwärts. Oben am Ende des großen Ganges angekommen, waren wir sicher etwa 40 m über der Grundfläche der Pyramide. Von einem Treppenabsatze oder Vorplatze traten wir in ein kleines Gemach — nein, krochen wir wieder in ein Zimmerchen, denn der kurze, wagerechte Gang war nicht ganz 1 m breit und 1 m hoch. An der entgegengesetzten Wand des kleinen Gemaches ist wieder ein solcher Gang, von derselben Höhe und Breite, aber nur 2 m lang. Auch er ist durch Granitblöcke verrammelt; aber die Araber hatten uns schon Bahn gebrochen, und so gelangten wir endlich — endlich in die Grabkammer des Königs.

Sie ist 5,81 m hoch, mißt von Ost nach West 10,43 m, von Nord nach Süd 5,20 m. Boden, Wände und Decke sind von poliertem Granit — jetzt freilich durch den Rauch der Fackeln schwarz und rußig geworden. Der Sarg ist ebenfalls von spiegelglattem Granit, 2,30 m lang, 98 cm breit und 1,03 m hoch. Von dem Deckel ist keine Spur mehr zu sehen, und was aus der Mumie geworden, ist bekannt. (Siehe Seite 37).

Mit Genugtuung lagerte sich mein Fellach in die Ecke, während ich mit einer Fackel die Wände und den Sarg untersuchte. Von Hieroglyphen oder Bildern ist nirgends eine Spur zu sehen. Plötzlich fuhr ich vor Schrecken zusammen — ein furchtbarer Schlag, als ob die ganze Pyramide zusammen stürzte. Ich blickte um — ruhig saß mein Begleiter mit seinem ernsten Gesichte in der Ecke, alles stand fest und wankte nicht; aber die Grabkammer war mit Pulverrauch angefüllt. Ich wußte recht wohl, daß die Beduinen dem Fremden zu Ehren einen Schuß abfeuern, wie der Kastellan einer alten Ritterburg vor den Besuchenden einen Stein in den tiefen Schloßbrunnen wirft, was immer noch ein Extratrinkgeld kostet; aber ich war in diesem Momente nicht darauf gefaßt. Der Schrecken dauerte nur einen Augenblick, aber er war groß genug. Jetzt stimmte mein Wegweiser einen feierlichen Gesang an — er wollte eben etwas verdienen und wandte dazu mancherlei Kunstgriffe an.

Früher lag eine Menge Scherben von zerbrochenen Töpfen auf dem Boden umher — diese mußten die reichen Engländer und andere närrische Käuze teuer genug bezahlen. Übrigens wird sich die Sache gar bald wieder machen. Heute wissen sich die Beduinen schon zu helfen. Haben sie einen unerfahrenen, antiquitätengierigen Reisenden vor sich, so finden sie sicher in einer Ecke der Grabkammer irgend eine Kleinigkeit (die sie natürlich eben erst mitgebracht haben), und diese lassen sie dem Fremden freundlichst zukommen. Natürlich muß er dafür schweres Geld bezahlen; denn so etwas ist selten! — Aus der Grabkammer Chewofes! Er mag nur einmal selbst suchen, ob er irgend etwas findet!

Ich nahm Abschied von der Königskammer, ließ noch einmal einen Schuß abfeuern und trollte dann durch die sogenannte „große Galerie“ wieder hinab bis auf den Absatz, von welchem noch ein wagerechter Gang unter eben dieser Galerie hinführt. Er ist 33 m lang und so enge, daß man nur hindurch kriechen kann. An seinem Ende befindet sich ein Gemach, welches 5,71 m lang und 5,18 m breit ist. Man nennt es die Kammer der Königin; sie ist mit weißem Marmor verkleidet, aber kein Sarg ist darin zu sehen, es ist völlig leer.

Die Kammer der Königin liegt genau unter der Spitze der Pyramide (die Kammer des Königs aber nicht) und geht oben schief dachförmig zu.

Wir waren wieder zurückgekrochen nach dem sogenannten „Brunnen“.

Ich verlangte in diesen senkrechten Schacht hinab zu steigen; aber der Fellach versicherte, das gehe nicht an, denn erstens habe der Brunnen gar kein Ende und gehe immer tiefer und tiefer, zweitens habe er aber auch schon oft Fremde hierher geführt, und nie sei jemand da hinein gestiegen. Allein ich hatte von Kairo dazu besonders ein Seil mitgenommen und wollte also den Versuch nicht aufgeben. Ich band das eine Ende des Seiles unter den Armen durch, gab das andere meinem Begleiter, schärfte ihm aufs ernsteste ein, wie er sich zu verhalten hätte, und begann dann hinab zu steigen.

Der Schacht mißt 57 cm ins Geviert. Man hat an zwei einander gegenüber stehenden Seiten Stufen (Löcher) eingehauen, in die man mit den Füßen treten und mit den Händen fassen kann. So ist das Hinabsteigen eigentlich nicht allzu beschwerlich, aber ein einziger Fehltritt hätte mich in den Brunnen ohne Grund (wie der Fellach sagte) hinab stürzen lassen. Darum hatte ich das Seil mitgenommen; aber sehr bald wurde ich so müde, daß ich nicht mehr weiter konnte. In der unbequemsten Stellung versuchte ich, einen Augenblick auszuruhen. Dann probierte ich, weiter zu steigen — es ging nicht.

„Auf!“ rief ich nun meinem Begleiter zu, und er zog das Seil langsam in die Höhe, wobei ich natürlicher Weise immer mit Händen und Füßen nach den Tritten in den Wänden tastend aufwärts stieg.

„Waren Sie bis auf dem Grunde?“ fragte mich jener, als ich oben angekommen war.

„Nein.“

„Das glaube ich“, erwiderte er, verschmitzt lächelnd, „es ist auch keiner da.“

Damit kniete er nieder und kroch in den schiefen Gang.

Die Glieder taten mir weh, das Hinabkriechen war gar zu beschwerlich; es war mir schon wohler zu Mute, als es wieder bergauf ging, und da wir endlich wieder hinaus traten ans Tageslicht und den blauen Himmel und die goldene Sonne erblickten, waren alle überstandenen Beschwerden bald vergessen.

Wir ruhten aus, erquickten und labten uns an der wundervollen Aussicht über Fels und Sand hin in das gesegnete Tal des Nils.

Erst nach geraumer Zeit brachen wir wieder auf und stiegen auf den zertrümmerten Treppen hinauf nach der Spitze. Das aber ist ein höchst beschwerlicher Marsch! Die Stufen sind 65 cm hoch; man muß sich einen starken Schwung geben, um hinauf zu kommen, und nur zu bald wird man müde dabei. Denn, wohl zu merken, es sind 200 Stufen, die erstiegen sein wollen!

Hier kann man Hülfe brauchen. Die Beduinen steigen mit ihren langen Stäben voran, reichen dem Fremden die Hände und ziehen ihn so hinauf.

Wenn sie einen sehr ungeschickten, ungelenken Reisenden vor sich haben, ziehen zwei vorn, und einer drückt und schiebt von hinten — sie bringen jeden hinauf.

Zweierlei ist aber dem Reisenden entschieden zu raten: erstens soll er nicht die Eitelkeit haben, die Hülfe der Fellachen zu verschmähen, sondern er soll sich im Gegenteile recht ausgiebig helfen lassen; kommt er zu ermattet oben an, so ist es um den Genuß geschehen; und welchen Wert hat es, sich zur Erreichung eines Zieles mehr anzustrengen, als nötig ist? Zweitens ruhe man auf der Hälfte des Weges eine Viertelstunde aus und lasse sich durch das Drängen und Treiben der Führer nicht irre machen; sie wollen natürlich sobald als möglich ihr Geld verdient haben, man darf aber nicht in Schweiß gebadet auf der Spitze ankommen, denn da herrscht fortwährend ein sehr merklicher Luftzug, und man kann leicht eine Erkältung davon tragen. Bei windigem Wetter darf man die Ersteigung der Chewofe-Pyramide überhaupt nicht unternehmen, weil die starken Sandwehen dann jeden Genuß vereiteln.

Wir sind oben! Die Fläche beträgt gegenwärtig 10 m im Quadrat; es kann sich also eine Gesellschaft darauf bewegen. Welche Aussicht! O, wie herrlich! Wie wird einem das Herz so leicht! Das über alle Beschreibung fruchtbare Niltal — in scharfer Linie angrenzend die ewige Öde! Denn wo bei der Überschwemmung der letzte Tropfen Wasser versinkt, da ersteht der letzte Grashalm! Hinter uns, nach Westen, ist's wüst und leer; da ist kein Leben mehr. Vor uns liegt das Wunderland, das Land alter Weisheit, Sitte und Kunst. Da unten ein ungeheures Trümmerfeld, wo ehemals das gepriesene Memphis stand; die Rundschau ist wunderherrlich, und die Gedanken, welche durch die Seele ziehen, die Gefühle, die das Gemüt ergreifen, wenn wir von der Spitze dieser Pyramide aus da hinunter blicken und 5000 Jahre Geschichte an uns vorüber gehen lassen — wie überwältigend, ja betäubend ist das alles!

Meine Reisegefährten hatten bereits gefrühstückt und hielten jetzt ein kleines Schläfchen, was mir gar nicht unangenehm war. Die Beduinen nannten mir die Namen all der schmutzigen Dörfer, die da unten lagen auf den Trümmern der Vergangenheit, zeigten mir das Moqattamgebirge und die Alabastermoschee in Kairo — ich hörte nicht auf sie — ich träumte; ich sah den großen Erbauer der Pyramide, König Chewofe, den Fajjumschöpfer Amenemhet III., dann die Amenhotep und Dechutmāse, Setois großen Sohn Ramsēs II., Psamētik und



Pyramide des Menkauria.

Wahabrīa vor mir, ich sprach mit Osiri und dem großen Wächter da unten im Wüstensande — ich dachte nicht mehr, ich fühlte und genoß. Ich saß noch in meinen Betrachtungen, verglich die braungelbe Wüste, aus welcher der Sphinx wie ein halb vergrabenes Ungeheuer herausstarrt, mit dem grünen Tale und seinen Palmen und seinem Nil, da rüttelten mich meine Genossen auf aus meinen Träumen und kündeten mir an, es sei Zeit, hinabzusteigen. Mechanisch stand ich auf. Da präsentierte mir ein Fellach einen kleinen Hammer, den er bisher in dem Gürtel stecken hatte, welcher sein blaues Hemde zusammen hielt. Ich wußte anfangs gar nicht, was ich damit sollte — ach ja: ein rechter Engländer geht nicht von hier weg, ohne eigenhändig ein Stückchen Stein abgeschlagen

zu haben, das er dann mit in sein Inselreich nimmt, seinen Freunden vorzeigt, wobei er ihnen erzählt, das habe er selbst mit seinen Händen in Ägypten auf der Spitze der höchsten Pyramide abgeschlagen. Sie haben schon viel zerbröckelt, diese Reisenden, welche von überall Andenken mitnehmen; — nun, König Chewose hat ihnen zu tun gegeben, sie können noch Jahrhunderte lang abklopfen.

Ich gab den Hammer zurück, ohne eine Ecke abgeschlagen zu haben; wer Steinchen mitnehmen will, findet ja genug, die da oben liegen. Die Beduinen nahmen mehrere und schleuderten sie hinab; auch ich versuchte mich — keiner von uns konnte weiter als bis etwa zum ersten Viertel werfen; es war unmöglich, einen Stein auch nur bis auf die Hälfte der Pyramide hinab zu schleudern.

Was soll ich von dem Heimwege sagen? Hinab ging's schlimmer als hinauf. Die Beduinen fassen einen rechts und links an der Hand und springen in rasender Eile die Stufen hinab, so daß man, unten angekommen, erstaunt ist, nicht Arm und Bein gebrochen zu haben.

Für Besucher der Pyramide will ich hier noch einige Notizen beifügen: Zu Esel dauert der Weg 2½ Stunden von Kairo hierher. — Die Fellahin bekommen für jede Person, die sie auf und in die Pyramide transportieren, zusammen 2½ Franks, was allerdings keine Taxe, aber ein feststehender Gebrauch ist. Das unvermeidliche Bachschisch beträgt für jeden einzelnen 2 Silberpiaster (jeder im Wert von 20 Pfennigen). — Die Fellachen sind oft in hohem Grade unverschämt; man lasse sich nicht einschüchtern. Mitten auf der Pyramide und ebenso oben verlangen sie in zudringlichster Weise ein Geschenk und drohen, den Fremden zu verlassen, wenn er es nicht gewährt; trotzig springen sie einige Stufen hinab; aber man gebe nur nicht nach, sie wollen verdienen und tun alles, was der Reisende mit Nachdruck verlangt. Geld gebe man ihnen unter keiner Bedingung früher, als sie entlassen werden. Das Schlimmste, was man tun kann, ist: ihnen wiederholt Bachschisch geben; dadurch werden sie immer habgieriger und unverschämter. Schließen will ich mit einer arabischen Sage:

Etwa 300 Jahre vor der Sintflut lebte der große Surid, und da er fromm und gottesfürchtig war, erschien ihm Allah im Traume und kündigte ihm die Flut an, durch welche das ganze Menschengeschlecht von der Erde vertilgt werden sollte. Da erbaute der also Begnadigte die Pyramiden, bettete in dieselben die Leiber seiner Vorfahren, brachte hinein alle seine Schätze und Kostbarkeiten und ließ durch seine Priester innen an die Wände schreiben den Gesamtinhalt aller Wissenschaften,

damit das geistige Wissen nicht verloren gehe durch die Flut, und damit die Nachgeborenen nicht von vorn zu beginnen hätten. Einer der Pyramiden aber gab er außen die Aufschrift: „Ich, der König Surid, habe diese Pyramiden erbaut und vollendet in 61 Jahren. Wer nach mir kommt und sich dünket ein König zu sein wie ich, der versuche, ob er sie in sechshundert zerstören kann."

Ernste Gefahr drohte übrigens den Pyramiden vor 50 Jahren, als ein Prophet den Pascha Mehmed Ali aufforderte, die Teufelsbauten zu



Sphinx und Pyramide des Chafria.

entfernen. Der Pascha ließ Löcher bohren und wollte zur Sprengung durch Pulver schreiten; die europäischen Gesandten aber machten ihn darauf aufmerksam, daß dadurch die ganze Stadt Kairo und sein eigener Palast selbst in die größte Gefahr gebracht würde. Mehmed Ali erschrak, und die Pyramiden erheben noch stolz ihr Haupt gen Himmel.

Das sind die ewigen Pyramiden!

Wie die große Pyramide, so sind der Hauptsache nach alle. Auf Chewofe folgte sein Sohn Dedefrīa, und diesem nach kurzer Regierung sein Bruder Chafrīa, der Erbauer der zweitgrößesten Pyramide. Bei dieser ist der Gang nach der Grabkammer des Königs so eng, daß man

förmlich auf dem Leibe kriechen muß. Belzoni war der erste, welcher nach den Arabern, und zwar im Jahre 1816, in sie eindrang. Jetzt sind alle geöffnet und untersucht. Die Grabkammer der dritten (von Menkaurīa, dem Nachfolger Chafrias) ist dadurch merkwürdig, daß die Granitblöcke, welche die Decke bilden, in Bogenform ausgehauen sind (S. 113).

Der prachtvolle bräunliche Basaltsarg, von welchem sich Seite 113 auch eine Abbildung findet, steht jetzt nicht mehr in der Grabkammer. Oberst Howard Vyse hat ihn 1837 mitgenommen; der ehrwürdige Zeuge einer längst vergangenen Zeit ist aber, wie bereits (S. 88) erwähnt, an der spanischen Küste untergegangen.

Was ich in der großen Pyramide gesehen, ist das, was von Gelehrten gewöhnlich betrachtet wird; Lustreisende kriechen nicht hinein, sondern begnügen sich mit der Ersteigung und der Rundschau von oben. Aber es gibt noch mehr zu sehen. Der erste schief abwärts gehende Gang setzt sich in derselben Richtung noch weiter fort bis zu einer Länge von 90 m, dann folgt ein beinahe wagerechter Gang von 8 m und an diesen schließt sich die Grabkammer, 13 m lang, 8 m breit und 3,30 m hoch. Im Jahre 1817 räumte der überaus tätige und eifrige italienische Seemann Caviglia den sogenannten Brunnen aus, welcher, wie die Zeichnung (S. 111) deutlich zeigt, in den großen absteigenden Gang mündet.

Über der „Königskammer“ liegen vier niedrige, nur etwa 85 cm hohe Zimmerchen, deren unterstes man das Davisonszimmer nennt, da Davison der erste war, der es maß und beschrieb; entdeckt worden war es früher durch einen französischen Kaufmann Meynard. — Zuletzt kommt noch das „Campbellszimmer“, 2,57 m hoch, mit schief zulaufender Decke. In der Königskammer öffnen sich 60 cm über dem Boden zwei Luftzüge, welche — etwa 20 cm ins Gevierte — von Süden nach Norden gehend, frische Luft zuführen. Der Eingang der Pyramide ist in der Mitte der Nordseite; sein Neigungswinkel deutet genau auf den Nordpolarstern. Ein Gefäß mit Wasser an den Scheidepunkt gestellt, wo der abwärts führende und der aufwärts führende Gang einander begegnen, spiegelt den Polarstern nach dem Vorplatze wieder, von dem es nach der Königskammer und der Kammer der Königin geht. Das ist Beweises genug, daß bei Errichtung der Pyramiden ein religiös-astronomischer Gedanke mitgewirkt hat.

In dem obersten der vier rechtwinkeligen kleinen Zimmer über der Königskammer steht mit roter Farbe wiederholt an die Steine geschrieben „Chnum Chewofe“, das bezeichnet aber keinen besonderen, von dem



Die Pyramide zu Meidūm.



Stufenpyramide von Saqqāra.

genannten verschiedenen König; Chnum heißt Baumeister, Bildner, und dieser Beiname wurde dem Könige wohl wegen seiner großartigen Bautätigkeit gegeben. Übrigens hat der König verschiedene Tempel bauen lassen, Priester angestellt und sogar selbst „ein religiöses Buch geschrieben".

Daß man nicht gleich mit dem Baue solcher Riesenpyramiden begonnen haben werde, daß auch die Pyramide selbst als Grabbau nicht das Ursprüngliche sein werde, war ein nahe liegender Gedanke. Wandern wir noch einmal nilaufwärts, indem wir den Kanal (heute Bahr-Jusuf,

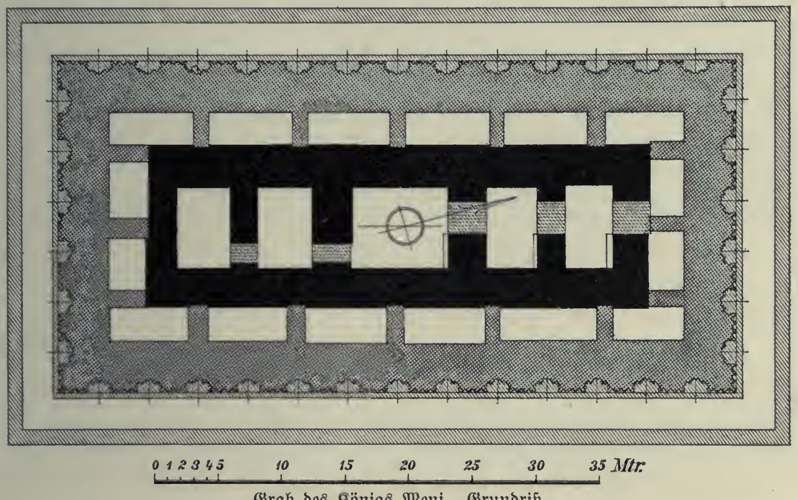


Knickpyramide von Dahschur.

d. h. Josefskanal) befahren, immer an dem Felsplateau entlang, das uns rechts bleibt, so folgt immer eine Pyramidengruppe der andern, und ganz im Süden, in gleicher Höhe mit dem Nordrande des Fajjums, bereits im Tale bei dem heutigen Dorfe Meidūm, wo ehedem die Stadt Meitum lag, finden wir die Pyramide, die Chewofes Vater, König Snofru erbaut hat. Aber das soll eine ägyptische Pyramide sein? Wohl ist sie noch heute über 60 m hoch, aber sie besteht aus 3 wie in einander geschachtelten Absätzen und würde ohne diese Verjüngung eine Riesenhöhe haben müssen, denn sie steigt in einem Winkel von 74° in die Höhe! Denselben Winkel haben aber auch die gewöhnlich mit dem arabischen Worte Mastaba (etwa „Bank") bezeichneten kleineren alten Grabdenk-

mäler, und die Pyramide des Snofru sieht fast aus, als wären mehrere solcher Mastabas auf einander getürmt. Aber die Grundfläche der Mastaba ist ein längliches Rechteck, die der Meidum-Pyramide ist quadratisch. Dafür finden wir in der nächsten Nähe von Memphis, bei dem Dorfe Saqqāra eine regelrechte Stufenpyramide mit länglichem Grundrisse. Und diese Pyramide, von der noch heute 5 Stufen erkennbar sind, reicht in eine noch frühere Zeit zurück. Sie gehört einem Könige Dschoser an, dem noch mehrere Könige bis auf Snofru folgten.

Wir wollen hier noch einer Pyramide von auffallender Gestalt gedenken, der sogenannten „Knickpyramide" von Dahschur. Auch hier steigt der untere Teil auffallend steil an, bis auf einmal die Kanten um-



Grab des Königs Meni. Grundriß.

knicken und in einem ungewöhnlich flachen Winkel die Spitze erreichen. Man hat den Eindruck, als ob ein ursprünglich geplanter Riesenbau auf einmal, aus unbekannten Gründen, aufgegeben und in bescheidener Fortsetzung eiligst zu Ende geführt worden wäre. Diese Vermutung scheint auch das Richtige zu treffen, denn der obere Teil ist weit weniger sorgfältig gebaut als der untere. Starb der König über dem Baue? Beraubte ihn ein unbekanntes Unheil der Arbeitskräfte? Jedenfalls war hier irgend ein Zufall im Spiele.

Neuerdings vermutet man, daß eine Urform der Mastaba auch den Ausgangspunkt für die Entwickelung der Pyramide abgegeben hat. Das eigentliche Grab liegt bei den Mastaba unter dem Gebäude, in den Felsen des Plateaus eingehöhlt, und die ersten Räume über dem Grabe

scheinen Vorratskammern für den Ka des Toten, für seine Seele, gewesen zu sein. Diesen kleineren Bau umgab man dann mit weiteren Mauern, wohl um zu verhüten, daß der Wüstensand das Grabmal umhülle. Die Verschüttung der großen Pyramiden sogar zeigt ja, wie notwendig solche Maßregeln sein mußten. Und so wuchs das Grabmal, um nicht selber im Sande begraben zu werden.

Ein für diese Fragen sehr wichtiger Fund ist im Jahre 1897 bei Naqada gemacht worden. Man fand ein uraltes Königsgrab, das sich schließlich als das des Meni entpuppte. Das Grabmal ist ein Ziegelbau, dessen ursprünglicher Teil fünf Räume aufweist: in der Mitte die Grabkammer, rechts und links je zwei Vorratsräume für Speise und Trank und andere Bedürfnisse, die man dem Ka des großen Königs nicht entziehen wollte. Dieser ursprüngliche Bau ist aber dann später mit einem anderen schalenartig umhüllt worden. Nach Art dieser Gräber, das sich bereits als eine „Mastaba" bezeichnen läßt, sind dann auch die letzten Ruhestätten von vornehmeren Privatpersonen errichtet worden und haben als eigentliche Mastaba die Zeit der Pyramidenerbauer überdauert.

Die Fürsten und höchsten Beamten der entlegeneren Gaue aber begannen gar bald ihre steigende Selbständigkeit dadurch zum Ausdrucke zu bringen, daß sie in ihren Gauen selbst sich bestatten ließen, und zwar der Natur des Oberlandes entsprechend, in den Bergen. Hier entstanden Felsengräber, deren Stollen tief die Bergwände durchlöcherten; und den Fürsten folgten auch hier die Vornehmen, und als die Fürsten von Niu-Amon zu Königen von Ober- und Unterägypten wurden, behielten sie den alten Brauch bei.



Grabeingang bei Beni-Hassan. — Aus der 12. Dynastie.

3. Die Felsengräber.

Die Felsengräber waren zum Teil Privateigentum — für eine Person oder eine ganze Familie — oder öffentliche Gräber, in welchen alle diejenigen beigesetzt wurden, die sich nicht ein eigenes Grab machen lassen konnten.

Jene sind, wenn sie nur einen Sarg aufzunehmen hatten, oft sehr klein. Bei einem z. B. führt ein Gang 10 Fuß hoch, 2½ Fuß breit, 8 Fuß lang in ein kleines Zimmer, welches 12 Fuß hoch, 10 Fuß breit und 2½ Fuß tief ist und dem Eingange gegenüber zwei in einander stehende kleine Nischen hat. Innen und außen sind alle Wände (auch die Decke) mit ganz flach erhabenen Figuren und Inschriften bedeckt — alles mattgelb angestrichen.

Bei einem andern ist der Gang, welcher in den Felsen führt, auch 2½ Fuß breit, aber nur 5 Fuß lang; das kleine Zimmer ist 6 Fuß tief, 14 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Die Reliefiguren sind mit bunten Farben bemalt.

So sind die kleinsten Gräber für einzelne Personen beschaffen. Reiche, Vornehme ließen sich aber viele Säle und Gänge in den Felsen hauen und ihren Sarg in irgend eine Ecke so gut verstecken, daß ihn — wie sie hofften — gewiß nie ein Sterblicher wieder auffinden sollte. Auch wurden noch besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet; man machte in sich selbst zurückführende Irrgänge und mitten auf den Wegen tiefe Schächte, in welche der unrettbar stürzen mußte, welcher sie nicht kannte oder sich nicht gehörig vorgesehen.



Gräber von Hager Silsilis. — Aus der 18. Dynastie.

Aber treten wir selbst ein in diese Totenwelt. Hier neben ist der genaue Grundriß zu sehen, eines dieser merkwürdigen Bauten aus der Totenstadt des alten Theben, einer Riesenarbeit, um — einen kleinen Sarg zu bergen.

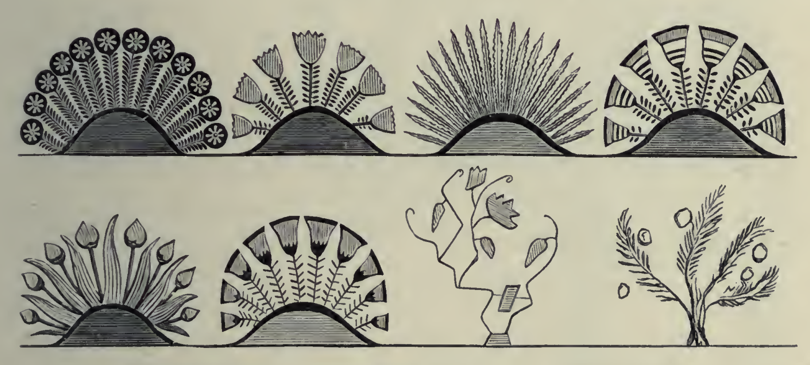
Der Eingang ist 41 m breit, verengt sich aber auf 25½ m. So breit ist also auch der erste Saal; dabei hat er eine Tiefe von 18½ m. Überlege man wohl diese Maße, der Saal hat eine Fläche von 472 qm.

Durch einen Gang kommt man in einen andern Saal, welcher von acht Säulen und vier Pfeilern gestützt wird. Aus ihm führt links ein

kleiner Gang in zwei schmale Zimmer, die aber zusammen 28 m lang sind. Bleiben wir in der Hauptrichtung des ersten Teiles dieser großartigen Grabanlage, so gelangen wir durch ein Zimmer und einen kurzen Gang in den dritten Saal, dessen Decke ebenfalls auf acht Säulen und vier Pfeilern ruht, und endlich in einen vierten Saal mit nur vier Säulen. Er ist der kleinste, hat aber immer noch 80 qm Fläche. Nachdem wir einen Weg von nahezu 100 m zurückgelegt haben, stehen wir an der hinteren Wand und können nicht weiter.

Aber sind wir hier am Ende? Noch lange nicht.

Jetzt kommt der zweite Teil der Anlage, rechtwinkelig gegen den ersten. Links haben wir nur noch ein Zimmer, rechts aber kommen wir durch zwei Zimmer an eine Treppe, welche tief hinab führt. Und aber-

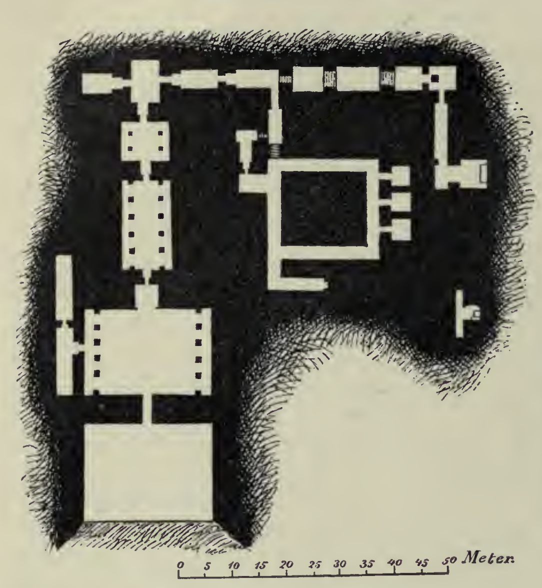


Pflanzenornamente aus dem Grabe Ramses III. (Siehe Seite 129.)

mals und zum dritten Male führt uns eine Treppe immer tiefer, bis wir haushoch unter dem Eingange sind. Wir gehen noch durch ein weiteres Zimmer — Halt! Aufgepaßt! Wehe dem, der hier nicht vorsichtig mit der Fackel vor sich hin auf den Boden leuchtet! Vor unseren Füßen gähnt ein Schacht, den Tod drohend allen, die unbefugter Weise hier eindringen, frevelhaft vielleicht gar den Sarg suchen wollen. Mit Vorsicht umgehen wir den schwarzen Abgrund und stehen nun wieder an der hinteren Wand eines Zimmers und zwar dessen, welches den zweiten Teil abschließt, der für sich allein 69 m lang ist.

Und wo ist der Sarg? Der ist nirgends zu finden. — Es muß aber doch einer vorhanden sein! Betrachten wir die Wände, vielleicht findet sich noch eine Tür! Sieh, auf der rechten Seite öffnet sich ein etwa 2 m breiter Gang. Also hinein! Der führt uns vielleicht zum Ziele.

Wieder sind wir ungefähr 20 m durch Gänge und Galerien gewandert; wir stehen abermals am Ende eines Zimmers und können nicht weiter. Aber nur den Mut nicht verloren! Ein Sarg muß da sein und wird sich auch finden. Links führt uns ein weiterer Gang in ein Gemach, das aber keinen andern Ausgang hat, und wir sind nun wirklich am Ende. An der hinteren Wand befindet sich auch eine große Steinbank, ohne Zweifel bestimmt, die Totenlade aufzunehmen; aber diese ist nirgends zu sehen. Kehren wir also um, aber prüfen wir vorsichtig jede Wand, ob wir nicht vielleicht einen Nebenweg übersehen haben. Wir kommen an den Schacht, steigen eine Treppe nach der andern hinauf — da öffnet sich links von der oberen ein Gang, welcher in ein Zimmer führt, von dem zwei verschiedene Treppen wieder hinab gehen. Der nebenstehende Grundriß zeigt die Anlage dieses merkwürdigsten Teiles aus dem ganzen wunderbaren Bau. Ein Weg, welcher (80 m lang) in sich selbst zurückführt, wenn man ihn verläßt, an vier verschiedenen Stellen zur Umkehr zwingt, durch Treppen irre macht und wie ein Labyrinth den Wanderer die Richtung verlieren läßt — das war ein verzweifelter Gedanke des Baumeisters! Es ist eine Kleinigkeit, sich auf dem Grundrisse zu orientieren, da seinen Weg zu finden; aber man vergegenwärtige sich einmal lebhaft, was es heißen will, in die schwarze Nacht eines solchen Grabes hinab zu steigen, ohne den Grundriß zu kennen, einzig mit einer Pechfackel versehen, die nur die allernächste Umgebung erhellt, so daß es geradezu unmöglich ist, einen Überblick zu gewinnen. Der Wanderer kann immer wieder an denselben Platz kommen, ohne zu merken, daß er schon einmal dagewesen, und wenn er, aus dem großen



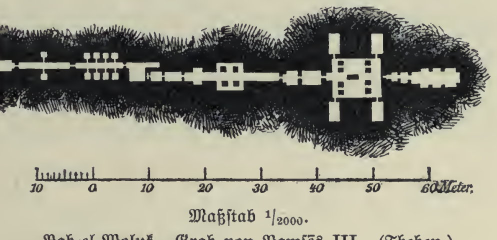
Großes Felsengrab bei Theben.

Viereck die breite Treppe hinauf gestiegen ist und die schmale wieder hinab schreitet, ist er abermals in dem Zauberquadrat und kann darin möglicher Weise verhungern.

Solche große Gräber müssen systematisch durchwandert werden mit fortlaufender Aufzeichnung des Weges und ungefähren Grundrisses; Entfernungen werden durch Schritte abgemessen.

Jetzt ist kein Gemach, kein Plätzchen übrig, das wir nicht durchforscht hätten; das einzig denkbare ist, daß der Sarg auf dem Boden des Schachtes stände. Kehren wir noch einmal dorthin zurück, auch ihn zu durchsuchen. Er hat 1,30 m ins Gevierte und ist 9 m tief; wir lassen uns mit einer Fackel hinab, der Boden ist eben und kahl, und kein Sarg ist da. Was nun? — —

Langsam lassen wir uns wieder hinauf ziehen, beleuchten die Wände des Schachtes — 3 m über dem Boden führt ein kurzer Gang seitwärts in den Felsen. Hier ist ein Gemach von etwa 3 m im Quadrat, die Decke ist im Bogen ausgehauen, hinten sieht man eine breite steinerne Bank — und auf dieser Bank steht der Sarg.



Maßstab 1/2000.
Bab-el-Moluk. Grab von Ramses III. (Theben.)

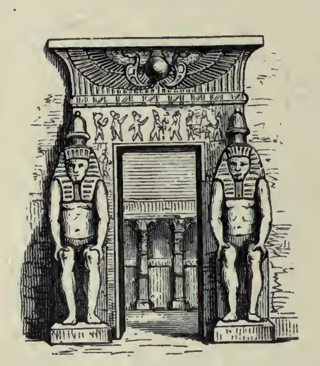
Die Länge aller Zimmer, Galerien, Gänge und Treppen dieses einzigen Grabes beträgt zusammen wohl 330 m. Nun bedenke man: Welche Arbeit gehörte dazu, ein solches Grab in den Felsen zu hauen, Wände und Boden zu ebnen, Treppen und Säulen zu machen, den Schacht zu brechen! Welchen Aufwand von Kraft erforderte es nur, die ausgebrochenen Steine von der Grabkammer aus dem Schacht hinauf zu ziehen und den weiten Weg, die Treppen hinauf, durch Säle und Gänge hinaus an das Tageslicht zu bringen!

Zur Vergleichung geben wir noch den Grundriß des Grabes, in welchem König Ramses III. beigesetzt ist. Einer besonderen Erläuterung bedarf der Grundriß nicht, er ist durch sich selbst verständlich. Aus diesem Grabe sind die Ornamente S. 127 und 138 genommen.

Manche Gräber bestehen fast nur aus wagerechten Stollen, andere meist aus schief abwärts gehenden Pfaden und Treppen; wieder andere führen von Schächten in Stollen, von Stollen in Schächte und gehen auf diese Weise sehr tief in die Felsen hinab.

Die Könige zur Zeit der 19. Dynastie ließen sich in ein entferntes, abgesondertes Tal begraben; die Araber nennen es Biban- (oder Bab) el-Moluk. Diese Königsgräber sind das herrlichste, was an Katakomben aufzufinden ist.

Prokesch, Ritter von Osten, welcher sie besucht hat, sagt: „Wer auch nur das eine Grab, zu dem Belzoni den Gang hat ausräumen lassen, genau schildern wollte, müßte Bände darüber schreiben und würde, wie getreu er auch der Wahrheit blieb, dem Leser doch ein Träumer scheinen. Diese Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerke tief und tiefer noch in das Leben der Felsen gehauen, diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz und die Unverletztheit der Farben, als wären sie eben erst aufgelegt worden, geht weit über den Maßstab des heutzutage Denkbaren hinaus. Der Aufwand von Pracht und Arbeit, von religiöser Gewissenhaftigkeit in Ausführung des Kleinsten wie des Größten ist so ungeheuer, daß man nicht begreift, wie ein Herrscher, und war er auch der mächtigste von der Welt, auf den Gedanken hat verfallen können, einen ähnlichen Bau anzubefehlen."



Eingang zum Grabe Ramses III.



Eingang zum großen Felsentempel von Abu Simbel.

4. Die Felsentempel.

In die Felsen wurden nicht nur Gräber gehauen, sondern auch Tempel und Versammlungssäle, die bei der herrschenden Hitze besondere Annehmlichkeiten gewährten. Die Eingänge dazu waren oft mit Säulen und Statuen geschmückt, alle Wände mit Bildhauerarbeiten und Malereien bedeckt, und der Eindruck des Ganzen war um so mächtiger, als das Unterirdische das Gemüt jedes Menschen ja besonders erfaßt.

An solchen Tempeln war Qemet reich; statt aber in eine allgemeine Beschreibung dieser Wunderbauwerke einzugehen, besuchen wir lieber ein einziges — eines der großartigsten — und machen uns dann nach diesem Musterwerke in Gedanken ein Bild von den übrigen.

Wählen wir dazu den Amon=Ria=Tempel bei dem heutigen Orte Abu Simbel! Er liegt 22° 12 Minuten nördlicher Breite am linken (westlichen Ufer des Nils, also etwa 2° südlicher als die Südgrenze des eigentlichen Ägyptens, in Nubien, wurde also, wie so viele andere in der dortigen Gegend, wohl zu der Zeit errichtet, als das Land unter ägyptischer Oberherrschaft stand.

Versetzen wir uns nun wieder einmal in Gedanken um dreitausend Jahre zurück! Es wird genußreicher sein, im frischen Leben zu wandeln als unter den toten Trümmern der Vergangenheit.

Wir fahren ab von der Insel Pilak und steuern nach Süden. Bald ist die Gegend wildromantisch, bald lieblicher; einmal treten die steilen Felsen nahe heran, und der Nil bespült den Fuß der natürlichen Talwände; ein anderes Mal breitet sich das Tal weit aus, das Auge schweift über fruchtbare Felder und erblickt erst in bläulicher Ferne die Berge. Gestern sahen wir Felsentempel, deren Eingänge nur wenige Fuß von dem Wasserspiegel entfernt waren; nur ein schmaler Pfad zog sich noch vor ihnen hin; heute dehnen sich lange Sphinxalleen vor uns aus und führen zu entfernten hohen Pylonen — überall so, wie es die Örtlichkeit gestattet, aber überall ägyptisch. Obwohl wir längst über die Grenze Qemets hinaus sind, weht hier doch noch ägyptischer Geist. Die Nubier (oder, wie die alten Ägypter sagen, die Koschi) hatten sich ihren nördlichen Nachbarn unterwerfen müssen; aber nicht das ist der größte Ruhm der Helden, daß sie Länder eroberten, sondern daß sie ungebildeten Völkern Bildung brachten.

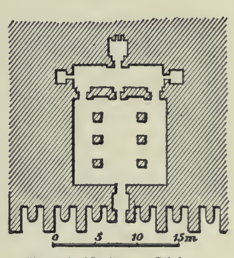
Es wird lebendiger auf dem Strome. Von allen Städten und Dörfern beider Ufer stoßen Schiffe und Schiffchen ab und segeln mit uns hinauf nach Süden. Das macht das große Fest des Rīa, zu dem wir eben recht kommen. Sieh diese prachtvolle vergoldete Gondel! Das muß ein reicher Mann sein, dem sie gehört! Vielleicht ein Feldherr oder gar ein königlicher Prinz! Wie bescheiden nehmen sich dagegen jene Bötchen da drüben aus! Und doch sind auch sie recht nett und gar bunt bemalt.

Aber jetzt wird's lustig! Hier kommt eine große Barke mit Musikanten. Trommeln, Trompeten, Klappenhölzer und Sistren — welch ein Lärm! Laß uns zurück bleiben: dort hinten gibt's noch lieblichere Musik. Sieh, in diesem Schiffe sind Männer mit Harfen und Instrumenten, ähnlich einer Gitarre, und Frauen schlagen das Tamburin dazu.

Ich blicke nach rechts! Sieh dieses Schiff mit dem prächtigen Pavillon in der Mitte. Alles in Rot und Gold; vorn und hinten ein Türmchen mit schiefem Dache. — Aber nun versuche einmal, das bunte Segel anzusehen: Das halten die Augen nicht aus! Wie das grelle Gelb und Blau, das Rot und Grün neben einander flimmern! Wie die vergoldete Sonnenscheibe oben im Scheine der wirklichen Sonne glitzert!

Wir haben bereits 90 Stunden Weges zurückgelegt. Der Strom fließt hier von Südwest nach Nordost durch Sandsteingebirge. Drüben im Westen zieht sich ein kleines Tal hin — siehst du jenen mächtig hohen Felsen? Der ist diesseits des kleinen Tales, und in ihn ist der Hat-hor-Tempel gebrochen, den wir jedoch heute nicht besuchen wollen. Sechs kolossale Figuren — drei rechts, drei links — stehen neben dem einzigen, engen Eingange. Dieser führt zu einer Vorhalle, welche etwa dreizehn Schritte lang und halb so breit ist. Sechs mit Köpfen gezierte Säulen tragen die Decke. Von der hintersten, ganz mit Hieroglyphen bedeckten Wand führen drei Pforten — in der Mitte eine größere und rechts und links eine kleinere — in das innere Tempelgemach. In diesem sind wieder rechts, links und hinten Eingänge zu drei Seitenkapellen, und jede dieser drei hat noch einmal drei kleine, nischenartige Nebengemächer.

Doch wir halten uns hier nicht auf. Wir betrachten den Tempel nur von außen. Die Felswand ist schief behauen, die Statuen aber stehen in Nischen, deren Rückwand senkrecht ist. Das macht einen ganz eigenen Eindruck, da auf diese Weise die Köpfe der Figuren am hellsten beleuchtet sind, der Unterteil aber immer mehr in den Schatten zurücktritt. Die Standbilder mögen etwa 8 m hoch sein; jede hat rechts und links noch eine kleinere von ungefähr 2 m neben sich. Von den sechs großen sind drei mit der doppelten Straußenfeder, drei mit der Krone von Oberägypten geschmückt. Die ganze Wand ist mit eingemeißelten Hieroglyphen bedeckt, und der Name des Königs Ramses leuchtet dem Beschauer sogleich über der Eingangspforte entgegen.



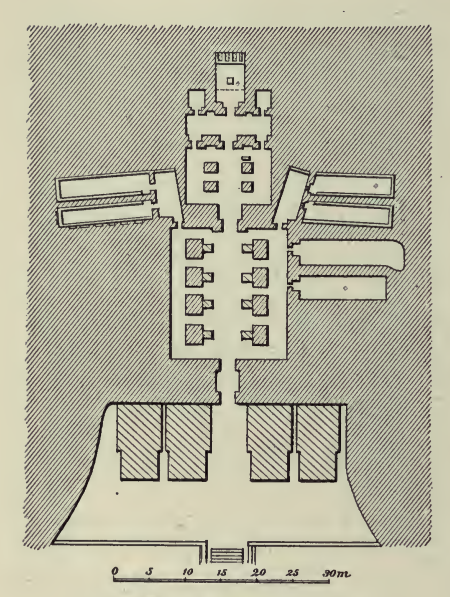
Grundriß des „Kleinen Felsentempels" (Hat-hor-Tempels) bei Abu Simbel.

Wie die einzelnen Bildsäulen, so steht die ganze Front des Tempels in einer schiefen Nische, denn die glatt behauene Front ist weniger schief als die unbehauene Fläche des Felsens.

Aber nun noch ein Stück den Strom hinauf! Jetzt kommt erst die Hauptsache. Ja, das ist prächtig! Das ist großartig! Auf der andern Seite des Tales ein gelblichbrauner, dunkler Sandsteinfels, senkrecht, glatt zu einer Mauer behauen, und darin sitzen, aus hellem, fast weißem Sandsteine gemeißelt, vier Riesenkönige! Wohl gemerkt! Die Statuen sind angewachsen, denn der helle Sandstein, aus welchem sie bestehen, ist nur eine helle Schicht des dunklen Felsens, und der Bildhauer hat diese verschieden gefärbte Schichtung so trefflich benutzt. — Und was sagst du zu diesen Treppen? Sie sind 43 m lang, denn so lang ist die

Fassade des Felsentempels. Hier siehst du vier sitzende Bildsäulen des Königs Ramses II.; sie sitzen in einer schiefen Nische, welche unten 10 m vorspringt.

Nun stelle dir vor: jede Statue ist 21 m hoch, die Krone allein 4½ m; der Bart mißt 2 m, das Ohr 1,15 m, die Nase 1 m, das Auge 0,70 m; — von einer Schulter zur andern sind über 8 m! Das heißt: jede ist über die Brust so breit, wie bei uns ein kleiner Saal lang ist.



Grundriß des „Großen Felsentempels" von Abu Simbel.

Zwischen den Beinen der großen Figuren stehen die Statuen der Kinder des Königs Ramses. In der Mitte zwischen den vier Königsbildsäulen ist der Eingang. — 7 m hoch. Von etwa gleicher Höhe ist Gott Ria, über dem Eingange in einer Nische stehend, die Sonnenscheibe auf dem Haupte: rechts und links wieder Ramses II., den Gott verehrend. Die Höhe der ganzen Fassade ist 33 m.

Treten wir nun in das Innere des Tempels! Er reicht gegen 60 m in den Felsen hinein, besteht aus vier Hauptabteilungen und im ganzen aus 14 verschiedenen Sälen — sage vierzehn Sälen!

Durch einen etwa 6 m langen Gang kommen wir in einen großen Saal, 7 m hoch, 17½ m lang, 16 m breit. Die Decke ist blau und rot bemalt, alle Wände sind mit bunten Gemälden bedeckt, welche die Feldzüge und Heldentaten des Königs darstellen. Hier sieht man Ramses eine Festung stürmend — da in seinem Streitwagen wild in das Gefecht jagend — dort dem Gotte Opfer bringend. Alle Bilder sind mit der größten Sorgfalt ausgeführt. — Acht Statuenpfeiler bilden in der Mitte eine Allee nach der hinteren Wand. Die Statuen sind aufs sauberste ausgearbeitet und sorgfältig gemalt; die Pfeiler sind 2,30 m dick. — An der rechten Seitenwand münden zwei Eingänge in zwei längliche Säle, deren vorderer 12, deren hinterer 14½ m tief ist; jeder etwa 4 m breit.

Die Rückseite des großen Säulensaales hat drei Ausgänge. Die zwei rechts und links in der Ecke führen jeder in einen langen Saal, von dem aus nach der äußeren Seite wider zwei andere Säle ausgehen. So besteht der erste Hauptteil des Tempels aus neun verschiedenen Sälen.



Inneres des großen Tempels von Abu-Simbel.

Gerade dem Eingange gegenüber führt ein anderer, ungefähr 3½ m langer Gang in den zweiten Hauptsaal. Dieser ist von vier Pfeilern gestützt, 11½ m breit und 8 m tief. — Von seiner Rückwand treten wir durch den einen der drei Eingänge in den dritten Hauptsaal, der ebenfalls 11½ m breit, aber nur etwa 6 m tief ist. Von ihm aus gelangt man hinten rechts und links in zwei kleinere Räume, jeder etwa 3 m ins Geviert; in der Mitte führt ein Gang in das Allerheiligste, das noch einmal 7 m lang und 4 m breit ist. Ganz hinten, an der letzten Wand, sind vier

sitzende Götterbilder. Von dem vordersten Eingange kann man durch die vier Haupträume bis zu ihnen sehen, wenn nämlich dieser letzte Saal genügend erleuchtet ist; er geht gegen 60 m in den Felsen.

Denkst du auch daran, wie viel Kubikmeter Stein hier aus dem Felsen gehauen und fortgeschafft werden mußten? Gegen siebentausend.

Es kostet viel Zeit, alle diese Bilder und die zahllosen Hieroglyphen zu betrachten und zu lesen. Es entgeht uns vieles und wir müssen uns mit einem Gesamtüberblicke begnügen. Treten wir denn wieder hinaus in das Freie und blicken nun über die grandiosen Treppen hinab nach dem Flusse!

Schau, welch Drängen und Treiben! Zu Tausenden steigen sie die hohen Treppen hinan und wandeln wie Ameisen zwischen den Füßen der Riesen umher. Hier hat sich ein Trupp gelagert; dort an dem Tore drängt und schiebt sich die Menge hinein und heraus — denn zu den vorderen Räumen hat das Volk Zutritt, nur nicht zu dem Allerheiligsten — hier finden alte Freunde einander wieder; da kommt eine ganze Prozession mit Pfeifen- und Flötenspiele, dort macht sich die Bewohnerschaft eines fernen Ortes schon wieder zum Aufbruche bereit.

Und welch ein Leben und welche Mannigfaltigkeit bietet der Strom zu unseren Füßen dar! Welche Zahl von Booten aller Art! Hier ist eines mit einem Schwanenhalse, dort hat der Schnabel eines andern die Gestalt einer Schlange; an einem dritten sieht er gar aus wie eine Trompete! Und diese prachtvollen Pavillons! An allen diesen Gondeln, Häuschen, Segeln, Rudern ist auch nicht ein handgroßes Fleckchen, das nicht bunt bemalt wäre — und oft recht geschmackvoll. Auch die Vergoldung ist überaus reich angebracht.

Schau hierhin! Soeben beginnt eine Wettfahrt. Hei, wie die Barken pfeilschnell durch das Wasser schießen! Und dort drüben siehst du ein Fischerstechen! Plumps! Da liegt einer im Wasser, sein Kamerad zieht ihn jetzt wieder heraus. Musik und fröhliches Jauchzen von allen Seiten! Lust und Freude auf allen Gesichtern! O, du glückliches Volk von Qemet!

Doch, es ist Zeit, wieder einzusteigen und bis zu dem nächsten Dörfchen zu fahren. Das Fest dauert ja mehrere Tage; morgen sind wir wieder hier.

So! Nun wirf noch einen Blick zurück auf die Riesenstatuen! Sieh diese fein ausgemeißelten Gesichter, diese majestätische, erhabene Ruhe in den Gestalten! Wie machen diese Kolosse den Eindruck des Allgewaltigen! Ja, das sind Riesenwerke, bestimmt für die Ewigkeit.



Altägyptisches Fest bei dem großen Felsentempel von Abu Simbel.

Für die Ewigkeit? — In der großen Sanduhr der Zeit ist ein einzig Körnlein Sand herabgerollt — 3000 Jahre sind um, wir schreiben 1905 nach Christi Geburt. Komm mit mir! Ich zeige dir 90 Stunden südlich von der Insel Pilak ein anderes Bild!

Von den Treppen, von der Anfahrt keine Spur mehr zu sehen. Selbst der Nil fließt nicht mehr wie zu Ramsēs' Zeiten. Die Anhäufung des Schlammes und der in ungeheuren Massen von Westen hergewehte Wüstensand haben sein Ufer verändert. Der Koloß zunächst links von der Tür ist durch den Blitz zertrümmert (wie uns eine Inschrift auf dem einen Beine belehrt), die beiden rechts sind zum Teil im Sande begraben, nur der äußerste links ist ganz sichtbar. Zerschlagen ist, was zerschlagenswert war, sei es, um die Steine zu benutzen, sei es, um ein Andenken mit nach Europa zu bringen. Sieh, da oben klettert eben solch ein Räuber aus Europa umher! Er ist noch $\frac{1}{2}$ m kleiner als des Königs Ramsēs Bart. Jetzt setzt er sich auf einen Finger des Königs (der Daumen mag wohl 50 cm dick sein) und zieht ein rotes Buch heraus. Er wird sich wohl einen Bleistiftstrich an das Kapitel „Abu Simbel" machen, damit er zu Hause noch weiß, was er gesehen.



Blumenornament aus dem Grabe des Königs Ramses III.



Steinbrüche von Dschebl Selseleh. (S. 19.)

5. Die Säulen und Träger der ägyptischen Prachtbauten.

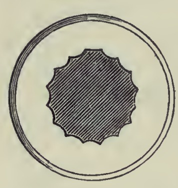
Eine Hauptzierde großer Prachtgebäude sind die Säulen. Sie wurden bei den alten Völkern weit häufiger angewendet als bei uns. In Griechenland war jeder größere Tempel, in Persien jeder Palast, auf allen Seiten von Säulen umgeben, manchmal in doppelter Reihe.

Die ägyptischen Säulen sind an Formen weit mannigfaltiger als die griechisch-römischen und oft von staunenswerter Größe; sie blenden durch die bunten Farben, mit denen sie bemalt sind; sie wurden in weit größerer Zahl angewendet (standen doch ganze Säle voll, Säule an Säule), und endlich zeigen sie uns schon hier und da die Elemente zu den griechischen Säulenformen.

Bei uns sind fast nur die Formen im Gebrauche, welche bei den Hellenen und Römern vorkamen; sehen wir einmal, wie es an den Ufern des Nils aussah. Wir werden dort eine ungeahnte Mannigfaltigkeit, Pracht und Majestät finden.

Die hauptsächlichsten und am meisten vorkommenden Formen ägyptischer Säulen, dieses wichtigsten Schmuckes der Prachtgebäude, sind folgende:

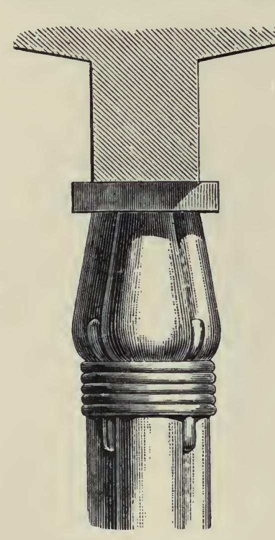
a) Die achtkantige Säule. Sie findet sich z. B. am Eingange eines Felsengrabes bei Beni-Hassan (s. S. 125). Diese Säule ist einfach dadurch entstanden, daß man an dem viereckigen Pfeiler die Kanten abgemeißelt hat. Sie trägt noch die quadratische Deckplatte.


Querdurchschnitt der sechzehnkantigen kannelierten Säule.

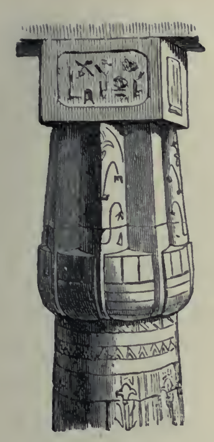
b) Die sechzehnkantige Säule entstand, wenn man diese acht Kanten abermals abschnitt. So steht sie im Innern des genannten Grabes.

Sie ruht auf einer flachen, an der Kante abgerundeten, kreisförmigen Basis. Da die Winkel der sechzehn Seiten aber so stumpf sind, daß man die einzelnen Seiten gar nicht unterscheiden könnte, sind diese ausgehöhlt, d. h. die Säule ist kanneliert, wie das in vorstehender Abbildung deutlich zu ersehen ist.

c) Die sogenannte Lotossäule. Sie stellt in ihrer ältesten Gestalt vier zusammengebundene Lotosstengel dar, deren Kronen das Kapitell bilden. Sie war mit grellen Farben bunt bemalt, sagte dem Geschmacke der Ägypter ganz besonders zu und bildete in ihrer weiteren Vervollkommnung den Hauptschmuck der großen Säle, Hallen und Höfe in Tempeln und Palästen. Statt der vier Stengel machte man später acht, dann sechzehn. Vielleicht fällt in beistehenden Abbildungen auf, daß die Säulen verhältnismäßig kurz und dick sind. Das ist eine Eigentümlichkeit aller ägyptischen Säulen. Die dorischen Säulen haben sechs bis sieben, die ionischen acht bis zehn, die persischen elf, die korinthischen durchschnittlich neun untere Durchmesser zur Höhe, die ägyptischen nur fünf; ja, es finden sich sogar Säulen, welche nur viermal so hoch als dick sind.


Vierstengelige Lotossäule.

d) Um Flächen für bildlichen Schmuck zu gewinnen, behielt man die Form der Säule im ganzen bei, ließ aber die einzelnen Stengel nicht mehr hervortreten, so daß die Säule und das Kapitell vollkommen rund und glatt wurden, und nun ward die ganze Säule von oben bis unten mit bildlichen Darstellungen und Hieroglyphen bemalt. — Die Deckplatte blieb immer quadratisch und wurde ebenfalls mit einer hieroglyphischen Inschrift — meist mit dem Namen des Erbauers — versehen.



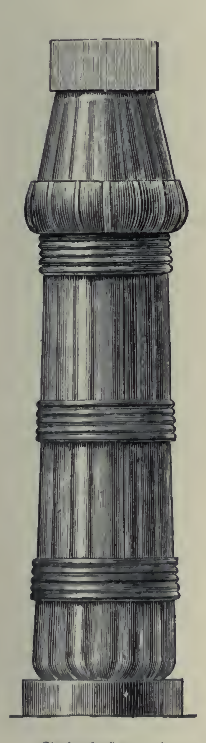
Säule aus Luxor.



Geöffnetes Kelchkapitell mit Blattverzierungen.



Säulenfuß aus Luxor.



Sechzehnstengelige Lotossäule.



Statuenpfeiler.



Hathorsäule.

e) Neben den Kapitellen, welche geschlossene Kelche darstellten, kamen nun auch solche auf, die geöffnete Kelche mit Blattverzierungen nachahmten. Die Blätter wurden in Streifen (wie das an einer der vorstehenden Abbildungen zu sehen ist) gelb, blau, rot und grün gemalt, in denselben Farben die Bänder, welche unter dem Kapitell die Säule umschlossen.

f) Statt des soeben beschriebenen offenen Kelches erscheint auch oft das Palmenkapitell; dies stellt auf einem runden Schafte auswärts geneigte Palmblätter dar, natürlich grün bemalt, aus der Entfernung aber an der Gestalt kaum von der vorigen Form zu unterscheiden. Auf der Abbildung „Säulenhalle des Osiritempels auf Pilak“ (S. 95) sind solche Säulen zu sehen.

g) Ein namentlich in späterer Zeit außerordentlich beliebter Säulenaufsatz bestand aus vier Köpfen, über welchen vier Darstellungen eines Tempels einen Würfel bildeten. Das Tempelchen auf dem Kopfe war das Abzeichen der Göttin Hat Hor, gewöhnlich von uns Hathor genannt; dem entsprechend bezeichnen wir derartige Säulen als solche mit der Hathormaske. Sie machen in Tempeln und Tempelhöfen einen ganz eigentümlichen Eindruck. Ernst und feierlich schaut von ihrer Höhe das regungslose Antlitz herab. Dieses ist mit den natürlichen Farben angestrichen, bei manchen Tempeln auch vergoldet, das blaue Kopftuch hat hellrote und gelbe Streifen.

h) Eine noch weiter gehende Verwendung der Menschenfigur sehen wir aber bei den sogenannten Statuenpfeilern. Das sind viereckige Pfeiler, an die auf der Frontseite Statuen angelehnt sind. Wenn also die Pfeiler, z. B. in einem Tempelhofe, das Dach einer ringsum gehenden Halle stützen, so blicken die Statuen nach außen, d. h. alle nach der Mitte des Hofes. Diese Bildsäulen sind mit den Pfeilern aus demselben Steine gehauen, nur ein Stück, und stellen in der Regel einen Gott, den Erbauer des Tempels, oder einen königlichen Helden der Vorzeit dar. Der Name ist in den Hieroglyphen zu lesen.

Eine ungefähre Vorstellung von der Wirkung, welche ägyptische Säulen hervorbrachten, gibt das Bild „Blick in einen Säulenhof“.



Eine Damengesellschaft. (Aus den Gräbern Thebens.)

Wie die alten Rometu ihre Geschichte und ihr Leben malten.

Die im vorigen Abschnitte behandelten Felsengräber liefern dem Altertumsforscher ein reiches Material zum Studium altägyptischer Sitten und Gebräuche, da an den steinernen Wänden in flachen Reliefbildern das ganze Leben der Bewohner von Ägypten mit seinen kleinsten und unbedeutendsten Einzelheiten dargestellt ist. Hier sehen wir den König in der Schlacht, dort den Arbeiter, welcher die Ziegel formt, hier den Priester im Tempel, dort den Schiffer in seinem Boote, hier die Erstürmung einer Festung, dort die Bereitung des Brotes; — Fischfang, Weinbau, Viehzucht, alle Künste und Gewerbe sind uns hier vorgeführt, nichts fehlt.

Im alten Qemet wurde viel Farbe verbraucht, sehr viel! An Tempeln und Palästen sind innen und außen alle Wände mit jenen bunten Bildern bedeckt; fast alle Säulen sind von oben bis unten bemalt, ebenso die Decken der Säle und Hallen. In den gewöhnlichen Wohnhäusern sind die Wände mit grellen Farben fachwerkartig angestrichen; eine weiße Stubentüre sieht man nirgends; sie ist gelb eingefaßt, der Grund ist rot, und Lotos und Papyrus sind darauf gemalt. Möbel von poliertem Nußbaumholz kennt man hier nicht; bei Vornehmen und Reichen findet man zierlich eingelegte Arbeit von Zedernholz, Ebenholz, Elfenbein, Goldplättchen und dergleichen, bei dem Mobiliar der Königspaläste namentlich sehr reiche Vergoldung; die gewöhnlichen Hausgeräte aber sind rot, gelb, blau, auch grün, weiß und schwarz angestrichen. Eine Bettlade (das ist ein Gerät, wie ein Sofa, welches nur an einer, kurzen Seite mit einer Lehne versehen ist, siehe das Bild: „Hausgeräte") hat z. B. hell-

blaue Grundfarbe und ist zinnoberrot eingefaßt; ein Schemel ist zwei Finger breit rot und gelb gestreift, eine Tischplatte gelb mit roten, einander rechtwinkelig durchschneidenden schmalen Streifen; in der Mitte jedes auf diese Weise entstehenden Quadrates ist ein schwarzer Punkt.

Der Ägypter liebte alles hell und bunt; er strich an und bemalte alles, was nur eine Farbe annahm; Vornehme trugen Halskragen und Armbänder von edlen Metallen und kostbaren Steinen; — der Geringere trug sie von doppelt auf einander geleimtem Kattune, der dann bunt bemalt wurde.

Die Liebhaberei der alten Ägypter an der Malerei war so groß, daß sie alle nur denkbaren Verhältnisse ihres häuslichen und öffentlichen Lebens bildlich darstellten, und so ist es uns möglich geworden, noch nach Jahrtausenden die genaueste Kenntnis zu haben von dem Tun und Treiben der ehemaligen Bewohner des Niltales. Nicht daß uns alte Schriftsteller mit solcher Ausführlichkeit berichtet hätten, sondern wir sehen in den Wandgemälden alles deutlich abgebildet vor uns und bekommen so eine weit lebendigere und richtigere Anschauung, als sie uns irgend ein Geschichtschreiber hätte geben können.

Das Leben im Hause, von der Mutter, welche den Säugling nährt, bis zur vornehmen Damengesellschaft — Spiele, Lustbarkeiten und musikalische Unterhaltungen — Landbau, Jagd und Vogelfang — alle Arten gewerblicher Beschäftigungen, Bäcker, Schreiner, Bildhauer usw., in voller Tätigkeit — Handwerkszeuge, Hausgeräte, Kleidungsstücke, Gegenstände der Toilette, musikalische Instrumente, Spielsachen, Krieger aller Art, die verschiedenartigsten Waffen, Schlachten zu Land und zur See — Bestattung und Einbalsamierung der Leichen — alles dies haben die Bewohner Ägyptens in zahlreichen Wandgemälden der Nachwelt aufbewahrt.

Allein die ägyptische Malerei will verstanden sein. Wer sie zum ersten Male sieht, kann sich kaum des Lächelns enthalten; sie macht den Eindruck des Verschobenen, Unbehülflichen, und viele Bilder sind dem Uneingeweihten durchaus unverständlich. Doch wer die Grundsätze ägyptischer Malerkunst einmal erfaßt hat, dem fällt nichts mehr auf, und jedes Bild ist ihm klar.

Vor allem merke man: Die Ägypter haben in ihrer Wandmalerei die Darstellungsweise eines Kindes, das nur die allerersten Schritte in der Zeichenkunst getan hat. In der Ausführung brachten sie es zu außerordentlicher Vollkommenheit; sie wußten Farben zu bereiten, die nach Tausenden von Jahren noch frisch und lebhaft sind; sie bedeckten

die größten Flächen mit einem ausnehmend gleichartigen Tone, so daß auch nirgends ein Fleckchen heller oder dunkler ist; aber ihre Weise blieb im großen und ganzen stets dieselbe, wodurch jedoch nicht ausgeschlossen wurde, daß der einzelne Künstler hier und da einen Schritt vorwärts tat und von der alten Darstellungsweise abwich.

Suchen wir nun die Regeln ägyptischer Malerkunst an einigen dazu passenden, meist aus den Felsengräbern Thebens herrührenden Wandgemälden auf.

Die alten Rometen waren heiter und lebenslustig, munter und gesellig. Sie hielten z. B. ihre Abendkonzerte wie wir; da wurde auf der Flöte geblasen, Harfe gespielt oder auch gesungen und der Gesang mit einem Instrumente begleitet, das die größte Ähnlichkeit mit unserer Gitarre hat. Einzelne ließen sich allein hören, oder man führte gemeinschaftlich ein Stück auf, so daß drei, vier Harfen, einige Flöten, etliche Tamburine, eine Gitarre, eine Doppelflöte, eine Lyra, ein Sistrum und ein paar Klappern zusammen wirkten. Auch getanzt wurde häufig, doch nicht wie bei uns. Um sich zu unterhalten, tanzte man nicht selbst, sondern sah tanzen. Rings an den Wänden saß die geladene Gesellschaft, roch an ihren Sträußchen und sah mit Vergnügen zu, wie in der Mitte des Zimmers junge Mädchen, meist Dienerinnen und Sklavinnen, tanzten. Der Tanz selbst hatte keine Ähnlichkeit mit unseren Rundtänzen, z. B. dem Walzer usw., sondern eher mit dem Ballette. In gleicher Weise kam man abends (denn am Tage blieb man der Hitze wegen gern zu Hause) zu geselliger Unterhaltung zusammen.

Das zu Anfang dieses Abschnittes stehende Bild zeigt eine solche „Damengesellschaft“. Acht vornehme Frauen sitzen auf reich verzierten Lehnstühlen neben einander. Ihre Haare laufen in dünne Zöpfchen aus und werden von einem aus Gold und Edelsteinen bestehenden Diadem gehalten. Kostbar sind die breiten Halskragen aus Perlen, Gold und Juwelen, sowie die breiten Spangen, die in reicher Zahl Ober- und Unterarm, meist auch die Knöchel der Füße, zieren. Die Ägypter gingen in der Regel sehr einfach gekleidet, sie verstanden es aber auch (namentlich die Frauen) sich mit der größten Pracht zu schmücken. — Als Kleider tragen sie lange, faltige Gewänder von Baumwolle, die aber so außerordentlich fein sind, daß ein solches Gewand mit Leichtigkeit durch einen Fingerring gezogen werden kann; wie viel leichter denn durch die großen Ohrringe! Dabei ist der Stoff so durchsichtig, daß er (wie das Bild auch zeigt) die einzelnen Körperteile erkennen läßt. Unter diesem durchsichtigen, florartigen Gewande trugen die Damen in der

Regel noch ein kurzes, undurchsichtiges. — Eine nicht minder reich geschmückte Dienerin, an welcher namentlich ein kostbarer Gürtel zu bewundern ist, reicht den Gästen Fächer und Erfrischungen. Hinter ihr sehen wir einen runden einbeinigen Tisch, unter dem vier Blumenvasen stehen; — fast jede Dame hat ihr Sträußchen in der Hand. Auf dem Tischchen finden sich neben einander Körbchen, Fächer, Schmucksachen, Blumensträuße und andere Dinge. Die Damen im alten Ägypten verstanden sich auf den Luxus und den Putz wie die heutigen Pariserinnen.

Hieran schließen wir die beiden ersten Regeln der ägyptischen Malerkunst.

1. Es wird nicht auf einen weißen Grund gemalt, weil die weißen Gewänder und dergleichen sonst nicht abstechen würden. Ehe eine Fläche bemalt wird, bekommt sie einen hellbläulichen, gelblichen oder gräulichen Grundton.

2. Es werden nur sieben Hauptfarben verwendet:

Schwarz (Kopfhaar und Bart — die Schnur, mit welcher der künstliche Bart hinter den Ohren gehalten wird usw.).

Weiß (viele Gewänder — die Nägel an den Fingern und Zehen — die Hornhaut im Auge usw.).

Blau (Eisen — Wasser — Berge usw.).

Gelb (Sand- und Kalkstein — rohes Holz — der Löwe usw.).

Grün (das Krokodil usw.).

Zinnoberrot (die Sonnenscheibe usw.).

Rotbraun (Pferde, Hasen, Antilopen usw. — Baumstämme — die Iris und die Tränensäckchen in den Augen — Granit usw.).

Von selbst versteht es sich, daß Dinge, welche in Wirklichkeit eine der sieben angegebenen Farben haben, auch mit dieser gemalt werden, Blätter also grün, die Pupille schwarz, das Gold gelb usw.

Blau, Gelb, Grün und Rotbraun kommen hell und dunkel, greller und matter vor. Das Grün des Krokodils ist ein ganz anderes als das einer Palme; es gibt hell- und dunkelgrüne Gewänder u. s. f.

Anderes Braun, Grau, Violett und andere Mischfarben waren den Ägyptern nicht unbekannt, wurden aber in den Wandgemälden nur selten angewendet. Warum das so war, wird später noch klar werden.

Die Männer liebten besonders das Brettspiel. Sie nahmen weniger Teil an Tanz, Musik und Gespräch, setzten oder knieten sich zu zwei und zwei in eine Ecke und spielten da im Brett, wie sich auch heutzutage kartenlustige Leute von der übrigen Gesellschaft zurückziehen an ihren Spieltisch.

Die Steine waren schwarz und weiß oder auch schwarz und rot, hatten ungefähr die Gestalt eines Kegels und waren gewöhnlich aus Holz geschnitzt, bei reichen Leuten aus Elfenbein. Waren die Spieltischchen niedrig, so setzte oder hockte man sich neben sie an den Boden, wie es vorstehendes Bild zeigt; man kniete mit dem einen Beine, setzte sich auf die Ferse und zog das andere Knie gegen die Brust an sich. Vor hohen Tischen saß man auf Stühlen nach unserer Weise. — Das Brettspiel war namentlich auch eine Lieblingsunterhaltung der ägyptischen Könige.

Hier haben wir nun zwei weitere Regeln der Malerkunst beizufügen.

3. Die Fleischfarbe (Hautfarbe) für die ägyptischen Männer ist rotbraun, für die Frauen ein mattes, gedämpftes Gelb (also nicht das grelle Gelb, mit dem z. B. ein Löwe gemalt wird).

Wie kam man aber auf diesen sonderbaren Einfall? Sahen denn an den Ufern des Nils die Männer rotbraun und die Weiber gelb aus? Nicht ganz! Aber da in den ältesten Zeiten Männer und Frauen nicht an der Kleidung zu unterscheiden waren (beide trugen dieselben Gewänder, und es finden sich in den Wandgemälden zahllose menschliche Figuren, von welchen man — da alles Unterscheidende verdeckt ist — durchaus nicht zu sagen vermöchte, ob sie männlich oder weiblich sind, wenn man sie nicht an der Farbe unterscheiden könnte), auch nicht an der Tracht der Haare (diese war ein und dieselbe; in der Regel sind die Haare durch das blaue oder blau und gelbe Kopftuch ganz verdeckt), auch nicht am Bart (denn die Männer trugen keinen natürlichen und nur ausnahmsweise einen künstlichen), und da auch die Maler vor 4000 Jahren noch wenig verstanden, in der Gesichtsbildung (Physiognomie) das Geschlecht auszudrücken, so blieb nichts übrig, als einen recht sichtbarlichen, handgreiflichen Unterschied in der Farbe zu machen. Dieser Unterschied mußte ein sehr großer sein, denn der Beschauer eines 20 m hohen Tempels oder eines 30 m hohen Pylons mußte doch auch bei den obersten Figuren noch sehen, ob sie Mann oder Frau darstellten. Welche Farben sollte man unter den sieben oben bezeichneten, damals bekannten wählen? Schwarz, Weiß, Blau, Grün, Zinnoberrot waren unbrauchbar; es blieb also gar nichts anderes übrig, als den sonnverbrannten Mann mit der ihm zunächststehenden Farbe rotbraun, die blässere Frau gelblich zu malen — wenigstens wußte man sich nicht besser zu helfen.


Brettspiel.

Als sich in späterer Zeit die Zahl der Farben vergrößerte, hätte man allerdings praktischere Fleischfarben anwenden können; allein dadurch wären frühere Bilder unverständlich geworden. Über das ganze Land war an Tempeln und Palästen in einer so ungeheuren Masse von bildlichen Darstellungen die Geschichte und Entwicklung von Land und Volk angemalt, daß man, um keinen Wirrwarr zu machen, bei der einmal hergebrachten Weise lieber stehen blieb.

Fremden Völkern gab man eine entsprechende Fleischfarbe; wir sehen Neger schwarz, Perser ähnlich unserer Hautfarbe, andere etwas gelblicher oder hellrotbraun. Für die Rometu aber blieb man für alle Zeiten bei dem von den ältesten Gemälden gegebenen Vorbilde, das



Kopf eines Negers. Kopf eines Libyers.
Aus dem Grabe Setois I. Nach Perrot-Chipiez.

freilich annähernd der Wirklichkeit entsprochen haben muß. Die Damen auf Seite 143 sind also mattgelb, die Brettspieler Seite 147 rotbraun zu malen.

In dem Grabe des Königs Setoi I. findet sich eine höchst interessante Darstellung, zeigend, wie dem Könige vier Völkerschaften vorgeführt werden. Zuerst kommen vier Rometu, welche man auch ohne die Unterschrift an der rotbraunen Hautfarbe, an Tracht und Gesichtsbildung sogleich als Ägypter erkannt hätte. Dann folgen vier Amu; das sind Semiten, welche Vorderasien und die nordöstlichen Provinzen Ägyptens bewohnten — Juden, Phoiniker, Syrer, Mesopotamier. Sie sind in bunte Zeuge gekleidet, haben einen Federschmuck auf dem Haupte und eine herabhängende Haarlocke. — Auf die Amu folgen vier Nahasu, Neger, die südlichen Nachbarn der Rometu. Die Gesichtsbildung ist so charakteristisch, daß sie allein auch ohne die schwarze Farbe genügen



Tamahu. Aus dem Grabe des Königs Setoi I.



würde, den Neger erkennen zu lassen. — Den Schluß machen die Tamahu mit rötlich blondem Haupthaar und Barte, rosenroten Federn auf dem Kopfe und einem Mantel, welcher auf der linken Schulter mit einer Schleife gehalten ist. Arme und Beine sind tätowiert, die Iris in den Augen ist hellblau, die Hautfarbe die der Europäer. Sie werden auch Lubu genannt, welches Wort ohne Zweifel die Wurzel des Namens Libyer ist. Zwei der Mäntel bestehen aus gemustertem Zeuge, zwei aus geflecktem Pelze. Das Bild „Tamahu" gibt ein getreues Abbild dieser hellfarbigen Nordländer. Hier sehen wir also eine ganz andere Hautfarbe und Farben, welche überhaupt nicht zu jenen sieben ursprünglichen gehörten.

Diese höchst lehrreiche Darstellung, welche von den Gelehrten aller Nationen kopiert und studiert worden ist, zeigt, was die ägyptischen Maler vor 3100 Jahren leisteten, selbst wenn sie dem alten Stil getreu blieben.

Das Bild „Ramsēse II. vor der Göttin Sechmet" gibt eine Anschauung von der mattgelben Farbe, durch welche bei den großen Wandgemälden Frauen kenntlich gemacht wurden.

4. Die Perspektive fehlt entweder ganz oder ist in sehr kindlicher Weise behandelt. Vierbeinige Tische Stühle, Sessel, Bettladen haben in der bildlichen Darstellung alle nur zwei Beine — gerade wie die Kinder zeichnen. Von einem Hause, einem Tempel, einer Pyramide, einem Obelisken sieht man immer nur eine Seite. Das niedere Tischchen, auf welchem in vorstehendem Bilde die beiden Männer Brett spielen, hat in der Wirklichkeit nicht zwei, sondern vier Beine, aber nur zwei werden gezeichnet.

Der Thron (auf dem Bilde „Hausgeräte") mit dem gepolsterten Sitze und der gepolsterten Rücklehne hat nicht zwei, sondern vier Beine. Vor ihm steht ein Polsterstuhl; er hat die Gestalt einer bunt bemalten Kiste mit vier metallenen Beinen, gezeichnet wurden aber nur zwei. Dann kommt ein runder einbeiniger Tisch und schließlich rechts ein Bett, d. h. eine breite, gepolsterte Bank mit Lehne an einer kurzen Seite. Es weiß jedermann, daß ein Bett vier Beine hat, darum sind in der Abbildung die zwei vollkommen genügend; der Beschauer kann keine falsche Vorstellung haben. Die Betten waren so hoch, daß man mit einem Tritte hinauf stieg. Das „Kopfkissen" war ein halbmondförmiges Holzgestell, so hoch wie eine Schulter breit ist; man hob es an das obere Ende des Bettes und legte den Kopf hinein. Hatte man am Morgen ausgeschlafen, so stieg man herunter, schob den Tritt unter das Bett, stellte das „Kissen"

wieder hübsch in die Mitte, und — das Schlafzimmer war aufgeräumt. Decken u. dgl. hatte man in dem warmen Klima nicht nötig, und bei dem ersten Ausgange wurde gebadet, man brauchte also auch kein Waschbecken. — Auf die Wiedergabe der Dekoration und alles dessen, was der Beschauer nicht von selbst wußte, wurde alle Sorgfalt verwendet; perspektivische Darstellung der Fluchtseiten hätte die Bilder, welche für die Betrachtung aus weiter Ferne bestimmt waren, nur undeutlich gemacht. Man darf nicht außer acht lassen: Bei der ägyptischen Wandmalerei handelte es sich nicht um schöne, geschmackvolle Kunstwerke, sondern um die klare Darstellung bestimmter Zustände und Handlungen zur Illustration und Ergänzung eines kurzen Textes, oder auch zum vollständigen Ersatz desselben. Der Inhalt war das einzig wesentliche.

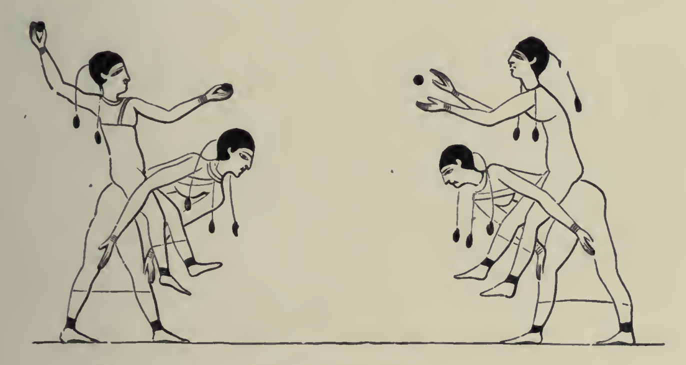


Ballspielerinnen.

Von den sonstigen Spielen der Ägypter sind noch folgende zu erwähnen: Das Würfelspiel. Die Würfel waren teils von Knochen, teils von Elfenbein, vollkommen so wie die unsrigen; sogar die Anordnung der Augen ist ganz dieselbe. — „Gerade oder Ungerade" war ein sehr beliebtes Spiel. — Auch das bei unseren Kindern häufig vorkommende Spiel, daß sich zwei auf den Boden einander gegenüber setzen, ein drittes sich in kriechender Stellung so zwischen sie legt, daß es mit dem Gesicht gegen den Boden sieht, und nun raten muß, wie viel Finger ihm über den Rücken gehalten werden, war sehr im Schwunge. Bei uns singen die zwei hockenden Kinder ein Liedchen, trommeln dabei dem dritten auf den Rücken und fragen schließlich: „Wie viel Finger stehen?" Wie die kleinen Ägypter gesungen oder gefragt haben, wissen wir noch nicht, nur abgebildet haben wir das Spiel wiedergefunden.

Am Schlusse dieses Kapitels finden sich zwei Moraspieler abgebildet.

Bekanntlich besteht das Moraspiel in folgendem: Die beiden Spieler setzen sich einander gegenüber und halten eine geschlossene Hand auf den Rücken. Von dieser öffnen sie eine beliebige Zahl von Fingern, fahren zu gleicher Zeit mit der so halb geöffneten Faust hervor und rufen in demselben Augenblicke die vermutliche Zahl sämtlicher ausgestreckten Finger, d. h. es sagt jeder einige mehr, als er selbst geöffnet hat. — Von Ägypten kam die Mora nach Italien; auch die alten Römer liebten dieses Glücksspiel über die Maßen, und heute noch spielen es die Italiener leidenschaftlich gern, nur endigt es bei ihnen sehr oft mit Messerstichen, denn nach zehn Minuten oder einer Viertelstunde beschuldigt einer der Spielenden seinen Kameraden des Betrugs, er habe noch nachträglich Finger ausgestreckt oder eingeschlagen — von Vorwürfen kommt es zum



Reitballspielerinnen.

Zank, vom Zanke zu Drohungen, und das Ende sind Messerstiche. Die Polizei hat deshalb die Mora verboten, gespielt wird sie aber doch.

Im Freien belustigte man sich hauptsächlich mit Reifspielen und mit Ballwerfen. Namentlich in letzterem Stücke hatten es die ägyptischen Mädchen sehr weit gebracht. Sie warfen zwei, drei Bälle zugleich, auch mit verschränkten Armen, und machten alle die Kunststücke, welche wir gewohnt sind von Seiltänzern und dergleichen Künstlern mit Äpfeln oder Messingkugeln ausgeführt zu sehen. Das vorstehende Bild wird dieses noch besser erläutern. Daselbst ist auch das enge, lange Gewand zu sehen, welches Frauen und Mädchen trugen.

Das obige Bild zeigt noch ein anderes Ballspiel, Reitball. Zwei Mädchen stehen in gebückter Stellung einander gegenüber; zwei andere reiten auf jenen und werfen die Bälle einander zu. Diejenige, welche den ihr zugeworfenen Ball nicht fängt, muß absteigen, nun selbst die

Trägerin machen und diejenige aufsitzen lassen, welche ihr bisher als Reittier gedient hat.

Für Geld ließen sich öffentlich Künstler sehen, welche schwere gymnastische Stücke ausführten, und namentlich Taschenspieler.

Auf den beiden soeben besprochenen Abbildungen fällt uns sogleich die sonderbare Gestalt der menschlichen Figuren auf. Diese bedarf einer besonderen Erläuterung, und das gibt die fünfte Regel.

5. Menschliche Figuren sind so zu verstehen. Der Kopf ist jedesmal von neben (also im Profil) gezeichnet, das Auge aber von vorn. Genau so würde jedes Kind zeichnen; es vermag nicht, das Gesicht von vorn



Flötenspielerinnen. Aus einem Grabe in Theben.

darzustellen, aber auch nicht, das Auge perspektivisch von neben. Die Brust ist von vorn abgebildet, die Füße sind von neben angesehen; die Hände zeigen immer die ganze Fläche; die Finger sind gleich lang. So erklärt sich das Steife und Eckige in den ägyptischen Figuren ganz einfach; es zeigt uns die Kindheitsstufe der Zeichenkunst. Wird ein Mann dargestellt, der sich umdreht, so wird an der Gestalt gar nichts verändert, als daß der Kopf nach der andern Seite sieht; die Füße stehen dann z. B. völlig nach links, der Kopf steht völlig nach rechts.

Werden Menschen in lebhafter, heftiger Bewegung dargestellt, so sind die Abbildungen auf Grund des eben Gesagten oft sehr drollig, wie z. B. bei einem der nachfolgenden Bilder „Gefangene und gebundene Neger", S. 165. Hier ist bei der am weitesten rechts stehenden Figur der ganze Oberkörper rückwärts gedreht. — Zuweilen erscheint

die Brust übrigens doch ein wenig verkürzt, so daß sie nicht mehr ganz von vorn angesehen ist.

Nun darf man aber nicht denken, die ägyptischen Maler hätten keine anderen Figuren malen können, als die eckigen, verdrehten, welche wir in den Wandgemälden sehen. Nein, sie konnten auch Gesichter von vorn malen, nicht nur im Profil. Ein Gegenstück zu unserer Damengesellschaft zeigt uns Flötenspielerinnen, andere Bilder hie und da eine einzelne Figur, deren Kopf von vorn gesehen ist.

Aber warum kamen solche Fortschritte in der Malerei denn nicht allgemein zur Anwendung?

Weil, wie oben bereits angegeben, die Wandmalerei eigentlich nichts anderes war als eine Schrift, deren Buchstaben man nicht nach Belieben verändern durfte ohne Gefährdung der Deutlichkeit und Verständlichkeit, und weil der Ägypter überhaupt ein Freund des Bleibenden war. Ägypten war ein Reich in der höchsten Blüte, liebte Künste und Wissenschaften, hatte den Höhepunkt seines Glanzes schon erreicht zu einer Zeit, die hinter der babylonischen Hammurabi nicht weit zurückbleibt, wo Griechenland und Italien noch nicht einmal in der Sage existierten. Daher der wohlberechtigte Stolz der Rometu, ihre Unzugänglichkeit und ihr zum Teile hartnäckiges Abschließen gegen fremde Bildungselemente, ihr Halten an dem Bestehenden, an dem Hergebrachten.

Als weitere Regel zur Förderung des Verständnisses der ägyptischen Malerei knüpfen wir hier noch an:

6. Alle Figuren haben scharf gezeichnete Umrisse, die nicht übermalt werden. Diese Kontur ist immer schwarz, mit Ausnahme, wenn sie eine weiße Fläche von einer weißen, eine gelbe von einer gelben, oder eine weiße von einer gelben trennt; dann ist sie rot oder rotbraun. Die Umrißlinie einer männlichen Figur ist also schwarz, die einer weiblichen rot. Der Grundton der bemalten Fläche gilt dabei immer als weiß. Die Nägel an den Figuren haben also bei einer Frau überall eine rote Umrißlinie, bei einem Manne jedoch eine rote nur gegen außen, eine schwarze aber gegen den rotbraunen Finger hin. (Siehe „Ramsese II. vor der Göttin Sechmet.")

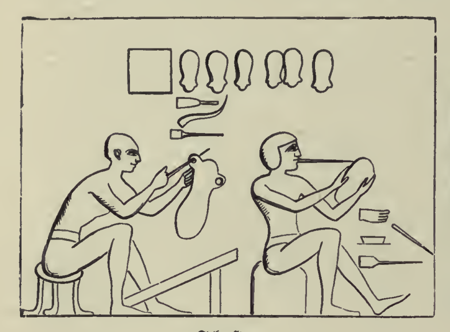
Diese Regel wurde mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt beobachtet. Bei dem weiter unten folgenden Bilde „Palmenweiher" (Seite 165) ist z. B. der Umriß des mattgelben Weges rot, aber die fünf Stellen wo das Gelbe an das Grüne stößt, sind schwarz. Die äußere Grenzlinie

der gelben Umfassungssteine ist rot, die innere schwarz, denn jene ist zwischen gelb und weiß, diese zwischen gelb und blau.

Bei minder sorgfältiger Arbeit wird an kleinen, unbedeutenden Dingen die Kontur weggelassen. Wird der „Palmenweiher" nicht sehr groß gemalt, so läßt man bei den rotbraunen Steinchen, welche auf dem Wege liegen, und bei den einzelnen Blättchen der großen gefiederten Palmblätter die Umrißlinie weg.

Für den, welcher die vorstehenden Bilder ausmalen will, sei noch folgendes bemerkt:

Die Halskragen der Ballspielerinnen sind blau, gelb, rot, Arm- und Beinringe schwarz eingefaßt und blau und grün quergestreift; — die Lederbälle sind gelb oder rot, oder hell- und dunkelblau; — die eng anliegenden, bis unter die Arme reichenden Frauenröcke haben Kattun-



Schuster.



Kürschnerwerkstätte. (Vergl. S. 160.)

muster, z. B. Grund dunkelblau, rot quadriert, in der Mitte jedes Quadrates ein runder schwarzer Fleck, um diesen kleine weiße Punkte; die Rockträger sind gelb und rot eingefaßt — Kopfbedeckung mit den Quasten schwarz.

Auch das geschäftliche Leben der alten Rometu führen uns ihre Wandgemälde auf das Lebendigste vor.

Der Bäcker knetet seinen Teig mit den Füßen, ähnlich wie man im Süden, z. B. schon im Württembergischen, die Trauben keltert, indem man sie mit den Füßen tritt. Die Brote waren flach, gewöhnlich von runder, oder länglichrunder Gestalt, oft mit einem erhöhten Rande, wie zuweilen bei unseren flachen Kuchen. Feines Gebäck hatte die Gestalt von Dreiecken, Sternen usw., auch von Blumen, Fischen, Kühen, Schafen usw., wie wir ähnliches bei unseren Zuckerbäckern finden. Die Brote wurden auf langen Brettern oder auch in niedrigen Körben auf dem Kopfe zu den Kunden getragen.



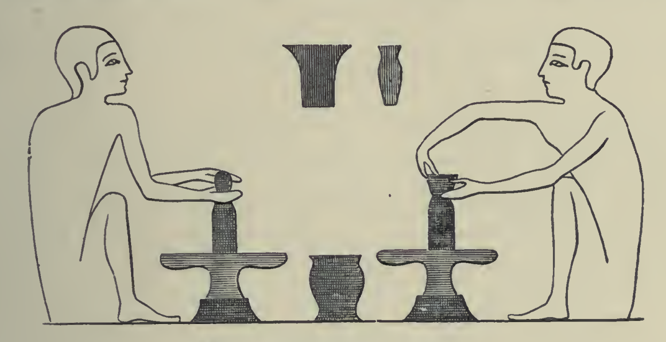
Bäckerwerkstätte des Königs Ramsese III. Relief in dessen Felsengrabe im Tale Biban el Moluk.

Hausgeräte. Aus Gräbern von Privatpersonen.



Bei einem Bilde: „Bäckerwerkstätte“ sehen wir links einen Arbeiter, welcher ein Gebäck zurecht macht, ähnlich einem flachen Schneckenhause oder einer Spirale; daneben ist ein anderer an einer eisernen Backpfanne beschäftigt, unter welcher ein Feuer brennt. Zwei Bursche weiter rechts springen in dem Backtroge umher; weil der Teig aber unter ihren Füßen weicht, sie also nicht fest stehen, halten sie sich an einer Stange, damit sie nicht umfallen. Endlich sehen wir rechts den jungen Mann, welcher die flachen runden Kuchen zu den Kunden trägt.

Der Schuster, d. h. der Verfertiger der ledernen Sandalen, saß auf einem niedrigen dreibeinigen Stuhle und arbeitete mit Ahle, Nadel und Hammer, gerade wie man es heutigestags bei unseren Schuhmachern sieht. Es ist sogar auf den Wandgemälden zu sehen, wie der Arbeiter



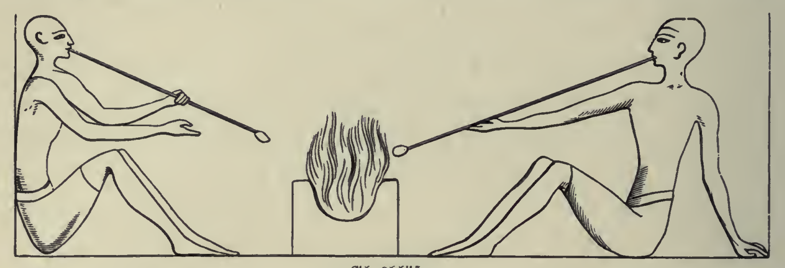
Töpfer, an der Scheibe arbeitend.

das Gesicht verzieht, weil die Nadel, mit welcher er den ledernen Riemen annäht, nicht durchgehen will. Auf vorstehendem Bilde sehen wir links einen Arbeiter, welcher soeben beschäftigt ist, Löcher in die zugeschnittenen Sandalen zu bohren; rechts sitzt ein anderer, welcher die Form der zugeschnittenen Sohle prüfend betrachtet. Die Ahle hat er nicht auf den Boden gelegt, um sich nachher nicht bücken zu müssen; er hält sie einstweilen mit den Zähnen.

Wir sehen ferner, wie (mit der Spindel) gesponnen, gewoben, gewalkt und gefärbt wird, wie aus Flachs und dünnen Lederstreifen Seile und Stricke gemacht werden und dergleichen. Über das Färben erzählt uns Plinius, die Ägypter hätten eine merkwürdige Weise gehabt, die Zeuge bunt zu machen. Sie hätten nämlich die bunten Muster nicht mit Farbe auf den Stoff gemalt, sondern das Muster nur mit verschiedenen farblosen Flüssigkeiten aufgezeichnet, dann sei das ganze Stück Zeug in einem Kessel mit Farbestoff gekocht worden und — bunt gemustert

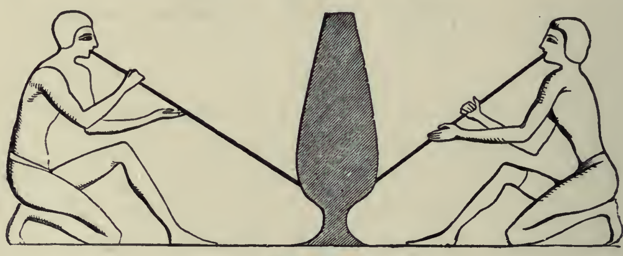
heraus gekommen. Der eine in dem Kessel enthaltene Farbestoff habe auf dem Zeuge verschiedene Farben dargestellt, je nachdem dieses vorher so oder so getränkt worden. — Das wäre also eine chemische Färberei gewesen.

Die alten Ägypter waren in vielen Dingen erstaunlich weit vorgerückt, und mancher würde nicht glauben, was von ihrer Kunst und Ge-



Glasbläser.

schicklichkeit gesagt wird, wenn die tausendjährigen Wandgemälde nicht als unumstößlicher Beweis vor unseren Augen ständen. Wir wissen, daß die Töpfer, Porzellanarbeiter und Glasarbeiter außerordentlich geschickt waren; man arbeitete mit der Drehscheibe, glasierte und bemalte die Gefäße und brannte sie in einem Ofen, wie wir es tun. Man machte



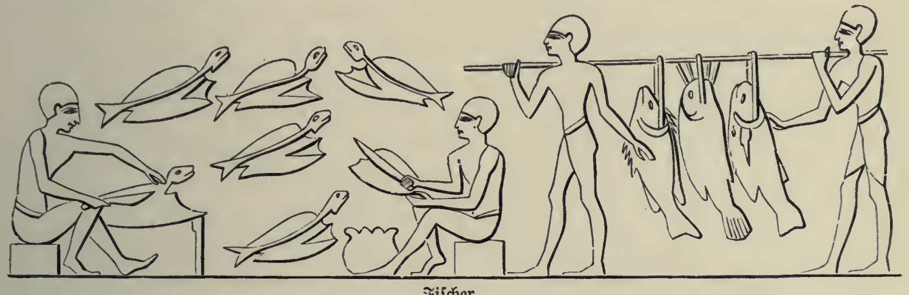
Glasbläser.

sehr große Porzellanvasen, die in bunten Farben mit Blumen, Tieren und menschlichen Figuren geziert waren.

Sehr interessant ist, auf umstehendem Bilde zu sehen, wie der Arbeiter seinem Topfe die gehörige Gestalt gibt. Der rechts sitzende z. B. drückt mit der linken Hand leicht an den weichen, sich drehenden Ton und bringt dadurch die Einschnürung, den Hals des Gefäßes, hervor; mit der rechten Hand schweift er den Topf am Rande nach außen, indem er den Daumen innen, die anderen vier Finger außen schief anlegt. Die Arbeit ist ganz genau dieselbe, wie wir sie heute noch bei den Töpfern sehen.

Von Glase verfertigte man nicht nur Gefäße, sondern auch falsche Edelsteine; man hatte sogar Statuetten, welche von gefärbtem Glase gemacht waren, dem Nichtkenner aber aus kostbarem Steine verfertigt zu sein schienen. — Für die Glasbereitung von hohem Werte war das Natron, welches in reichlicher Masse aus den (Seite 39 beschriebenen) Natronseen gewonnen ward. Die größten Glasmanufakturen waren in Theben, später auch in Alexandreia. Noch heute zeigen uns die Wandgemälde den ganzen Hergang des Geschäftes. Da sehen wir, wie ein Arbeiter das lange Blasrohr in die geschmolzene Masse taucht, wie es ein anderer an den Mund setzt und unten das Gefäß anbläst — wie bei uns. Und das war doch lange, lange vor dem Anfange unserer Zeitrechnung!

Das Glas, anfangs nur zu Schmuckgegenständen verwendet, war teils farblos, teils gefärbt, weiß, gelb, rot, braun, schwarz, oft grün, am



Fischer.

häufigsten blau; auch wurde es geschliffen und vergoldet; Glasperlen finden sich rund und länglich in allen Größen und Farben.

Es wäre ermüdend, alle Gewerbe in dieser Weise durchzugehen; darum sei nur noch erwähnt, daß uns die Wandgemälde gar manches zeigen, woran wir ohne sie wahrscheinlich überhaupt gar nicht gedacht hätten. Wir sehen z. B., daß die Schreiner kostbareres Holz in dünnen Tafeln auf geringeres Holz aufleimten, also ihre Möbel ganz in unserer Weise furnierten. Wir sehen bei dem Goldschmiede Blasebälge, welche getreten werden und durch eine lange Röhrenleitung den Wind dem Schmelzofen zuführen usw.

Aus allen diesen Umständen entnehmen wir die hohe Stufe der ägyptischen Kultur in grauester Vorzeit.

Nun zu einem neuen Bilde!

Die Fische, deren der Nil eine überreiche Menge, und zwar in mehr als zwanzig verschiedenen Arten lieferte, fing man teils vom Ufer, teils

von Kähnen aus. Man gebrauchte hierzu große, aus Bindfaden geflochtene Zugnetze oder auch Angeln. An letzteren ließ man oft die Rute weg, hielt das eine Ende der Schnur in der Hand und warf das andere, an welchem Haken und Köder befestigt waren, in das Wasser. Sehr große Fische pflegte man mit zweizinkigen oder gabelförmigen Speeren zu erlegen. Die geschickte Handhabung dieser Waffe galt sogar als eine ritterliche Kunstfertigkeit des vornehmen Mannes, der im alten Ägypten (wie heute in England) das Fischen und Angeln als angenehmen Zeitvertreib würdigte. Bei dem großen Verzehren von Fischen, die eine Hauptnahrung des Volkes bildeten, ward natürlich der Fischfang von vielen gemeinen Leuten als Broterwerb getrieben, und wer die Kosten für die Anschaffung von Netzwerk nicht erschwingen konnte, mußte sich mit der Angelrute behelfen. Die gefangenen Fische wurden sogleich mittels eines langen Messers aufgeschnitten und ausgeweidet; sodann trocknete man sie entweder an der Sonne, oder sie wurden eingesalzen. Eine beträchtliche Anzahl von Fischen wurde zu religiösen Zwecken, zunächst zur Fütterung der heiligen Tiere, Katzen, Krokodile, Ibisse usw. verbraucht; an einem gewissen Tage des Jahres war auch jeder nach einem religiösen Brauche gehalten, vor der Tür seines Hauses einen gebackenen Fisch zu verzehren.

Auf vorstehender Abbildung werden gefangene Fische, welchen Stricke durch die Kiemen gezogen sind, an einer Stange hängend herbeigebracht. Zwei Männer sitzen bereits da und sind beschäftigt, die Fische aufzuschneiden und auszunehmen. Wer die ägyptische Malerei nicht versteht, sollte meinen, zwischen den beiden sitzenden Männern flögen fünf sonderbare Geschöpfe in der Luft umher; das sind aber schon aufgeschnittene Fische, die am Boden liegen.

Das führt uns zur folgenden Regel für die ägyptische Malerkunst.

7. Von einander entfernte Dinge, solche, welche hinter einander sich befinden, werden, wenn sie wichtig genug sind, über einander gezeichnet.

Stellte bei uns ein Maler z. B. die Werkstätte eines Küfers dar, so würde er einen Lehrling, welcher für ihn unsichtbar hinter einem Fasse säße und Reifen schnitzte, auch nicht auf sein Bild bringen. In Ägypten ist das anders; der Beschauer muß wissen, daß da hinten noch jemand sitzt, und was der tut. Die über einander gemalten Fische auf unserem Bilde liegen also hinter einander am Boden.

Noch deutlicher sehen wir diese Art der Darstellung auf dem folgenden Bilde. Es ist abgezeichnet aus einem Grabe bei den Trümmern des

alten Theben und zeigt elf Personen, die beschäftigt sind, Mumiensärge anzufertigen.

Zwar ist hier und da schon eine Einzelheit zerstört — dem einen Arbeiter fehlt der Kopf, Gerätschaften oder Materialien, welche zwischen den zwei Vasen liegen, sind gar nicht mehr zu erkennen — das Bild ist ganz flach erhaben in die Sandsteinwand des Felsengrabes gemeißelt und von sorglosen Reisenden oder gleichgültigen Arabern zerstoßen worden — allein es ist doch immer noch sehr lehrreich, zeigt uns die verschiedenen Arbeiten bei der Sargtischlerei und gibt ein treffliches Beispiel zum Verständnis der Perspektive in der ägyptischen Malerei. — Die Sargmacher hatten ein sehr einträgliches und wichtiges Geschäft, da man



Werkstätte eines Sargfabrikanten.

in Ägypten mit den Särgen einen großen Luxus trieb. In der Werkstätte eines vielbeschäftigten Meisters sah man die verschiedensten Hantierungen; da wurde gesägt, geschnitzt, geleimt, angestrichen, gemalt usw. Auf nachfolgendem Bilde sehen wir im Vordergrunde rechts einen Sarg, an dem drei Männer beschäftigt sind: der eine poliert am Kopfe, der andere bohrt oder schneidet Figuren in das Fußbrett, der dritte scheint Verzierungen auf der Brust anzubringen.

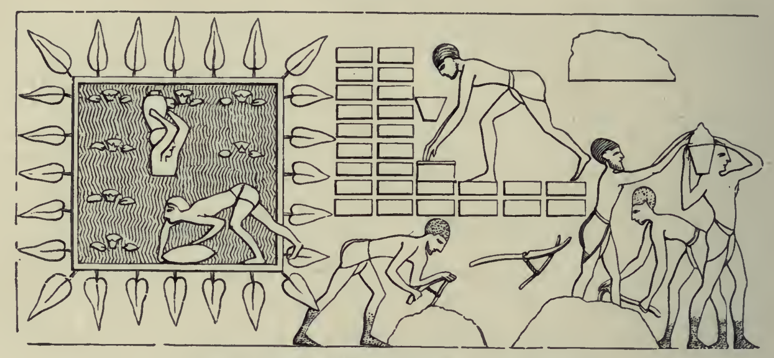
Links neben diesem ist ein anderer Sarg, mit dem zwei Arbeiter in ähnlicher Weise zu tun haben, während ein dritter schon fertige Leisten zum Anheften herbei bringt. Hinter dieser Gruppe stehen auf verzierten Untersätzen zwei Vasen, wie man deren vier in jeden großen Sarg tat, um die Eingeweide des Verstorbenen darin zu verschließen. Wieder hinter diesen Vasen steht ein Mann, welcher ein Brett durchsägt; ein anderer hockt auf einem niedrigen Stühlchen am Boden und bearbeitet

einzelne Bestandteile der hölzernen Särge, wie auch schon einige vollendete neben ihm liegen. Noch weiter nach hinten sitzt einer der Arbeiter auf dem platten Boden, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, den Kopf in die Hand gelegt; er hat sich, wie es scheint, zu sehr angestrengt, ruht nun aus und erholt sich.

Er ist unbekleidet, denn im heißen Ägypten kommt es oft vor, daß diejenigen, welche sehr anstrengende Arbeit haben, sich die Erleichterung verschaffen, die Kleider ganz und gar abzulegen.

Zur Linken dieses sitzenden Mannes steht das Leimpfännchen, liegen verschiedene Leisten usw.

Die Figuren links stehen in fünf verschiedenen Entfernungen von dem Beschauer; der Maler stellt sie in fünf Stufen über einander dar.



Ziegel streichende Kriegsgefangene. Erste Hälfte.

Diese Art der Darstellung ist uns zwar sehr auffallend, dem Ägypter war sie aber leicht verständlich; und derartiges finden wir überall in den ersten Versuchen der Zeichenkunst. Auch unsere altdeutschen Gemälde behandeln die Perspektive in ähnlicher Weise.

Nach dem Gesagten kann die Abbildung der Kürschnerwerkstätte (vergl. S. 154) nicht mehr unverständlich sein. Pelze dienten den Ägyptern zum Schmucke und wurden namentlich von den Oberpriestern bei Ausübung ihres Amtes getragen.

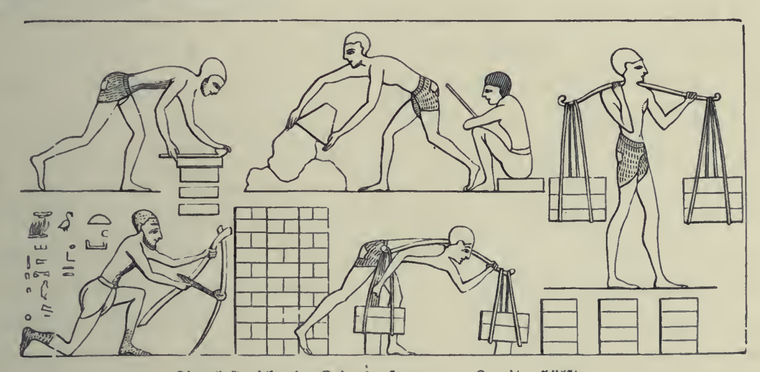
Hingegen werden 8. dicht hinter oder neben einander stehende gleichartige Dinge nicht über einander gestellt. Man zeichnet die vorderste Figur ganz aus und zieht dann links (oder rechts) mit der linken (oder rechten) Seite gleichlaufende Linien, wie das an einer später folgenden Abbildung „Ägyptische Bogenschützen“ zu sehen ist. Hier stehen neun Mann neben einander, und an der Perspektive ist eigentlich wenig aus-

zu setzen; die Figuren verlieren nur alles Leben dadurch, daß sie zu gleichmäßig sind.

Auf diese Weise werden stets militärische Aufzüge und dergleichen dargestellt. Wir finden sie auch auf der Abbildung Seite 69, „Transport eines Kolosses".

9. Das richtige Größenverhältnis der einzelnen Figuren wird gar nicht, oder fast gar nicht beachtet, wenn der Beschauende das ungefähre Verhältnis von selbst weiß.

So sehen wir z. B. ein Haus, dessen Türe halb so groß ist als das ganze Gebäude; dabei steht ein Mann, weit höher als die Türe, fast so hoch als das Haus. Ja, es kommt vor, daß die Menschen höher sind als die Häuser. Das tut aber nichts; das Bild wurde von jedermann vollkommen richtig verstanden.



Ziegel streichende Kriegsgefangene. Zweite Hälfte.

Eine ausgezeichnete, hervorragende Person, also z. B. der König, wird größer gezeichnet als die übrigen Menschen. Auf den Bildern, welche den Sohn des Ria bei einem feierlichen Aufzuge darstellen, ist der König doppelt, ja dreifach so groß wie seine Begleiter. Natürlich ist nun auch der Wagen größer, in welchem er steht, und sind es die Rosse, welche diesen Wagen ziehen. Diese letzteren sind so hoch, daß die königlichen Fächerträger mit ihren langen Fächern bequem unter dem Bauch der Tiere durchgehen können.

Man vergleiche im obigen Bilde „Fischer" die Größe der aufgeschnittenen Fische mit der der unaufgeschnittenen und mit der der Fischer selbst.

Wie über die gewerbliche Tätigkeit, so geben uns auch über öffentliche Arbeiten die Wandgemälde die sicherste und gründlichste Aufklärung.

Die Darstellungen sind ausführlich und in den Einzelheiten genau; für uns besteht nur die einzige Schwierigkeit: sie zu verstehen. Darum sollen hier noch einige Abbildungen besonders erläutert werden.

Vorstehende Zeichnung ist aus dem Grabe eines königlichen Baudirektors (aus Theben) genommen. In diesem Grabe finden wir alle die Arbeiten dargestellt, welche unter der Aufsicht und Leitung des Verstorbenen ausgeführt wurden — Paläste werden gebaut, Obelisken aufgerichtet, Sphinxe behauen usw., unter anderem auch durch Kriegsgefangene Ziegel verfertigt. Links liegt ein viereckiger, mit einem Grasrande eingefaßter Weiher, in welchem Wasserpflanzen stehen. Schattige Bäume umgeben ihn von allen Seiten.

Hier wird Wasser geholt, um die Lehmerde aufzuweichen; ein Arbeiter bückt sich und schöpft mit einem Kruge, ein anderer ist sogar in den Weiher gestiegen und kommt soeben, mit einem gefüllten Kruge auf der Schulter, wieder heraus. Rechts davon wird im Vordergrunde der Lehm geknetet und bearbeitet. Ist er weich genug, so wird er in große Gefäße gebracht und (auf der Schulter) den Arbeitern hingetragen, welche mit der Form die Ziegel daraus machen. Diese werden sodann in Reihen neben einander auf den Boden gelegt und an der Luft getrocknet, wie das im Hintergrunde, rechts von dem Weiher, zu sehen ist. Dabei liegt auch noch ein Haufen zum Ausstechen der Ziegel fertig bereiteten Tones. — Weiter sehen wir im Vordergrunde des Bildes schon vollständig trockene, auf einander gesetzte Steine, dahinter einen Mann, welcher seinen Kübel mit weichem Lehme ausschüttet. Hier sitzt auch ein ägyptischer Aufseher mit dem Stocke in der Hand. Endlich sehen wir noch zwei Arbeiter damit beschäftigt, die getrockneten Steine fort zu tragen.

Wir haben hier vier verschiedene Nationen. Der Gefangene, welcher zunächst am Weiher den Ton mit einer Hacke bearbeitet; der andere, welcher seinem Leidensgefährten hilft, den Kübel auf die Schulter zu heben, und endlich der dritte, welcher ganz im Vordergrunde an den aufgeschichteten Ziegeln kniet, sind wohl unverkennbar Hebräer. Sie sind wohl zu erkennen an ihrer Gesichtsbildung, tragen einen schwarzen Backenbart und sind auf der Brust stark behaart. Alles dieses ist natürlich auf dem großen Originalgemälde viel deutlicher zu erkennen als auf einer kleinen Nachbildung. Die Hautfarbe ist graugelb.

Die Gefangenen, und zwar der Wasser holt, der, welcher an dem Weiher Ziegel zum Trocknen auflegt, und derjenige, welcher den Kübel mit Ton trägt, sind mattgelblich gemalt. Alle diese Sieben haben weiße

Schürzen; die übrigen tragen gelbe Lendentücher und haben eine blaßrotbraune Hautfarbe. Sehr bestimmt unter allen Personen auf dem ganzen Bilde tritt hervor der kräftig rotbraune ägyptische Aufseher mit seinem weißen Lendentuche und rotbraunem Stocke.

Zu weiterem Verständnisse sei auch hier noch das Bild Seite 69: „Transport eines Kolosses", erläutert und zugleich bei jeder Figur die Farbe angegeben, welche sie im Originalgemälde hat.

Der Grundton ist mattgelb. Der weiße Koloß mit seinem blauen Kopftuche und schwarzen Barte ist auf eine rotbraune, schlittenähnliche Schleife gestellt. Auf diese ist er mit (braunen) Seilen an einem (schwarzen) eisernen Ringe befestigt. Die Seile sind mit (braunen) Hölzchen zusammen gedreht und so angespannt. Zur Schonung der Bildsäule sind vorn, hinten und oben am Arme (schwarz und weiße und braun und weiße) Stückchen Pelz untergelegt. Von der Schleife gehen neben einander vier (braune) Seile aus, welche durch vier Doppelreihen von Arbeitern gezogen werden.

Auf den Knien des Kolosses steht der Oberaufseher, welcher den Transport leitet, alles überblickt und mit den Händen den Takt angibt, damit die Mannschaft in gleichem Schritt marschiert. Ein Unteraufseher schlägt mit zwei (braunen) Hölzern auf einander, um den Takt weithin hörbar zu machen. Vorn auf der Schleife steht ein Bursche, welcher aus einem (gelben) Kruge auf den für den Transport besonders hergerichteten Boden Wasser gießt. An jedem der vier Stricke ziehen einundvierzig Männer, deren vorderster das Ende des Taues über die Schulter genommen hat. Die vier Reihen sind neben einander; die sonderbaren Ecken, welche die Seile machen, sind nur Folge der obigen Regel unter 7. Der den Takt schlagende Bursche steht natürlich auch auf ebener Erde. Zur Rechten des Kolosses, also ganz im Vordergrunde, gehen drei Männer, welche je zwei Gefäße mit vorrätigem Wasser tragen. (Stricke und Querhölzer sind braun.) Diesen folgen drei andere mit einem eingekerbten Balken. (Es ist das keine Säge — Farbe hellrotbraun.) Außerdem sieht man noch fünfzehn weitere Personen dem Kolosse folgen; sie tragen zum Teile Stöcke und sind also zur Aufsicht und Nachhülfe da. Ferner sind bei dem Aufzuge noch sechzig Sänger, von welchen jeder in der einen Hand einen Palmenzweig, in der anderen ein Bananenblatt hält.

Das Original dieses Bildes findet sich in einer Grotte zwischen Beni Hassan und Scheich-Abadeh.

Auch das Kriegsleben des Volkes stellen uns die Wandgemälde ausführlich dar. Die Truppen marschieren auf, der König besteigt seinen Wagen, das Heer zieht aus. Man schlägt ein Lager auf; hier ist des Königs Zelt, da stehen die Wagen, dort die Pferde, alles in größter Ordnung und militärischer Pünktlichkeit. Der Feind naht, die Schlacht beginnt, der König ist überall, wo der Kampf am gefährlichsten ist; mitten im Getümmel steht er auf seinem Wagen, schießt seine Pfeile ab und schlägt die Feinde mit dem Keulenbeile zu Boden. Nach der Schlacht werden die Verwundeten weggetragen, die Gefangenen gebunden fortgeführt. Auch Festungen werden gestürmt, Leitern an die Mauern und Türme gelegt, die Angreifenden werden hinab gestürzt, Pfeile fliegen hinüber und herüber usw. Wir sehen auch eine Seeschlacht, und wie dabei die feindlichen Krieger in das Wasser gestürzt werden.



Gruppen gefangener und gebundener Neger.

Nach Beendigung des Krieges werden die Gefangenen in die Bergwerke oder zu den Steinbrüchen abgeführt; die Unterworfenen bringen dem siegreichen Sohne des Ria den bestimmten Tribut und noch vielerlei kostbare Geschenke; ein Schreiber fertigt ein Verzeichnis aller dieser Schätze, und der Sieger hält seinen Triumphzug.

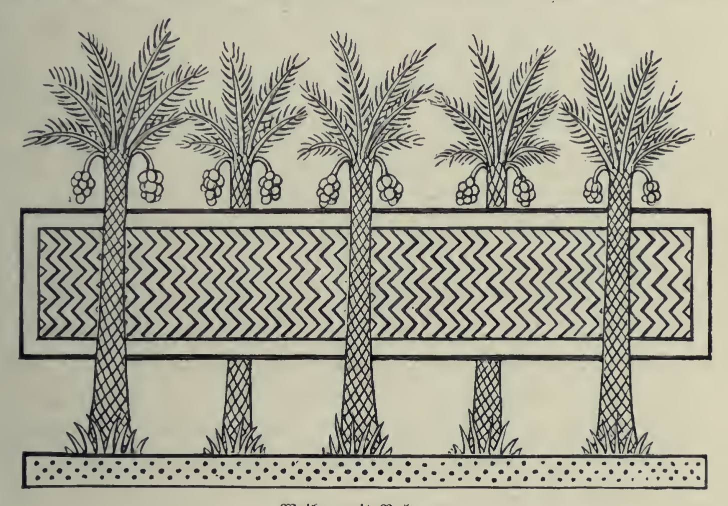
Alles das sehen wir oft und vielfach abgebildet. Vorstehende Gruppe gehört zur Darstellung der Heldentaten des Königs Ramsēse II. und ist aus dem großen Felsentempel bei Abu Simbel abgezeichnet. Sie stellt den Transport gefangener und an einander gebundener Neger dar und ist uns ein sehr bezeichnendes Beispiel zu einer weiteren Regel der ägyptischen Malerei.

10. Schattierung gibt es bei den Wandgemälden nicht. Kommen aber auf einem Bilde Dinge vor, welche dieselbe Farbe haben und sich teilweise decken, so wird (weil der bloße Umriß nicht hinreichend wäre,

dem ferner stehenden Beschauer das Bild klar und deutlich zu machen) der eine Gegenstand dunkel, der andere hell gemalt.

Auf vorstehendem Bilde könnte man unmöglich die einzelnen Figuren von einander unterscheiden — eine feine weiße Zwischenlinie verschwindet ja in der Entfernung — wenn nicht abwechselnd der eine Neger tief schwarz, der andere nur dunkelgrau wäre. Ebenso sind die Pantherfelle teils grell-, teils mattgelb.

Bei der erst später angeführten Reihe Bogenschützen (sieh Abbildung S. 275) sind der erste, dritte, fünfte, siebente und neunte dunkel-, der



Weiher mit Palmen.

zweite, vierte, sechste und achte hellrotbraun. Auf dem Bilde Seite 69: „Transport eines Kolosses", ist von den zwei und zwei gehenden Männern immer der eine hell, der andere dunkel.

Dabei ist nicht bestimmt, ob der nähere oder entferntere Gegenstand hell oder dunkel ist; das ist manchmal so, manchmal anders und hängt ganz von der Willkür des Malers ab; natürlich richtet er sich dabei auch nach den übrigen auf seinem Bilde dargestellten Dingen.

Aber alles das muß man wissen, um die ägyptische Malerei zu verstehen. — Wenn man einen hellen und einen dunklen Mann neben einander abgemalt sieht, darf man nicht glauben, auch hier verschiedene Menschenrassen und Völkerschaften zu sehen, sondern nichts anderes, als die einfache Beobachtung einer Regel der ägyptischen Malkunst.

11. Alles wird nach seiner Hauptansicht gezeichnet — ein Tisch von der Seite, der auf ihm liegende Halskragen von oben; — ein an der

Rückseite eines länglichrunden Teiches stehender Mann sieht aus wie einer, der auf einem blauen Sacke steht. Bei der ägyptischen Malerei kommt es hauptsächlich darauf an, ein ganz bestimmtes, deutliches Bild der darzustellenden Dinge zu geben; darum versucht der Maler, sie alle so darzustellen, wie sie einzeln sind, während wir sie malen, wie sie sich in ihrer Zusammenstellung ausnehmen.

Der Boden — Wiese, Weiher, Weg usw. — wird also von oben angesehen und dargestellt; was sich vom Boden erhebt, das Aufrechte also, von der Seite.

Vollständig deutlich wird dies bei der Betrachtung des Bildes „Weiher mit Palmen" werden.

Der Künstler malt den Weiher, ein längliches, rechtwinkeliges Viereck, fünfmal so lang als breit, eingefaßt mit gelbem Sandsteine. Das Wasser wird hellblau; die regelmäßigen Zackenlinien, welche die Wellen bedeuten, werden dunkelblau. Nun stehen aber diesseits des Weihers drei und jenseit desselben bloß zwei Palmbäume. Also werden vor den Weiher drei und hinter ihn zwei Palmen gemalt. Da sie ungefähr gleich hoch sind, werden sie auch gleich hoch dargestellt. Sie stehen auf gelbem Sandboden; in dem Sandboden liegen viele Steinchen; unten an den Stämmen wächst Gras. Alles ist genau da.

Wir lächeln freilich über diese Malkunst und fragen wohl: „Ist hier ein Stück blaues Zeug von Baum zu Baum gespannt?" Aber der Ägypter, dem diese Darstellungsweise geläufig ist, sieht sogleich einen Weiher zwischen Palmen.

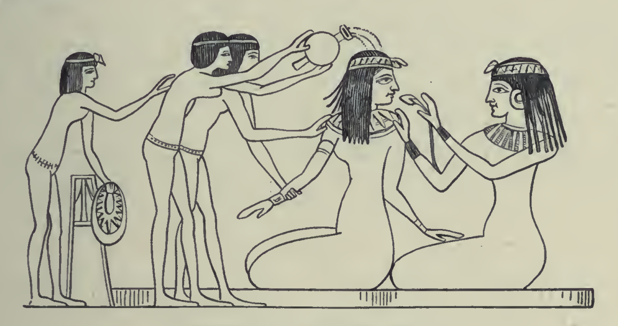
Bei dem Bilde: „Bäckerwerkstätte" sind die flachen, runden Kuchen, welche der Bursche rechts wegträgt, auch von oben, d. h. von ihrer Hauptseite dargestellt.

Knüpfen wir an die vorgeführten Wandmalereien noch einige allgemeine Bemerkungen über die Tracht.

Bei dem warmen Klima genügte ein Minimum von Kleidungsstücken; Kinder gingen oft ganz nackt, und bei anstrengender Arbeit oder im Hause legten auch erwachsene Männer ihre Lendentücher ab (S. 147, 159 usw.), trugen aber zuweilen doch einen Gürtel (S. 154, 161 usw.). Frauen trugen eng anliegende weiße Kleider (S. 150) oder solche von gemustertem Kattun (wie die löwenköpfige Göttin auf dem Bilde: „Ramsēse vor der Göttin Sechmet"). Über diese undurchsichtigen Kleider wurde von Reichen das durchsichtige Gewand (S. 143 und 145) geworfen. —

Aus Reinlichkeitsrücksichten war den Priestern geboten, den Kopf vollständig kahl zu rasieren; die Gebildeten, Herren und Frauen, taten ein Gleiches und schützten den Kopf gegen die Strahlen der Sonne entweder durch ein umgebundenes Kopftuch oder auch durch eine Perücke. Für gewöhnlich aber genügte den Damen der natürliche Schutz des eigenen Haares, den man wohl auch durch ein leichtes Spitzenkäppchen verstärkte.

Den Schluß macht eine Szene aus dem Ankleidezimmer: Die Toilette einer ägyptischen Dame. Eine Dienerin gießt der Herrin Öl auf das noch ungeordnete Haar, eine andere zieht ihr den schönen Kragen zurecht, eine dritte bringt einen anderen Kragen zum Anprobieren herbei, und eine vierte hält der gnädigen Frau eine wohlduftende Blume unter die Nase.



Toilette einer ägyptischen Dame.

Überall dieselbe Malweise, fortlaufend durch Jahrtausende. Und konnten denn die ägyptischen Künstler gar nichts anderes malen? — Doch! Aber bei der Malerei hatte das Festhalten an der alten Manier einen ganz besonderen Grund.

Alle öffentlichen Gebäude waren mit bildlichen Darstellungen bedeckt, und man konnte von einer einmal bekannten, allgemein verstandenen Form nicht abweichen, ohne Verwirrung und Irrtum zu veranlassen.

Wir haben ähnliches in unseren Wappen. Der Frankfurter Adler verdankt seine Form einer Zeit, da man ihn noch nicht besser zeichnen konnte; er hat diese allen verständliche Form aber beibehalten. Meißelte nun heute ein Steinmetz einen wirklichen Adler, d. h. das naturgetreue Bild eines Adlers, über eine Haustür, so würden die Leute stehen bleiben und fragen: „Was soll wohl der Falke bedeuten?“ — „Das ist ja ein Rabe!“ — würden andere sagen. — „Nein, das ist ein Geier! Was der Bauherr nur damit ausdrücken wollte?“ Und käme dieser nun und sagte

lachend: „O ihr Toren! Das ist ja euer Adler!“ — dann würde man allgemein den Kopf schütteln und sagen: „So sieht der Frankfurter Adler nicht aus. Ja, das ist wohl ein Adler, aber man macht ihn nicht so.“ Wie sollte man ein Wappen verstehen, wenn es jeder nach seiner Laune machen wollte?

Das führt uns schließlich noch auf den innigen Zusammenhang der Malerei mit den Hieroglyphen, der Bilderschrift Ägyptens, bei der natürlich keine Figur auch nur im geringsten verändert werden durfte, weil sonst der Leser ihre Bedeutung nicht erkannt haben würde. In dem folgenden Kapitel über die Hieroglyphen sehen wir z. B., daß der Buchstabe R durch den Mund, ⬭, die beiden Lippen, dargestellt wird, und die Zeichnung ist ganz entsprechend den Leistungen eines Volkes, das mit seiner Kunst noch auf der ersten Stufe der Kindheit steht. Hätte nun in späterer Zeit ein Maler einen Mund dargestellt, wie er wirklich aussieht, so hätte alle Welt ratlos vor dem unverstandenen Bilde, vor dem unbekannten Buchstaben gestanden. Und hätte nun der Maler erklärt, daß das Bild ja ganz deutlich den Mund, d. h. die Lippen eines Menschen, darstelle, daß ein Mund genau so aussehe — dann würde man ihm erstaunt geantwortet haben: „So macht man aber keinen Mund.“

Schreitende Beine, aufgehobene Arme, eine reichende Hand, eine Löwenpfote, fließendes Wasser, Ruderarme, ein Berg, eine Hand, ein Garten usw., alles das waren Dinge, welche jedesmal genau gleichmäßig dargestellt werden mußten, wenn man sie erkennen sollte. So hielt auch die Malerei an der einmal hergebrachten, allgemein verständlichen Manier fest.



Mora-Spieler.



Papyrus.

Die Hieroglyphen.

Das Wort „Hieroglyphe" stammt aus dem Griechischen; hieros heißt heilig und glyphein: eingraben; eine Hieroglyphe wäre also eine heilige Eingrabung — auf Stein oder Metall; zunächst ist darunter verstanden die altägyptische Bilderschrift, in welcher unter anderem auch die ältesten heiligen Schriften der Bewohner des Niltales verfaßt waren. Diese Hieroglyphen bestehen aus etwa 500 konventionellen Bildern von lebenden Wesen und Dingen aller Art; sie stellen dar: Menschen und Teile des menschlichen Körpers, Tiere und Teile von Tieren, Pflanzen, Früchte, Bauwerke und deren Teile, Geräte, Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände, Waffen, Himmelserscheinungen usw.

Sie zerfallen in zwei große Hauptabteilungen, lautliche und bildliche Zeichen. Die lautlichen bezeichnen entweder einen einzigen Laut oder eine Silbe. Das ist aber nicht so zu verstehen wie bei uns. Sondern die Ägypter schreiben, ebenso wie es die Phoiniker und Hebräer machten, überhaupt nur Konsonanten; die Vokale muß jeder

selber wissen oder raten. Das ist also etwa so, wie wenn wir schreiben „4. Rgmt.“ und lesen „viertes Regiment“. Das einzelne Zeichen drückt also entweder einen Konsonanten oder zwei durch einen Vokal getrennte Konsonanten aus, oder — wie unsere Ziffern — ein ganzes Wort; letzteres nennen wir dann ein bildliches Zeichen oder Ideogramm. Welche grammatische Form des Wortes gemeint ist, das pflegt wieder durch ein anderes (meist auch bildliches) Zeichen ausgedrückt zu werden, und dieses entspricht dann unserem Punkte hinter der Ziffer 4, den wir im obigen Falle mit „tes“ aussprechen. Wie wir aber in „Rgmt.“ auch den Konsonanten n noch auslassen, weil es kein zweites Wort mit diesen 4 Konsonanten in dieser Reihenfolge gibt, also jede Verwechslung ausgeschlossen ist, so haben auch die Ägypter gelegentlich ein Konsonantenzeichen ganz weg gelassen, und unsere Gelehrten haben dann das Wort natürlich so lange falsch gelesen, bis man zufällig einmal das ganze Wort richtig ausgeschrieben fand.

Wenn wir aber schreiben „viertes“, wo eine ältere Köchin vielleicht „firtes“ schreiben würde, so denken wir nicht daran, daß unsere Vorfahren einmal das e im Worte „vier“ wirklich gesprochen haben, und meinen, ein langes i schreibe man eben „ie“. Das tun wir nun zwar nicht überall, setzen aber oft ein „ie“, wo man nie eines gesprochen hat (z. B. in „viel“), und haben Regeln der Rechtschreibung aufgestellt, nach denen wir bald so, bald so schreiben, je nach dem Worte, bloß nach Übereinkunft. Eine solche Orthographie hat sich auch bei den Ägyptern herausgebildet, ist aber, wie die unsrige, nicht immer die gleiche geblieben. Zieht man nun in Betracht, daß die Vokale fehlen, so ist leicht zu begreifen, daß schon eine ziemliche Übung dazu gehört, ägyptische Texte zu lesen. Im allgemeinen ist es aber doch nicht so schwer, wie es scheint, denn auch im Deutschen „lesen“ wir ja die Buchstaben nicht auf die Dauer „auf“ wie die Birnen unterm Baume, sondern wir erkennen mit einem Blicke das ganze Bild eines langen Wortes, und so haben auch die ägyptischen Wörter ihre bestimmten Bilder, die sich dem Gedächtnisse bald einprägen.

Ehe wir nun aber eine Auswahl von Zeichen, und vor allen Dingen die Zeichen für die einfachen Konsonanten aufführen, müssen wir noch einmal daran erinnern, daß es Konsonanten gibt, die wir nicht eigentlich schreiben, obgleich wir sie sprechen. So schreiben wir z. B. „sch“, sprechen aber keinen der 3 Laute, deren Zeichen wir hinsetzen. Wir wollen einmal den Laut, mit dem wir unser „sch“ aussprechen, mit „š“ bezeichnen. Sodann sprechen wir unser „ch“ ganz anders in „lachen“ als in „Licht“ oder in „Papachen“; wir wollen also das (weiter hinten im Munde ge-

bildete) ch in „lachen“ mit „ḫ“ ausdrücken, um es von dem anderen unterscheiden zu können. Achten wir weiter darauf, wie wir „mein Eid“ von „Meineid“ unterscheiden, so bemerken wir vor „Eid“ bei genauerem Hinhören noch eine Art von Konsonant, mit dem fast alle unsere scheinbar mit Vokal beginnenden Wörter anlauten, wenn sie nicht etwa an ein vorhergehendes so eng anlehnen, daß sie mit ihm eigentlich ein Wort bilden. Dieser eigentümliche Konsonant, den wir durch einen Stoß des Zäpfchens nach unten hervorbringen, kann nun schwächer oder stärker sein. Wir bezeichnen den schwachen mit ꜣ, den starken mit c. Sonst haben wir nur noch zu bemerken, daß die Ägypter auch ein stärkeres h besitzen (= ḥ), ein weiter hinten gebildetes k (= q), noch etwas tiefer, als wir es in „Kopf“ sprechen, und daß für „tsch“ und „dsch“ besondere Zeichen vorhanden sind (also tš und dš).

Es folge also das „Alphabet“, wie es unsere Ägyptologen geordnet haben:

= ꜣ	= r	= g
= j	= h	= t
= c	= ḥ	= tš
= w	= c̣h	= d
= b	= ḫ	= dš
= p	} = s	= w
= f	= š	} = j
= m	= q	= m (eigentl. jm).
= n	= k	= n
		= l (eigentl. rw).

Wir bemerken dazu, daß die 6 letzten Zeichen eigentlich nicht zum Alphabete gehören, aber später sehr oft gebraucht werden. — Damit hätten wir also die Konsonanten. Wenn wir nun ein Wort geschrieben finden: , so begreifen wir wohl, daß hier Schilfblatt, Halbkreis und Raupe zusammen die Konsonanten jtf ausdrücken, die das Wort für „Vater“ bilden, aber welche Vokale haben wir nun einzusetzen? Denn „jtf“ haben die Ägypter doch nicht gesprochen?

Das ist nun eine heikle Sache. Die Vokale kennen wir eigentlich wirklich nicht, obgleich darunter die Sicherheit der Übersetzung kaum irgendwo leidet. Aber bei vielen Wörtern können wir uns doch annähernd eine Vorstellung von den zugehörigen Vokalen machen.

Wir wollen aber zuerst den schlechten Trost anführen, daß es uns in manchen anderen Sprachen des Altertums auch kaum besser ergeht. Denn welche Vokale im Alten Testamente einzusetzen sind, wissen wir auch nur in wenigen Fällen; daß aber die ums Jahr 600 nach Christus eingesetzten Vokale falsch sind, das sehen wir fast überall, wo wir die richtigen Vokale zufällig kennen. Und das darf uns auch nicht wundern, denn um 600 nach Christus war das Althebräische seit vielen Jahrhunderten ausgestorben, und die eingesetzten Vokale stammen aus dem Neuhebräischen. Fast ebenso schlimm sind wir mit dem Mittelpersischen daran und noch weit schlechter mit dem Phoinikischen. Woher nehmen wir nun die Vokale? Glücklicherweise hat es Völker gegeben, deren Schrift schon seit ältester Zeit Vokale ausdrückte; das geschah in der Keilschrift. Und da die Babylonier und Assyrer vielfach mit den Völkern Syriens und auch mit den Ägyptern zu tun hatten, so schrieben sie wenigstens ägyptische und andere fremde Namen in Keilschrift mit Vokalen auf. Die Namen aber und einzelne zufällig erhaltene Wörter lassen uns nun weitere Schlüsse ziehen, denn die Namen sind ja aus Wörtern zusammen gesetzt.

Nun hat aber auch das Ägyptische weiter bestanden, als man schon lange keine ägyptische Schrift mehr verwendete. Man schrieb dann diese letzte Entwicklungsform der Sprache, die natürlich nicht mehr die alte geblieben war, mit griechischen Buchstaben. Dieses jüngste Neuägyptisch nennen wir das Koptische. Haben nun zwei Wörter im Koptischen ganz den gleichen Vokal, so schließen wir, daß sie auch in der alten Sprache gleiche Vokale — aber nicht immer die gleichen wie im Koptischen! — gehabt haben werden. Kennen wir also den Vokal des einen Wortes aus der Keilschrift, dann kennen wir auch die entsprechenden Vokale der ähnlichen anderen Wörter. Mag das auch nicht ohne Irrtum abgehen, im ganzen ist's doch richtig. Und da Griechen und Römer in der Zwischenzeit auch gar manchen Namen überliefert haben, so bekommen wir in diesen Schreibungen ein Mittel zur Kontrolle.

So sind denn ganze Lautgesetze erschlossen worden, und wir sehen z. B., daß ein langes ā später zu ō geworden ist. Das ist aber ebenso in den allermeisten Sprachen geschehen, wie wir ja selber „Argwohn“ sagen, statt „Argwahn“, und so kann man gewisse Gesetze der Entwick-

lung überhaupt von vornherein für das Ägyptische voraussetzen, z. B. daß ein kurzes dumpfes e am Ende abgefallen sein werde. Da nun neben jtf auch eine Form jt bestand, und jt-f eigentlich „sein Vater“ bedeutete, so schließen wir aus dem koptischen eiōt auf eine alte Lesung jātĕ-f.

„Mit den andern macht man's ebenso“, aber wie? Das können wir hier nur in noch wenigen Fällen verraten.

So ist der Name eines bekannten Gottes ☉ geschrieben, das ist Rc mit dem Zeichen der Sonne dahinter. Das vokalisieren die Babylonier um 1400 vor Chr. als Rīa, im Koptischen heißt es Rē, und so lesen auch schon die Griechen der Ptolemäerzeit. Herodotos aber schreibt um 450 vor Chr. den Namen eines Ägypterkönigs noch (H)apries der ägyptisch Wḥb-Rc lautet, also Waḥab-Rīac zu lesen ist.

Der Name des Pyramidenerbauers lautet griechisch später Mencheres, bei Herodotos aber (verschrieben!) Mykerinos, worin das y und das n an falsche Stelle geraten sind: wir müssen „M(e)nkeyrios“ lesen. Im Ägyptischen steht ☉ (abgekürzt für ☉) dann (Silbenzeichen=mn), dann = n, ferner = kaȝ und darunter das Pluralzeichen III; wir sollen also von kaȝ den Plural bilden, und dieser lautet kaȝu. Hier sehen wir also einerseits, daß man hinter einem Silbenzeichen den letzten Konsonanten noch einmal schreiben kann, und das ist sogar die Regel. Zweitens finden wir den Namen des Gottes vorangeschrieben, obgleich er den Königsnamen schließt, und das geschieht aus Ehrfurcht. Ferner finden wir den Königsnamen in eine Art Gehäuse eingeschlossen; das geschieht wohl aus einer praktischen Höflichkeit, denn der Name, auf den viel ankommt, wird durch ein solches Verfahren aus dem übrigen Texte herausgehoben, es hat aber noch einen anderen Anlaß.

Ein sehr häufiger Königsname ist ☉, d. h. „Rc-ms-s-sw“. Darin ist das zweite Zeichen die Silbe ms, und daß dahinter das s wiederholt wird, wissen wir bereits; aber warum lesen wir nicht „Mes-sw-Rīac“? Weil wir durch die Hebräer und Griechen wissen, daß der Name ungefähr „Ramses“ lauten muß! Hier erweist sich die übertriebene Götterfurcht als sehr ärgerlich, denn in der Tat haben unsere Gelehrten bei vielen Königsnamen anfänglich nicht gewußt, ob der Gott vorne oder hinten zu lesen ist, und bei manchen weiß man's noch immer nicht sicher! Aber warum heißt es denn hier nicht „Riamses“? Damit kommen wir zu einer Eigentümlichkeit der ägyptischen Sprache, die auch das Hebräische zeigt, aber — auch unsere Sprache! Alle unsere Wörter,

die mit „ur" beginnen, haben auch den Ton auf dem u, rückt aber der Ton auf die nächste Silbe, dann wird ur verkürzt zu er: urteilen—erteilen; ebenso verhält es sich bei „beisetzen" und „besetzen". In gleicher Weise wird im Ägyptischen der Gottesname Amōn zu Amen, Hār (später Hōr) zu Hăr, wenn der Ton auf die nächste Silbe sich verschoben hat. Das geschieht aber ganz besonders, wenn einem Worte ein zweites folgt, das im Genetive steht und von dem ersten „abhängig" ist; dabei verschmelzen beide Wörter so zu sagen in ein einziges mit einem gemeinsamen Akzente, der auf dem zweiten Worte liegt. Geradeso ist es auch wieder im Hebräischen, und hier nennt man den geschwächten Zustand, in den das erste Wort in solcher Genetivkonstruktion gerät, den Status constructus. Diese Erscheinung einer geschwächten Wortform mag im ersten Augenblicke etwas fremdartig aussehen, wie auch der Ausdruck für ein Genetivverhältnis. Aber wir haben in unserer Sprache noch treffendere Beispiele, als die eben erwähnten; nur dürfen wir nicht ganz vergessen, daß die arischen Sprachen in solchem Falle den Genetiv voranstellen, wie z. B. in „Rindfleisch". Da nun der Genetiv als das Unterscheidende die Hauptsache ist, so hat er auch den Hauptton, und daher ist bei uns das erste, bei den Ägyptern und Hebräern aber das zweite Wort betont. Unser Name „Diet-rich" bedeutet „Volks-Herrscher", und da der Ton auf „Diet" liegt, ist „rĭch" verkürzt worden aus „rīch", das in späterer Zeit zu „reich" geworden ist.

Das entspricht also wieder ganz genau dem ägyptischen Hār, das im „Status constructus" zu Hăr verkürzt, im „Status absolutus" aber zu Hōr weiter verändert wurde.

Wir sind aber noch nicht fertig; denn wie kann ein „Rīac" zu „Rac" verkürzt werden?

Wenn ein Schweizer heute das Wort „Gericht" aussprechen soll, so klingt es uns fast wie „Geriacht", denn der Schweizer (wie alle Alamannen) kennt nur den „ach-Laut" und setzt ihn überall auch da, wo wir, (nach hellen Vokalen) den ich-Laut bilden. Nun kann man diesen Kehllaut nur mit großer Anstrengung unmittelbar auf ein i folgen lassen, und auch dann klingt es noch, als spräche man „iach". Gewöhnlich schiebt sich verstohlener Weise ein a zwischen die beiden feindlichen Laute. Darum haben die hebräischen Grammatiker — denn im Hebräischen kommt das auch öfter vor — dieses a als „a (Patach) furtivum", d. h. als „verstohlenes a" bezeichnet, und dieses „Patach furtivum" tritt gerade auch vor dem Laute ein, den die Hebräer „ajin" nennen, und den wir im Ägyptischen mit c bezeichnen. So war es auch in Ägypten. Man

wollte „Ric“ sagen, aber da stahl sich ein a dazwischen. Rückte nun der Ton auf das nächste Wort, so blieb er zum Teile schon auf dem a hängen, und dadurch wurde das vorhergehende gekürzte i noch einmal verkürzt, bis es ganz verschwand. Es ist also der „Constructus“ Rac nicht aus dem „Absolutus“ Ríac entstanden, sondern aus der gekürzten Form Rĭác. Genau so ist's auch im Hebräischen gewesen, und ganz ähnlich klingt es bei unsern Schweizern, wenn solche Silbe den Ton verliert; dann glaubt man in manchen Gegenden ein „Dietrach“ zu hören.

Wir haben damit bereits eine Art den Genetiv auszudrücken kennen gelernt, und zwar die ältere, ursprünglichere. Wie aber die romanischen Sprachen ihr de verwenden und wir unser „von“ als Ersatz für den Genetiv, so ist auch im Ägyptischen die Präposition n (en, ne) aufgekommen und hat im Koptischen den alten Genetiv fast ganz verdrängt. In der gleichen Weise werden andere Präpositionen gebraucht, um etwa das auszudrücken, was wir „Kasus“ nennen, und an diese Präpositionen werden wieder die Endungen der Person angehängt, wenn zum Personalpronomen „Kasus“ gebildet werden sollen. Diese Endungen (Suffixe) treten aber in gleicher Weise auch an die Hauptwörter und an den Verbalstamm und bilden so eine Art Flexion (Beugung), die ungefähr unserer Deklination und Konjugation verglichen werden kann, und ebenso ist es auch im Hebräischen.

Damit sind wir bereits in die ägyptische Grammatik hinein geraten und lassen noch einige weitere Ausführungen folgen.

Da nun das Hebräische die einzige auf unseren höheren Lehranstalten betriebene fremde Sprache ist, die mit dem Ägyptischen näher verglichen werden kann, so wollen wir auch im folgenden wieder auf diese Sprache vergleichend Bezug nehmen.

So gibt es in beiden Sprachen außer dem Singular und Plural einen Dual, der nicht die Zweizahl, sondern die Paarheit ausdrückt, also von Gliedern des Leibes, Augen, Ohren, Armen, Füßen, aber auch von anderen Paarheiten gebildet wird. So stehen z. B. gewöhnlich zwei Obelisken paarweise einander gegenüber, und so ergibt sich noch eine ziemliche Zahl natürlicher Duale. In beiden Sprachen ist dafür die bezeichnende Endung ein i, das im Ägyptischen an die Singularform angehängt wird. Es werden dabei zwei Geschlechter unterschieden, und für das Maskulinum ist die Singularendung ein u, fürs Femininum ein t. So war es ursprünglich auch wieder im Hebräischen; in beiden Sprachen ist aber das t oft abgeschliffen worden, besonders wenn es im Auslaute stand, und ebenso verschwand auch das u, das ursprünglich eine

Kasusendung für den Nominativ war. Aber die Kasusendungen brauchte man wenig, da der Akkusativ, und wie wir schon sahen auch der Genetiv, durch die Stellung im Satze ausgedrückt war. So fehlen im Ägyptischen die Kasusendungen, und wie man den Genetiv durch n ausdrückte, so brauchte man für den Dativ die Präposition l (wie im Hebräischen, aber mehr wie rl, auch wie r, ausgesprochen).

Dagegen hat sich in anderer Richtung eine Art „Beugung" herausgebildet durch die Anfügung Besitz anzeigender Fürwörter. Diese als Suffixe gebrauchten Fürwörter lauten im Ägyptischen:

Einzahl:		Mehrzahl:	
sŏn-i	= mein Bruder	sŏn-ni	= unser Bruder
sŏn-k	= dein Bruder	sŏn-tn	= euer Bruder
sŏn-t	= dein Bruder, wenn das „du" weiblich ist		
sŏn-f	= sein Bruder	sŏn-sn	= ihr Bruder
sŏn-s	= ihr Bruder		

Mit diesen Suffixen haben sich die Ägypter aber auch eine Art Konjugation herausgebildet, indem die gleichen Fürwörter auch an Verbalstämme antraten. Also heißt mer-i „ich liebe", mer-k „du liebst" usw., und diese jüngere Konjugation hat die ursprüngliche derart verdrängt, daß man die seltenen alten Formen für Partizipien angesehen hat, bis die alten Pyramidentexte lehrten, daß hier die Reste einer früher weit verbreiteten Konjugation vorlagen; daher nennen die Ägyptologen dieses vermeintliche Partizip noch heute Pseudopartizip. Im übrigen sind auch diese Formen nach derselben Weise gebildet, wie die jüngeren, nur daß andere Formen des Fürwortes zur Bildung verwendet werden.

Wie nun auch wir noch neben „trinken" ein „tränken", neben „hinken" ein „henken", neben „fahren" ein „führen" usw. verwenden, so gibt es im Ägyptischen (wie im Hebräischen) eine ganze Reihe Möglichkeiten, durch Einfügung eines bestimmten Konsonanten und sonstige geringe Veränderungen des Verbalstammes allerlei Verschiebungen und Färbungen des Wortbegriffes auszudrücken.

Damit wollen wir unsere grammatische Übersicht schließen und fügen nur noch hinzu, daß ein männlicher Artikel pꜣ, ein weiblicher tꜣ und ein gemeinsamer Pluralartikel nꜣ seit dem „mittleren Reiche" sich aus alten hinzeigenden Fürwörtern entwickelt hat.

Auch der Pluralendung haben wir noch nicht gedacht; sie wird für das Maskulinum als ĕw, für das Femininum als wĕt angesetzt, könnte aber auch anders zu lesen sein.

Damit kommen wir aber an jenes Kapitel, ohne das die schönste Grammatik zu keinem Verständnisse der Texte führt: wie schrieben die Rometu nun ihre Sprachformen? Denn daß die Schrift nicht nur Lautschrift ist, haben wir ja schon gesehen.

Auch auf diese Frage können wir hier nur andeutend eingehen.

1. Findet man dreimal hinter (unter, neben) einander das gleiche Zeichen wiederholt, dann ist das Zeichen entweder ein Ideogramm oder (seltener) ein „Determinativ", d. h. eine Abart des Ideogramms, das einem lautlich geschriebenen Worte zur Vermeidung von Mißdeutung (bei Gleichklang verschiedener Wörter) nachgeschrieben wird. Jedenfalls drückt aber diese Dreizahl immer den Plural des betreffenden Wortes aus; man kann dafür auch drei Striche schreiben: ııı oder ¦, je nach der Höhe des Zeichens, denn der Sinn für die Schönheit des Geschriebenen spielt eine große Rolle. — Aber der Plural der Ägypter ist doch etwas anderes, als unsere „Mehrzahl": nicht auf die Zahl kommt es an, sondern auf die Menge. Ausdrücke wie „Zeit", „Wasser", „Hitze" sind im Ägyptischen Plurale. „Wein" heißt jērp, man schreibt aber den Plural [Hieroglyphen], d. h. jērpw mit 3 Krügen (als Determinativ) dahinter. [Hieroglyphe] bedeutet nuter (Gott), davon kann man den Plural schreiben [Hieroglyphen] oder [Hieroglyphen].

2. Findet man zweimal hinter einander das gleiche Zeichen, dann liegt gewöhnlich ein Dual vor, den wir aber oft einfach mit unserem Plural ausdrücken werden, denn wir sagen „die Beine", nur selten „beide Beine". So konnte man auch zwei Striche setzen (ıı oder \\), um den Dual auszudrücken. Da die Endung dafür aber ein i war, so bekam das Zeichen \\ auch den Lautwert i oder j, wie wir schon andeuteten, und ähnlich verhält es sich mit [Hieroglyphen]. Auch sonst aber ist es natürlich immer möglich, daß zwei gleiche Zeichen auf einander folgen, dem Worte oder dem Zusammenhange entsprechend.

3. Eine ganze Menschengestalt (stehend, gehend, kauernd) pflegt Determinativ zu sein, und man kann aus der Stellung annähernd entnehmen, für welchen Begriff. Trägt ein Mann einen Stab, dann ist er ein Großer, denn das niedere Volk darf das nicht; daher ist das Zeichen auch Ideogramm für „groß", „Fürst". Stützt er sich aber merklich auf den Stab, dann ist er schwach und „alt".

4. Wie sich Königsnamen herausheben, durch die sogenannte Kartusche [Kartusche], haben wir schon erwähnt. „König von Oberägypten"

heißt suten, geschrieben [hieroglyph], auch abgekürzt [hieroglyph] oder [hieroglyph]; letzteres Zeichen hat den Silbenwert sw, su. „König von Unterägypten" heißt bjti und wird mit dem Zeichen der Biene [hieroglyph] geschrieben, da diese bjt heißt; oft setzt man darunter noch ein [hieroglyph]. Der hinter diesen beiden Titeln stehende Name des Königs ist der gebräuchliche, der auch in der Diplomatik wichtigste. Eigentlich hat aber der König 5 verschiedene „Namen", und seinen „Familiennamen", seinen ursprünglichen, den uns die Griechen auch vorzugsweise überliefern, führt er unter dem Titel [hieroglyph], d. h. Saȝ-Rīac (der Sohn Rias); die Wörter für „Gans" und für „Sohn" enthalten nämlich die gleichen Konsonanten. — „Pharao" nennen die Rometu ihren König nicht, und auch im Alten Testamente scheint das Wort nur infolge einer Verwechslung auf den Ägypterkönig übertragen zu sein.

5. Aus der Schreibung des Duals und Plurals mit ǀǀ und ǀǀǀ werden wir ableiten, daß ǀ die „eins" bedeutet. Es bedeutet aber überhaupt die „Einer", denn die Ägypter rechnen nach dem Zehnersysteme. Die Form der Zehner ist ∩, der Hunderter [hieroglyph], der Tausender [hieroglyph], der Zehntausender [hieroglyph], und sogar die Hunderttausender lassen sich durch das Zeichen einer Kaulquappe ausdrücken. Die Zahl 1905 ist also zu schreiben: [hieroglyph] ǀǀǀǀǀ. Erst in der spätesten Zeit begann man unter dem Einflusse astrologischer Spielereien bestimmte Zeichen für gewisse Zahlen zu gebrauchen, deren Ursprung noch wenig aufgehellt ist.

Die Ordinalzahl bildet man durch vorgesetztes [hieroglyph] (= mh), nur „der erste" wird [hieroglyph] (tpi) geschrieben. Die Schreibung der Bruchzahlen war sehr unbequem; man schrieb nur Brüche, deren Zähler 1 war und mußte alle anderen Brüche in solche auflösen und dann summieren. Kam man damit nicht aus, dann verzichtete man auf Genauigkeit; es waren also $^7/_{12}$ zu schreiben durch $^1/_3 + ^1/_4$. Die Hälfte wird durch [hieroglyph], $^2/_3$ durch [hieroglyph] ausgedrückt, das sind aber nicht Ziffern, sondern Wörter. Brüche mit dem Zähler 1 werden durch den Nenner mit darübergesetztem [hieroglyph] geschrieben.

Das ägyptische Jahr [hieroglyph] (ronpit) hat zwölf Monde [hieroglyph] (jeboti) zu 3 Wochen ([hieroglyph] ∩ = 10 Tage); „Tag" ist horu = [hieroglyph], abgekürzt [hieroglyph].

6. Endlich müssen wir den im Anfange gegebenen Zeichen noch einige zufügen, die beim Schreiben nicht durch andere ersetzt werden

können und daher sehr häufig vorkommen. Es sind die auf den Kehllaut ꜣ endigenden Silbenzeichen:

1) = ꜥꜣ (עא), als Ideogramm = „groß“; 2) = wꜣ;

3) = bꜣ, als Ideogramm = „Seele“; 4) = mꜣ;

5) = pꜣ (Ideogr. „fliegen); 6) = sꜣ (Ideogr. „Rücken“);

7) = šꜣ (Ideogr. „Feld“); 8) = kꜣ (Id. „Doppelgänger“).

Einige weitere oft vorkommende Silbenzeichen und Ideogramme mögen noch folgen:

= mn   = ms   = ḥn   = ḫt

= tp   = pr   = ḥm   = pt

= nfr   = wsr   = ḫpr   = nḫb

Eigenartig, fast drollig, ist nun die Verwendung dieser Zeichen. So bedeutet ḫpr natürlich „Käfer“, da aber auch das Wort für „werden, sein“ die gleichen Konsonanten enthielt, so malte man auch für dieses Wort das Bild des Käfers. Mit der Laute ( ) schrieb man auch das Wort nofer (= schön, gut) usw. Diese Möglichkeit ist in späterer Zeit zu humoristischen Spielereien benutzt worden, deren Erratung ihre Schwierigkeiten gemacht hat. Es ist dann eine förmliche Rebusschrift.

Zum Schlusse lassen wir noch ein paar „Vokabeln“ folgen:

nuter	Gott	nofert	Mädchen	safeḫ	sieben
nuterit	Göttin	mŏwet	Mutter	ḫamān	acht
pet	Himmel	nub	Gold	psidš	neun
ta	Land	meḥet	Feder	medšet	zehn
neb	Herr	ran	Name	wēr	groß
nebt	Herrin	ḥŏtep	Opfer	wŏser	mächtig
ḥon	Sklave	weci	eins	neḫt	stark
ḥont	Sklavin	sen	zwei	ḥabas	bekleiden
sa	Sohn	ḫomt	drei	ḥasab	rechnen
sat	Tochter	fdow	vier	sadšam	hören
nofer	Jüngling	doweꜣ	fünf	mar	lieben
		siš	sechs		

Die Hieroglyphen wurden in Stein gemeißelt, mit Farben an die Wände, auf Kisten, Särge u. dergl. gemalt, gewöhnlich mit **Tinte**, die aus Schilfkohle bereitet wurde, mittels eines zugespitzten Schilfröhrchens auf Leinwand und Papyrus geschrieben.

Das Papyrusschilf wuchs in Unterägypten an sumpfigen Ufern des Nils, an Kanälen und Seen. Es hat einen dreieckigen, kahlen Stengel, der über 5 m hoch wird, und eine armdicke, querliegende Wurzel, die ehemals gegessen wurde, weil sie einen süßen Saft enthält. Man schnitt den Stengel durch und löste die Haut zwischen Mark und Rinde in langen Streifen ab. Diese Streifen wurden, mit Nilwasser benetzt, so auf große Tische aufgelegt, daß sie mit den Rändern einander bedeckten. Durch den in ihnen enthaltenen Zuckersaft klebten sie an einander fest. Die so entstandenen sehr großen Bogen wurden, so lange sie noch feucht waren, gepreßt und dann an der Sonne getrocknet. — Sollte das Papier stärker werden, so legte man über die erste Lage der Streifen noch eine zweite, diese dann aber quer. Der einzelne Streifen ist etwa 6 cm breit.

Die in Särge, Obelisken, Tempelwände, Altäre usw. gemeißelten Hieroglyphen wurden, gerade wie die auf Holz, Kalk u. dergl. gezeichneten, in der Regel ausgemalt, d. h. das ganze Bild wurde mit Farbe angestrichen. Nur gezeichnet, nicht innen ausgefüllt (wenn man will: mit dem Schilfrohre geschrieben), wurden die Hieroglyphen auf Papyrus, und zwar sind hier alle Figuren schwarz, nur die Hauptsatzanfänge in den paar ersten Zeichen rot. Auch erlaubt man sich bei diesen geschriebenen Hieroglyphen alle möglichen Abkürzungen, so weit dadurch die Deutlichkeit und Bestimmtheit des Bildes nicht leidet. Die Eule 𓅓, der Buchstabe M, kommt also vor, sorgfältig ausgemalt mit schwarzem Schnabel, gelben Füßen und braunem Gefieder; auf Papyrus ist sie einfach nur so geschrieben: 𓅓 Zu erkennen war sie doch, und ein Zweifel konnte nicht entstehen.

Aber selbst diese vereinfachten Zeichen waren immer noch zeitraubend und durchaus ungeeignet, wenn es galt, umfangreiche Schriftstücke herzustellen, oder schnell zu schreiben. Dazu haben die ägyptischen Gelehrten eine Abkürzung erfunden, die **hieratische** Schrift, in welcher z. B. die Eule zu dem Zuge abgekürzt 3 wird. Diese hieratische Schrift kommt also fast nur auf Papyrus vor, in religiösen, historischen, belletristischen Werken, in Dokumenten u. dergl. — Der älteste uns bekannte hieratische Papyrus stammt aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. Geburt.

Im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung machte sich das Bedürfnis, die Schrift abermals und noch entschiedener abzukürzen, so dringend geltend, daß wieder eine andere Schrift geschaffen und mit ihr zugleich die Sprache in etwas verändert wurde. Das ist die demotische Schrift, die meist für bürgerliche Zwecke — Kontrakte, Kaufbriefe und derartige geschäftliche Schriftstücke — verwendet wurde. Das M, die Eule, wird hier zum einfachen Bogen ⟩, so daß die Abstammung des Zeichens absolut nicht mehr zu erkennen ist; aber nicht nur die Buchstaben sind zur Unkenntlichkeit verändert, es liegen auch dem Demotischen andere Sprachformen zu Grunde, als den hieroglyphischen und hieratischen Schriftstücken.

Die Schrift der Denkmäler blieben unbestritten die Hieroglyphen; aber im dritten Jahrhundert nach Christi Gebürt entstand noch eine neue Schrift, die koptische; — sie gibt die Sprache der damaligen Zeit mit altgriechischen Buchstaben wieder. Von den vielen koptischen Schriften, welche auf uns gekommen sind, die meisten kirchlich-religiösen und nur wenige medizinischen, philosophischen oder historischen Inhaltes.

Im Jahre 1799 fanden die Franzosen bei Raschid in Unterägypten einen Stein mit einer dreifachen Inschrift; oben in Hieroglyphen, darunter in demotischer Schrift, unten griechisch. In der Nähe von Raschid stehen noch Trümmer der alten Königsstadt Sai (Sais, Seite 40), und es ist wahrscheinlich, daß der Stein in einen Tempel dieser Stadt gehört hat. Der griechische Text, den man vollständig lesen und verstehen kann, sagt, daß der König Ptolemäos V. dem Lande große Wohltaten erwiesen, unter anderem die Abgaben vermindert, rückständige Steuern ganz erlassen und bei seinem Regierungsantritte eine allgemeine Amnestie gewährt habe; daß die Priester darauf beschlossen hätten, ihm zu Ehren in jedem Tempel seine Bildsäule aufzustellen und ihm alljährlich ein besonderes Fest zu feiern; und endlich, daß in jedem Tempel ein Stein aufgestellt werden solle, auf welchem dieser Beschluß in Hieroglyphen, in demotischer Schrift und in griechischer eingegraben sei. Jetzt hatte man also eine Hieroglyphen-Inschrift mit griechischer Übersetzung, und jetzt konnte man mit Erfolg an die Entzifferung der bis dahin rätselhaften Bilder gehen. Mit dem größten Fleiße und mit dem staunenswertesten Erfolge haben nun die Gelehrten aller Nationen sechzig Jahre lang auf diesem Grunde weiter gebaut, und wenn es auch noch nicht gelungen ist, jede Gruppe sicher zu erklären, und wenn sich auch die Zahl der Bildergruppen durch neue Entdeckungen vermehrt, so weist doch jedes Jahr einen reichen Schatz neuer, fest bestimmter Wörter auf.

Am 15. April 1866 hatte Professor Dr. Lepsius, dieser unermüdliche und treffliche Ägyptolog, bei einer Forschungsreise nach der Landenge von Suez das Glück, einen noch vollkommen gut erhaltenen Stein aufzufinden, der ebenfalls ein Dekret in Hieroglyphenschrift nebst griechischer Übersetzung enthält. Es ist weit größer als das von Raschid, der griechische Text füllt allein 76 Zeilen. Dies war nun ein kostbarer, unbezahlbarer Prüfstein, ob das, was wir bis jetzt erforscht und gefunden zu haben glauben, auch richtig sei, und mußte der Hieroglyphenentzifferung eine neue, feste Grundlage geben. Und sieh da, es stellte sich heraus, daß die Ägyptologie überall auf dem richtigen Wege war, und nur kleine Einzelheiten würden wir ohne die griechische Übersetzung nicht so gut verstehen, als jetzt mit derselben.

Den richtigen Weg zur Entzifferung der Hieroglyphen eingeschlagen zu haben, ist unbestritten das Verdienst des Franzosen Franz Champollion, geboren 1790 zu Grenoble, gestorben 1832; ihm sind nachgefolgt Engländer, Niederländer, Italiener, Franzosen usw. in reicher Zahl und die deutschen Gelehrten dürfen sich rühmen, nicht die Letzten zu sein in Herbeischaffung, Sichtung, Ordnung und Entzifferung des überaus reichen Materials. Lepsius hat sich durch sein unvergleichliches Denkmälerwerk wie durch seine historischen und chronologischen Arbeiten unvergänglichen Ruhm erworben; Brugsch hat neben seinen geographischen und demotischen Arbeiten ein hieroglyphisches Wörterbuch und (1872) auch eine hieroglyphische Grammatik erscheinen lassen, so daß es nun allen Gebildeten möglich wurde, die Sprache der Hieroglyphen wie jede andere zu studieren. Ebers hat die Wissenschaft mit so trefflichen Arbeiten beschenkt, daß er allgemein den Ersten und Besten beigezählt wird. Dümichen und Reinisch sind ausgezeichnet durch die Fülle des Materials, das sie herbeigeschafft, und durch den Fleiß und die Gediegenheit, mit welchen sie es bearbeiten. In neuerer Zeit gelten Erman, Steindorff, Sethe, Spiegelberg u. a. m. als die Führer der ägyptologischen Forschung. Gerade auf dem Gebiete der Ägyptologie haben die Deutschen einen herrlichen Sieg errungen: Die seit 1863 in Berlin erscheinende „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde" ist für die Gelehrten aller Nationen das Zentralorgan für ägyptologische Forschungen geworden; aus Paris und London, aus Leiden und Turin, aus Alexandrien und Kairo wie aus Amerika werden die Abhandlungen in diese deutsche „Zeitschrift" gesendet.



Die Rometu als Volk.

Wir haben nun vom Lande gesprochen, seinem Schöpfer und Erhalter, dem heiligen Jaro, von seinen Plagen und seinen Wunderwerken, geschaffen von menschlicher Hand, ganz anders als im Sinne unseres Maschinenzeitalters, sahen dann die Bilder aus dem Leben des Volkes, und endlich auch die Bilder, die sich uns in fremdartige Klänge auflösten, in das Werkzeug des Geistes, der zunächst in sich selber einmal die Urbildchen jener riesigen Pyramiden, Obelisken und Sphinxe, jener Säulen und Säulenhallen geschaut hatte, die wir bewundernd kennen lernten.

Wer waren aber die Menschen, die das alles schufen, die diese Sprache redeten und mit der geheimnisvollen Notenschrift ihrer Klänge all die Wunderwerke verzierten? Woher kamen sie? In Urweltzeiten aus dem fruchtbaren Schlamme des Jaro? Wenn wir einen der bräunlichen Gesellen fragen könnten, er würde wohl diese Antwort geben, und wir würden die Antwort begreiflich finden; auch wenn wir ihren Inhalt nicht so ohne weiteres glauben. Und wenn wir einen alten Hieroglyphentext fänden, der eine Antwort auf solche Frage versuchte, er würde uns sicher ebenso bescheiden.

Einmal aber hat einer die Sache gründlich untersucht, das war der König Psamētik. Der war selber freilich kein Ägypter und seine Bildnisse bestätigen uns das. Bis auf seine Zeit, so erzählten die Priester, vom Tempel des Ptah in Memfis, hatten die Rometu geglaubt, sie seien die ältesten Menschen. Das ärgerte den König Psametik, und er beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. So gab er zwei neugeborene Knäblein einem Hirten mit zu seiner Herde, und kein Mensch durfte ein Wort reden in Gegenwart der Knaben. Der Hirt aber sollte darauf achten, was die beiden künstlichen Urmenschen zuerst sprechen würden. Zwei

Jahre war das gegangen, da fiel der erste Laut. Der Hirt brachte wieder Brot, und die hungrigen Kleinen schrien ihm entgegen: bekos, bekos! Da ließ der König nachforschen, in welcher Sprache der Menschen dieses Wort soviel wie „Brot" bedeute, und siehe da, so hieß es bei den Phrygern, und seitdem war der Stolz der Rometu geknickt und die Phryger galten als die ältesten Menschen. — So erzählt uns wenigstens Herodotos, der es selbst von den Ptahpriestern gehört haben will.

Wir lächeln heute über solche Anschauungsweise, und doch ist sie so lehrreich. Sie setzt ja voraus, daß die Menschen in der Urzeit ihres Werdens alle einander gleich gewesen wären und daß sie daher allüberall, nach ewigen Gesetzen, nur wenig verändert durch das Klima, auch die gleiche Kultur aus sich selbst heraus entwickeln mußten, denn die Sprache ist ja ein Kulturgut. Obgleich wir nun wissen, daß z. B. ein Franzosenkind, das gleich nach der Geburt seinen Eltern genommen, auch kein einziges französisches Wörtlein als Erbschaft mit auf den Lebensweg bekommt, vielmehr bei uns Deutsch und bei jedem anderen Volke die Sprache des Landes lernen würde, gibt es doch noch in unserer Zeit hinein Leute genug, die da glauben, wenn in weit entlegenen Ländern komplizierte Kulturgeräte oder wunderliche Sitten und Gebräuche in ganz übereinstimmender Gestalt auftreten, dann könnte das eben in der Natur des Menschen so begründet sein, und man dürfe deshalb keine Entlehnungen annehmen. Das ist aber genau der Standpunkt des Königs Psametik. Wir dürfen also den Ägypterkönig nicht auslachen.




Porträt Psametiks I.
Nach der „Zeitschrift f. ägypt. Sprache".

In einem Punkte aber war er ganz auf dem richtigen Wege. Es ist wirklich die Sprache, die uns gewisse Auskünfte über das Vorleben der Völker geben kann. Freilich, so einfach, wie man sich das ehedem dachte, ist's nicht.

Denn wie das Franzosenkind im andern Lande, d. h. unter anderen Menschen, auch eine andere Sprache erlernt, so kann man auch die Zugehörigkeit eines einzelnen Menschen, ja einer ganzen Völkerschaft, nicht an der Sprache erkennen. Denn die blonden Nordfranzosen sind Germanen, deren Urväter allmählich Französisch gelernt haben, zu Hunderten, Tausenden, Hundertausenden, bis die germanische Sprache fast

ganz verschwunden war. Das ist aber nur möglich bei enger Berührung mit einem anderen Volke und durch Mischheiraten, aus denen sich dann auch eine Rassenmischung ergibt, zugleich aber auch eine Sprachmischung, wenn wir nur näher zusehen. Wo also eine Mischsprache vorliegt, fand auch eine Rassenmischung statt.

Prüfen wir die ägyptische Sprache, so ist uns schon aufgefallen, wie viel sie mit dem Hebräischen gemeinsam hat, und wir können zufügen, auch mit dem Syrischen, Babylonischen und Arabischen, die wir ja unter dem Begriffe semitischer Sprachen zusammen zu fassen gewohnt sind. Was nun aber die Hauptsache ist: Die innere Struktur, der Aufbau der Sprache, die Form, in der sich das Denken abspielt, ist im Ägyptischen die gleiche, wie in den bisher als „semitisch" bezeichneten Sprachen. Wenn wir nun von einem „Sprachstamme" reden, so meinen wir die Summe aller der Sprachen, die eine gemeinsame Struktur aufweisen. Der Begriff eines solchen Sprachstammes deckt sich aber für die Urzeit theoretisch mit dem Begriffe der Rasse, wie ihn der Anthropologe, der naturwissenschaftliche Rassenforscher, aufstellt. Dabei ist es für unser heutiges Wissen noch gleichgültig, ob der naturgeschichtliche Rassenbegriff in für uns zur Zeit noch nicht faßbaren Urperioden nicht sich noch einmal als etwas ganz anderes herausstellt. Und je näher wir unserer eigenen Zeit rücken, um so mehr müssen wir dessen gedenken, daß infolge der fortschreitenden Mischung weder unvermischte Rassen noch unvermischte Sprachen mehr so leicht festzustellen sind.

Eines haben aber wir gelernt: Grenzen für Sprachstämme dürfen wir erst dort ziehen, wo wirklich die Struktur der Sprache eine andere wird. Wenn wir also von einem „semitischen Sprachstamme" reden, dann gehören dazu nicht nur die semitischen Sprachen im engeren Sinne, sondern nicht minder auch das Ägyptische, demnächst aber auch eine große Reihe anderer Sprachen im Norden und Nordosten Afrikas. In diesem neuen, sprachwissenschaftlichen Sinne sind also die Rometu ihrer Sprache nach Semiten. Ja, die neueren Untersuchungen der ältesten ägyptischen Sprachformen haben sogar die Frage nahe gelegt, ob das Ägyptische nicht geradezu eine uralte Abzweigung der semitischen Sprachen im engeren Sinne darstelle, und auch das ist heute bis zu einem gewissen Grade schon sicher. Nicht nur die Formen der Bildungssuffixe sind offenbar ganz überwiegend die gleichen, sondern man hat auch bei der Vergleichung der Wortstämme selbst schon Lautgesetze gefunden, nach denen sich die Veränderung vollzogen hat.

Und dennoch, das sind bescheidene Ansätze, von denen nicht zu er-

warten steht, daß noch viel in diesem Sinne folgen werde. Die große Masse des Wortschatzes muß anderer Herkunft sein, und auch in der Struktur selbst finden sich Spuren eines anderen Sprachgebietes. Wir haben es mit einer Mischsprache zu tun.

Aber auch mit einer Mischrasse. Man kann wohl schnell genug dahin kommen, einem Kopfe anzusehen, ob er nach Ägypten gehört oder nicht, aber es ist nicht ein Typus, der uns da als Maßstab dient, so eine ziemliche Reihe verschiedener Typen, deren manchem wir heute noch im Lande begegnen können.

Unverkennbar sind darunter Typen, die uns an arabische, also „semitische“ erinnern. Indessen, wo mehrere markante Typen neben einander vorkommen, wie eben schon in den arabischen, da kann von Rasseneinheit kaum mehr die Rede sein: auch die Araber gehören keiner unvermischten Rasse an. Wir finden aber auch ausgesprochen negerhaft-afrikanische Köpfe, und die langen, dünnen Beine der Ägypter deuten auch auf einen Rassenzusammenhang mit nichtsemitischen Völkern. Die Rometu sind ein unzweifelhaftes Mischvolk.



Ägypterkopf etwa aus der Perserzeit.
(Königl. Museum zu Berlin.)

Es ist nun aber die Frage, wie diese Mischung zustande gekommen ist, und in welchem Zusammenhange mit ihr der Kulturaufschwung des Volkes stehe, der ja schon in so frühe Zeit zurückreicht, und der ja sonst die Folge des Zusammentreffens zweier Kulturen zu sein pflegt, auch wenn deren eine noch so unbedeutend zu sein scheint.

Wir werden uns vorzustellen haben, daß ungefähr aus Arabien, das ja heute als Stammheimat der „Semiten“ gelten muß, Einwanderer nach Afrika hinüberzogen, dort friedlich oder auf dem Wege der Gewalt Land gewannen und sich allmählich mit den Eingeborenen, die vielleicht ihre Sklaven geworden waren, zu mischen begannen. In gleicher Weise mischten sich die Kulturen (wie auch die Sprachen) und erzeugten neue Formen, auf die das Klima charakterisierenden Einfluß ausübte.

Brachten aber die Einwanderer eine Kultur mit, dann liegt der Gedanke nahe, ob sie nicht in irgend welchen Beziehungen zu der ältesten bekannten Kulturentwickelung, der sumerischen am Persischen Meerbusen gestanden habe.

Uralte ägyptische Bildwerke legen, wie es scheint, wirklich davon Zeugnis ab, daß solcher Zusammenhang einmal bestanden hat, und wenn wir uns die erhaltenen Reste von Statuen sumerischer Fürsten betrachten, dann bekommt man wohl den Eindruck, als ob nicht nur ein semitisches Element im Ägyptertume stecke, sondern als ob dieses bereits von der sumerischen Kultur, ja von sumerischer Rasse beeinflußt sein möge. Viel ist schon dafür ins Feld geführt worden. So die Bilderschrift, die



Kleinasiate. Puntier.
Nach W. Max Müller, Asien und Europa.

(gleich der sumerischen) in Ägypten ursprünglich von oben nach unten verläuft und die Zeilen von rechts nach links auf einander folgen läßt und dabei auf demselben Systeme beruht, der Mischung von Silbenzeichen mit Ideogrammen und Determinativen. Neuerdings will ein Kenner beider Sprachen sogar so weit gehen, sumerische Lehnwörter im Ägyptischen nachzuweisen. Endlich hat man Berührungen im Göttersysteme und den dem Kultus zu Grunde liegenden Anschauungen zu finden geglaubt.

Mag man über die Einzelheiten dieser Beobachtungen und Vermutungen heute sonst denken wie man will, so sind doch zwei Ergebnisse der Forschung ihnen sehr zustatten gekommen. Nämlich einmal die Erkenntnis, daß übereinstimmende Kulturgüter nicht anders denn als Entlehnungen zu erklären sind, auch wenn wir die Wege der Übertragung

noch nicht kennen. Und zweitens, daß der Seeweg um Südarabien herum vom persischen in den arabischen Busen (und umgekehrt) eine viel größere Rolle gespielt, zudem die ältere Kultur Südarabiens viel bedeutender gewesen ist, als man bisher annahm. Das wäre also der in Betracht kommende Weg, an den man früher nicht so recht im Ernste glauben konnte.



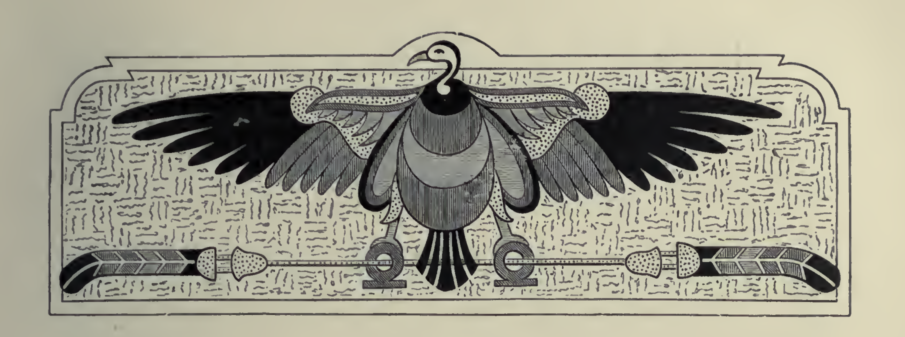
Syrer.
Nach Champollion.

Wir haben es also aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem afrikanischen Volke zu tun, das den heutigen Bantuvölkern verwandt war, durch andauernde Mischung mit anderen Völkern, Sumeriern und Semiten in der Urzeit, später auch mit anderen, vom Westen und Norden eindringenden Völkerschaften, allmählich körperlich und kulturell immer höher über seine südlichen afrikanischen Vettern sich erhob. Wenn heute Gestalten und Köpfe im Lande sich vorfinden, die fast aussehen, als wären die alten Bildwerke wieder lebendig geworden, so liegt das lediglich am Durchschlagen der alten Rassen, wie wir solches allüberall beobachten können. Gleiche Beschäftigung und Lebensweise, gleiche Ernährung und gleiches Klima haben nie und nirgends vermocht, Rassenunterschiede auszugleichen, und wir sehen noch heute fast überall im gleichen Lande die verschiedenen Rassentypen neben einander, entsprechend den Einwanderungen, die das Land erfahren hat. So schwankt denn auch im alten Qemet das Aussehen der Königsfamilien sehr stark, und selbst die im allgemeinen bewahrsame Kunstübung der Zeichner täuscht uns darüber nicht hinweg. Wir werden in der Zeit der 18. Dynastie deutliche Spuren von hethitischem, in der 19. von semitischem Typus erkennen, wie auch Psametik der unverkennbare Abkömmling eines anderen Volkes war.



Hethiter.
Nach Petrie.

Verschiedene Rassen haben die Rometu selbst unterschieden, und schon der Zeichnung nach erkennt man leicht den Neger, Syrer oder Libyer heraus, auch wo die schwarze, braungelbe oder rötlichweiße Farbe verschwunden ist, die in den Wandmalereien außerdem zur Kennzeichnung der Rassen verwendet wird. (Vgl. die Bilder S. 148, 184, 186, 187, 188.)



Die Götter Ägyptens.

„Wenn es möglich wäre, das ägyptische Volk, das so viel Gewicht auf seine Religion gelegt hat, zu schildern, ohne diese Religion zu berühren, so würde der Verfasser dieses Kapitel gern ungeschrieben lassen, denn eine wissenschaftlich befriedigende Darstellung des Götterglaubens der Ägypter läßt sich zur Zeit noch nicht geben." Mit diesen Worten leitete Erman seine Darstellung des Kapitels „Religion" ein. Gegenüber dieser Erklärung des berufensten Kenners der religiösen Texte Ägyptens wird sich einerseits kaum leugnen lassen, daß dann eben der Schlüssel zum Verständnisse noch nicht gefunden ist, und andererseits wäre es niemand mehr zu verdenken, wenn er über dieses Ergebnis auch nicht mehr hinauskäme oder — selber im Irrtume wäre, wenn er glaubt, einen kleinen Schritt weiter gehen zu dürfen.

Schon oft und schon lange hat man sich den Kopf zerbrochen, was hinter dem wüsten Karnevalsrummel der ägyptischen „Religion" für grundtiefe Geheimnisse verborgen gewesen sein möchten. Wie es so oft geht, was man nicht versteht, das schätzt man hoch und umgibt es mit dem Schleier des Geheimnisvollen. Römer und Griechen haben sich den Kopf zerbrochen, worin die vorausgesetzte Weisheit denn eigentlich stecken möge, und schon die späteren Ägypter haben desgleichen getan, bis endlich etwas Kern in die Hülle gekommen war, aber ein sicher gefälschter; die alten Rometu waren naiv-weise genug, um nicht mit der überspanntesten Weisheit zu beginnen. Sie waren nichts weniger als ein Volk von Denkern und Philosophen, wenn auch hier und da, zumal in jüngerer Zeit, spekulative Köpfe nicht ganz gefehlt haben.

Nicht mit Willen und Absicht hat man philosophische Gedanken verkörpert, die hatte man gar nicht. Seine „Religion" war dem Ägypter ein natürliches Bedürfnis, wie Essen und Trinken, Schlafen und Baden,

Feste feiern und betrübt sein. Daß das an allerlei — wie wir heute sagen: abergläubische — Vorstellungen anknüpfte, war nur selbstverständlich, und so wurzelte der Kultus in seinen verschiedenen Formen, die niedrige Religion des Volkes und sein Götterglaube in dem, was wir heute Geisterglauben, Dämonologie, nennen. Das sehen wir überall, das ist sicher.

Betrachten wir nun aber die ägyptischen Gottheiten, dann will die Sache auf einmal nicht mehr stimmen. Diese Götter sind nicht nur Lokalgötter, sondern überwiegend auch meteorisch. Ihre Namen kommen oft nicht nur in einer Gemeinde vor, sondern in mehreren, in vielen, und zwar, wie sich immer mehr gezeigt hat, nicht erst in neuerer Zeit, sondern schon in sehr alter. Und von diesen Göttern wußte man sogar noch regelrechte Mythen zu berichten, auf die gelegentlich angespielt wird, deren einige uns auch noch erhalten sind. Dämonengötter haben keine Mythen, diese Götter müssen also Mythengötter sein, und als solche vorzugsweise Kalendergötter, d. h. Mondgötter, die bei Übernahme des Sonnenjahres Sonnengötter werden und uns als solche überliefert sein müßten, da das Sonnenjahr in Ägypten dazu alt genug ist. Hat der Mondgott noch als solcher eine bestimmte Gestalt, feste Attribute und dergleichen angenommen, dann rettet er solche auch in sein Dasein als Sonnengott hinüber, und davon müßten wir so oder so die Spuren finden. An den Kult hängt sich dann der Dämonenglaube. Finden wir das in Qemet bewahrheitet, dann lautet die Lösung:

Der ägyptische Kult ist alter Mondkalenderkult, der die afrikanischen Formen des Dämonenkultes aufsaugt und mit dem Kalenderwechsel teils in Sonnenkult, teils in philosophisch-verdeuteten und darum unkenntlich gewordenen Geheimkult übergeht.

Zu diesen Voraussetzungen drängt schon nach flüchtiger Kenntnisnahme unserer Überlieferungen über das ägyptische Götter- und Kultwesen alles, was wir aus der Entwickelung anderer, benachbarter Kulturvölker wissen.

Prüfen wir nun näher nach und beginnen wir dabei mit dem Hauptgotte der Hauptstadt, mit dem widderhäuptigen Amon.

Wir wissen, daß die gehörnten Götter anderwärts Mondgötter sind, weil man eben im Halbmonde den goldglänzenden Hornschmuck eines Tieres erkannte. Daher rührt auch die bekannte Sitte, dem Opfertiere die Hörner zu vergolden. Ist der Mond im übrigen in Menschengestalt gedacht, dann sieht man von ihm am Himmel nur sein Haupt oder dessen Hörner, der Rest seines Leibes muß himmelblau sein, sonst würde

man sie auch sehen. Daher ist Amon blau. Der Name „Amon" soll „der Unsichtbare" bedeuten; unsichtbar ist er, wenn man nur die Hörner sieht.

Amon verschmilzt mit Rīa zu einer Gottheit. Das Zeichen des Rīa ist die Scheibe, es liegt kein Grund vor, sie auf die Sonnenscheibe zu deuten, sie kann eben so gut der Vollmond sein. Der Gott kämpft gegen eine böse Schlange, wie allenthalben sonst der leuchtende Mond.

Rīa hat zwei Söhne, den leuchtenden Hōr, dessen goldener Sperberschnabel weit hin sieht, und den finsteren Set, den Neumond, der dem Hōr das Auge ausreißt. Da kommt aber

Dehowte (später Dhūt), und füllt das Horusauge wieder, so daß es seinen alten Glanz erhält. Dehowte hat schon immer als Mondgott gegolten, sein krummer Ibisschnabel weist ihn als solchen aus.

Am auffälligsten wird der Bezug auf den Mond bei jenen Gottheiten, deren Symbol eine von Hörnern oder Schlangen umfaßte Scheibe ist, denn hier kann nur der Mond in Frage kommen, der in allen Mythen der östlichen Nachbarvölker in dieser Weise dargestellt oder aufgefaßt wird.

Auf weitere Einzelheiten wollen wir später noch eingehen. Für den Anfang handelt es sich nur darum zu zeigen, daß unsere Auffassung möglich ist; wir fügen daher nur zu, daß eine andere mögliche Deutung bisher nicht gefunden worden ist. Die Erledigung der Frage bis zu diesem Punkte war aber notwendig, ehe wir weiter gehen konnten.

Denn wir sehen jetzt, daß wir grundsätzlich zu scheiden haben einen asiatischen Kult der Kalendergottheiten, deren jedes Gemeinwesen eine zu ihrer Lokalgottheit macht, genau wie wir es in Syrien und bei allen seßhaften „Semiten" antreffen, und einen damit verbundenen afrikanischen Tierkult, der wohl ein Zugeständnis der siegreichen Einwanderer an die unterworfene Bevölkerung darstellt. In der gemeinsam gewordenen Kultstätte verschmolzen beide Elemente in der Art, daß das Tier als dem Gotte heilig, als sein lebender Vertreter galt. Wir münden also wieder in die schon ausgesprochene Vermutung, daß die Ansätze zu einer höheren Kultur aus Asien kamen, d. h. aus dem Nachbarlande. Demgemäß erscheint es nicht als unmöglich, daß der Name „Rīac" aus „Jerīac" abgekürzt wäre und (wie ein entsprechendes hebräisches Wort) geradezu „Mond" bedeutete.

Auch eine dritte Grundlage zugleich des Kultes wie der Philosophie, nämlich die Lehre von der Welt und ihrer Entstehung (Kosmologie und Kosmogonie) werden wir aus Asien, und zwar aus der sumerischen Kul-

tur herzuleiten haben, wenn auch ein so eigenartiges Land wie Ägypten dieses Weltbild notwendig umgestalten mußte.

Das Werden der Welt spiegelte sich in der Lehre von einer Götter-Neunheit. Der Urvater ist Tum, seine Kinder sind Schowe und Tefnowet, die Eltern der Erde (Qēb) und des Himmels. Damals lag der Himmel fest auf der Erde, da kam aber Schowe, lüfte den Himmel in der Mitte in die Höhe und schuf so die Himmelsgöttin Nowet, die nun mit Händen und Füßen die Erde berührte, über die sie sich wölbte. Ihre Kinder waren Wosiri (Osiri), Isi, Set und Nebt-hut (Nephthys). (Nach anderer Fassung fällt Tum weg und Hōr tritt als Bruder Sets dazu). Mit derartigen Versuchen, etwas Ordnung in die Götterei zu bringen, ist viel gespielt worden. Man unterschied zwei Neunheiten, eine Achtheit, eine Fünfheit usw. In Wahrheit hat dieses Streben nach Ordnung den Knoten der Verwirrung nur noch fester geschürzt. — Im übrigen ist die Erde natürlich vom Nile durchflossen und von einer Art Okeanos umspült, hinter dem noch andere Länder liegen. Desgleichen gibt es eine Unterwelt und ähnliche in ihrer Gestalt wenig feste Vorstellungen, in denen eine Beeinflussung von Osten her sehr wahrscheinlich ist.

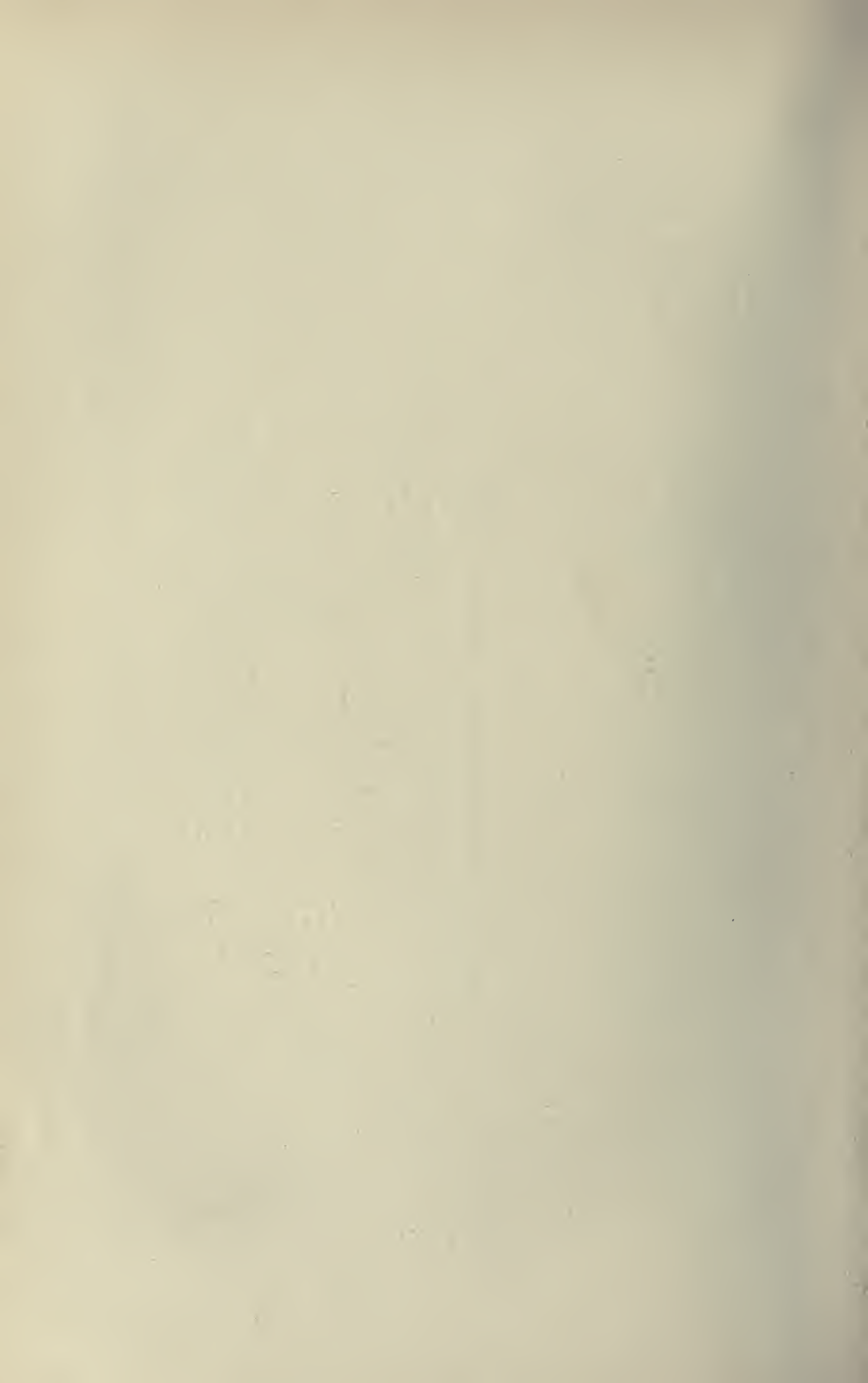
Afrikanisch oder gar „allgemein-menschlich" ist das alles nicht. Wohl aber kann man bei den Vorstellungen über allerlei Geister nicht recht sagen, wo sie ihren Ursprung nahmen.

Daß der Mensch eine Seele hat, ist uns auch ganz selbstverständlich. Und doch ist dem nicht so, denn der Buddhist hat keine, der Ägypter aber — hat mehrere.

Die wichtigste ist der Ka, der eigentlich noch wichtiger scheint als der Mensch selber. Der Ka ist eine Art geistiger Doppelgänger des Menschen, gewissermaßen die „Reinschrift", zu der der Mensch die Kladde darstellt. Natürlich lebt er nach dem Tode der Menschen weiter, ist unsere „Seele nach dem Tode", aber doch nicht ganz. Er hat Hunger und Durst und kann sonst alles Ungemach, aber auch alle Freuden erleiden. Möglicherweise hat er zu seinen menschlichen Verrichtungen nach dem Tode seinen Leichnam nötig, in den er immer wieder hinein fahren kann; zum mindesten aber freut es ihn, wenn er diesen, und darin sich selber, gut konserviert anfindet. Und darum wird die Leiche mumifiziert, in Sicherheit beigesetzt, mit Speise und Trank und Mitteln zur vergnüglichen Unterhaltung, sogar mit Schutzgöttern versehen, jenen vier blauen Figuren, die man massenhaft aus den Gräbern wieder gefördert hat. Solcher Ka mag manchmal nachträglich recht wunderliche Eindrücke vom



Ramsese II. vor der Göttin Sechmet. Aus dem Ramesseum (Theben).



menschlichen und ka-lichen Dasein bekommen haben. Was mag er dazu gesagt haben, wenn die bösen Franken seine Mumie zu Pulver zermahlen und als Arzneimittel Kranken eingegeben haben? Oder wenn man das Pulver mit Öl anrieb und als haltbaren Anstrich benützte? Denn so kawidrig verständnislos verfuhren die Nordländer, und niemand verrät uns, was in solchem Falle aus dem Ka werde! Kann er sterben? Muß er leben?

Die Rometu sind kein Denkervolk gewesen. Die Idee des Ka sieht eher aus, als wäre sie dem Volke von außen her aufgepfropft worden, halb verstanden, aber hochgeachtet. Sie ist die wahre Religionsidee des Ägyptertums, das Leben beherrschend vor dem Tode wie über ihn hinaus. Einen Einfluß auf die Moral aber, wie wir fast für selbstverständlich



Das Totengericht.

halten würden, hat diese Lehre nicht gehabt. Die Priesterschaft begnügte sich und das Volk mit einer Art von negativem Moralgesetze, indem sie 42 Todsünden aufstellte. Das geht aber den Ka nichts weiter an.

Vor das Totengericht kommt der Ba, wieder eine Seele, mit Vorliebe in Vogelgestalt gedacht. Wenn die Rometu eine Seelenwanderung kannten, dann knüpft sie wohl an den Ba an, denn es scheint, als ob der beim Gericht anwesende Affengott sie im Falle der Verurteilung in Schweinegestalt wieder auf die Erde triebe. Ursprünglich gab es noch eine Chowe-Seele und eine Sahu-Seele, die beide mit der Mumie mehr zu tun haben, dann einen Ka-ähnlichen Schatten und dergleichen, doch kam das später ab. Es war zunächst genug mit Ka und Ba.

Darstellungen des Totengerichtes vor dem großen Osiri finden sich sehr häufig auf Wandgemälden und Papyrusrollen und sind der Hauptsache nach alle ganz gleich, nur in unwesentlichen Nebendingen verschieden. Auf dem Bilde Seite 193 sehen wir links Osiri auf dem Throne sitzen. Vor ihm steht einn kleier Altar mit Blumen und Früchten.

Rechts wird die Seele des Verstorbenen durch Wahrheit und Gerechtigkeit — zweimal die Göttin Ma mit der Straußfeder — eingeführt. In der Mitte steht die Wage, auf welcher von Har und Anopu des Verstorbenen Herz (abgebildet als kleines Gefäß) mit Wahrheit und Gerechtigkeit (der Straußfeder auf der andern Wagschale) abgewogen wird. Dechowte (Dhuti) — der Gott der Schrift und der Wissenschaften — steht dabei und schreibt den Richterspruch auf. Hat der Verstorbene auf Erden nicht tugendhaft gelebt, so muß die Seele in einen neuen Körper fahren, ein zweites Leben durchmachen, und dieses wird so oft wiederholt, bis sie vollkommen gut und rein ist. Hatte sich ein Mensch sehr grober Sünden schuldig gemacht, so wurde seine Seele in einem Tierleib auf die Erde zurück geschickt, um da geläutert zu werden. War ein Mensch stolz und hoffärtig, so kam seine Seele in einen Hund, der gestoßen und getreten ward, und mußte so die Demut lernen. Vor dem Richter Osiri sitzt auf einem Eingangstor eine Hündin.

Die spätere Zeit glaubte, es sei ein Nilpferd, bestimmt, nach dem Richterspruche Osiris die Bösen zu verschlingen, und nannte das Tier den „Fresser des Amenti", der Unterwelt. Ja, man hat sogar ein Nilpferd mit Krokodilskopf heraus studiert. Mit diesem Glauben an ein Leben nach dem Tode hängt, wie wir schon sahen, die Entwickelung der ägyptischen Kunst enge zusammen. Nicht nur die Pyramiden, die Felsengräber und kunstvoll verzierten Särge nahmen ihren Ursprung aus diesem Glauben und dem Totenkulte, sondern auch die meisten der früher besprochenen Bildwerke, die Wandmalereien, entstammen den Wänden der Gräber. Eine der besten Darstellungen dieser Art ist ist im Grabe des Nefer-ronpet, Hohenpriester von Men-nofer, gefunden worden. Das uns erhaltene Stück, das heute eine Zierde der ägyptischen Abteilung der königlichen Museen zu Berlin bildet, zeigte in der oberen Reihe rechts die Mumie des Verstorbenen aufrecht stehend (vgl. das Bild Seite 242), von der wehklagend die Gattin Abschied nimmt. Hinter ihr sind Diener des Hauses dargestellt, welche die Lauben zum Totenschmause aufbauen, während sie gleichfalls, jeder in seiner Art, ihren Schmerz sich austoben lassen. Die untere Reihe gibt etwas unserem Leichenzuge Ähnliches wieder. An der Spitze sehen wir die beiden Söhne des Verstorbenen im Ausdrucke der leidenschaftlichsten Trauer, ihnen folgen in tiefem Ernste, würdevoll nachdenklich, die Kollegen und hohen Beamten der Bekanntschaft. Der erste ist der „königliche Schreiber, Erbfürst und General", ihm folgen die beiden Veziere von Ober- und Unterägypten. Dann kommen der Güter-



Leichenzug und Begräbnisfeier eines Hohenpriesters von Memphis.
Grabrelief im Königl. Museum zu Berlin.

vorsteher, der Schatzmeister und der Magazinverwalter, der General, der Kabinettvorsteher und der Vorsteher des Silberhauses. Die letzte Gestalt, die sich zu den folgenden Priestern umwendet, ist der Stadtkommandant von Men-nofer. Auch hier haben wir die Abstufung der Trauer (von rechts nach links), wie wir sie noch heute beobachten können.

Eine andere Art der Grabkunst stellen die so oft gefundenen Holzstatuen dar, die den Verstorbenen darstellen, wie er im Leben aussah. Die von uns wiedergegebene Doppelstatue des Amen-em-Opet und seiner Gattin befindet sich gleichfalls im Berliner Museum. Amen-em-Opet war Beamter und Schatzmeister der Totenstadt von Theben.

Wollten die Ägypter ihre Götter abbilden, so wäre dies hinsichtlich der menschlichen Götter ganz einfach gewesen, man brauchte sie nur recht getreu abzumalen. Doch erhoben sich hier zweierlei Schwierigkeiten. Erstens war die Porträtierkunst damals noch nicht sehr weit vorgeschritten, und außerdem wußte ja niemand, wie Osiri, Harueri, Set und Nebthi, die vor 25 000 Jahren gelebt haben sollten, ausgesehen hatten. Uns ergeht es ganz ähnlich, wenn wir Moses, Jesus, Paulus und andere große Männer der Vergangenheit abbilden wollen; wir kennen ihr Aussehen nicht, und selbst wenn es einem Altertumsforscher gelänge, eine alte Büste oder eine Abbildung eines solchen Mannes aufzutreiben, so wäre damit doch immer noch nicht geholfen. Denn der Beschauer, welchem unmöglich die Gesichter aller Helden, Weisen, Propheten und anderer Berühmtheiten der Vorzeit bekannt sein mögen, wüßte immer noch nicht, wen er vor sich hätte.

Wie helfen wir uns in solchem Falle? Wir zeichnen eine Figur, wie — nach unserer Vorstellung — der Betreffende etwa ausgesehen haben kann, und schreiben dazu, wer es sein soll. Wir malen z. B. einen alten Mann mit großem Barte, in altjüdischer Tracht, und schreiben darunter: Moses, oder Saul, oder Samuel — denn es kann jeder von ihnen sein, und ausgesehen hat keiner so.

Gerade so machten es die Ägypter auch; sie zeichneten einen Mann mit der Königskrone, gaben ihm in die linke Hand den königlichen Hirtenstab, in die rechte die Peitsche, und schrieben dazu: Das ist der große Osiri. Der Thron hieß Wos, das Auge Iri; man setzte zu dem Königsbilde also einen Thron und ein Auge, und jedermann las Wosiri. (Die Form Osiris ist ja nicht die altägyptische, sondern die durch die Griechen entstellte.)

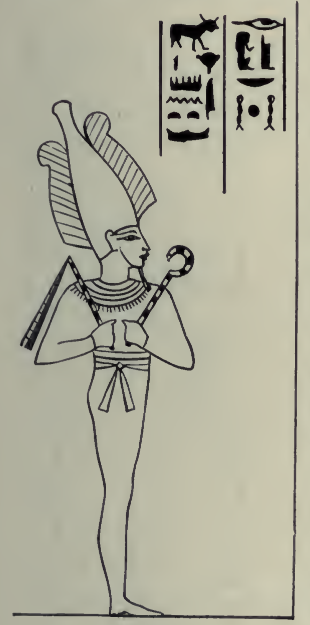
In nachstehendem Bilde trägt Osiri die weiße Krone von Oberägypten, rechts und links (nicht vorn und hinten) mit einer Straußfeder geschmückt, dem Buchstaben für Wahrheit und Gerechtigkeit und dem



Amen-em-Opet, ein Beamter aus Theben und seine Frau Hathor.
Holzstatuette im Königl. Museum zu Berlin.



Abzeichen der Göttin Ma. Wollte man Isi abbilden, so malte man eine Frau mit dem Kopfschmucke einer Königin, oder auch mit einer Krone, und schrieb ihren Namen dazu: Der Thron, der auch den Laut s ausdrücken konnte, gab den Konsonanten für den Namen Isi (Isis ist auch die griechisch entstellte Form); dann fügte man noch bei den Kreisabschnitt = T, Zeichen des weiblichen Geschlechtes, und ein Ei, welches ebenfalls dazu diente, weibliche Personen, namentlich Göttinnen, Königinnen und Prinzessinnen, zu bezeichnen. Auch setzte man kurzweg der weiblichen Figur nur einen Thron auf den Kopf, wie dies namentlich bei Statuetten geschah. Beides ist in nebenstehender Abbildung zu sehen.



Osiri.

Gerade so bildete man Nebthi (Nebthut) ab, nur war sie durch einen Hausplan mit darauf stehendem Becken, welch beides sie statt des Thrones auf dem Kopfe trug, oder nebst Kreisabschnitt und Ei neben sich stehen hatte, gekennzeichnet, das heißt: es stand ihr Name dazu geschrieben.

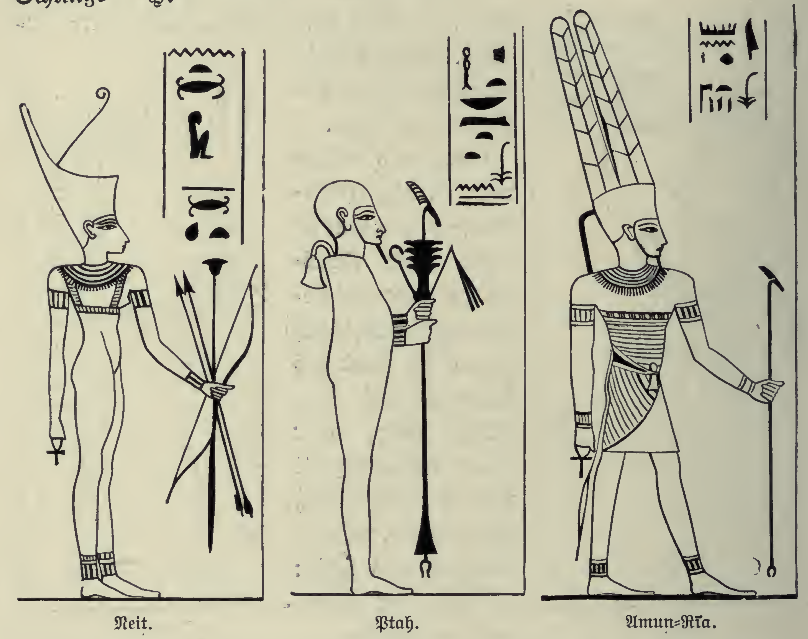


Isi.

Wie aber sollte man die anderen Götter darstellen, welche nicht Menschen waren? Himmel, Erde, Mond und Sonne hätte man noch in irgend einer verabredeten und allen verständlichen Art zeichnen und malen können, wie z. B. Har, der Welterleuchter, der am Himmel hinfliegende Gott Rīa, als geflügelte Scheibe abgebildet und über Eingängen von Tempeln und Palästen angebracht wird. Neït, der Urstoff, war weiblich, also malte man eine Frau und schrieb den Namen dazu, wie hier unten zu sehen ist. Die beigesetzten Hieroglyphen sind: N, T, Weberschiffchen, (das ebenfalls Net hieß), Frau, N, Weberschiffchen, T (weibliches Geschlecht bezeichnend), Ei. Der Name steht also dreimal da. Die Göttin trägt die rote Krone von Unterägypten; der Maler hätte ihr

eben so gut die von Oberägypten aufsetzen können, denn alles derartige ist vollkommen gleichgültig. Ebenso der schöne Halskragen, die bunten Rockträger, die Arm- und Beinringe und Waffen und Zepter in der Hand. Das Henkelkreuz in der Rechten heißt Anch = Leben, und wird nicht selten den Göttern in die Hand gegeben, ihr ewiges Leben anzudeuten. Wesentlich ist nur, daß die Figur eine Frau ist und ihr Name dabei steht.

Vor Neït steht hier Pt̔aḥ, Urfeuer, Wärme — es ist ein Mann, und oben liest man die Buchstaben: Quadrat = P, Kreisabschnitt = T, Schlinge = H.



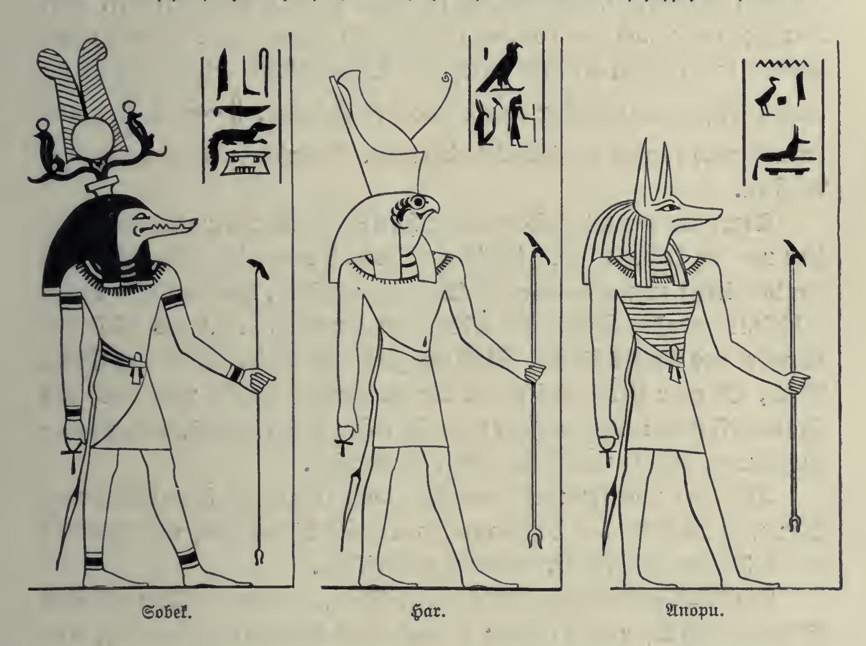
Neit. Ptah. Amun-Rīa.

Vor Ptah steht ein anderer Gott. Er trägt eine goldgelbe Krone mit zwei hohen Pfauenfedern, den künstlichen Bart, welcher mit einer Schnur an den Ohren befestigt ist, einen vielfarbigen Halskragen, kostbare Arm- und Beinringe, einen prachtvollen Brustpanzer, bunten Gürtel, gelbes Lendentuch (nach hinten) und weiße Schürze (nach vorn), Henkelkreuz und Zepter; die Hautfarbe ist hellblau. Dazu geschrieben ist „Amon — Rīa, Suten Neteru“, d. h. Amun — Ria, König der Götter.

Sehr oft kam es vor, daß man nicht die Namen hinschrieb, sondern nur ein Bild, durch welches man ein- für allemal einen bestimmten Gott bezeichnete, welches also gewissermaßen sein Symbol wurde. Bei einer männlichen Figur bedeutete der Ibis (Hib): das ist Chonsu, der Regler

des Monats, der Mond, Gott Ah; ein Krokodil: das ist Sobek; bei einer weiblichen bedeutet die Straußfeder: das ist Göttin Ma.

So also wurden die Götter dargestellt — gemalt und in Stein gemeißelt, und es ist dabei ganz einerlei, ob man die Namensbezeichnung neben oder oben auf dem Kopfe anbringt. Ja, es findet sich, daß der Kopf ganz weggelassen und statt seiner das Namenszeichen hingesetzt ist. Eine Menschenfigur, welche statt des Kopfes eine Straußfeder auf dem Rumpfe stehen hat, ist Ma; hat sie ein Weberschiffchen statt des



Sobek. Har. Anopu.

Kopfes, so ist sie Neït; eine Götterbildsäule mit einem Widderkopfe ist Gott Nef, mit einem Krokodilskopfe ist Gott Sobek u. s. f. Wenn man also solche Bilder und Statuen sieht, darf man nicht an einen Gott Krokodil oder Gott Widder, Gott Löwe, Gott Schlange denken, so wenig als irgend ein vernünftiger Mensch an eine Göttin Wasserbecken oder an eine Göttin Straußfeder denken wird. Wer vor einer weiblichen Bildsäule mit dem Kopfe einer Löwin opferte, der opferte der Göttin Sechmet; er dachte nicht an ein solches Zwittergeschöpf, auch nicht an einen Menschen, sondern an ein unfaßbares göttliches Wesen.

Wie wenig an ein Tier gedacht ist, geht schon daraus hervor, daß wir überall die Menschenfigur und menschliche, d. h. ägyptische Kleidung finden.

Die Bildsäule des Gottes Sobek und die hier (Seite 201) stehende Abbildung desselben Gottes tragen königlichen Hauptschmuck und das allgemein gebräuchliche Tuch um den Kopf. Man konnte sich doch kein so aufgeputztes Krokodil denken! Deutlich steht aber auch noch geschrieben [Hieroglyphen], und dann folgt noch einmal das Krokodil.

Neben Sobek steht Har (von uns gewöhnlich Horus genannt), der Sohn des großen Osiri. Er trägt hier die Doppelkrone von Oberägypten und Unterägypten und ist sogleich kenntlich an dem Sperberkopfe. Vor Har sehen wir noch den von den Griechen so genannten Anubis, einen Sohn der Nebthut, welcher durch den Schakalskopf gekennzeichnet ist; auch steht sein eigentlicher Name dabei geschrieben: [Hieroglyphen], und dazu ist noch einmal der Schakal abgemalt. Wahrscheinlich hieß der Gott Anōpu.

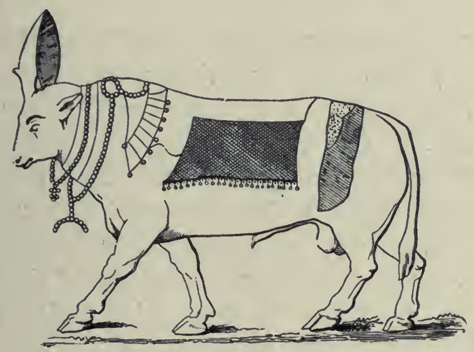
Statt der gemalten Sinnbilder hielten die Ägypter auch zuweilen hier und da lebendige. Statt ein Krokodil oder einen Menschen mit Krokodilskopf zu malen oder in Stein zu meißeln, hielten sie in einem geschützten großen Becken ein lebendiges Krokodil, d. h.: das lebendige Symbol des Gottes Sobek. Statt nun vor dem großen Bilde des Sobek Milch, Öl oder Wein auf den Altar zu gießen, konnte man auch das Krokodil füttern; das war aber keine Verehrung des Tieres, sondern eine Huldigung, welche man dem Gotte darbrachte.

Auch bei uns kommen zuweilen noch lebendige Sinnbilder vor. Hier und da wird bei Osterprozessionen ein Lämmchen, mit Blumen und Bändern geschmückt, lebendig mitgeführt.

Am bekanntesten war der schwarze Stier, den man in Memphis als Sinnbild des Osirihapi hielt; er ward auch selbst Hapi genannt, welchen Namen dann die Griechen in Apis verwandelten. Schon aus diesem Namen sieht man, daß es sich hier um kein Tier, sondern um ein Sinnbild handelte.

Übrigens ist es ganz natürlich, daß nicht jeder aus dem Volke imstande war, die Religion der Priester in ihrer Reinheit aufzufassen, daß hier und da mancher Aberglaube sich geltend machte, und daß dieser und jener nicht fähig war, in den Geist einzudringen, sondern an der Form hängen blieb; ebenso ist nicht zu verwundern, daß bei dem gemeinen Volke die eigentliche Bedeutung, der Sinn mancher Feierlichkeit vergessen und der Gebrauch ohne Sinn und Verständnis nur dem Herkommen gemäß mitgemacht wurde. Eine Vergleichung mit den Verhältnissen und Zuständen unserer Gegenwart soll alles deutlicher machen.

Hier liegt eine Bäuerin im Gebete auf den Knien vor einer Bildsäule der heiligen Maria und bittet um die Genesung des kranken Kindes. Und auf daß ihr Gebet sicherer erhört werde, verspricht sie der Mutter Gottes zwei große Wachskerzen und eine neue Krone. Das ist also schon eine Verwechselung des Bildes mit dem, was es darstellen soll; denn die Wachskerzen und die Krone schmücken nur das Bild. Aber noch mehr! Wenn das Gebet vor der Maria am See nicht hilft, geht die Mutter des kranken Kindes zur Maria vom Berg und klagt dieser ihr Leid. Hier ist also unwiderleglich klar, daß das steinerne Bild angebetet wird und nicht eine und dieselbe Mutter Gottes, im Bilde dargestellt am See und auf dem Berge.



Hapi (nach einer Bronze-Statuette).

Gerade ebenso war es in Qemet. Dem gemeinen Volke ging manche Bedeutung verloren, und dieser und jener, der in Unwissenheit aufgewachsen war, kam wohl und opferte der heiligen Schlange und dachte gar nicht daran und wußte nicht einmal, daß diese nur das Sinnbild des viereinigen, unerschaffenen Amon ist. Die Fremden aber, welche nach Ägypten kamen, verstanden natürlich den Sinn der Verehrung der Tiere gar nicht; sie wußten nur, was sie mit ihren Augen sahen, und so entstand die Ansicht, die Religion der Ägypter sei überhaupt nur ein roher Tierdienst gewesen.

Und wie auch heutzutage ein Hülfsbedürftiger von einem Heiligenbilde Wunder verlangt und das wunderbegierige Volk tausenderlei zu erzählen weiß, daß hier und da der Heilige in Wirklichkeit geholfen, Blinde sehend und Lahme gehend gemacht habe, obwohl jeder Vernünftige weiß, daß es nicht wahr ist, weil es nicht wahr sein kann — gerade so verlangte das niedere Volk in Qemet nicht nur Wunder von Hapi, sondern es wußte auch viele Beispiele anzuführen, wo er die Gebete

erhört hatte, obwohl auch da jeder Gebildete wußte, daß das Aberglaube sei. Man stellte dem Tiere eine Frage und warf ihm Futter vor; fraß es, so war das eine bejahende oder günstige Antwort: nahm es aber nichts, so war die Antwort verneinend oder ungünstig. Ebenso brachte man Bitten vor das Tier. „O Hapi", fleht eine Mutter, „mein Kind ist krank, keine Kunst kann ihm die Gesundheit wiedergeben; so hilf du ihm!" Mit diesen Worten wirft sie dem Tiere sein Lieblingsfutter vor. Der Stier beriecht die Speise und läßt sie sich wohl schmecken. Getröstet geht die Mutter nach Hause; sie hat ja ein günstiges Zeichen bekommen. Stirbt der Knabe aber dennoch — so ist Hapi nicht daran schuld; es ist dann irgend etwas versehen worden, denn auf Hapi kann man sich verlassen.

Dem Stiere Hapi wurde unter allen als Göttersymbolen gehaltenen Tieren (Schlange, Katze, Krokodil usw.) am meisten abergläubische Verehrung gezollt, und das hing mit einer Einrichtung der Zeitrechnung zusammen. Alle 25 Jahre hatte der Mond an demselben Tage des Jahres von 365 Tagen in derselben Stunde wieder dieselbe Gestalt. Daher begannen die Ägypter alle 25 Jahre einen neuen Abschnitt in ihrer Zeitrechnung, und um diesen Anfang einer neuen Periode öffentlich kund zu tun, wurde alle 25 Jahre ein neuer Hapi eingeführt. Wenn der alte nicht schon gestorben war, wurde er jetzt getötet, und ein neues Tier, das die Priester natürlich schon vorher ausgesucht hatten, wurde unter vielen Feierlichkeiten in den ihm bestimmten Tempelraum gebracht, der alte Hapi aber ward einbalsamiert und in einem großen Felsengrabe beigesetzt. (Siehe Serapeum S. 35 und 38.) Zum Hapi wurde stets ein schwarzer Stier mit weißer Blässe (d. h. einem Flecken, etwa in Gestalt eines umgekehrten Dreiecks) auf der Stirn gewählt. Wenn griechische Schriftsteller von 29 Kennzeichen erzählen, die der Hapi habe an sich tragen müssen, so gehört das zu den zahllosen Fabeln, die meist aus Mißverständnissen entsprangen und die wohl auch absichtlich griechischen Reisenden aufgetischt wurden.

In vielen christlichen Kirchen sehen wir eine Taube an der Decke, an der Kanzel oder am Altare angebracht—geschnitzt, gemalt oder vergoldet. Wer dürfte aber um deswillen sagen, der Gott der Christen habe Vogelsgestalt? Die Taube soll eben den heiligen Geist bedeuten. — — Wer kennt nicht das Osterlämmchen? Gemalt oder in Stein gehauen kommt es tausendmal in Kirchen und Kapellen vor. Darf aber jemand den Christen vorhalten, dieses Tier sei ihr Gott? Und selbst, wenn eine gläubige Seele vor dem Osterlämmchen niederkniet und Herz und Hand im

Gebet erhebt, betet sie doch nicht das Tier an, sondern ihren Heiland, den Stifter ihrer Religion, der hier sinnbildlich unter der Gestalt eines Lammes dargestellt ist. Gerade so und nicht anders verhält es sich mit den ägyptischen tiergestaltigen Götterbildern, sie wurden durchaus nicht als Tiere behandelt. So hat z. B. der Löwensphinx oft das gewöhnliche Kopftuch der Ägypter übergehängt, ja auch zuweilen den gebräuchlichen Halskragen umgelegt — ein Beweis, daß niemand dabei an einen wirklichen Löwen dachte. So sehen wir auch, wenn unser Osterlämmchen eine Fahne trägt, daß es sich hier um kein wirkliches Lamm handelt. Manchmal zeigt der Löwensphinx auch ein Menschengesicht (wie S. 75 77 und 79); es kann aber auch hier nicht von einem Tiere, sondern nur von der Personifizierung einer Gottheit die Rede sein.

Die Sphinxe sind viel mißverstanden worden. Man sagte: „Der Löwenkörper bedeutet die Stärke, das Menschenhaupt die Weisheit"; man nannte das hinten herunterhängende Kopftuch einen Schleier und fabelte von Geheimnis und verborgener Weisheit; die Griechen ahmten die Sphinxe ohne jegliches Verständnis nach, setzten sie aber, während die ägyptischen lagen, gaben ihnen schöne Mädchengesichter und mächtige Flügel. Auch bei uns werden noch Sphinxe dargestellt, denen man dann wohl zuweilen ein Tuch über das Haupt gibt, so daß von dem Kopfe gar nichts zu sehen ist, eben weil man ein Geheimnis durch sie andeuten will. Nichts von alledem war bei den ägyptischen Sphinxen — sie waren Widder, manchmal mit vergoldeter Sonnenscheibe auf dem Kopfe, seltener kamen sie als Löwen, nur zum Teile mit dem Menschengesichter.

Bei der Gottesverehrung der Ägypter spielten die öffentlichen, alljährlich wiederkehrenden Feste mit ihren großartigen Aufzügen eine wichtige Rolle. Herodotos erzählt uns aus eigener Anschauung mancherlei darüber und meint, Festversammlungen, Aufzüge und Altarbesuche seien überhaupt unter allen Menschen zuerst von den Ägyptern angestellt worden; die Griechen hätten dergleichen erst von jenen gelernt. Zu dem großen Feste in Pibast (Bubastis) kamen die Teilnehmer auf Flößen zahlreich, Männer, Weiber und Kinder, von der Südgrenze des Landes her gefahren. Wo man an einer Stadt vorbeikam, wurde Halt gemacht, die Bewohner des Ortes schlossen sich, insofern sie an dem Feste teilnehmen wollten, mit ihren Flößen an, und so wuchs der Zug von Tag zu Tage und brachte schließlich Hunderttausende in die Festesstadt. Nun denke man sich das Leben auf dem Flusse! Musik ertönt, es wird

gesungen, geklappert, getanzt; so oft man anlegt, gesellen sich neue Teilnehmer der Festfahrt zu, und so geht es wochenlang Tag für Tag. Der Zug der Auswärtigen soll, ohne die Kinder, bei solchen Festen siebenmalhunderttausend betragen haben, bei den großartigen Opferungen und Festgelagen aber mehr Wein verbraucht worden sein als sonst das ganze Jahr.

Bei dem großen Feste in Sai (Saïs S. 40) war in der heiligen Nacht die ganze Stadt erleuchtet. Rund um die Häuser brannten die Lampen, d. h. auf hohen Gestellen stehende Schalen mit Salz und Öl, in welches oben der Docht gelegt war. Das Volk strömte durch die Straßen; Besuche, Gastmähler, Musikaufführungen, Schaustellungen jeder Art wechselten mit einander während der Festzeit ab, und wer nicht von Hause wegkonnte, wem es nicht vergönnt war, das Lampenfest dort mit zu feiern, wo es lokal begründet war, der feierte es, so gut er konnte, daheim mit und illuminierte sein Haus, seinen Garten, so daß, wie Herodotos sagt, in dieser Nacht ganz Ägypten erleuchtet war.

* * *

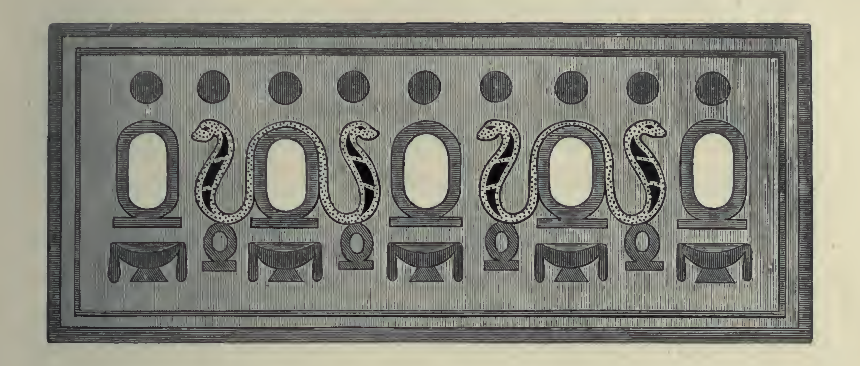
Die Priester bildeten in Ägypten die Klasse der Gelehrten und hatten nicht alle mit dem Gottesdienste zu tun. Einzelne besorgten die eigentlichen Opfer und Räucherungen, andere die Musik bei Tempelfesten und feierlichen Aufzügen, noch andere die niederen Geschäfte — sie trugen bei Prozessionen die Bildsäule des Gottes, hielten die verschiedenen Räume des Tempels rein, desgleichen die Opfergefäße und Räucherbecken usw. Zur Klasse der Priester gehörten aber auch die Astronomen und Sterndeuter, Geschichtschreiber, Philosophen, Ärzte und Einbalsamierer, Mathematiker und Feldmesser; sie waren die Männer der Gesetzgebung, Finanzverwaltung, die Richter usw. und bekleideten alle öffentlichen Staatsämter.

Auch ihr spezieller Beruf ging vom Vater auf den Sohn über. Alle Erfahrung, welche z. B. ein Arzt oder ein Einbalsamierer in seinem Berufe während einer langjährigen Praxis gemacht, kam direkt und unverkürzt an seinen Sohn. Daraus erklärt es sich auch, daß die Ägypter in einzelnen Wissenschaften, wie beispielsweise in der Astronomie, so weit vorgeschritten waren; der Sohn war auch im Wissen der Erbe seines Vaters.

II.

Sagen und Geschichtliches.





Osiri und Isi.

Vor vielen tausend Jahren war Qemet noch nicht der herrliche Paradiesgarten, prangend im Schmucke üppigster Vegetation und bevölkert von Millionen glücklicher Bewohner; der Boden war zum größten Teile noch unangebaut, die Menschen waren roh und wild und nährten sich von Schilf, Gras, Fischen, Seetieren und Menschenfleisch.

Aber es sollte anders werden, so war es beschlossen.

Eines Tages, so erzählt die Sage, vernahm man eine Stimme aus der Höhe, die verkündete laut: „Der Herr der Welt tritt hervor an das Licht!" Und aus dem Tempel des Gottes Amon tönte es von unsichtbaren Lippen gesprochen: „Der große König Osiri ist geboren!"

Und wohl verdiente dieser solche Verkündigung, denn er wurde der größeste Wohltäter seines Volkes. Unermüdet zog er im Lande umher, lehrte die Menschen Ackerbau und Viehzucht und gewöhnte sie an mildere Sitten, erfand den Pflug und führte den Obstbau und die Kultur des Ölbaums ein, lehrte die Bereitung des Weines und des Bieres, die Benutzung des Öles zur Beleuchtung und zum Backen, gründete Städte, führte Gesetze ein, errichtete Werkstätten, in denen Waffen zur Bekämpfung wilder Tiere und Geräte zur Bearbeitung des Bodens angefertigt wurden, und ward der Erfinder des Gesanges und der Musik.

Ihm treu zur Seite stand seine Gemahlin Isi. Unter den wilden Pflanzen des Feldes fand sie Weizen und Gerste, lehrte die Menschen den Getreidebau, und Osiri erfand das Brotbacken. Auch das Lieblingsinstrument der Rometu, das Seszescht (von den Römern Sistrum genannt, eine Art Triangel, siehe S. 211), ist eine Erfindung der Isi. Beide mit einander vereinigt, König und Königin, ließen das Volk den

ersten Schritt zur Gesittung tun, machten der Menschen Sitten milder und ihr Leben schöner.

Bald dehnte sich eine kleine Stadt um den Amontempel aus, schmückte sich mit Tempeln und Palästen und wuchs mit der Zeit empor zur herrlichen Hauptstadt des Landes, und mit ihr gedieh und erblühte ganz Qemet in reichstem Segen.

Da ließ eines Tages der König seine Gemahlin, seinen Sohn Hār und seinen Bruder Set vor sich kommen und sprach: „Ihr seht, mein Volk ist glücklich und bedarf meiner persönlichen Anwesenheit nicht mehr; so will ich denn hinaus ziehen, auch anderen Völkern zu bringen, was sie gut und glücklich macht. Du, meine Isi, bist die Königin des Landes und bekleidest die höchste Würde während meiner Abwesenheit; aber auf deine Schultern, mein Bruder Set, lege ich die ganze Last der Regierung und die Sorge für mein Weib und mein Kind. Tu also, daß du ehrlich vor mir bestehest, wenn ich dereinst wiederkehre!"

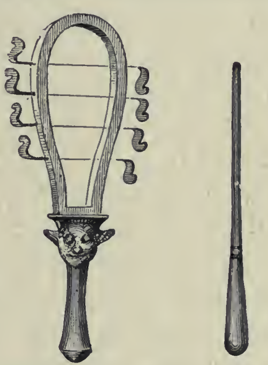
Darauf versammelte er tüchtige Handwerker und Ackersleute, Krieger, Musiker und Sänger um sich und zog mit diesem bunten Heere zuerst nach Kōsch, dem südlichen Nachbarlande. Hier ließ er große Dämme errichten, den Lauf des Flusses zu regeln, und die Einwohner durch seine mitgebrachten Ägypter in Ackerbau und Viehzucht, Gewerken und Künsten unterrichten. Von Kosch ging er nach Arabien, von da nach Syrien, und wohin er kam, brachte er Ordnung, Gesetz und Recht mit, überall machte er die Menschen glücklicher und besser. Darum ward er mit seinen Begleitern fast allerorten freudig empfangen und mit Jubel begrüßt. Sein Ruhm eilte ihm voraus und ebnete ihm die Pfade; nur hier und da war er genötigt, sich den Weg mit der Schärfe des Schwertes zu bahnen. Nirgends vertrieb er die eingeborenen Könige, nirgends erzwang er Steuern und Tribut; er kam, unterrichtete und belehrte die Völker, pflanzte Weinstöcke und Ölbäume, ließ da und dort auch wohl nach Bedürfnis einige von seinen erfahrenen Begleitern zurück, dann zog er weiter.

So verging Jahr auf Jahr, und an den Ufern des Nils tauchte allmählich die Sorge auf, ob der so innig Verehrte wohl je wiederkehren werde. Set wurde rücksichtsloser gegen Isi, herrschte in unumschränkter und willkürlicher Weise und machte Miene, die Krone ganz für sich zu behalten, statt sie — wenn Osiri nicht wiederkehren sollte — an dessen Sohn Hār zu übergeben, wie das Gesetz befahl. Um sich aber das Gelingen seines schlechten Planes zu sichern, um nötigenfalls der Gewalt mit Gewalt begegnen zu können, warb er sich mit großem Geschick eine

mächtige Partei im Lande, deren Wohl und Wehe von ihm allein abhing. Menschen, die unter seinem Bruder nicht zu dem geringsten Hof- oder Staatsdienste gekommen wären, setzte er in Amt und Würden ein. „Ich will's mit euch versuchen", sagte er. „Freilich, wenn mein Bruder zurückkehrt, dann ist's vorbei mit euch." Solchen, die keines Vertrauens würdig waren, gab er Stellen, in welchen sie leicht veruntreuen konnten. Erfuhr er dann einen Betrug, so sprach er: „Ich will euch verzeihen; aber wehe euch, wenn Osiri etwas davon erfährt!"

Auf diese Weise bildete er sich nach und nach einen Anhang, der bereit war, alles für ihn zu tun; denn jeder fühlte: wenn Set stürzt, so stürzen wir alle; wenn er heute die Regierung an Osiri oder an Hār übergibt, so ist es in wenigen Wochen mit unserer Herrlichkeit für immer vorbei.

Jetzt war Set sicher, daß ihn alle seine Freunde gegen die Ansprüche seines Neffen mit voller Ergebenheit verteidigen würden, und er sah getrostes Mutes der Nachricht von dem Tode seines Bruders entgegen.


Seszescht oder Sistrum (s. S. 209).

Daß dieser je zurückkommen werde, wagte außer der treuen Isi in Qemet vielleicht niemand mehr zu hoffen, denn es waren schon viele Jahre verflossen, ohne daß man auch nur das Geringste von dem guten Könige erfahren hätte.

Da, ganz plötzlich, verbreitete sich die Nachricht: „Der König ist heimgekehrt; er ist schon gelandet!" Mit Windesschnelligkeit flog die freudige Botschaft durch das ganze Land; einer rief sie dem andern zu; Freude und Jubel erschallte aller Orten. Man bereitete Feste vor für den feierlichen Einzug des Allgeliebten; jedes andere Geschäft wurde vergessen; denn nur ein Gefühl belebte aller Herzen, das der lebhaftesten Freude über das unerwartete Erscheinen des längst Totgeglaubten.

Osiris Reise vom Meere bis zur Hauptstadt war ein ununterbrochener Triumphzug; auf blumenbestreuten Pfaden zog er in Niu-Amon ein. Alles jauchzte; von allen Seiten ertönte der Jubelruf: „Heil unserem Vater! Heil dem großen Osiri!"

Set merkte nun wohl, daß sein Stündlein gekommen. Die Herrlichkeit des Regierens war vorbei, und die Ehre, welche man ihm bisher aus Furcht erwiesen hatte, konnte leicht in offene Verachtung, ja Beschimpfung umschlagen. Auch er eilte seinem Bruder entgegen und wünschte

ihm heuchlerisch Glück zu der frohen Wiederkehr; aber noch an demselben Tage versammelte er seine Genossen um sich und sprach zu ihnen: „Liebe Freunde, ihr habt gesehen und gehört, in welchen Freudentaumel die Rückkehr meines Bruders ganz Qemet versetzt hat. Wir sind wohl die einzigen, welche nicht aufrichtig mit einstimmen können in den Jubelruf, denn was uns bevorsteht, ist nichts Gutes. Ich weiß nur zu wohl, daß ich aus Freundschaft für euch manchmal nachsichtig war, und daß ihr euch vieles erlaubt habt, was nur meine Liebe zu euch übersehen konnte. Das ist nun vorbei! Osiri wird ein strenges Gericht halten. — Und doch ist mir nicht bange meinetwegen, denn ich bin sein Bruder. Aber wenn ich bedenke, daß meine Freunde ihrer Würden und Ämter entsetzt, öffentlich entehrt, vielleicht zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in die Bergwerke geschickt werden sollen — dann blutet mir das Herz. Seht, wenn ich daran denke, dann möchte ich wünschen: Wäre der König doch nie, nie zurückgekommen!"

Da umringten ihn alle seine Anhänger und drangen in ihn: „Was sollen wir tun? Rat du uns! Hilf uns!"

„Ich weiß es nicht!" rief Set in dem Tone der Verzweiflung. „Laßt mich! Es gibt kein Mittel; — ihr seid alle verloren."

Nun ward viel hin und her gesprochen und beratschlagt, jeder Plan aber alsbald wieder verworfen, denn Set blieb dabei: „Alles ist vergebens; der König ist streng und unerbittlich."

„So wollen wir hingehen", rief endlich einer in Verzweiflung, „wollen uns dem Könige zu Füßen werfen und ihm alles bekennen. Vielleicht sieht er gnädig auf unsere Reue und vergibt uns."

„Feiger Tor!" sprach Set verächtlich. „Kannst du deine Stunde nicht abwarten? Willst du dich vor der Zeit dem Rächer ausliefern? Kann denn Osiri nicht vielleicht noch vorher sterben? Dann seid ihr von aller Schuld und Strafe frei."

Stolz verließ Set den Saal. Betroffen blickten die Umstehenden einander an. Ja, wenn der König in den nächsten Tagen stürbe, dann wäre ihnen allen geholfen. Still ging jeder heim und überdachte das Wort in seinem Innern. Am nächsten Tage und am folgenden wurde viel gelaufen, hierhin und dorthin, viel im geheimen gesprochen mit diesem und jenem, und ehe die Sonne noch dreimal aufgegangen war über den östlichen Bergen, war der verderbliche Bund geschlossen: Set und zweiundsiebzig Genossen hatten einander zugeschworen, den König umzubringen; dann sollte Isi mit ihrem Sohne entfernt, verbannt und Set förmlich zum Könige ausgerufen werden.

Fest auf Fest folgte in Niu-Amon; Osiri verblieb nur wenig Zeit, sich um die Regierung zu bekümmern. Sogar die Königin Aso kam von Kosch hergereist, den Allverehrten in seiner Hauptstadt zu begrüßen.

Set hatte unterdessen bei passender Gelegenheit die Höhe seines Bruders gemessen und den schönsten Sarg gekauft, welcher genau diese Länge hatte. Den rechten Sarg zu finden, war nicht schwer, denn es gab der Sargniederlagen in Theben viele. Der Ägypter beschäftigte sich, wie wir wissen, oft mit dem Gedanken an seinen Tod, und wer es konnte, kaufte sich bei Lebzeiten seinen Sarg, ließ ihn sich nach Gefallen ausschmücken und eben so sein Grab, die „ewige Wohnung" genannt. Ein schöner Sarg war eine Gabe, die am Geburtstage oder bei jedem andern Feste mit freudigstem Danke von jedermann angenommen wurde. Set ließ nun den erkauften Sarg noch auf das Reichste mit Gold, Elfenbein, eingelegtem Holze, mit Schnitzwerk und Malereien verzieren und dann in sein Haus bringen.

Bald darauf nahm die Königin Aso Abschied und reiste, eine kleine Strecke von Isi begleitet, nach Kosch zurück. Isi aber kehrte nicht sogleich wieder heim, sondern hielt sich noch eine Zeit lang in Kobt auf, einer Stadt, die etwa sechs Meilen unterhalb Thebens am Nil lag (s. S. 26).

Während ihrer Abwesenheit lud Set seinen Bruder und die Großen des Reiches zu einem Festmahle ein, mit welchem auch er die Wiederkehr des Vielgeliebten feiern wollte. Bei diesem Mahle fanden sich auch sämtliche zweiundsiebzig Verschworene ein. Man saß zechend und scherzend bis spät in die Nacht beisammen; wollte sich einer der Gäste entfernen, so entließ ihn Set, wenn es keiner der Verschworenen war; Osiri aber ward stets durch die dringendsten Bitten zurück gehalten. Endlich war niemand mehr anwesend, der das Verbrechen hätte stören können.

„Ich möchte", sprach Set, „euch gerne ein bleibendes Andenken geben an diesen schönen Tag, an welchem es mir nach so langer, langer Trennung wieder einmal vergönnt war, meinen teuren Bruder zu bewirten. Seht", fuhr er fort und führte die Gesellschaft in einen anstoßenden Saal, „hier habe ich einen Sarg anfertigen lassen, der gewiß jedem von euch Freude machen wird. Wohlan, ihr sollt darum losen, und wer der Glückliche ist, der mag ihn nehmen als Erinnerung an das heutige Fest."

Alle traten hinzu, bewunderten nicht nur die Kostbarkeit der Gabe, sondern auch die herrliche Arbeit; Set holte elfenbeinerne Würfel herbei, und nun versuchte einer nach dem andern sein Glück. Die Gewinnenden waren diejenigen, welche mit beiden Würfeln die gleiche Zahl von Augen

warfen. Es mußten also alle Zweiundsiebzig würfeln und dann diejenigen, welche — wie wir sagen — einen Pasch getroffen, nochmals ihr Glück gegen einander versuchen, bis zuletzt nur noch einer einen Pasch warf. Das war die gewöhnlichste Art in Ägypten, etwas zu verlosen, und war allerdings bei einer Gesellschaft von 72 Personen sehr langweilig; aber wann waren auch so viele beisammen? Wenn ihrer sechs oder sieben zusammen waren, so traf vielleicht schon bei dem ersten Gange nur ein einziger mit beiden Würfeln eine gleiche Augenzahl, und das Los hatte schnell entschieden.

„Haltet!“ rief nach einigen Minuten einer der Mitspielenden. „Es ist doch töricht, dem blinden Zufalle die Entscheidung zu überlassen. Wie, wenn einer den Sarg gewinnt, der ihn gar nicht gebrauchen kann? Es wäre doch schade, wenn er unbenutzt bleiben sollte. Ich schlage euch eine andere Art der Entscheidung vor, die nicht minder unparteiisch ist. Versuchen wir's, wem der Sarg paßt, und der bekomme ihn. Wem die Natur zufälliger Weise die rechte Größe gegeben hat, der soll der Glückliche sein.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und einer nach dem andern stieg in den Sarg, alle drängten sich herbei; aber er paßte keinem. Natürlich! Es war ja vorher verabredet, daß nur diejenigen den Versuch machen sollten, welche sehr merklich zu klein oder zu groß waren. Aber anscheinend drängten sich alle begierig hinzu, bis endlich wieder einer mahnend die Stimme erhob und mit dem Tone der Zurechtweisung in das Getümmel hinein rief: „Aber ihr Freunde, mir will es scheinen, als gebühre dem Könige doch der Vorrang.“ „Ja, ja“, ertönte es von allen Seiten, „der König soll's zuerst versuchen!“ Und bescheiden trat jeder zurück. Osiri stieg ein, legte sich — da sprangen die Verräter hinzu, warfen den Deckel auf den Sarg, schlugen die bereit gehaltenen Nägel ein, gossen noch siedendes Blei nach — kein Mensch vermochte den Sarg mehr zu öffnen. Das war am 17. des Monats Athyr, im 28. Regierungsjahre des großen Osiri.

Noch in derselben Nacht trugen die Verschworenen den Sarg an den Nil, warfen ihn ins Wasser und kehrten einzeln und auf verschiedenen Wegen nach ihren Wohnungen zurück. Am andern Morgen vermißte man den König und fragte zuerst bei Set nach ihm. Dieser stellte sich höchlichst erstaunt und versicherte, sein Bruder sei gesund und wohlgemut um Mitternacht von ihm weggegangen; erbot sich jedoch, sogleich Erkundigungen bei den übrigen Festgenossen einzuziehen. Alsbald wurde auch ein Eilbote nach Kobt gesandt, die Königin von dem Vorgefallenen

zu benachrichtigen. Noch an demselben Tage kam Isi an. Ihr Jammern und Klagen, ihre Tränen vermehrten noch die allgemeine Aufregung. Mit Blitzesschnelle hatte sich ja in der Hauptstadt und von dieser aus nach allen Winden die Trauerbotschaft verbreitet: „Der König ist verschwunden.“ Allen war es, als hätten sie einen lieben Vater, einen treuen Bruder, einen teuren Anverwandten verloren; die Wehklage erscholl in jedem Hause. Aber mit der Trauer vereinigte sich die Entrüstung, der Ruf nach Rache; denn das war allen klar, daß hier ein dunkles Geheimnis, vielleicht ein scheußliches Verbrechen vorliege. Wäre Osiri bei der Heimkehr von dem Festmahle eines plötzlichen Todes gestorben, so hätten ihn seine Begleiter doch nach dem Palaste gebracht; ja, hätte er sich selbst — was nicht anzunehmen — ganz allein auf dem Rückwege nach seiner Wohnung befunden — den Leichnam würde man doch haben finden müssen. Er war also absichtlich von bösen Menschen weggeschafft worden. Wer konnten diese Schändlichen sein? Wer in ganz Qemet konnte Vorteil von dem Tode des vielgeliebten Königs ziehen?

Von nichts anderem sprach man, an nichts anderes dachte man, als an das rätselhafte Verschwinden des Königs, und mit der größten Energie bemühte sich jedermann, das unzweifelhafte Verbrechen zu enthüllen. Jeder teilte hier und dort seine Gedanken mit und ließ sich die Vermutungen der anderen sagen. Der Verdacht bekam eine bestimmte Richtung, und bald waren alle auf der rechten Spur.

Set heuchelte die tiefste Betrübnis; aber die argwohnvollen Blicke der trauernden Königin machten ihn befangen, vor ihrem Scharfblicke bangte ihm; die tausend Fragen, welche von allen Seiten an ihn gestellt wurden, brachten ihn in Verlegenheit. Er beurlaubte sich, denn — — er hatte eine große Jagd veranstaltet, die sich nicht leicht verschieben lasse. So ging er weiterem Verhöre aus dem Wege; sechsundzwanzig seiner Genossen begleiteten ihn, die übrigen mußten in der Hauptstadt zurückbleiben, um zu beobachten, was da vorgehe.

Der Sarg schwamm unterdessen den Nil hinunter und blieb endlich im dichten Schilfe des Ufers sitzen.

Das Nilschilf, welches wir Papyrus nennen, wurde von den Griechen Byblos genannt. Erzählte nun ein griechischer Schriftsteller, der Sarg sei den Nil hinab geschwommen und in Byblos (d. h. im Papyrusschilfe) wieder gefunden worden, so konnte der Leser wohl mißverstehen: in der Stadt Byblos. Auf diese Weise ist vielleicht die mit sonderbaren Ausschmückungen verzierte Erzählung bei Plutarchos entstanden, der Sarg sei bis zur Stadt Byblos in Phoinikien geschwommen. — Es

fand sich übrigens in Unterägypten selbst ein am Meere liegender Ort, dessen Namen die Griechen ebenfalls Byblos aussprachen, und eine gleichbenannte Nilinsel bei Sai. — Ägyptische Nachrichten über das Leben Osiri's sind bis jetzt nicht aufgefunden worden.

In dem Schilfe sahen am Wasser spielende Kinder die prächtige Kiste, erzählten ihren Eltern davon, und alsbald wurde Nachricht nach Theben geschickt. Isi eilte herbei, ließ den Deckel sprengen und erkannte ihren unglücklichen Gemahl. Laut weinend stürzte sie über die Leiche. Entsetzen ergriff alle Umstehenden.

Die Königin reiste nun mit dem Sarge, der ihre Liebe barg, ab. Da sie aber nicht weit von Wōti war, wo ihr Sohn Har erzogen wurde, beschloß sie, diesen — jetzt ihr einziges Gut — zu besuchen. Der Sarg wurde in dem Dickicht eines Waldes verborgen, und Isi eilte, ihr geliebtes Kind an das Herz zu drücken.

Unglücklicherweise aber kam Set bei dem Umherstreifen auf seiner Jagd an den heimlichen Ort und fand hier die Leiche seines Bruders wieder, die er längst im Meere glaubte. Sogleich rief er seine Genossen zusammen. „Seht her!“ sprach er. „Der Leichnam des Königs ist gefunden! Wehe uns! Jetzt kann uns nur unverbrüchliches Zusammenhalten retten, Treue in Not und Tod und festes, entschiedenes Handeln.“ Damit zog er sein Schwert, zerteilte die Leiche in kleine Stücke, gab jeden seiner Schuldgenossen eins davon und sagte: „Das ist das Siegel unseres Bundes auf Leben und Tod. — Nun geht hin, suchet eure Freunde auf, dinget, werbet, teilet Waffen aus; jetzt müssen wir ein Heer rüsten und der Gewalt mit Gewalt entgegen treten.“

Die Verschworenen zerstreuten die ihnen überlieferten Stücke des Leichnams in die Umgegend und zogen dann umher, unter lockenden Versprechungen Teilnehmer für ihre Pläne zu werben.

Als Isi von Woti (dem Butos der Griechen) zurückkam, fand sie zu ihrem großen Schrecken den Sarg leer. Trostlos irrte sie umher, den Toten zu suchen; siehe, da fand sie eine abgehauene Hand. Verzweiflungsvoll nahm sie diese Reliquie zu sich und durchwanderte nun weinend und klagend die ganze Umgegend, die teuren Überreste aufzusuchen. Bald fand sie das Haupt — einen Arm — sie wurde nicht müde, sie rastete nicht, kein Schlaf erquickte sie, keine Ruhe gönnte sie sich; — endlich hatte sie von den 26 Stücken doch 25 wieder gefunden. Das noch fehlende war in den Nil geworfen und da von den Fischen verzehrt worden.

Die Königin ließ nun so viele kostbare Särge machen, als große Städte im Lande waren — mehr als zwanzig, einen genau wie den

andern. In den einen wurde die zerstückte Leiche gelegt, in die andern kamen lebensgroße Puppen. Darauf wurden die Priesterkollegien der genannten Städte zusammen gerufen: Isi stellte die Särge vor sich hin und sprach: „Ich übergebe euch hier den toten Osiri. In einem dieser Särge liegt sein wahrer Leichnam; nehmt sie mit euch; begrabet sie in euren Tempeln; errichtet dem großen Toten Altäre und opfert ihm; sei jeder von euch überzeugt, daß er den echten, wahren Leib Osiris bewahre, so wird er euch allen Segen bringen."

So geschah es. Jede größere Stadt hatte ein Grab Osiris und rühmte sich, den wirklichen Leichnam des großen Königs zu besitzen.

Das blieb lange so. Nach und nach, im Laufe der Zeiten, bildete sich jedoch immer fester die Ansicht, das eigentliche, das wahre Grab sei in dem großen Tempel auf der Insel Pilak, an der Grenze von Kosch. Damals rechnete man noch nach Jahren zu 360 Tagen; darum wurden um das Grab 360 eherne Opferschalen gestellt, und die Priester mußten an jedem Tage eine derselben mit Milch füllen. Der heiligste, höchste Eid, welchen ein Ägypter leisten konnte, war der: „Das schwöre ich bei dem großen Osiri, der auf Pilak ruht!" —

Als der Tote beerdigt war, sollte nun der Verbrecher gestraft werden. Sets grauenvolle Tat lag bereits offen vor aller Augen; allein ihn zur Rechenschaft zu ziehen, war nicht so leicht, denn er und seine Freunde hatten ein großes Heer gesammelt und trotzten der Königin. Da rief auch sie ihre Getreuen zum Kampfe auf; der junge Har stellte sich an die Spitze der tapferen Kriegsmänner; erfahrene Feldherren, die mit Osiri die Welt durchzogen hatten, standen ihm zur Seite. Der Krieg begann, und bald folgte die Entscheidungsschlacht. Set wurde gefangen genommen und gebunden vor die Königin geführt.

Aber diese verzieh ihm: „Set, Set", sprach sie, „du hast deinen Bruder ermordet, hast meinem Kinde den Vater geraubt, hast mich zur Witwe gemacht. Keine Strafe wäre herb genug für dich, aber nichts gibt mir den Verlorenen wieder. Geh, du bist gestraft genug; geh hin in Frieden!"

Har war im höchsten Grade aufgebracht über die Milde seiner Mutter; doch konnte er ihren Beschluß nicht ändern.

Und Set? — „Ha", rief er triumphierend, „ich werde doch noch König von Ägypten!" Er eilte nach Kosch und beredete die Königin Aso, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen; Qemet sei ein reiches Land, die Hauptstadt berge große Schätze ohne Zahl; es sei eine so große Beute zu gewinnen, wie nirgends anderswo. So zog er mit dieser Köni-

gin an der Spitze eines auserlesenen Heeres wieder gen Theben, und ihm entgegen trat abermals Har mit seinen Kriegern.

Da traf es sich, als Aso eines Tages in der Nähe des koschitischen Lagers spazieren ging, daß plötzlich dicht vor ihr eine Schlange zischend aus dem Grase fuhr und auf sie zusprang. Aso ergriff, um Hülfe schreiend, die Flucht, aber die Schlange verfolgte sie in weiten Sätzen. Schon wollte die Königin ermattet zu Boden sinken, da erblickte sie einen jungen Ägypter, welcher des Weges daher kam. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen und stürzte auf ihn los, daß er sie errette; dieser schwang sein Schwert und hieb die Schlange mitten von einander.

Als die vor Angst halb ohnmächtige Königin wieder ruhig geworden, erkannte sie in ihrem Retter den jungen Har, denselben, gegen den sie mit ihrem Kriegsvolke heran gezogen war. Sogleich schloß sie Frieden und ein Freundschaftsbündnis mit ihm. Die bevorstehende Schlacht konnte sie jedoch nicht abwenden, denn Set befehligte die Truppen und hatte sie alle lüstern und begierig nach Ägyptens Schätzen gemacht. Der Kampf entbrannte und war heißer und erbitterter denn das erste Mal. Set wußte, was auf dem Spiele stand, darum feuerte er die Seinen unablässig an und focht mit dem Mute der Verzweiflung. Nicht minder tapfer kämpften Hars Getreue, welche allesamt ergrimmt waren ob der Niederträchtigkeit des ruchlosen Set. Lange schwankte der Kampf hin und her; stundenlang währte das Morden und Schlachten; die Wurfspieße waren längst alle dahin geschleudert und verbraucht, Mann an Mann kämpfte jetzt mit Schwert und Beil, mit Dolch und Sichel, mit der Keule und dem furchtbaren Keulenbeile. Dieses Keulenbeil, eine Nationalwaffe der Ägypter, war eine Vereinigung von Keule und Beil: an einem etwa $\frac{2}{3}$ m langen Stabe eine schwere metallene Kugel mit einem Beile an der einen Seite. (Siehe S. 219, 277, 279.)

Endlich, nach dem hartnäckigsten Widerstande, vermochten die Koschiten nicht mehr standzuhalten; sie wandten sich zur Flucht, und in tollem, wildem Durcheinander jagten sie hindan — ihnen nach mit lautem Jubelgeschrei die tapferen Sieger. Set hatte gekämpft wie ein Held, bis er in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurde. Wie ein Sturmwind raste er dahin auf dem Streitwagen — dicht auf seinen Fersen folgte der junge Har. „Halt, Verräter! Halt!“ rief er und schwang mutig seine Waffe. Da kehrte Set sich um, legte einen Pfeil auf seinen Bogen und schoß ab. „Nimm das, Knabe!“ schrie er und jagte weiter. Aber seine Hand hatte gezittert, der Pfeil hatte nicht getroffen. Laut auf jauchzte Har. „Platz da! Platz!“ rief Set, denn vor ihm drängten sich die Flüchti-

gen, daß er nicht durchkommen konnte. Allein es war nicht möglich, sich hier Bahn zu brechen — noch ein Augenblick — jetzt ist Har da — „Vater, ich räche dich!" ruft er — und zerschmetterten Hauptes liegt Set am Boden.

Da ihr Sohn noch zu jung war, so übernahm Mutter Isi selbst die Regierung. Lange Jahre herrschte sie noch über Ägypten glücklich und beglückend. Als sie geschieden war, trauerte das ganze Land und man erwies ihrem Andenken die höchsten Ehren. Überall errichtete man ihr Tempel, Bildsäulen und Altäre. Ihr, der Erfinderin des Getreidebaues,



Sets Tod.

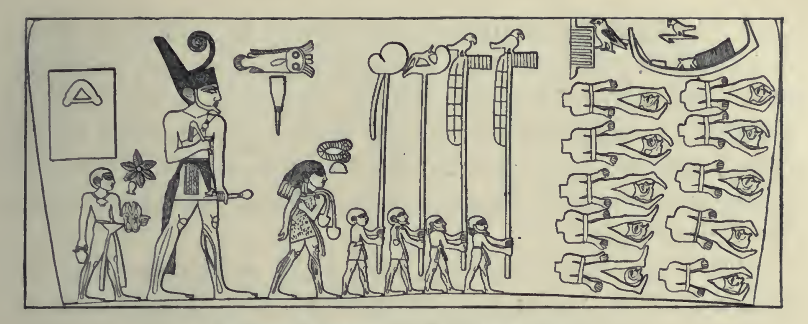
feierte man auch jährlich ein zehntägiges Erntefest. — Verschiedene Pflanzen, namentlich mehrere Heilkräuter, wurden nach ihr benannt, und der schönste Stern am Himmel, der Sirius, altägyptisch Sopd, ward ihr geweiht und Sat Isi, Stern der Isi, genannt. Als in späterer Zeit den 360 Tagen des Jahres noch fünf Schalttage zugesetzt wurden, feierte man alljährlich am ersten Schalttage den Geburtstag Osiris, am vierten den der Isi. — Osiris Geburtstag war einer der größten Festtage im ganzen Jahre und wurde in allen bedeutenderen Städten mit Pracht und Jubel begangen. Zuerst wurde in dem Tempel gebetet, gesungen und geopfert; dann bekleidete man eine kleine Bildsäule des vergötterten Osiri mit kostbaren Gewändern, stellte sie in ein tragbares,

vergoldetes Kapellchen und trug sie so in feierlicher Prozession durch die ganze Stadt.

Diese Feste wurden namentlich dadurch so bedeutend, daß an ihnen viele Tausende von Besuchern aus benachbarten kleineren Städten und Dörfern nach den Hauptorten kamen; der Fluß bildete ein leichtes Verbindungsmittel, und Tausende von einfachen Kähnen und bunt geschmückten Gondeln, Segelbarken und Ruderbooten schwammen an solchen Festtagen den Nil hinauf und hinunter. Gab es doch viel zu sehen in den großen Städten, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler; auch Kampfspiele und in späterer Zeit sogar Stiergefechte wurden aufgeführt. Die Stiere wurden eigens dazu gehalten und für diese Wettkämpfe aufgezogen. Gewöhnlich ließ man zwei Stiere gegen einander kämpfen, d. h. sich mit ihren Hörnern angreifen; mit Stöcken versehene Treiber standen dann in dem Cirkus, reizten die wütenden Tiere immer von neuem und ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Aber auch das kam vor, daß Männer gegen Stiere kämpften.

Am Todestage des großen Königs aber, am 17. Athyr, beging man die Mysterien der Isi, denen jedoch nur Eingeweihte beiwohnen durften. Zur Nachtzeit wurde in den Tempeln von den Priestern theatralisch dargestellt der Tod des Königs, die Auffindung seiner Leiche, die Zerstückelung derselben durch Set, der Königin trostloses Umherirren und Suchen usw. — Nichts fehlte, selbst die Schlange nicht, durch welche Aso verfolgt wurde, — nur zerhieb man keine wirkliche Schlange, sondern ein dickes Seil.

Von Osiri und Isi sprachen spätere Zeiten noch mit Verehrung und Liebe, von Set nur mit Abscheu. Heutzutage aber gedenkt niemand mehr an den Ufern des heiligen Nils der großen Vergangenheit, denn ein fremdes Volk wohnt dort, welches keinen Osiri kennt; das alte Volk ist verschwunden. —

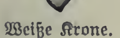


Ägyptische Darstellung aus der ältesten Zeit.
(Aus Hierakonpolis. Nach Zeitschrift f. Ägypt. Spr. 1898, Tafel XII.)

Das erste Jahrtausend des Reiches.

Auch im Niltale lebten, wie allerwärts, die Menschen zuerst nur in Familien vereinigt, bis sie sich nach und nach unter Stammesoberhäuptern zu kleinen Königreichen zusammen taten. Diese kamen bei den verschiedensten Anlässen mit einander in Streit; die Folge war Krieg, Mord, Plünderung. Nun verbanden sich mehrere zu gemeinsamem Schutz und Trutz, vereinigten sich zu einem Ganzen, oder es wurden schwächere Staaten von stärkeren erobert und inkorporiert; — jeder herrschsüchtige oder beutegierige Anführer war Ursache, daß die Zahl der Königreiche verringert ward. Ihrer wurden weniger, aber sie wuchsen an Stärke, Ansehen und Umfang.





Weiße Krone.



Rote Krone.



Doppelkrone.

In Oberägypten lag westlich vom Nil eine Stadt Tini (von den Griechen später This oder Thinis genannt), welche besonders durch ihre Purpurfärbereien berühmt war. Hier wurde vor ungefähr 4700 Jahren der Mann geboren, welcher zuerst ganz Ägypten unter seinem Zepter vereinigte. Durch Güte oder Gewalt, durch freiwillige Unterwerfung oder Eroberung brachte er alles Land von Pilak bis zum Meere unter

seine Botmäßigkeit und gründete ein großes, mächtiges Reich. Meni hieß der Held. Durch ihn ward Tini eine berühmte Stadt, so daß nach 2000 Jahren die Könige ihre höchsten Würdenträger, oder Männer, welche sich in außergewöhnlicher Weise um den Staat verdient gemacht hatten, durch den Titel ehrten: Königssohn von Tini; wie auch in unseren Zeiten noch ähnliche Titel verliehen werden: Fürst von Wahlstatt, Herzog von Magenta usw.

Meni sah ein, daß das neue große Reich auch eine entsprechende Hauptstadt haben müsse; Tini war zu südlich, zu weit von dem Meere entfernt; der rechte Platz war die Grenze von Ober- und Unterägypten, da, wo der Nil sich zum ersten Male teilte. Nachdem durch großartige Dammbauten, die heute noch bei Koscheischeh deutlich zu erkennen sind, dem Flusse eine andere Richtung gegeben war, wurde hier des Reiches Hauptstadt erbaut und nach der benachbarten Pyramide Mennofer genannt.

Es scheint, daß es bis auf Menis Zeit zwei getrennte Königreiche gegeben hat, Oberägypten und Unterägypten, denn bis auf die späteste Zeit gibt es keinen „König von Ägypten", sondern nur einen der beiden Länder, und selbst in der Verwaltung tritt diese Zweiteilung in allerlei Titeln und Benennungen hervor. Dem entspricht auch das Symbol des vereinigten Reiches, gleichsam das Reichswappen, das die Vereinigung beider Hälften darstellt, und desgleichen die „Doppelkrone", der „Pschent", der aus der weißen Krone von Pa-Tores (Ober-Ägypten) und der roten von Tomehet (Unter-Ägypten) sich zusammen setzt. Das Einzelwappen des ersteren ist die Binse, das von Tomehet der Papyrus.

Zuerst ward dem Gotte Ptah ein Tempel errichtet, so groß und prächtig, wie noch keiner stand im ganzen Niltale, ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung kommender Geschlechter, die darum die ganze Stadt oft Ha-Ka-Ptah, Haus der Anbetung des Ptah, nannten. Dann kam die Befestigung der Stadt, eine hohe, dicke Mauer, durch welche die Bewohner gegen jeden räuberischen Überfall geschützt wurden und welche Veranlassung wurde, sie oft kurzweg nur Anbu-het, die weiße Mauer, zu nennen. Die Gründung der Stadt fällt ungefähr in das Jahr 2780 v. Chr. Geburt. Da Meni 62 Jahre regierte, hatte er, der tätige, energische Mann, Zeit, nach des Reiches Einigung auch des Friedens Werke in großem Maßstabe und in reicher Zahl zu vollführen. Zwar ward der Königspalast unter ihm nicht vollendet, und seine Residenz blieb noch bis an seines Lebens Ende Tini; aber während in der neuen Hauptstadt unermüdlich weiter gebaut wurde, ordnete er des

Landes Regierung und Verwaltung und bestellte einen geregelten Hofhalt. Er fühlte nicht das Bedürfnis, fremde Länder zu erobern, andere Völker zu unterwerfen; als er Qemet geeinigt hatte, verwandte er seine Kraft darauf, Landbau und Gewerk zu fördern, Künste und Wissenschaften zu pflegen, die Sitten milder, das Leben des Volkes leichter und schöner zu machen und den Staat zu regeln. Hoch angesehen waren



Das Wappen des vereinigten Reiches aus der Zeit des Königs Wosertäsen I.
(Königl. Museum zu Berlin.)

unter ihm die Baumeister, höher aber noch die Gelehrten, und die Würde eines Geheimnislehrers war der edelsten Jünglinge Ideal, das sie mit Eifer und Ausdauer zu erreichen trachteten. Es gab Geheimnislehrer des Himmels (Astronomen), der Länder (Geographen), der Tiefe (Gelehrte für die Kunde des Bodens, des Gesteins, der Metalle usw. und eine große Zahl Beamter. Besondere Sorgfalt ward verwandt auf die Erziehung der Prinzen; Knaben, welche sich durch Frische des Geistes

und Tatkraft auszeichneten, wurden zu Gesellschaftern und Gespielen der Königskinder herbei gezogen und fanden in späteren Jahren ihre Stellung in der Regierung oder in der Verwaltung, im Heere oder als Priester, d. h. Gelehrte.

Meni hat den Staat Ägypten gegründet, das ganze Staatsgebäude aufgeführt und das Volk zu höherer Gesittung geleitet. Sein Ende soll ein tragisches gewesen sein, indem er (wahrscheinlich wohl beim Baden) seinen Tod durch ein Nilpferd fand.



König der ältesten Zeit (Hierakonpolis). (Nach der „Zeitschrift f. ägypt. Sprache".)

Auf ihn folgte sein Sohn Toti, welcher das Königsschloß in Memphis vollendete und die Residenz dahin verlegte. Er war kein Held des Schwertes, sondern ein Mann der Wissenschaften, trieb selbst die Arzneikunst und schrieb ein Werk über Anatomie.

Leider ist es uns nicht vergönnt, aus jenen längst dahin geschiedenen Jahrtausenden Größeres aufzuzählen, den Kern der Geschichte zusammenzufassen, den Nachgeborenen zu verkünden, was von den Männern der Kraft, den Helden des Geistes in jenen fernen Tagen am Gestade des heiligen Hapi geleistet worden; — die Roheit späterer Eroberer hat die Steindenkmäler zerstört, und der kindliche Unverstand der heutigen Landbewohner Tausende von Papyrusrollen vernichtet; die Fellachen verbrannten diese unersetzlichen Zeugen grauer Vorzeit massenweise, um sich an dem harzigen Wohlgeruche zu ergötzen, oder auch um ihr Feuer zu entflammen. Hoffen wir, daß unermüdlich fortgesetzte Ausgrabungen einerseits und Öffnen bisher noch verschlossener Gräber und Särge anderseits auch unsere Kenntnis jener fernen Tage noch vermehren, und es uns dereinst doch noch möglich sein werde, eine zusammenhängende Geschichte der Zeit zu schreiben, welche um 4700 Jahre hinter uns liegt. Was wir bis jetzt davon wissen, daß unter diesem Könige eine Hungersnot, unter jenem eine Pest ausgebrochen u. dergl., ist kaum der Aufzeichnung wert und zudem nicht historisch gesichert.

Wichtiger ist, daß König Bainuter bestimmte, auch Frauen sollten thronfähig sein; in Ermangelung eines Sohnes solle die älteste Tochter dem Vater in der Regierung folgen. Dieses Erbfolgegesetz wurde 2½ Jahrtausende, d. h. bis zur Eroberung Ägyptens durch die Römer, beibehalten.

Nachdem das Land 400 Jahre in Frieden gelebt, brach unter König Tschatschai Krieg mit den Libyern aus, wurde jedoch bald zu glücklichem Ende geführt, so daß Fürst und Volk sich wieder segensreicherem Tun zuwenden konnten. König Tschoser, Tschatschais Enkel, war ein so geschickter Arzt, daß die dankbaren Ägypter ihm für alle Zeiten den Ehrennamen „Heilgott" beilegten. Nicht minder hochwichtig war es, daß er die noch schwankende Form mancher Hieroglyphen festsetzte und ungeschickt gewählte Formen mit charakteristischeren vertauschte; von ihm soll auch der Gebrauch der Säge bei Bearbeitung der Steine herrühren.


Älteste Hieroglyphen.
Nach der „Zeitschrift f. ägypt. Sprache".

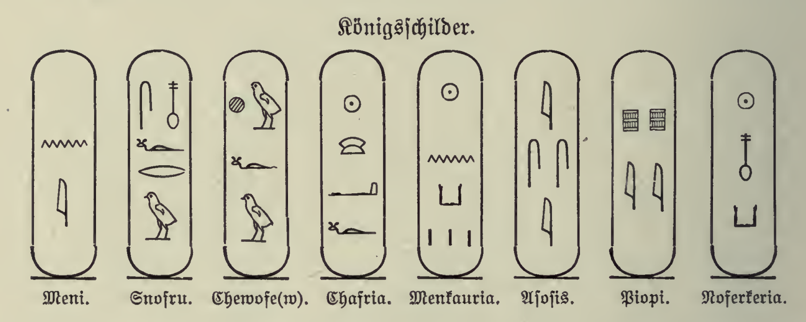
König Snofru ist der erste, von welchem uns ein zu seinen Lebzeiten errichtetes Denkmal Kunde gibt. Er soll 29 Jahre regiert haben, eroberte die Sinai-Halbinsel, wo er noch heute als „Überwinder fremden Volkes" an einer Felswand dargestellt ist, und baute sich dann (bei dem jetzigen Dorfe Meidûm, ungefähr in gleicher Breite mit dem Merisee) eine Pyramide, die des Toten ewige Wohnung ward. Sie steht jetzt, nach 4½ Jahrtausenden noch, und die um sie her aus Quadersteinen aufgeführten Mausoleen der Verwandten des Königs zeigen uns, wie vorgeschritten in damaliger Zeit schon das Volk der Ägypter war. Bei einem Wandgemälde sehen wir z. B. eine Dame mit einem weiß, rot und schwarz gemusterten Kleide; sodann Jagdszenen von außerordentlicher Naturwahrheit, auch wurde eine wunderbar schöne Doppelstatue in einem der Gräber gefunden — Snofrus Sohn Rahotep und dessen Gemahlin Nofert — in sitzender Stellung, fast in Lebensgröße, äußerst sorgfältig gearbeitet, die Augen in Elfenbein, Kristall und Erz leuchtend ausgeführt.

Auf Snofru folgte Chewofe, der Erbauer der höchsten Pyramide (s. S. 108 und 111), dessen riesenhaftes Grabdenkmal bereits genauer geschildert ist. Er war ein äußerst tätiger Mann, der während des Viertel-

jahrhunderts seiner Regierung fast Unglaubliches leistete. Als Kriegsheld besiegte er die Bewohner der Sinai-Halbinsel, welche sich bei dem Tode seines Vorgängers empörten; als Vater des Vaterlandes baute er nicht nur den Gläubigen herrliche Tempel zu ihrer Gottesverehrung, er gründete auch längs des Nils eine ganze Reihe neuer Städte, dem Volke Wohnsitz und Heim zu schaffen, und verdankte dieser Tätigkeit den Beinamen Chnum, d. h. Baumeister, durch den die Mitwelt und kommende Generationen ihn ehrten.

Von der großen Pyramide östlich stehen drei kleinere Pyamiden, welche die Grabmäler der Frauen und Kinder des Königs sind; um alle diese her ist eine große Zahl von Grabkammern aufgeführt, die Leichen der Verwandten, der hohen Staatsbeamten und der persönlichen

Königsschilder.

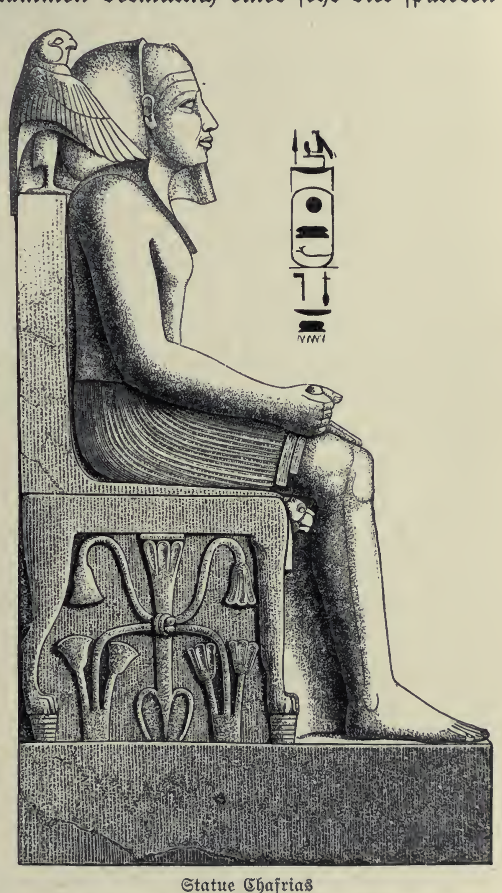


Freunde des Königs zu beherbergen. Auch im Tode blieben sie noch vereint mit dem Helden, um welchen sie sich im Leben geschart hatten.

Auf Chewofe folgte Dedef-Rīa und auf diesen Chaf-Ria, der Herr der zweitgrößten Pyramide; die Königin hieß Merisanch und war Oberpriesterin des Gottes Dechowte.

Als Mariette den Sphinx bloßlegte, entdeckte er, ebenfalls vom Sande verschüttet, einen wunderbaren Bau, den Chafria aus riesenmäßigen, aber haarscharf geschnittenen und glänzend polierten Stücken bunten Granites und gelben Alabasters hier aufgeführt hatte. Er zeigte schmale Gänge, weite Säle, dunkle Seitenkammern — alles mit unübertrefflicher Vollendung gearbeitet, die Steine in einander gefügt mit wahrer Meisterschaft. Ostwärts davon lag ein Brunnenschacht. Aus diesem wurden im Jahre 1860 sieben Statuen des genannten Königs, welche vergangener Zeiten Roheit da hinein gestürzt, wieder an das Tageslicht hervor gezogen; fünf derselben sind arg verstümmelt, zwei wohlerhalten, eine davon sogar fast unbeschädigt. Sie zeigt den König lebensgroß auf einem Armstuhle sitzend. Zwei Löwen bilden die Seiten-

lehnen und die Füße des Sitzes; auf der Rücklehne breitet ein Sperber seine Flügel schützend um das Haupt des Königs, dessen Name auf dem Sockel der Statue zu lesen ist. Diese aus dunkelgrünem Granit ausgeführten Bildsäulen entstammen vermutlich einer sehr viel späteren Zeit, sind dann aber alten Bildwerken nachgebildet. Das Gesicht, mit Sorgfalt und ins einzelne gehend ausgearbeitet, mit staunenswerter Feinheit wiedergegeben, ist ohne Zweifel Porträt; Arme, Beine, Hände und Füße verraten den Meister.



Statue Chafrias
von Mariette aus dem Brunnenschacht gezogen.

Nach siebenundzwanzigjähriger Regierung ging Chafria ein zur Ruhe und Menkau-Ria bestieg den Thron Qemets. Von ihm stammt die kleinere der drei Pyramiden bei Giseh her. Die Grabkammer mit ihrer gewölbten Decke (S. 113) ist mit polierten Granitplatten bekleidet, welche durch eiserne Klammern an die Wand befestigt sind; die Mumie mit Gold geschmückt, lag in einem kostbaren, kunstreich gearbeiteten Sarge von braunem Basalt mit hölzernem Deckel. Die Engländer holten beides; das Schiff ging aber bei Gibraltar unter und ruht nun mit dem Sarge auf des Meeres Grunde; der hölzerne Deckel erhob sich auf das Wasser, wurde gerettet und prangt jetzt im Britischen Museum.

Einunddreißig Jahre regierte Menkauria und erwarb sich die Achtung und Liebe seiner Untertanen. Seine treffenden und milden Urteilssprüche werden gerühmt, durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit förderte er das Wohl des Volkes, und durch Frömmigkeit leuchtete er allen vor.

Mit Snofru hatte die „vierte Dynastie“ begonnen, ihr letzter König hieß Schepseskaf, der nachmals als Gesetzgeber gerühmt wurde. Indessen scheint der Übergang der Herrschaft von ihm auf Woserkaf, den ersten König der fünften Dynastie, kein ganz friedlicher gewesen zu sein. Eine spätere Erzählung auf einem Papyrus des Berliner Museums verrät uns wenigstens Bruchstücke davon, wie man sich die Sache ums Jahr 1600 v. Chr. gedacht hat. Natürlich ist in diesem langen Zeitraume die Überlieferung vom Aufkommen des neuen Herrscherhauses bereits mit mythischen Zügen verquickt und berichtet denn von einem 110 Jahre alten Zauberer, der es versteht, abgeschnittene Köpfe wieder aufzusetzen so gut wie der Hase in unserem Märchen von den zwei Brüdern, und Löwen hinter sich her gehen zu lassen wie die zwei Brüder tun. Aber er kennt auch ein gewisses, geheimnisvolles Etwas, dessen Auffindung für den König — es scheint Menkauria ursprünglich gemeint zu sein — von großer Bedeutung sein würde. Dem Könige wird davon erzählt; er läßt also den Zauberer vor sich kommen und sich seine Kunststücke vormachen, um ihn zuletzt nach dem Geheimnisse zu fragen. Dieses liegt in einem Kasten in einer Räumlichkeit zu Heliopolis, und bringen wird diesen Gegenstand dem Könige der älteste der drei noch ungeborenen Söhne des Ria und der Ruddedet, der Gattin des Riapriesters Woser-Ria. Ihnen hat Ria das Königtum versprochen über Ägyptenland.

Der Zauberer wird entlassen, und das Geschick nimmt seinen Lauf. Die Göttinnen der Geburt verkleiden sich als Tänzerinnen und helfen der Ruddedet. Dieser werden drei Söhne beschert, Woserkaf, Sahu-Ria und Kakaï. Der hocherfreute Woserria gibt den Tänzerinnen, die jedem der drei Söhne den Segen erteilen, Könige zu werden, ein Geschenk. Dieses senden sie, mit geheimnisvollen Kräften versehen, wieder zurück, und das ist der gesuchte Gegenstand. Die Erzählung berichtet nur noch, wie eine von Ruddedet gezüchtigte Dienerin, die darum weiß, entflieht und offenbar zum Könige eilen will, ihm aus Rache die Geburt der drei Thronerben zu verraten; sie wird aber von einem Krokodile verschlungen. Leider bricht der Papyrus damit ab. In der Tat aber sind die drei Brüder die ersten Könige der fünften Dynastie, nur wissen wir nicht, ob diese auch wirklich Brüder gewesen sind, während in verschiedenen Sagen von dem Aufkommen einer neuen Dynastie gerade drei Brüder auftreten, deren Geburt dem alten Könige als ihm drohende Gefahr verkündigt wird, sodaß er sie suchen und verfolgen läßt. In dieser Richtung werden

wir uns wohl auch die nächste Fortsetzung der Erzählung zu denken haben.

Noch Hunderte von Jahren blieb es Sitte, daß die Könige sich zu ihren Begräbnissen Pyramiden errichten ließen, nur erreichten sie nicht die Größe der drei von Chewofe, Chafria und Menkauria erbauten. Frieden herrschte an den Ufern des Nils; die gedeihliche Entwicklung des Volkswohles wird nicht durch lange, sittenverwildernde Kriege aufgehalten und gestört: die Fortschritte in Wohlstand, Kunst, Wissenschaft geben ein erhebendes Bild damaligen Zustandes, wohl würdig, sinnend betrachtet zu werden.

König Asosi, der 8. König der 5. Dynastie, hatte einen Sohn Ptahhotep, der nach und nach zu hohen Würden empor stieg, das Amt eines „Vorstehers der Stadt und Umgegend" bekleidete und das Alter von 110 Jahren erreichte. Was er in seinem langen Leben gelernt hatte, schrieb er zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen auf und hinterließ diesen ein Buch der Weisheit, von welchem durch einen glücklichen Zufall eine Abschrift auch noch auf uns gekommen ist. Der Papyrus befindet sich in der Bibliothek zu Paris. Der Abschreiber von damals beglaubigt die Echtheit seiner Arbeit durch die am Ende beigesetzten Worte: „Beendigt ist das Werk; von seinem Anfange bis zu seinem Ende stimmt es genau überein mit der Urschrift." Einige kleine Proben werden es besser charakterisieren als alles Lob:

„Sei nicht übermütiges Sinnes auf Grund deines Wissens; kein Meister ist vollkommen in seiner Herrlichkeit. —

Achte die Weisheit höher als die Edelsteine, denn diese werden auch am Arme einer Sklavin getroffen. —

Hüte dich, Unweises an dir zu zeigen. Bilde dich, damit du kenntnisreich und verständig werdest und dir an deines Lebens Ziel das Zeugnis werde: Er war ein Meister. —

Die Enthaltsamkeit ist an sich selbst ein Reichtum. —

Auch dein törichter Sohn ist doch immer dein Kind. Entfremde ihm dein Herz nicht! Bleib ihm ein Vater! —

Nicht zu bereuen brauchen, ist ein Zeichen von Weisheit. —

Verspotte den Bittenden nicht; dies wäre ärger, als wenn du seinen Körper schlügest. Schrei ihn nicht an; was ihm wehe tun muß, das sage ihm mild und freundlich. —

Wenn du zu den großen Denkern gehörst, so bilde dir nicht ein, daß du solches leistest, dessen auch künftige Tage sich noch erinnern werden. Kein Wort gelangt zu dauerndem Ruhme. Sieh, das Krokodil taucht auf und wieder unter — und schon ist seine Erscheinung verwischt.

Mache dem Bittenden Mut, dir vorzutragen, weswegen er zu dir gekommen ist. —

Die Klugheit deiner Rede ist mehr wert als die Floskeln deines Geschwätzes. —

Gefährlicher ist das Wort als alle Dinge. Wer es losläßt, bringt er es wieder zum Umkehren? —

Wenn du an einem Verwandten Einsicht vermissest, so schmähe ihn darum nicht. Schädige ihn nicht in der öffentlichen Meinung. Sprich allein mit ihm, aber stelle ihn nicht so armselig hin, daß er sich vor dir schämen muß. Sei zutraulich mit ihm und drücke ihn nicht nieder. —

Würdig ist eigenes Verdienst; würdiger als ererbter Reichtum. —

Laß fröhlich leuchten dein Antlitz, so lange du lebst. Verließ je ein Mensch den Sarg wieder, wenn er einmal hinein gebettet war?

Wenn du groß geworden bist, nachdem du niedrig warst, und Schätze gesammelt hast nach vergangener Armut; und wenn du um deswillen der Vornehmste bist in deiner Stadt und dich die Leute kennen ob deines Überflusses und du als ein mächtiger Herr dastehst: so laß dein Herz sich nicht überheben um deines Reichtums willen, denn der Urheber dessen ist Gott. Verachte nicht den Nächsten, der da ist, was du selber warst, sondern behandle ihn wie deinesgleichen."

Kriegslärm ertönte wieder in Ägypten, als König Piopi die Regierung antrat. Fünf Feldzüge mußte er unternehmen gegen die Bewohner der Sinai-Halbinsel; auch nach Nubien und Libyen zog er, und er ist der erste, von welchem uns erzählt wird, daß er eine große Kriegsflotte ausrüstete, um die Bewohner benachbarter Küsten zu befehden. Doch nicht nur in Kampf und Sieg war Piopi groß, auch die Werke des Friedens lagen ihm am Herzen und gediehen unter seiner Hand. Er baute Tempel, gründete Städte und ließ neue Straßen nach dem Roten Meere anlegen, um den Handel mit Arabien zu fördern. Hundert Jahre soll er Qemet regiert haben, und groß ist der Werke Zahl, die er hinterlassen.

Auf Piopi folgte sein ältester Sohn Mer-en-Ria und diesem der jüngere Nefer-ke-Ria; was uns aber von ihnen berichtet wird, ist äußerst wenig. Weder Steindenkmäler noch Papyrus sind bis jetzt gefunden, die uns genügende Auskunft über die Geschichte jener Tage gäben; fast scheint es, als sei nach Piopi und seinen Söhnen eine Zeit innerer Wirren eingetreten, durch welche die Errichtung der Steindenkmäler aufgehalten ward, oder aufgestellte zerstört wurden.



Die rätselhafte Sandale. (S. 236).

Nitokert.

In jener Zeit lebten einmal zwei Brüder, Anup hieß der ältere, und Bata, der jüngere, diente ihm treu, half ihm das Vieh hüten, pflügen und ernten, beim Bierbrauen und bei allen Geschäften im Hause und auf dem Felde. Anup war verheiratet, und seine Frau liebte den jüngeren Bruder, wie wenn er ihr Kind gewesen wäre. Als aber Bata heran gewachsen war, da ward er seinem älteren Bruder zum Verwechseln ähnlich, nur daß Anup an einer Verletzung des Ohres zu erkennen war. Die Brüder hatten jeder ein Lieblingsrind, und auch diese glichen einander vollkommen.

Eines Tages sandte Anup seinen Bruder vom Felde nach Hause, um neues Saatkorn zu holen. Da versuchte seine Schwägerin ihn zur Untreue gegen seinen Bruder zu verführen. Bata blieb standhaft, das Weib aber, sei es aus Furcht oder aus Rache, daß Bata ihr Vergehen verraten könnte, stellte sich nun so, als ob ihr Schwager sie hätte ver-

führen wollen und verleumdete ihn so bei Anup. Dieser kam am Abende zuerst heim, fand sein Weib krank liegend und glaubte ihren lügnerischen Worten.

Erst später kam Bata, der das Vieh nach Hause brachte. Als das erste Rind in den Stall trat, sprach es: „Gib acht, da steht dein älterer Bruder mit einem Messer in der Hand, dich zu töten." Als das zweite Rind eintrat, sprach es dasselbe. Da floh Bata mit seinem Rinde, und Anup eilte mit dem Messer ihm nach. Auf einmal aber entstand zwischen dem Fliehenden und seinem wütenden Verfolger ein tiefes Wasser, das beide trennte. So blieben nun die Brüder die Nacht hindurch jeder auf seinem Ufer. Am Morgen aber fragte Bata, warum Anup ihn mit solchem Hasse verfolge, erfuhr, was das Weib gesagt hatte, und rechtfertigte sich. Anup schämte sich, daß er sich von der Eifersucht so hatte hinreißen lassen, glaubte seinem Bruder, der ihm immer so treu gewesen war, und bat ihn, wieder mit ihm heimzukommen. Bata aber sprach: „Ich werde ein Stückchen Brot in den Strom werfen. Sinkt es unter, so will ich bei dir bleiben; treiben die Wellen es aber weiter, so will ich daraus sehen, daß auch mich mein Schicksal an einen anderen Ort ruft." Das Brot trieb mit den Wellen dahin. So schieden auch die Brüder. Bata aber rief seinem älteren Bruder noch zu: „Nimm das zum Zeichen: wenn dir das Bier im Kruge aufschäumt, dann bin ich gestorben; dann komm und suche mein Herz!" Dann zog Anup traurig nach Hause, trieb das treulose Weib zum Geständnis und tötete es.

Bata aber ging dahin, wohin sein Rind sich wendete, und kam endlich an einen Brunnen. Als er dort rastete, kam ein Mädchen mit allerlei Speise. Bata bat sie um etwas zu essen und um einen Trank aus dem Brunnen. Das Mädchen aber entdeckte ihm, daß in dem Brunnen eine Schlange wohne, die dem Brunnen das Wasser entziehen, sie selbst aber fressen werde, wenn die Speise nicht ausreiche, die Schlange zu sättigen. Das Volk sei in großer Not, da die Schlange den Brunnen, wenn ihre Kost sie nicht befriedige, noch stets des Wassers beraubt habe und dann immer nur durch das Opfer einer Jungfrau besänftigt worden sei, und dieses Schicksal stehe ihr nun, als der Pflegerin der Schlange bevor. Da braute Bata Bier, versetzte es mit Alraunwurzeln und ließ das Getränke in eine Grube am Brunnen laufen. Von der Speise, die das Mädchen gebracht, stärkte er sich, tauschte dann mit dem Mädchen die Gewänder und stellte sich so hinter der Grube auf, daß sein Spiegelbild auf der Oberfläche des Bieres für die Schlange

sichtbar sein mußte, sobald sie aus dem Brunnen herauf kam. Das geschah auch gar bald, und zischend fuhr die Schlange auf das Bild los und schnappte nach dem, was sie für die Jungfrau hielt. So schmeckte sie das Bier, trank in langen Zügen und sank bald berauscht zu Boden. Nun trat Bata heran, tötete das Untier, nahm die Jungfrau mit sich und zog in ein Städtchen des Niltales.

Hier verlegte er sich auf die Ausübung seiner Kunst des Bierbrauens, heiratete das von ihm befreite Mädchen, die schöne Nitōkert und kam bald zu Besitz und Ansehen. Die Nachbarn wußten nicht genug zu erzählen von den glänzenden, dunklen Haaren, von den kohlschwarzen Augen und den frischen, rosenroten Wangen des jungen Weibes und nannten es nur „Rosenwange".

Der Ruf von Nitokerts Schönheit verbreitete sich nach und nach über die ganze Stadt; ihr zuliebe holte man das Bier bei Bata; sie sehen, sie betrachten zu können, kamen Kunden aus den entferntesten Stadtteilen; jeder wollte die „Rosenwange" sehen, und wer sie einmal angeblickt hatte, der vergaß das Wiederkommen nicht.

Niemand befand sich dabei besser als Bata. Sein kleiner Handel vergrößerte sich von Tag zu Tage; kaum konnte er die Menge des Bieres auftreiben, die bei ihm verlangt wurde, und aus dem bescheidenen, unbekannten Fremdlinge ward ein reicher, angesehener Kaufmann. Nitokert aber hatte vom frühen Morgen bis zum späten Abend vollauf zu tun, denn alle wollten von ihr bedient sein. Der beste Trunk schmeckte den Gästen nicht, wenn sie ihn nicht darreichte; wer einzukaufen kam, sah nach ihr, und sprang Bata hinzu und wollte noch so gefällig jeden Wunsch befriedigen, so hieß es doch: „Ist die Rosenwange nicht da? Ich will warten, bis sie kommt."

So wurde Nitokert den ganzen Tag in Atem gehalten. Doch blieb sie stets unverdrossen und freundlich; munter wie ein Schmetterling flatterte sie hin und her und wußte alle zu befriedigen. Gab es einmal einen Augenblick der Ruhe, so eilte sie, begleitet von einer Dienerin, hinaus an den Nil, tauchte in seine klaren Fluten und holte sich da neue Frische, Kraft und Lebenslust. Tägliches Baden war den Ägyptern der großen Hitze wegen und infolge ihrer außerordentlichen Reinlichkeit ein so unabweisbares Bedürfnis geworden, wie uns das Essen; und dieses Bedürfnis konnte befriedigt werden, da alle Städte entweder an dem heiligen Flusse selbst oder doch an einem breiteren Kanale lagen. Auch war das Baden mit weniger Umständen verbunden als bei uns. Meistens trug man nur ein einziges, leichtes Gewand; Sandalen be-

saßen nur die vornehmeren und namentlich die Frauen; alle, Männer wie Frauen, pflegten ein gelb und blau gestreiftes Tuch um den Kopf geknüpft zu tragen. Ausgekleidet war man also schnell. Hatte man nach Herzenslust gebadet, so warf man sein Gewand um, band das Tuch um den Kopf und spazierte weiter; das Abtrocknen besorgte die Sonne.

Eines Tages war Nitokert mit ihrer Begleiterin auch wieder hinaus geeilt, sich in den Fluten des Nils zu erquicken. Während jene sich noch am Bade erfreute, war diese bereits heraus gestiegen, hatte sich angekleidet und ging nun am Ufer auf und ab. Sie beschäftigte sich damit, ihrer Herrin einen Strauß zu binden aus den prachtvollen weißen Lotosblumen, die in Masse am Ufer standen (S. 237). Diese Blumen, welche viel Ähnlichkeit mit unseren Seerosen haben, waren eine besondere Liebhaberei der ägyptischen Frauen. Vornehme Damen sah man fast nie, sei es auf dem Spaziergange, sei es in Gesellschaft oder auch bei einer Lustfahrt auf dem Wasser, ohne ein Lotossträußchen in der Hand.

So ging die Dienerin eine kleine Weile sorglos hin und her.

„Rosenwange, Rosenwange“, rief sie plötzlich mit lauter Stimme, „sieh diesen furchtbaren Vogel!“

Nitokert blickte in die Höhe — da schwebte in weiten Kreisen ein ungeheurer Geier über ihnen. Und immer enger und enger beschrieb er seine Kreise, immer tiefer und tiefer kam er herab. Angst überfiel die Frauen; sie schrien laut auf, sie riefen um Hülfe, aber es war niemand in der Nähe, der ihren Hülferuf hörte, der ihnen in ihrer Not hätte beistehen können. Jetzt war der gefürchtete Vogel gerade über ihnen, er senkte den Kopf nach unten — und wie ein Pfeil schoß er herab. Nitokert stieß einen gellenden Schrei des Entsetzens aus und bedeckte beide Augen mit ihren Händen. Ihre Dienerin aber entfloh vor Angst und Schrecken.

Einen Augenblick darauf rauschten wieder die Flügel des mächtigen Geiers — die beiden wagten hinzusehen — da stieg der fürchterliche Raubvogel wieder in die Lüfte — höher, immer höher — und entschwand den Blicken. Nitokert sprang aus dem Wasser und fiel ihrer Begleiterin weinend um den Hals. Als sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, wollte sie heim eilen; da gewahrte sie erst, was der Geier angestellt — er hatte ihr eine ihrer Sandalen entführt. Das war nun freilich kein großer Schaden; Rosenwange ging mit ihrer Begleiterin barfuß nach Hause, erzählte das erlebte Abenteuer und hob zum Andenken die übrig gebliebene Sandale auf.

Zu derselben Zeit aber begab sich's, daß der König des Landes aus seiner Hauptstadt hinaus zog auf das freie Feld, um dort mit seinen Räten zu Gericht zu sitzen. Damals wurden die Händel noch nicht im Gerichtshause von besonderen Richtern nach geschriebenen Gesetzen entschieden — das kam erst später auf, sondern der König sprach das Recht öffent-



Holzstatuette eines Dieners aus Meïr.
(Im Körbchen trägt er die Sandalen, im Koffer die Gewänder.)

lich vor aller Welt, unter freiem Himmel, und erleuchtet durch den Beirat seiner Minister. Die Parteien traten herzu, brachten ihre Anliegen vor, vernahmen ihr Urteil und entfernten sich wieder, freudig oder traurig, je nachdem der Ausspruch des Königs gelautet hatte.

Da wurde auf einmal die Aufmerksamkeit der Umstehenden gestört; dieser und jener blickte in die Höhe; hier deutete einer gen Himmel, dort tat ein anderer einen lauten Ausruf des Staunens. Der König selbst erhob sein Haupt, das er nachdenkend gesenkt hatte — sieh, da

schwebte hoch in den Lüften ein gewaltiger Geier über der Versammlung. Niemand dachte nun mehr an das Gericht; die Verhandlungen wurden unterbrochen, und alle beobachteten den stattlichen Vogel, der mit mächtigem Flügelschlage die Luft durchschnitt. Jetzt breitete er seine Fittiche ruhig aus, beschrieb erst größere, dann kleinere Kreise und näherte sich immer mehr der Erde. Mit großer Spannung sahen alle dem Schauspiele zu, denn der Geier war in Ägypten ein Sieg bringender und Glück verheißender Vogel. Nun schwebte er gerade senkrecht über dem Könige. Da öffnete er eine seiner Krallen und ließ etwas herab fallen. Ein Ruf des Staunens ertönte aus tausend Kehlen zumal. Pfeilgeschwind schoß der Geier davon und war bald aller Augen verschwunden. Aber auf dem Schoße des Königs lag eine kleine niedliche Sandale. Sprachlos saß der König; Verwunderung leuchtete aus allen Blicken; niemand wußte, was er aus diesem Vorfalle machen sollte.

Dem Könige aber war es sehr sonderbar zu Mute. Das zierliche Schuhwerk erinnerte ihn auf einmal merkwürdig an sein verschwundenes Töchterchen. Es hatte großes Leid gegeben am Königshofe. Das war damals, als durch das Los des Königs holdseliges Töchterlein bestimmt wurde, die Schlange im Brunnen zu füttern. Die Schlange hatte man tot gefunden, der Brunnen gab erquickendes Wasser in reicher Menge, und das Bergtal war in ein kleines Paradies verwandelt worden. Aber des Königs Tochter — war verschwunden.

Das alles kam dem Könige wieder in den Sinn, ja die Sandale selbst kam ihm so bekannt vor, es war dieselbe Art, wie seine Tochter sie zu tragen liebte. Das Begebnis mit dem Geier aber erschien ihm dabei wie göttliche Mahnung, die Nachforschungen nach der Verlorenen wieder aufzunehmen. So entschloß sich der König, nach der Besitzerin jener niedlichen Sandale suchen zu lassen. War es nicht seine Tochter, vielleicht hatten ihm die Götter einen lieblichen Ersatz zugedacht, sein Herz zu trösten. Er ließ verkünden, wer ihm die Besitzerin der vom Himmel gesandten Sandale zuführe, solle hohen Lohn erhalten, die Gefundene aber solle wie seine Tochter gehalten werden, wenn es nicht gar die Verschollene sei, was er durch göttliche Fügung für möglich halte. Kaum hatte der Sprecher geendigt, da erhob sich ein lauter Sturm des Beifalls. „Auf! Auf!" rief es von allen Seiten. „Suchen wir die Königstochter!" Im Triumphzuge wurde der König unter dem schmetternden Schalle der Trompeten und dem freudigen Geschrei des Volkes nach der Stadt zurück geleitet. Hier wußte man die merkwürdige Begebenheit schon durch einzelne, die voran geeilt. Jubel erscholl in allen

Straßen, und bald zogen Herolde durch die ganze Stadt und verkündeten unter dem Lärm der Trommeln und Trompeten, die Eigentümerin der merkwürdigen Sandale werde vor den König geladen, und so sie ihm gefalle, solle sie an seiner Tochter Statt mit ihm herrschen über Ägyptenland.

Sonderbarer Weise verging aber der ganze Tag, und niemand meldete sich; obwohl doch gewiß die Tochter jeder Familie stolz gewesen



Die Lotosblume.

wäre, neben dem Sohne der Sonne auf dem Throne zu sitzen. — Was war nun zu machen? Der König hatte die Sandale sorgfältig verwahrt; wer sie beanspruchte, mußte sie nicht allein genau beschreiben, sondern auch die andere dazu passende Hälfte des Paares vorzeigen können und endlich das dazu gehörige Füßchen. Eine Täuschung war also nicht möglich, so gern man sie auch versucht hätte.

Im Königspalaste konnte man sich kaum fassen vor Staunen, daß sich niemand zu der Sandale meldete. Denn daran dachte man nicht,

daß der Geier sie viele, viele Meilen weit aus Unterägypten hergebracht hatte. Wieder zogen die Herolde durch die Stadt und riefen einen großen Preis aus für den, durch dessen Hülfe das unbekannte Mädchen entdeckt werde — alles umsonst, alles vergebens! Der König hatte keine Ruhe und keine Rast mehr vor Ungeduld. „Ich will sie sehen und muß sie sehen", rief er, „und sollte ich jede Hütte meines ganzen Reiches durchsuchen von Pilak bis zum Meere." Er brach auf und durchzog sein ganzes Land von Süden nach Norden, und ließ in jeder Stadt sein Gebot und sein Verlangen verkündigen.

So kam er auch dahin, wo Nitokert wohnte; und als die Herolde hier auf offener Straße sein Wort verlasen, rief's von allen Seiten: „Das paßt auf Rosenwange, die schöne Fremde. Ihr hat ein Geier die eine Sandale entführt; ja, ja, geht zur Rosenwange, der Frau des Bierbrauers." — Während nun die Umstehenden zu Nitokert eilten, ihr die glückliche Mär mitzuteilen, flogen die Boten zurück zu dem Könige, riefen: „Heil dir! Endlich haben wir gefunden, wen du suchst", und erzählten ihm, was sich begeben. Dieser aber konnte sich nicht gedulden, bis man die solange und sehnlich Gesuchte zu ihm führte — er begab sich, begleitet von seinem Hofstaate, augenblicklich selbst hin zu ihr.

Noch hatte Nitokert sich nicht von ihrem Erstaunen erholt, da scholl Lärm und Getümmel von der Straße her. Sie lief zum Fenster — sieh, da rückten beim Schalle der Klappern und Seszescht, der Trommeln und Trompeten zweihundert schwer gewappnete Keulenträger heran. Hinter ihnen Bogenschützen und Lanzenträger; dann ein Herold, der mit lauter Stimme rief: „Beuget das Haupt!" und alles Volk auf den Straßen verneigte sich; aber die, so an den Fenstern oder auf den Dächern standen, riefen mit lauter Stimme: „Heil unserm Könige!"

Nun erschien der vergoldete Wagen, von prächtigen Rossen gezogen, die wieder durch weiß gekleidete Jünglinge geführt wurden, und auf dem Wagen stand der „Sohn des Rīa", mit der weiß und roten Königskrone geschmückt. Diener gingen rechts und links zur Seite und hinter ihm und hielten an langen Stangen Fächer oder Schirme von Straußfedern über sein Haupt.

Der Wagen hielt vor des Bierbrauers Tür, der König trat ein; — nach einer halben Stunde setzten sich die Keulenträger wieder in Marsch, die Musik ertönte, abermals erschallte der Ruf: „Beuget das Haupt!" — Aber neben dem Sohn der Sonne auf dem goldenen Wagen stand die schöne Rosenwange, und alles jubelte und jauchzte: „Glück und Segen unserer Königstochter!"



Der König holt seine Tochter ein.

Wohl hatte der König sein Töchterlein wieder, aber alle Feste und Lustbarkeiten, alle Liebe und Verehrung des Volkes konnten Nitokert nicht heiter und fröhlich stimmen, denn sie liebte ihren Helden und Gatten Bata. Der König aber vermochte es nicht über sich zu gewinnen, einen Bierbrauer als seinen Eidam anzuerkennen und glaubte auch nicht, daß Bata wirklich die Schlange erlegt habe. So gab es Kummer und Leid statt Glück und Freude, und die Rosen auf Nitokerts Wangen bleichten und welkten.

Der unglückliche Bata aber saß todtraurig in seiner Schenke. Der Handel ging rückwärts und auch kein Gebräu wollte ihm mehr glücken. Endlich schloß er sein Haus und ging an den Königshof, sein Weib zu fordern.

Der König vermochte kaum mehr, das Leid seiner dahinsiechenden Tochter anzusehen. Er war schon halb umgestimmt. Als aber Bata von Kummer gebeugt und begleitet von seinem Rinde, das er nicht verlassen wollte, in armseliger Kleidung vor ihm erschien, da konnte der König den Gedanken nicht verwinden, daß ihm seine Ägypter es nie würden vergeben können, wenn er dem Bierbrauer ein Verwandtschaftsrecht einräumte, zumal er keinen Sohn und anderen Thronfolger hatte. Doch konnte er auch das Recht nicht beugen, denn Bata war ja wirklich der Gatte der Königstochter. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. In einem Felsentale hauste eine schreckliche Menschenfresserin, von halb menschlicher Gestalt, aber mit dem Haupte und Hinterleibe einer Löwin. Immer lauter erschollen die Klagen über die Verheerungen, die das Ungeheuer an Vieh und Menschen anrichtete. Wenn er Bata ausschickte, dieses Ungetüm zu erlegen, dann blieb eine Hoffnung, daß er den unbequemen Eidam auf eine nicht unrechte Weise los werden könnte, denn durch diese Aufgabe sollte Bata nun glaubhaft machen, daß er auch die Schlange wirklich besiegt habe. Fiel der Brauer im Kampfe, dann würde Nitokert sich wohl mit der Zeit trösten; blieb er aber Sieger, dann konnte schließlich kein Ägypter den König mehr schelten, wenn er die Ehe seiner Tochter mit dem doppelten Wohltäter des Landes anerkannte.

Was blieb dem unglücklichen Bata übrig — er mußte einwilligen. So zog er denn aus, von seinem treuen Rinde geleitet, das ihm unterwegs den Rat gab, sich vor allen Dingen nicht umzukehren, wenn ihm auch der Anblick des Ungeheuers noch so schrecklich erscheinen sollte. Aber Bata vermochte den unheimlichen Blick der Menschenfresserin nicht zu ertragen, da er des Kummers seiner geliebten Nitokert gedachte, wenn

er nicht mehr heimkehrte. Er stand wie gelähmt da, und das Untier verschlang vor seinen Augen das Rind und warf sich dann auf den verlorenen Helden selbst.

Anup braute wieder Bier. Als er den ersten Krug kostete, da schäumte der Trank auf einmal auf, und er erkannte, daß seinem Bruder etwas zugestoßen sein müsse. Er machte sich auf, seines Bruders Herz zu suchen, und auch ihn begleitete sein Lieblingsstier. Da kamen die beiden an einen Brunnen und fanden hier ein schluchzendes und weinendes Weib. Aber kaum erblickte sie den Ankömmling mit seinem Tiere, so sprang sie voller Freude auf, umarmte und küßte ihn und bewillkommnete ihn, daß er die Menschenfresserin erlegt habe. Da merkte Anup, daß sie ihn mit seinem Bruder verwechsele, verstand aus ihrer Rede, wo die Menschenfresserin wohnte, und zog aus, seinen Bruder zu rächen.

Auch ihn ermahnte sein treuer Stier, sich nicht umzukehren, und obgleich ihn Entsetzen ergriff bei dem Anblicke des breiten Maules und der drohenden Zähne des Löwenhauptes, hielt er doch stand, denn der Zorn und die Wut über den Tod seines Bruders waren noch mächtiger als die Furcht vor dem Tode. So trat er beherzt dem Untier entgegen. Als sich dieses aber gegen Anup wandte, da bohrte der Stier der Fresserin seine Hörner in die Seite. Dadurch gelang es Anup, die Bestie zu erlegen. Als er ihr aber den Leib aufschlitzte, da fand er das Herz seines Bruders und das von dessen Stiere. Traurig saß er da. Auf einmal aber gewahrte er, wie zwei Skorpione mit einander kämpften und der eine den andern tötete. Der Sieger kroch fort, erschien aber nach einem Weilchen wieder, brachte ein Heilkraut, legte es auf den Getöteten, und sieh da, bald kam dieser ins Leben zurück. Das gab Anup den Gedanken ein, die Heilkraft des Krautes auch einmal an seinem Bruder zu versuchen und auch trat die gleiche Wirkung ein: bald stand Bata und darauf auch sein getreuer Stier wieder heil und frisch vor Anup.

Wie groß war die Freude Nitokerts, als Bata heim kam und seine Aufgabe gelöst hatte. Denn Anup, im Bewußtsein, daß er an seinem Bruder nur eine alte Schuld gesühnt habe, zog sich bescheiden zurück. Der König aber mußte nun wohl oder übel seinen Eidam anerkennen, und auch als er den Helden zum Thronfolger und Mitregenten ernannte, erhob sich kein Widerspruch. Überglücklich war die junge Königin; wieder folgte Fest auf Fest, Lustbarkeit auf Lustbarkeit — und was das Beste war: die laute Lust nahm wohl ein Ende, aber nicht die Liebe ihres Gemahls, nicht die Verehrung des Volkes, das seine Königin fast wie ein

überirdisches Wesen vergötterte. — Und Nitokert verdiente diese Liebe. Sie war in der Tat eine liebende Mutter dem Volke; sie brachte Trost dem Verlassenen, Hülfe dem Armen, Pflege dem Kranken; kein Haus war zu klein, keine Hütte zu ärmlich, die sie nicht aufgesucht hätte, Glück und Segen spendend nach allen Seiten. Wo sie erschien, da schwanden Sorge und Not, und Friede und Freude kehrten ein. —

Jahre waren vergangen, der alte König gestorben; die schöne Rosenwange erfreute sich des reinsten Glückes — liebend und geliebt — was fehlte ihr? — Ach, sie ahnte nicht, was ihr noch bevorstand; sie glaubte nicht, daß in ganz Ägypten sich irgend ein Feind für sie oder ihren Gemahl finden könne. Und doch war dem so. Denn es fanden sich solche, die es der Königin nicht vergeben, die es nicht vergessen konnten, daß sie einen Fremden auf den Thron erhoben. Sie hielten fest am alten Recht und Herkommen; sie wollten es nicht verletzen lassen, sie wollten es rächen, und sei es selbst am Leben des Königs. Der geheime Bund der Unzufriedenen ward durch einen heiligen Eid besiegelt, der König ermordet und Nitokert zur Witwe gemacht. Da stand sie nun, die ehemals so holdselige Rosenwange, jetzt ein bleiches, weinendes Frauenbild; da stand sie klagend und jammernd und händeringend am Sarge ihres geliebten Mannes und hätte sich so gern mit ihm begraben lassen! Unter Tränen traf sie die Anstalten zu seiner Beerdigung. Alle nur erdenklichen Zeichen der Liebe und Treue wurden dem Toten noch gespendet, bis endlich nach den 70 Tagen der Trauer die Stunde der Beerdigung erschien. Und als die einbalsamierte Leiche in den westlichen Bergen beigesetzt, das Grab wieder verschlossen war, da lehnte die trauernde Königin noch lange an der vermauerten Tür und betete und weinte. „Schlaf wohl, Geliebter“, lispelte sie. „Nicht viel ist's mehr, was ich hier zu tun habe; mein Grab will ich mir bauen, dich will ich noch rächen, und dann, dann eilen zu dir.“


Eine Witwe umarmt die Mumie ihres verstorbenen Gatten.

Am andern Tage war die Königin wie umgewandelt. Sie ließ den Baumeister kommen und beauftragte ihn mit Erbauung einer Pyramide — ihres Grabmals, sodann eines großen unterirdischen Saales, geeignet zu festlichen Banketten. Denn es war im Lande Ägypten Gebrauch, in unterirdischen Gemächern (ähnlich unseren Kellern) Schutz

gegen die drückende Hitze zu suchen. Als die Pläne zu beiden Bauwerken besprochen und festgestellt waren, entließ Nitokert den Meister mit dem Befehle, er solle kein Opfer scheuen, unumschränkt über ihren ganzen Schatz verfügen — nur sorgen, daß sie so bald als irgend möglich befriedigt werde. Dann widmete sie sich den Staatsgeschäften und tat alles, was ihr zukam, mit Eifer und Hingebung; ja sie wußte sich ein solches Ansehen im ganzen Volke zu erwerben, daß man in der Tat den König nicht vermißte. Zu der innigen Liebe, die schon lange jung und alt, arm und reich, vornehm und gering an sie gefesselt hatte, kam jetzt noch die hohe Achtung vor ihrer Einsicht und ihrer Kraft. Noch späte Geschlechter rühmten von ihr, sie sei (außer Isi) die Edelste und Schönste gewesen, die je den Thron mit dem Sohne des Ria geteilt.

Aber ihre Schönheit war nicht mehr die frühere; die Rosenfarbe war von ihren Wangen gewichen; nie belebte ein Lächeln ihre bleichen, leidenden Züge; nie kam ein Scherz, nie ein Ton der Freude über ihre Lippen, und oft konnte man sehen, wenn sie still und sinnend dasaß, daß ihr Herz nicht hier sei, daß ihre Gedanken in die Ferne schweiften. Am liebsten ging sie, wenn die Geschäfte des Staates besorgt waren, hinaus und sah nach ihrer Pyramide. Diese wurde nicht, wie andere, aus gelbem Kalk- oder Sandstein aufgeführt, sondern aus Granit, den man viele Meilen weit von der Südgrenze des Landes herholen mußte. Das ganze Jahr hindurch waren Tausende von Arbeitern beschäftigt, Steine zu brechen, zu behauen, den Nil hinab zu schaffen und dort zum Baue auf einander zu schichten. Mit gleichem Eifer wurde an dem unterirdischen Saale gearbeitet, und als er fertig war, ließ ihn Nitokert mit königlicher Pracht ausschmücken. Seine Einweihung aber wurde noch verschoben, bis auch die Pyramide vollendet war. Endlich, nach sechs Jahren angestrengter Arbeit und sehnsuchtsvollen Harrens, waren beide Werke vollbracht. Im Innern der stolz sich erhebenden Pyramide war das Grabkämmerlein schon hergerichtet, der Granitsarg stand bereits darin, die Steine lagen zurecht, den engen Eingang zu vermauern, sobald die Leiche beigesetzt war.

Niemand wußte, niemand ahnte nur im entferntesten, welchen Plan die betrübte Nitokert in ihrem Herzen barg. Als ihr Gemahl ermordet worden war, hatten die Mörder ihre Rache gefürchtet; aber die trostlose Witwe lebte nur ihrer Trauer, nur ihrem Schmerze, ließ die Frevler unangetastet, und diese blieben in ihren Ämtern und Würden. Sie hatten nicht geglaubt, so leicht davon zu kommen; jetzt, nach sechs langen Jahren, dachte keiner von ihnen mehr an eine Gefahr.

Aber die Königin lud alle die Mörder ein zu einem großen Bankette, das zur Feier der Vollendung der Pyramide in dem unterirdischen Prachtsaale abgehalten werden sollte. Keiner der Geladenen wußte, wer noch außer ihm der Ehre teilhaftig wurde, an dem Königsfeste teilzunehmen, und als sie sich in dem Prunkgemache versammelten, bemerkten sie auch nicht, daß sie alle beisammen wären, die sich vor sechs Jahren den Tod des Königs zugeschworen hatten. Und ferner wußten sie nicht, daß vom Nil aus ein weiter Kanal unter der Erde gegraben war, der im Vorzimmer des Saales neben der Treppe mündete, nahe bei der einzigen Tür. Auch war der unterirdische Kanal mit einer Schleuse gut verschlossen, so daß kein Tropfen Wassers durchdrang.

Alles war aufs gastlichste geschmückt, mit prunkenden Teppichen behangen, und niemand ahnte das Verderben, welches hinter dieser Wand lauerte. Hundert Flammen erhellten den weiten Saal, den die kostbarsten Geräte schmückten. Die seltensten Weine schäumten in goldenen Pokalen, die köstlichsten Gerichte prangten in reizenden Schüsseln; alles, was das Herz erfreuen konnte, war in reichem Maße geboten; duftende Blumen verbreiteten Wohlgeruch, heitere Musik erscholl; Tänzerinnen ergötzten das Auge durch ihre liebliche Kunst — alle Gäste waren einstimmig, es sei das herrlichste Fest, das sie je erlebt.

Strahlendes Auges überblickte die Königin die Zahl ihrer Gäste; mit Genugtuung gewahrte sie deren Freude, hörte sie die geräuschvollen Äußerungen ihrer Lust. Als gegen Ende der festlichen Tafel das Jubeln und Jauchzen den höchsten Grad erreicht hatte, da entschwebte plötzlich die bleiche Frauengestalt aus dem Saal. Im Vorgemache blieb sie einen Augenblick stehen, warf noch einen Verderben kündenden Blick zurück nach der Tür, dann stieß sie den Riegel der Schleuse zurück — und stürzte die Treppe hinauf.

Plötzlich ertönt ein donnerähnliches Rauschen und Brausen; die Flügeltür des Saales springt auf, und mit furchtbarer Gewalt dringt die todbringende nasse Flut herein. Sprachlos vor Schrecken, regungslos vor Entsetzen sind alle; kein Schrei ertönt, kein Wort wird gesprochen, kein Versuch zur Rettung gemacht; wer steht, bleibt stehen, wer auf dem weichen Polster liegt, erhebt sich nicht. Das Verderben naht zu schnell und zu sicher; der Tod ereilt in wenigen Augenblicken alle, alle, den vollen Becher noch in der Hand.....

Das war die Rache einer Frau, der man ihr Liebstes, ihr Teuerstes entrissen hatte. Sie hätte längst die Verbrecher einfangen und zum Tode oder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilen lassen können;

aber das genügte ihrem rachebedürftigen Herzen nicht. Wie ihr selbst vor sechs Jahren unerwartet, unvorbereitet ihr ganzes Glück geraubt worden, so sollte auch ungeahnt und blitzesschnell das Verderben über die kommen, welche sich an ihr versündigt. Alle sollten sie vereinigt sein; nicht im Schlafe, nicht unter gewöhnlichen Verhältnissen — mitten in der Lust und Freude sollte der Tod in seiner schrecklichen Gestalt vor sie hintreten. Sie sollten das Leben verlieren zur Zeit, da es ihnen am süßesten war, und ehe der Tod sie ereilte, sollten sie ihn schauen in seiner ganzen Gräßlichkeit. Der volle Becher und das nasse Grab!

Nitokert war unterdessen nach einem benachbarten Gemache geeilt. Hier loderte schon seit Stunden ein großes Feuer; der Boden war mit glühenden Kohlen bedeckt, die Flamme leckte an den Wänden — hier suchte und fand sie den Tod. — Am zweiundsiebzigsten Tage danach bewegte sich ein langer Trauerzug hin zur Pyramide; Ägypten hielt Gericht über die verstorbene Königin und erkannte sie des ehrlichen Begräbnisses für würdig.

Aber das Volk vergaß sie nicht; ihr Andenken blieb in Segen, und Enkel und Urenkel sprachen nach hundert und aber hundert Jahren noch von der schönen Nitokert. Jahrtausende sind seitdem verflossen. Ein fremdes Volk lagert um die Pyramiden, fremde Worte tönen am Strand des heiligen Nils. Kommst du aber hin in jenes Wunderland, siehst du jene unvertilgbaren Malsteine der Zeit, so wird dir, wenn du vor der kleineren Granitpyramide stehst, dein Wegweiser eine seltsame Erscheinung erzählen und jeder in der Nähe wohnende Araber wird sie dir bestätigen.

Zuweilen in klarer Sternennacht geschieht's, daß ein bleicher Schimmer der Pyramide entschwebt, ein weißer Schein. Tritt der Wanderer näher, so erblickt er ein liebliches Frauenbild von überirdischer Schönheit, gehüllt in ein langes, fliegendes, durchsichtiges Gewand. Auch am hellen Mittage will man schon die bleiche Gestalt gesehen haben. Sie umschwebt die Pyramide, in der sie ihre letzte Ruhe gefunden, und wer sie erblickt, den lächelt sie an, so schmerzvoll und doch so mild, daß er es nimmer vergessen kann.

Das ist die schöne Nitokert, die Rosenwange.

Wo bei dieser lieblichen Sage die Geschichte aufhört und die Dichtung beginnt, läßt sich schwer sagen; zuverlässige Nachrichten sind bis jetzt aus jener Zeit der Wirren noch nicht aufgefunden. Nur eines scheint nach den Untersuchungen der Gelehrten festzustehen; Nitokert nahm Be-

sitz von der Pyramide Menkaurias, die ja schon 500 Jahre vor ihrer Zeit erbaut war. Des Königs Sarg ließ sie aus seiner Grabkammer nehmen und in ein unteres Grabgewölbe stellen, ihren eigenen Sarg aber an jenes Stelle in das obere Gemach. Dann aber ließ sie von kostbarem Granit einen Mantel nach dem andern um Menkaurias Sandstein-Pyramide legen, so daß deren Höhe und Umfang nach und nach verdoppelt wurden, und diese Pyramide, die mit dem glänzend polierten Steine von Suan (Assuan, Syene) belegt war, weitaus die schönste und prachtvollste von allen ward.

In späterer Zeit wurden die Pyramiden nicht nur sehr häufig als Steinbrüche benutzt, sie wurden auch als Teufelswerk verschrieen, und im Jahre 1196 n. Chr. Geburt gelang es den Höflingen des Chalifen Melik el Kâmil, ihren Herrn zu überreden, daß er sie allesamt von der Erde vertilge und den Anfang mit der schlimmsten mache, nämlich mit der „roten", d. h. der von Nitokert mit rotem Granit bekleideten. Ein ganzes Heer von Arbeitern zog hinaus, es wurde ein förmliches Lager aufgeschlagen, und die Zerstörung begann unter Leitung hoher Offiziere. Nach acht Monaten angestrengtester Arbeit, und nachdem kolossale Summen verschwendet waren, hatte man die Überzeugung von der eigenen Ohnmacht erlangt und zog tief gedemütigt wieder ab.

Was die Sage als solche betrifft, so wollen wir später noch ein paar erläuternde Bemerkungen nachholen, nachdem wir eine verwandte Sage zum Vergleiche erzählt haben. (Vgl. S. 299.)



Geflochtene Sandale.



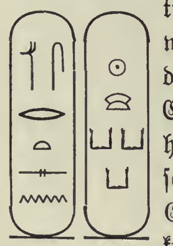
Das „mittlere Reich“.

In dem langjährigen und oft sehr blutigen Ringen um die Herrschaft gelang es um das Jahr 1950 einem Thebaner, sich auf den Thron zu schwingen und die Doppelkrone sich zu erobern. Unter dem Namen Amenemhēt I. trat er die Regierung an, trotzte allen Gefahren, hielt sich mutvoll aufrecht, und an seiner Festigkeit und seiner Ausdauer erlahmten Neid und Bosheit. Sein Sohn Wosertasen I. erntete die Früchte von des Vaters Heldentum. Ihm ward Verehrung und Liebe; er konnte sich den Werken des Friedens weihen, und unter ihm nahm die Kunst einen neuen Aufschwung: Zur technischen Meisterschaft und zur Naturwahrheit gesellte sich die poetische Schönheit; Bauwerke, Statuen, Schnitzereien, Tonarbeiten — alles aus der Zeit der Thebanerkönige trägt den Stempel vollendeter Schönheit.

Von Wosertasens Bautätigkeit zeugen noch heute die auf uns gekommenen Trümmer. Sein Vater Amenemhet begann in Theben ein großes Reichsheiligtum, einen Tempel des Gottes Amun, zu bauen; Wosertasen führte den Bau weiter, und wir stehen vier Jahrtausende später noch staunend vor den Ruinen eines Palastes, mit welchem sich die großartigsten Werke unserer Tage gar nicht vergleichen können; verehrend die Majestät der Vorzeit im Anschauen der Trümmer des Tempels in dem heutigen Dorfe Karnak. (Siehe S. 96—98 und 248.) — Gleichen

Eifer entfaltete der König beim Bau eines Tempels in Anu (S. 40), von welchem noch ein Obelisk (S. 73, Nr. 10) übrig ist, auf welchem die Hieroglyphen verkünden: „Der König des oberen und unteren Landes, der Herr der Doppelkrone, der Sohn der Sonne, Wosertasen, der Freund der Geister von Anu, hat geschaffen dieses Werk." Den Kupfer- und Türkisgruben auf der Sinai-Halbinsel widmete er eine besondere Aufmerksamkeit; nach Kōsch, Nubien, schickte er Expeditionen, welche ihm reiche Beute an Gold mitbrachten (Seite 125 ist der Eingang des Erbbegräbnisses der Familie Amen abgebildet, deren Haupt Oberpfleger der Provinz Mah war und jene Expeditionen leitete); es war eine Zeit der Blüte und des Wohlstandes für das Land unter Wosertasens gerechter und milder Regierung.

Und in gleicher Weise gedieh das Reich unter den folgenden Herrschern: Von Amenhet II. erzählen uns alte Steininschriften, daß unter ihm in Kosch viel Gold gewaschen wurde, von Wosertasen II., daß er ganz besondere Sorgfalt verwandte auf die genaue Festsetzung der Provinzgrenzen und auf die Regulierung der Bewässerung des Landes. Wosertasen III. aber, welcher den Beinamen Chakau-Ria führte, übertraf alle seine Vorgänger an Kriegsruhm wie an Herrscherweisheit. Er zog aus gegen „das elende Land Kosch", dessen schwarze Bewohner sich fortwährend räuberische Einfälle erlaubten, züchtigte das Volk, trieb die Viehherden fort, legte Feuer in die Getreidefelder, unterwarf schließlich die Widerspenstigen und richtete weit im Süden Grenzsteine auf, die uns (bei Wadi Halfa) noch heute verkündigen: „Hier ist die Südgrenze, welche festgesetzt worden ist im achten Jahre der Regierung des Königs Wosertasen III., auf daß es keinem Neger gestattet sei, sie zu überschreiten, mit Ausnahme der Schiffe, welche beladen sind mit Rindern, Ziegen und Eseln von Negern, und mit Ausnahme derer, welche kommen, um Tauschhandel zu treiben." Chakauria Wosertasen erwarb sich durch die Sorge um das Wohl seines Volkes ein solches Ansehen, daß ihm nach seinem Tode Tempel erbaut, Feste gefeiert wurden, und daß man ihn in den unterworfenen südlichen Strecken, die er nicht bloß um ihre Selbständigkeit und Freiheit gebracht, sondern auch durch höhere Kultur und väterliche Obsorge beglückt hatte, später als Landesgott verehrte.



Auf ihn folgte Amenemhēt III., um 1820 v. Chr., der „Überschwemmungskönig", welcher den Merisee anlegte und das Labyrinth erbaute (S. 31 bis 33). Mehr als durch siegreiche Feldzüge hat dieser König



Aus den Tempelruinen von Karnak.

seinem Lande genützt durch seine Kanalanlagen und die Regelung der Überschwemmungen. Als höchst interessante Einzelheit sei hier noch erwähnt: Aus den 42 Regierungsjahren Amenemhets findet sich an den Felswänden der von seinem Vorgänger festgestellten Südgrenze genau angegeben und mit deutlich beigeschriebener Erklärung versehen der höchste Stand, welchen der Nil alljährlich bei seinem Steigen erreichte, und wir sehen daraus, daß das heutige Maximum von dem damaligen um $8{,}_{17}$ m übertroffen ward, die heutige mittlere Nilhöhe von der damaligen aber um 7 m.

Die hundertundfünfzig Jahre der Wosertasen und der in gleicher Weise verdienstvollen Amenemhet waren eine Zeit hoher Blüte und segensreichen Gedeihens; der Landbau, die eigentliche Grundlage ägyptischen Wohlstandes, wurde durch die bewundernswürdigen Wasserbauten in großartigster Weise gefördert. Kunst und Wissenschaft nahmen gewaltigen Aufschwung, und alle Völker der Nachbarschaft blickten voll Achtung und Bewunderung nach den Ufern des Niles; die Libyer und die Neger wanderten in großen Scharen ein, jene, um als Tänzer, Fechter und Turner von Stadt zu Stadt zu ziehen und ihr Brot zu verdienen; diese, um den Vornehmen als Knechte und Mägde zu dienen. Aber auch die Amu (aus Syrien) kamen in das Land, Handelschaft zu treiben: Qemet war das geistige und kommerzielle Zentrum der Staaten jener Zeit, der Magnet, der alles Strebende anzog und festhielt.

Dieses Zuströmen fremder Nationalitäten ward in mehrfacher Beziehung hochbedeutend für Qemet; die Ausländer brachten mannigfache Bildungselemente mit, erweiterten den geistigen Horizont der Ägypter, verwerteten auch ihre Fähigkeiten und Anlagen, die Kultur immer höher zu bringen, aber — sie schwächten auch das Reich äußeren Feinden gegenüber. An der Küste des Mittelmeeres zogen jahrein, jahraus Amu aus der Gegend des Jordans und aus dem Lande Char (Phoinikien) daher und ließen sich nieder in den gesegneten Gefilden des unteren Nillandes. Nach und nach wurde das ganze Küstengebiet von der Tanitischen Mündung an (siehe S. 53) bis mit östlich über die Pelusische hinaus von diesen Semiten bevölkert; sie trieben Viehzucht und Ackerbau, dienten als Schiffsknechte und Bauleute und waren gehorsame und friedfertige Untertanen des Ägypterkönigs.

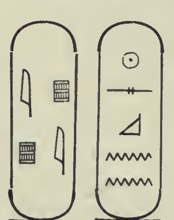
Südlich von diesen seßhaften Fremdlingen rückte ein anderer Zweig der Amu dem Nile immer näher; das waren die Schasu, die Beduinen in der Wüste zwischen Ägypten und Kanaan. Bald hier, bald da trieben sie ihre Herden auf die saftigen Triften Unterägyptens, machten auch gelegentlich räuberische Einfälle und rückten langsam aber stetig näher

gegen die Stadt Memphis, sodaß von der Regierung wiederholt die Frage aufgeworfen ward, ob ihrem Vordringen nicht Halt zu gebieten sei. Allein da sie im ganzen doch friedlich waren und räuberische Züge nur selten vorkamen, sah man von energischen Maßregeln ab, sich vorbehaltend, je nach den Umständen zu handeln. Auch lagen dort an der Ostgrenze des Landes mehrere feste Plätze mit starker Besatzung, so daß man keine Ursache zur Furcht hatte. Besonders Hat-wāret, etwas südlich von Pelusium, war eine große und wohlgeschützte Festung, und die tapferen ägyptischen Krieger brauchten nicht vor den Amu zu zittern. Allein es kamen Ereignisse, die aller Berechnung und aller Voraussicht spotteten.

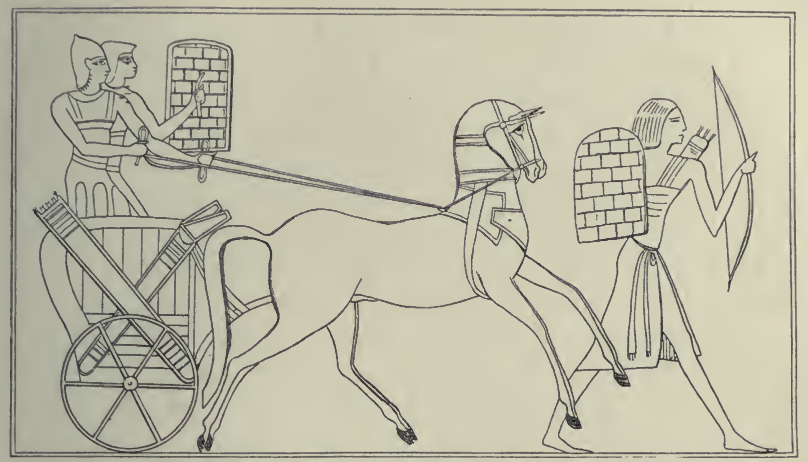
Noch über hundert Jahre nach Amenemhet III. lebten die Rometu in Glück und Wohlstand und erfreuten sich ruhiger Zeiten und gesicherter Zustände. Aber plötzlich brach im Osten einer jener merkwürdigen Stürme los, welche wir Völkerwanderungen nennen. Wohl durch Mißernte und Hunger getrieben, brach ein ganzes Volk in das Gebiet seiner westlichen Nachbarn ein, verjagte die Besitzenden von Haus und Hof und ließ sich daselbst nieder. Die Vertriebenen stürzten sich auf ihre Grenznachbarn, und so wälzte sich eine ungeheure Völkermasse, bestehend aus Stämmen Mesopotamiens, Syriens, den „oberen Jrtennu" (den Bewohnern des späteren jüdischen Landes) aus Phoinikern und anderen westasiatischen Nationalitäten, nach der beide Erdteile verbindenden Landenge und ergoß sich ein unaufhaltbarer wilder Strom, über die östlichen Grenzprovinzen Qemets. Mit Begeisterung schlossen sich hier die bereits seßhaften Amu und die Schasu, die kriegslustigen Beduinen, dem Völkersturme an, und noch ehe der Sohn des Rīa zur Verteidigung herbei geeilt, waren die Grenzfestungen in den Händen der Feinde und alle Provinzen des Nordens von den Amu überschwemmt.

Städte und Tempel wurden zerstört, Felder verwüstet, viele Tausende der Bewohner umgebracht, und siegreich drang die Flut vorwärts, durch die Wucht ihrer Masse alles vor sich niederwerfend, bis ganz Unterägypten erobert war. Einer der kriegerischen Schasu hatte sich zum Feldherrn und Heerführer aufgeworfen, und als auch Memphis gefallen war, schlug er dort seine Residenz auf und nannte sich König von Ägypten. Von hier aus unternahm er Kriegszüge nach Süden und drängte den rechtmäßigen Herrn des Landes immer weiter zurück, so daß dieser am Ende nur noch einen kleinen Teil von Oberägypten sein nannte und auch da in steter Furcht sein mußte vor den Fremdlingen, die sich wie ein Heuschreckenschwarm über das Land ergossen hatten.

Der erste fremdländische König — Salitis soll er geheißen haben — regierte 19 Jahre, und die ganze Zeit seiner Herrschaft war mit Kampf und Blutvergießen ausgefüllt. Bei seinen Nachfolgern gestalteten sich aber die Verhältnisse anders; es ging wie anderwärts; die Eroberer waren zwar die gebietenden Herren, aber sie unterwarfen sich der höheren Kultur der Unterjochten; nahmen Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Sprache und Schrift der Ägypter an; ja, sie bauten sogar ihrem Gotte Baal prachtvolle Tempel im ägyptischen Stile und ordneten Gottesverehrung und Opfer ganz nach der Weise der Eingeborenen, kurz: sie entäußerten sich ihrer Nationalität und wurden Ägypter. Nach etlichen Jahren fühlte und sah niemand mehr, daß der König kein Romet, sondern ein Schas war, aber — man wußte es! In Theben regierten die eingeborenen Könige als Vasallen der Schasu. Diese hatten keine Furcht vor jenen und lenkten ihr Augenmerk weit mehr nach Osten, von woher ihnen Gefahr drohte. Hatwäret wurde mit neuen Festungswerken versehen, erhielt eine Besatzung, und der König residierte oft Monate lang daselbst und ließ die Truppen kriegerische Übungen ausführen, um den Feinden seine Macht zu zeigen. Das Verderben nahete aber von anderer Seite, von woher es am wenigsten gefürchtet ward.



Um das Jahr 1600 v. Chr. regierte König Apopi, während in Theben Soken-en-Ria als sein Vasall gebot. Apopi wollte dem Untergebenen seine Macht fühlen lassen und sandte ihm Befehle zu, welche diesen schließlich zur Empörung trieben. Hiermit begannen die Befreiungskriege, welche mit der völligen Vertreibung der Schasu endeten. Hatwaret wurde lange Zeit zu Wasser und zu Land belagert und endlich — im sechsten Jahre der Regierung des Königs Ahmase — gestürmt; Ägypten war frei, und kein Fremder gebot mehr an den Ufern des heiligen Hapi. Kriegsbegeistert aber zogen die Rometu nach Osten und nach Süden, um Verlorenes wiederzugewinnen, und um der Welt zu zeigen, daß die alte Kraft noch in ihnen lebte. Der vertriebene König wurde im Gegensatze zu dem wahren Sohne des Rīa nur Huk (Gaufürst) genannt; und aus diesem Huku-Schasu machten die Griechen, welche bekanntlich den Laut Sch nicht kannten, Hykussōs. Der größte Teil dieser Beduinen zog nach Südpalästina.



Streitwagen und Bogenschützen des ägyptischen Heeres. Nach Rosellini.

Die Amarnazeit.

Wie sich die Befreiung des Landes von den Schasu vollzogen hat, darüber sind wir nur sehr ungenügend und ungenau unterrichtet. Der letzte Stützpunkt der feindlichen Eroberer war die Festung Hat-wāret, deren wir schon mehrfach erwähnten. Sie lag an einem Kanale und wurde von den Ägyptern unter König Ahmāse I. zu Wasser und zu Lande angegriffen und endlich genommen. Darüber berichtet uns kein Text des Königs, wohl aber die Lebensbeschreibung seines gleichnamigen Schiffskapitäns Ahmase in dessen Grabe zu Nechabt (El Kab), woher er auch stammte. Schon sein Vater war Offizier gewesen und zwar auf dem Schiffe „Das Kalb", und Ahmase folgte ihm in dieser Stellung und erhielt in zwei Kämpfen vor der Stadt den Orden des „Goldes der Tapferkeit". Nach der Eroberung von Hatwāret aber gewann er einen Mann und drei Weiber von den Gefangenen als Sklaven: die Krieger der Schasu waren aufgerieben, ihre Herrlichkeit hatte ein Ende.

Nicht aber auch der kriegerische Aufschwung ihrer Besieger. Zunächst galt es die Ostgrenze zu sichern und so zeigte man denn den benachbarten Wüstenstämmen die Macht der ägyptischen Waffen und eroberte sogar die Stadt Scharuhan an der Grenze von Palästina. Dann ging es nach dem Süden, denn so lange der „Sohn des Rīa" nicht über das ganze Land gebot und im Norden Feinde zu bekämpfen hatten, war auch die Südgrenze gefährdet gewesen. Nun zog Ahmase gegen Kōsch und stellte trotz mehrfacher Rebellionen die Grenzen des Reiches her.

Auch hier focht Ahmase von Nechabt und überlebte noch seinen König und dessen Sohn Amenhotep I. Ja, er zog mit dessen Nachfolger Dechutmāse I. noch einmal nach dem Süden und errang noch die Würde eines Admirales. Der König hatte eine ganze Nilflotte zusammen gebracht und eine Schiffsschlacht brachte denn auch die Entscheidung. Das Oberhaupt der Feinde wurde bald darauf gefangen und ein befestigtes Lager an der nun weit vorgeschobenen Südgrenze errichtet. Sie verlief in der Nähe des dritten Kataraktes.



Mit diesen Kämpfen ist aber ein neuer Zug in die Geschichte Qemets gekommen. Die ersten Schasu-Könige — es sollen ihrer im ganzen sechs gewesen sein — haben ohne Zweifel auch über ein beträchtliches Stück von Syrien geboten, anders wäre eine Eroberung des Nillandes gar nicht gut möglich gewesen. Die ursprünglichen Führer und ihre Gefolgmannschaft sollen ganz fremdländischer Herkunft gewesen sein, die große Masse ihrer Krieger bildeten aber beutegierige Stämme der arabischen Wüste und allerlei Abenteurer aus Syrien und Palästina. So war eine große Menschenwelle über Qemet daher gerauscht und begann die Bevölkerungsunterschiede zwischen dem eroberten Lande und der Heimat auszugleichen. Natürlich folgte dem Zuge der syrische und sidonische Kaufmann mit seinen Waren, das Wissen und Können zweier Kulturgebiete glich sich aus unter der Zusammenfassung durch ein einheitliches Königtum, und die Möglichkeit des Gedankens eines Zusammengehörens wurde angebahnt.

Den Hauptnutzen davon haben die Rometu gehabt. Eine höchst wertvolle Gabe, die die Fremden mitbrachten, war zunächst das Roß. Die ägyptischen Grenzwachen mögen die Augen nicht schlecht aufgerissen haben, wie sie zum ersten Male aus einer Staubwolke ganze Reihen von riesigen Eselgestalten auftauchen sahen, immer zwei und zwei, einherstürmend mit rasender Geschwindigkeit, geordnet wie ein Kriegsheer, mit donnerartigem Geräusche, — und dahinter erschienen, wie in der Luft schwebend, wildblickende Fremdlinge mit ungewöhnlich roter Gesichtsfarbe, und diese fremden Teufel schossen von oben herab Pfeil um Pfeil und brauchten Lanze und Streitaxt. Wer sollte standhalten vor solchem Anprall und sich am Boden zermalmen lassen? Wer sollte fliehen, wo der Feind so viel schneller war?

Ihr Feld hatten die Rometu gebaut, hatten Fische gefangen und Vögel geschossen, ihre Rinder zur Tränke geführt, geflochten, gewebt, geschnitzt in Holz und Stein, gebaut, gebaut für die Lebendigen und die

Toten, nicht aber für solche Spukgestalten, wie sie diesmal der Wüstenwind von Osten her heranfegte.

Um aber die Plage los zu werden, mußte der Ägypter ein anderer werden. Die kriegerische Übung, die man in gelegentlichen Negerjagden und Nachtwächterdiensten an der Grenze erworben hatte, reichte dazu nicht aus.

Die ersten der neuen Wundertiere wird natürlich der König erhalten haben, Wagen dazu, wohl auch Streitwagen. Und solche anfertigen konnten die Rometu ja natürlich selber, wenn man nur Vorlagen hatte; die Rosseaufzucht ließ sich auch erlernen wie das Fahren und Exerzieren mit dieser neuen Waffengattung. Der Adel begann mit der Neuerung und stellte so in Qemet wie anderwärts die erste „Kavallerie". In den Kämpfen gegen die Unterdrücker erwuchs die Übung und Vertrautheit mit der neuen Fechtweise, und als die Schasu vertrieben waren, da machten die reicheren Mittel ihres gesegneten Landes die Rometu zu einem den Asiaten überlegenen Erobervolke.

Der alte Ahmase zog mit seinem Könige Dechutmāse I. sogar noch einmal nach Syrien und erlebte noch die große Zeit, wo der „Sohn des Ria" in raschem Zuge ganz Syrien — Irtennu nannten es die Rometu — niederwarf und die Truppen Qemets bis an den großen Strom im Osten gelangten, der, wie man mit Staunen sah, in umgekehrter Richtung floß als der heimische Nil. Es ist der Euphrat, der bei den Babyloniern Purat hieß und in der Gegend, wo die Ägypter ihn kennen lernten, durch das Land Naharin, das die Babylonier „Ebir Nahāri" (das Land am Strome) nannten.

Die Völker und Staaten, die sich Dechutmāse unterworfen hatten, zogen im ersten Augenblicke seine Herrschaft dem Kampfe vor, es mag auch Leute genug gegeben haben, vor allen Kaufleute, denen sie erwünschter erschien, als die bisherige Kleinstaaterei. Der Eindruck des kühnen Zuges aber hat noch lange vorgehalten und war vielleicht das wichtigste Ergebnis.



Wie lange der König Dechutmase I. regiert hat, wissen wir nicht, mindestens aber 9 Jahre, vielleicht 12. Da trat ein Ereignis ein, das ihn zwang, auf den Thron zu verzichten, der Tod seiner Gemahlin, die nach dem ägyptischen Erbfolgerechte die eigentliche Königin war. In welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse der König Dechutmāse I. zu seinem Vorgänger stand, ist unbekannt, jedenfalls aber gab es ihm kein Recht auf den Thron. Es ist bezeichnend genug, wie starr die Rometu am Erb-

rechte festhielten. Nun die eigentlich Berechtigte gestorben war, galt auch das Recht ihres Gatten für erloschen, obgleich er Ruhmestaten sondergleichen aufzuweisen hatte und Qemet ihm so viel verdankte. Es wird freilich eine Gegenpartei, bestehend aus den Anhängern der Dynastie des Ahmase gegeben haben und Unzufriedene genug, denen der kriegerische Geist des Königs noch nicht recht einwollte, wohl aber an ihrem Vermögen zehrte, denn der Krieg muß ungeahnte und ungewohnte Ausgaben gemacht haben, und in die Beute teilten sich die Krieger, nicht die Steuerzahler. Genug, der König dankte jetzt ab zu gunsten seines gleichnamigen Sohnes, des Gatten seiner Tochter, denn diese, Hatschepsôwet, war in gerader Linie der alten Dynastie entstammt, und ihr Halbbruder hatte als ihr Gatte nun das Recht auf den Thron.



Rechtes Ende der äußeren Westwand vom Tempel zu Semne. Jetziger Zustand mit den Resten der älteren Skulpturen.
Nach der „Zeitschrift f. ägypt. Sprache".

Aber man ging weiter. Nach einigen Jahren mußte Hatschepsowet sogar die Mitregentin des neuen Königs werden. Indessen, bald darauf regiert er wieder allein, und daß dieser Umschwung nicht so ganz friedlich vor sich ging, ersehen wir daraus, daß er ihren Namen in gemeinsam errichteten Denkmälern wieder ausmeißeln, ja ihr Bild irgendwie durch Umkomponierung des ganzen beseitigen ließ. Ging es nicht anders, dann ward ihr Bild durch das eines Opfertisches ersetzt, nur sieht man für gewöhnlich noch die Spuren.

Hat das zum Sturze des Königs geführt? An seine Stelle trat ein zweiter Dechutmāse, der Sohn einer jüngeren Prinzessin des alten Königshauses, und mit ihm der Vater, Dechutmāse I., weil der Prinz zunächst noch zu jung schien. Aber bald starb der Vater und der Sohn folgte ihm gleichfalls bald nach.

Jetzt war die Bahn wieder frei für den Gatten der Hatschepsowet,

für Dechutmāse III., der aber wohl nur unter der Bedingung König wurde, daß seine Gattin Mitregentin war. Also hat es wohl eine große Versöhnung gegeben, und beider Tochter Ranofru ward zur Thronfolgerin ernannt.

Auch sie starb, und nach ihr die Mutter, und nun endlich war Dechutmase III. der alleinige, unbestrittene Herrscher und setzte durch, daß ihm sein Sohn aus zweiter Ehe, Amenhotep II., als König folgte. Wir führen die Reihe dieser „18. Dynastie" gleich weiter: Dechutmāse IV., Amenhotep III., Amenhotep IV., immer der Sohn als Nachfolger des Vaters. So die wechselvolle Geschichte eines ägyptischen Königshauses.

Aber die äußere Geschichte stand erst recht nicht still.

Dechutmāse II. mußte zu Anfang seiner Regierung ein Heer nach Nubien senden und hatte dabei das Glück, einen Sohn des Fürsten von Kōsch zu fangen. Begreiflicher Weise mußten die Nachbarn unruhig werden, wenn sie sahen, wie es in Qemet herging. Auch die Schasu der Sinai-Halbinsel wurden unruhig, man mußte sie niederwerfen, um sich nicht den Weg zu den syrischen „Besitzungen" gefährden oder gar verlegen zu lassen. Wie es in dieser Zeit in Syrien selbst zuging, erfahren wir nicht, doch muß in dieser Zeit der babylonische Einfluß offenbar gewachsen sein, und Unruhen und Streitigkeiten unter den Kleinfürsten, die sich um den Ägypter wohl nicht viel kümmerten, ohne offiziell von ihm abzufallen, mögen diese Zeit ausgefüllt haben. Vermutlich aber haben diese Zustände immer wieder auch Thronstreitigkeiten beeinflußt. Es scheint, als ob Hatschepsowet die syrische Politik ihres Vaters und Halbbruders mißbilligt hätte und mit ihr natürlich ihr Anhang. So wäre dann Dechutmase III. das Opfer seiner größeren Weitsicht geworden, denn der Besitz Syriens war für Ägypten natürlich von unberechenbarer Bedeutung. Hatschepsowet aber sah sich bei ihrer zweiten Regierung doch wohl genötigt, dem Gedanken eines „größeren Ägyptens" ein Zugeständnis zu machen, doch beileibe nicht im Sinne ihres Bruders!

In ihrem neunten Jahre nämlich faßte sie den Entschluß, eine Entdeckungsfahrt zur See nach dem Süden zu machen. Das versprach Gewinn durch den Handel, Gewinn für die Besitzenden. Gott Amon selbst befahl durch sein Orakel in der Hauptstadt Niu-Amon, den Seeweg nach dem Weihrauchlande der Puntier zu erkunden und dessen Wunder nach Qemet zu bringen. Also wurden im Roten Meere 5 Schiffe gebaut, die nun „auf Straßen, die auf beiden Seiten geschlossen waren" nach Süden steuerten. Man kam also nicht ins offene Meer hinaus, und das vielgerühmte Land Powent (Punti-Land) lag wohl auf der afrikanischen

Seite, wie aus anderen Angaben und dem afrikanischen Typus der Puntier sich zu ergeben scheint. Allzu großartig dürfen wir uns die Unternehmung nicht denken. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß „Qemet“ eben nur das schmale Niltal war, der Landweg nach Osten immer große Schwierigkeiten bereitete, und daß das Punti-Land viel weiter nach Süden reichte. Wie weit die Schiffe kamen, ist eine andere Frage. Den Rometu hatte das Meer keine Balken!

Über diese Puntfahrt der Hatschepsowet sind wir durch die Reliefbilder am Terrassentempel von Der-el-bahri ziemlich gut unterrichtet. Das Bestreben, die Sache aufzubauschen, ist wohl nicht zu verkennen, indessen wird auch die Gegenpartei von nicht geringem Stolze über den Erfolg beseelt gewesen sein. So hatte man nichts dagegen, daß auch die anerkennende Frage der Puntier aufgezeichnet ward, ob die Ägypter vom Himmel her oder über das Meer gekommen seien. Der Bericht läßt sich nichts entgehen, was irgend geeignet schien Eindruck zu machen. So nahm man auch ein Konterfei der in der „Fülle“ afrikanischer fetter Schönheit strotzenden „Königin von Powent“ (Bild S. 259) auf, ja sogar von dem Esel, der sie trug, ihren beiden Söhnen, ihrer Tochter und zweier Diener als „Völkertypen“ (vgl. Bild S. 186). Der „King“ selbst hieß P a r h u, seine umfangreiche Gattin A t i; schon das noch kleine Töchterlein zeigt übrigens die Spuren einstiger „Schönheit“ im afrikanischen Sinne. Die Farbe der Puntier ist rotbraun, ihre Kleidung steht unter ägyptischem Einflusse, unbekannt war das Land auch früher nicht, und seine Erzeugnisse erhielt man durch Zwischenhandel. Schon insofern dürfen wir uns das Land nicht gar zu entlegen vorstellen, und seine Bevölkerung war der ägyptischen offenbar auch rassenverwandt. Ob sie auch in Arabien ansässig war und das Rote Meer durchquerte? Unmöglich ist es nicht, und die Angabe „zu beiden Seiten des großen Meeres“ ließe darauf schließen. Vielleicht hieß aber das arabische Küstenland „die Terrassen des Weihrauchs“ und Powent läge dann gegenüber.

Die Vertreter der beiden „Völker“ traten in friedlichen Handelsaustausch. Die Ägypter beluden ihre Flotte mit allerlei Räucherharzen, sogar 31 mit den Wurzeln ausgestochenen Bäumen zur Verpflanzung nach Qemet, ferner mit asiatischem Golde, Antimon-Augenschminke, Elfenbein und Ebenholz, Pantherfellen, Pavianen und einigen „Kings“, die der großen Königin ihre Aufwartung machen wollten. Interessant dürfte auch sein, daß die auf den Bildern dargestellten Fische und Seetiere des Roten Meeres genau genug gezeichnet sind, daß ihre zoologische Bestimmung möglich ist.

Ob das Land wirklich tributpflichtig geworden ist, muß unsicher bleiben. Aber die einmal angesponnenen Beziehungen haben noch lange Zeit nachgewirkt, und das Rote Meer wie auch dessen kulturelle Hinterländer (im ägyptischen Sinne), wie der Persische Meerbusen mit dem goldreichen Apir (Ophir, Elam) sind den Ägyptern auf die Dauer nähergebracht worden.



Die Königin von Punti-Land.

Kaum aber war die Königin „Make-Rîa", wie Hatschepsowets Thronname lautete, in ihrem Totentempel im Westen der Hauptstadt beigesetzt, und die Herrschaft Dechutmäses III. genügend gesichert, da brach der König auf, die verloren gegangenen Provinzen in Asien wieder zu erobern. Es war kein unbedeutender Kampf, der hier entbrannte. Zwar kamen die Rometu unbehindert bis in die „Schefêlah", die große Ebene hinter der Philisterstadt Gaza, und schlugen hier ihr Lager auf. Aber „alle Fürsten bis Naharin hin hatten sich zusammengetan und ihre Rosse und Wagen und ihr Fußvolk versammelt." An der Spitze des großen syrischen Bundes — die Ägypter nannten das Land Jrtennu — stand der

Fürst von Qadesch, einer großen Stadt am Flusse Oront, schon im Hethitergebiete, die möglicherweise der Fürst der Irtennu von Qemet losgerissen und deren Kleinfürsten er unter seine Oberhoheit gebracht hatte. Der Feind war energisch genug, dem Ägypter entgegen zu ziehen, das Heer nahm seine Aufstellung in der Ebene Jesreel, und hier kam es denn zum entscheidenden Kampfe. Die Syrer wurden geschlagen und warfen sich in die Festung Megiddo, wurden hier belagert und endlich zur Übergabe gezwungen. Damit war das Schicksal Syriens entschieden, und von weit her kamen Huldigungsgeschenke. Selbst von dem Könige der Stadt und Landschaft Assur am Tigris, von der später das große Assyrerreich ausging, trafen große Stücke von Lapis Lazuli, dem hochgeschätzten blauen Ugnu-Steine, beim siegreichen Ägypterkönige ein. Nun ging es gegen Qadesch. Lange Jahre haben hier die Kämpfe getobt, bis endlich auch dieser Hauptstützpunkt des Widerstandes fiel. In Naharin fand der König noch die Siegessäule seines Vaters vor und errichtete seine eigene daneben; ja er drang auch über den Euphrat vor und stellte auch da ein Siegesdenkmal auf. Damals waren in dieser Gegend die Elefanten noch sehr zahlreich, die sogar noch Jahrhunderte später ein beliebtes Jagdwild für die Assyrerkönige bildeten. Auch Dechutmāse III. veranstaltete eine große Elefantenjagd, bei der 120 Tiere zur Strecke gebracht wurden.

In den eroberten Landen wurde vor allen Dingen eine große Anzahl von festen Plätzen mit kleinen Garnisonen belegt, deren Aufgabe es war, die vielen Kleinfürsten im Zaume zu halten, Magazine anzulegen für etwaige neue Expeditionen zur Sicherung des Landes, und vor allen Dingen den nötigen Druck auszuüben, wenn die Steuern nicht in gewünschter Weise eingingen. Rosse, Rinder, Schafe, Gold, Silber, Kupfer, Bauholz, Elfenbein, Ugnustein, Getreide, Öl, Wein, Töpferwaren, Hausgeräte, Wagen, ja sogar Bären und Elefanten traten alljährlich die Reise nach Qemet an.

Auch in Afrika muß die ägyptische Macht in dieser Zeit sich weiter nach Süden ausgebreitet haben, jedenfalls hat die Stadt Napata, die spätere Hauptstadt von Kōsch, den Ägyptern gehört. Und so gesellte sich zum syrischen Tribute der afrikanische und der aus Punti-Land und vermehrte die Machtmittel Qemets.

Es erscheint ganz merkwürdig, daß die Griechen von der Bedeutung dieses größesten Ägypterkönigs nichts wußten, und das zeigt zugleich, wie wertvoll die Erschließung der einheimischen Quellen durch die Ägyptologie geworden ist. Gerade die Kriegsberichte Dechutmāses III. an den Tempelwänden Thebens bilden eine unersetzliche Fundgrube für

unser Wissen von seiner Zeit, weit über die Grenzen Ägyptens hinaus. Leider haben diese Annalen späteren Königen als Vorlage gedient, aus der man sich fremde Völker und Städte heraussuchte, die der unkriegerische Nachfahr unterworfen haben wollte, ohne überhaupt zu wissen, wo sie lagen!

54 Jahre waren verflossen, seitdem Dechutmāse das erstemal auf den Thron gekommen war, da berief auch ihn sein Vater Rīa „nach dem Westen“. In den Felsengräbern von Bibān-el-Molūk hat man seine Mumie gefunden und ausgemessen, daß der große König nicht viel über 1,60 m hoch gewesen ist.



Kärtchen der Euphratländer.

Als die Kunde vom Ableben des Ägypterkönigs nach Irtennu kam, brach der Aufstand los. Aber Dechutmāse hatte in Amenhotep II. einen Sohn hinterlassen, der sich nicht nehmen ließ, was sein Vater erworben hatte. In rascher Folge warf er einen der Empörer nach dem andern nieder, fing 7 der Kleinfürsten lebendig ein und beförderte einen von ihnen nach Napata, wo dieses „Muster ohne Wert“ als Warnungstafel zur Verzierung der Stadtmauer aufgehängt wurde.

Nach kurzer Regierung Amenhoteps folgte ihm sein Sohn Dechutmāse IV., der auch nicht lange regierte und in gleicher Weise gegen Aufstände die ägyptische Herrschaft aufrecht erhielt.

Wieder folgte der Sohn dem Vater und zeigte, wie schwer es auch einer Dynastie wird, im Glücke Mäßigkeit zu bewahren. Allerhand krause

Gedanken spukten damals in Qemet. Die Könige waren so groß geworden. Sie geboten über ein Land — viele Monate mußte man reisen von einem Ende zum andern. Die „Nuteru“ aber, wie klein war deren Machtgebiet in den meisten Fällen, war nicht der „Suten“ viel größer als sie? Was wußten überhaupt die Krokodile, Stiere und Katzen von den Ländern jenseits von Irtennu? Amon-Ria freilich, der Vater des Suten, hatte ihn begleitet auf seinen Siegesfahrten, der kannte auch Naharin, und was er etwa nicht wußte, das konnte sein Sohn ihm ja erzählen, der mußte es jedenfalls besser wissen, als der Oberpriester des Gottes von Niu-Amon. Und überhaupt: wer war denn der Oberpriester, daß er den Gott besser kennen sollte, als ihn sein eigener Sohn kannte?

Und schließlich: Wenn der Oberpriester seiner Sache sicher war, wenn Amon-Rīa wollte, wie der Priester wollte, war das dann nicht am Ende ein anderer Gott als der Vater des Königs? Und war dieser nicht sehr viel mächtiger? Wenn es nun aber den Gott gar nicht gab, den der Priester verehrte, wenn nun die ganze alte Lehre falsch war? Gab es doch in Unterägypten Priester, die ganz anderes lehrten! Wer hatte denn recht? Und nun kamen dazu die Götter von Irtennu, Reschef mit dem Keulenbeile, die Göttinnen Anat und Astart und Qadesch, die Baalat von Gubal, die Reiterin Asīt, Tesob, der hethitische Gott mit dem Beile und so viele andere mehr, die auch von den Ägyptern dargestellt, also anerkannt und wohl auch verehrt wurden. Überhaupt wuchs der Einfluß des Ostens auf Qemet. Schutarna, der Fürst von Mitanni, sandte seine Tochter Giluchipa mit 317 Damen ihres Harems als königliche Gemahlin an den ägyptischen Hof. Das scheint Amenhotep ertrotzt zu haben, denn schon Dechutmāse IV. hatte die Tochter von Schutarnas Vater Artatama verlangt, sie aber nur mit Mühe erhalten. Da nun die Könige von Mitanni Hethiter waren, so mußte sich allmählich ein umgestaltender Einfluß dieser fremden Kultur auf den ägyptischen Hof geltend machen. Zugleich aber gab Amenhotep seine Tochter an den Hof des Königs Ka-daschman-Murbe von Kardunjasch (d. h. Babylonien), offenbar als Gattin des babylonischen Kronprinzen Burna-burjasch; und selbstverständlich kam es auch hier zu einem Austausche von reichen Geschenken und damit von allerlei Kulturgütern, gewiß auch neuen Gedanken. Denn dieser Briefwechsel, wie der mit den Königen von Mitanni, ward in babylonischer Sprache, in Keilschrift auf Tontafeln, geführt, und die Ägypter studierten die fremde Sprache und Schrift an babylonischen Mustern, die der babylonischen Literatur entnommen waren. Aus diesem Briefwechsel erfahren wir aber auch,

daß die Beziehungen beider Mächte schon in ältere Zeit zurückreichten, in die Zeit des Kara-in-dasch, der wohl ein Zeitgenosse Dechutmāses I. war; und wir hören, daß Kuri-galzu, der Vater Kadaschman-Murbes, das Anerbieten der Fürsten von Jrtennu, an ihre Spitze zu treten, mit dem Hinweise auf seine Freundschaft mit Ägypten abgelehnt hatte. Die babylonische Kultur aber hatte sich Syrien erobert und war den Ägyptern immer näher gerückt worden. Es ist also ein neues Zeitalter angebrochen, und dieser Eindruck macht sich auch in Qemet geltend.

Noch nie hatte ein König von Ägypten so riesige Bildsäulen von sich anfertigen lassen, wie wir sie bereits kennen lernten in den Sitzbildern Amenhoteps III. Aber der König ging weiter: er ließ sich selbst als Gott darstellen und verehrte sein eigenes Bildnis! Das Gleiche geschah mit seiner Gemahlin, der Königin Tēje, die eine sehr gewichtige Rolle gespielt haben muß.



Königin Teje. (Nach Prisse.)

Daß überhaupt eine neue religiöse Bewegung im Gange war, lassen bereits Grabinschriften aus der Zeit Amenhoteps III. erkennen. Zum Durchbruche aber kam sie erst unter seinem Sohne Amenhotep IV.

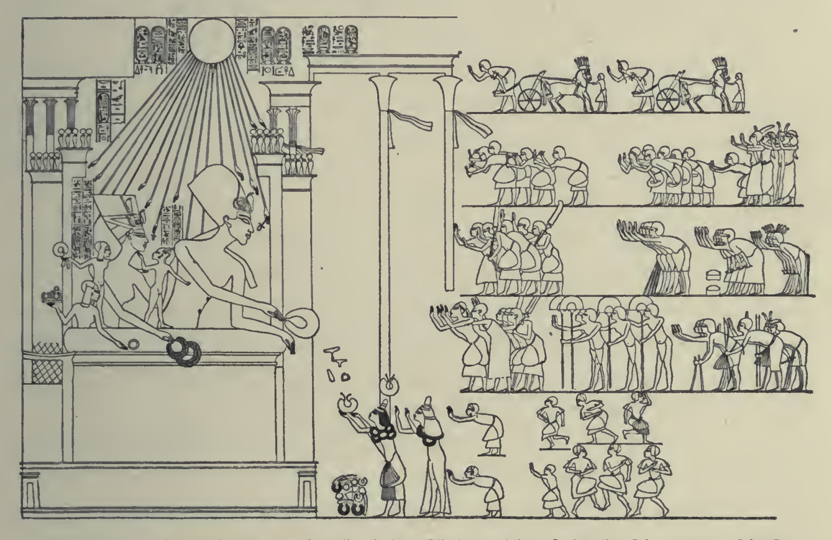
Längst verehrte man den „Rīa-Har-em-achu“, den Ria, der der Har am Horizonte ist. Amenhotep nennt ihn den „Glanz der Scheibe“, bezeichnet sich selbst als den Sohn und Oberpriester dieses Gottes und baut ihm einen neuen Tempel. Allmählich verzichtet er aber überhaupt darauf, andere Götter, ja sogar den Amon, auch nur zu nennen. Desgleichen

verschwanden die üblichen Darstellungen des Gottes mit dem Sperberkopfe, der neue Gott wird als Scheibe dargestellt, von der an strahlenförmigen Armen zahlreiche Hände ausgehen, die des Gottes Wirksamkeit hienieden andeuten. Daß die Priesterschaft des Amon all dem nicht gerade mit Behagen zusah, ist nur zu natürlich. Ihr Widerstand aber weckte auch die Kraft der Neuerung. Amenhotep ging weiter, er verfolgte jetzt direkt alle Götter, die nicht mit seinem Vater verselbigt werden konnten, nur Har, Rīa, Atum und der Gott Amenhotep III. (Neb-me-Rīa) blieben verschont, nur tilgte er überall den Namen Amon, zuletzt sogar in seinem eigenen Vornamen, und nun nannte sich der König, dessen Thronname Nef(r)-chep(r)-Rīa lautet, mit neuem Vornamen Achu-n-Aton. Zugleich legte er eine neue Hauptstadt an, deren Trümmer wir als die eines ägyptischen Pompei bereits kennen lernten, und noch ehe die Stadt recht fertig war, verlegte er dahin seine Residenz, sei es, daß er als oberster Bauherr die Fortschritte der Neustadt „Chowet-Aton" überwachen, sei es, daß er sich dem Einflusse Amons möglichst schnell entziehen und dessen Stadt den königlichen Glanz nicht länger mehr gönnen wollte. Schon in seinem vierten Jahre residierte Achu-n-Aton im „Wohnsitze der Scheibe", und bald darauf muß es zum völligen Bruche mit den Anhängern Amons gekommen sein, was sicher nicht ohne blutige Revolten ablief. So mancher wird ja brotlos geworden sein, denn Einziehungen von Ackerland und Tempelbesitz des Amon mußte neben der Priesterschaft auch große Massen der hauptstädtischen Bevölkerung gar hart treffen. Der Hofadel „machte" natürlich „mit", ob überzeugt, ob nicht. Im allgemeinen erschien den Rometu das Vorgehen ihres Guten gewiß als fremdartig, als fremdländisch, und es gehörte eine gewisse Weltbildung dazu, ihn zu begreifen und seine Reformen zu billigen.

Man hat aus den seltsamen Formen, die Leib und Kopf Achu-n-Atons auf seinen Reliefbildern zeigen, den Schluß gezogen, daß der König an krankhafter Verbildung gelitten habe und aus seinem Kopfe wollte man unverkennbare Veranlagung zu religiösem Fanatismus herauslesen. Allein dieser Kopf verrät vielmehr so unverkennbar den hethitischen Rassentypus, daß wir uns dieser Vermutungen besser begeben. Noch vorsichtiger müssen wir aber sein, wo es sich um Darstellungen des Königs im „neuen Kunststile" handelt.

Achu-n-Aton war nicht ein religiöser Fanatiker, sondern ein energischer Reformator auf allen Gebieten des Lebens. Er hat den Rometu auch eine neue Kunst zu geben versucht. Es war wohl begreiflich, daß er und sein Hof, die mit einer Fülle von asiatischen Kunstgegenständen

der verschiedensten Stile überschüttet wurden, das Typisch-ägyptische als solches und als einseitig und unnatürlich empfinden mußten. Auch hier ging es wohl wie bei der religiösen Reform, man griff auf die Ansätze einer freieren ägyptischen Volkskunst zurück, die man durch die neuen Anregungen weiter belebte und ausgestaltete. Schon unter Amenhotep III. hatte man bei dem Bau eines Tempels am Berge Barkal bei Napata (in Kōsch) gewagt, die liegenden Granit-Löwen eine Vorderpranke über die andere legen zu lassen, wie es zwar die lebendigen Löwen



Der Priester Aje empfängt aus der Hand des Königs reichen Lohn für seine treuen Dienste.

machen, nicht aber die offiziellen steinernen der Altägypter. Das war also eigentlich falsch. Aber Achu-n-Aton erklärte gerade solche „Sezession" für richtig. Bisher war der Fuß des Menschen immer von der Innenseite gesehen gezeichnet worden, der Mensch hatte also entweder zwei rechte oder zwei linke Füße. Das schien dem Ketzerkönige falsch zu sein, und seine Künstler wurden nun ausgezeichnete Fußmaler, ohne daß dies der wahren Kunst Eintrag getan hätte; auch die Hände mit ihren Fingern und verschiedene andere Einzelheiten wurden jetzt der Natur nachgebildet. Auch versuchte man sich in der Darstellung der Perspektive und der Wirkung von Licht und Schatten. Ebenso trug auch die Baukunst einen anderen Charakter durch die reiche Anwendung von Mosaikverzierungen und die poetisch-gedankenreiche Gruppierung der einzelnen Bauglieder. Und förmlich erfrischend mußten die Bilder an den Wänden

wirken, die die königliche Familie im trauten Zusammensein in natürlichen, lebendigen Stellungen zeigten, den Gott Achu-n-Aton als Menschen unter Menschen.

An der Spitze der neuen religiösen Ordnung stand der Priester Aje, der seinen reichen Lohn für treue Dienste aus der Hand des Königs selbst empfing. Er hatte „die Lehre" vernommen — so hieß die neue Religion kurzweg — und schon das wurde ihm als großes Verdienst angerechnet. Er scheint sich als Priester zur „Lehre" bekehrt zu haben, wurde aber auch mit diplomatischen Aufträgen betraut, und ist einmal als Gesandter in Kardunjasch gewesen, konnte also wohl Babylon aus eigener Anschauung mit Theben und Chowet-Aton vergleichen.

Auch in Babylon war ein Thronwechsel erfolgt; Burnaburjasch, der Schwager Achunatons, war Nachfolger seines Vaters Kadaschman-Murbe geworden. Die guten Beziehungen wurden offiziell weiter geführt, aber es ist doch aus den Briefen eine gewisse Abkühlung zu erkennen, die noch in die Zeit Amenhoteps III. zurück geht, dessen babylonische Gattin am ägyptischen Hofe nicht die Behandlung erfahren zu haben scheint, die Kadaschman-Murbe glaubte für sie beanspruchen zu dürfen. Zum Unglücke beging Amenhotep IV., wohl mit anderen Gedanken beschäftigt, einen argen Verstoß; als Burnaburjasch schwer krank lag, vergaß er, ihm ein Zeichen seiner Teilnahme zu senden. Der Schwager war sehr gekränkt ob dieser Herzlosigkeit, die noch dadurch verschärft erschien, daß der goldreiche Ägypter sogar vergessen hatte, einige Proben von dem gelben Metalle zu senden. Burnaburjasch schrieb ihm nun einen Schreibebrief, aber Geschenke legte er auch nicht bei. Das machte wieder in Chowet-Aton einen schlechten Eindruck. Amenhotep-Nefer-cheper-Rīa sandte nun zwar reichlich Gold, aber nicht an den lieben Schwager, sondern an dessen angeblichen Vasallen, den König Assur-nadin-ache von Assur! Der Einspruch des Burnaburjasch nützte nichts: Achunaton empfing feierlichst eine Gesandtschaft des Assyrerkönigs, als ob dieser ein selbständiger Fürst von gleichem Range wie der von Kardunjasch wäre.

Die ägyptische Politik schuf also eine neue Großmacht, die man je nach Bedarfe gegen Mitanni oder Kardunjasch ausspielen konnte.

Auch in Mitanni regierte ein neuer König. Schutarnas Sohn Artaschwara war durch einen gewissen Pirchi vom Throne gestürzt und getötet worden; die Gegenpartei erhob den zweiten Sohn Schutarnas, Tuschratta, noch als Knaben auf den Thron. Diese Gelegenheit benutzten die Hethiter im Westen zu einem Angriffe auf Mitanni, wurden aber besiegt, und nun bemühte sich Tuschratta, die Freundschaft mit

Ägypten wieder zu pflegen. Amenhotep III. unterstützte ihn denn auch reichlich mit Golde, und die Freundschaft scheint ziemlich echt gewesen zu sein. Als Neb-me-Rīa sein Ende nahen fühlte, da bat er sogar um die Entsendung der Göttin Istar von Ninua nach Qemet. Istar war schon einmal in Qemet gewesen und hatte offenbar Wunder gewirkt, deren sich Amenhotep dankbar erinnerte. Auch jetzt willigte das Götterbild ein, die Reise an den Jaro zu machen.. Sie hat den Tod Amenhoteps nicht aufhalten können, aber ihre Sendung ist ein Beleg des Einflusses, den fremder Götterglaube schon auf Amenhotep III. gewonnen hatte. Zugleich war eine neue Prinzessin von Mitanni, Taduchipa, die Tochter Tuschrattas, als junge Gemahlin des alternden Amenhotep III. nach Ägypten gekommen und die Bevölkerung von Mitanni war hethitisch, obgleich ihr Staat von ihren westlichen Stammverwandten bedroht wurde.

Auch zu Tuschratta stellte sich Achunaton sehr viel minder freundlich. Offenbar hatten sein Vater und seine Mutter Teje dem Tuschratta allerlei Versprechungen gemacht, die Achunaton jetzt nicht hielt, vielleicht auch schwer halten konnte, da er sein gutes Geld selber nötig genug brauchte. Frau Teje aber, die Königin-Mutter, an die Tuschratta sich gleichzeitig wendete, hatte entweder nicht genug Einfluß mehr auf ihren Sohn, oder sonst Gründe, ihn nicht nachdrücklich geltend zu machen. So gab es Streitigkeiten herüber und hinüber, die endlich sogar zu einem Kriegszuge Tuschrattas gegen Qemet geführt zu haben scheinen. Leider brechen unsere Quellen hier ab, und wir können nur noch erschließen, daß Mitanni eine Beute teils der Hethiter, teils der Assyrer wurde, denn unter Assurnadinaches Enkel Assur-uballith gehörte Ninua bereits den Assyrern, deren spätere Reichshauptstadt es wurde, die Hethiter aber finden wir später in etwa der gleichen Machtstellung wie ehedem das Reich von Mitanni.

Achu-n-Aton scheint nicht viel über 12 Jahre regiert zu haben. Er hinterließ sieben Töchter, aber keinen Sohn. Der Gemahl der ältesten Tochter folgte ihm auf den Thron, bald auch „nach dem Westen". Es hat blutige Kämpfe gegeben und Thronstreitigkeiten genug, die wir nicht im einzelnen zu verfolgen vermögen. Aber das Ergebnis war, daß Niu-Amon wieder als Reichshauptstadt hervortritt, daß der vorgenannte Aje König wurde und auf die alten Tage den Kampf gegen Amon aufgab, aber am Tempel Atons weiter baute. Indessen die Versöhnung beider Richtungen gelang ihm nicht. Nach wenigen Jahren, aber vielen Regenten, kam endlich Har-em-hebe zur Regierung, kehrte zur alten Lehre

Amons zurück und gab dem Lande den Frieden wieder. Die Beziehungen Hatschepsowets zum Punti-Lande blieben aufrecht erhalten, Irtennu ging, nach einigen letzten Versuchen es zu halten, verloren. Neue Völkerschaften, so die Habiri von Süden her, haben sich über Palästina ausgebreitet und Burg um Burg eingenommen, und von Nordosten her sind die Hethiter erstarkt und beginnen Irtennu in ihre Gewalt zu bringen. Die Höhezeit der auswärtigen Politik Qemets, der Traum von einer Weltherrschaft, ist endgültig vorüber. Die Rometu haben in schweren Kämpfen ihr gesegnetes Land zu verteidigen, die Könige ersetzen durch Ruhmredigkeit die mangelnde wirkliche Größe.

Unsere Kunde dieses denkwürdigsten Abschnittes der ägyptischen Geschichte verdanken wir außer den einheimischen Texten der Könige, die die sogenannte 18. Dynastie bilden, zumal in ihren Beziehungen zum Osten dem mehrfach erwähnten Briefwechsel der Ägypterkönige mit den Königen des Ostens, dem Tontafelfunde von El-Amarna. Dieser enthält außer dem Briefwechsel zwischen den Großmächten auch die zahlreichen Berichte der Kleinfürsten von Syrien an die Ägypterkönige, darunter die Briefe des Rib-Addi von Gubal (Byblos), Zimrida von Sidon, Abimelki von Tyros, Jitija von Askalon, Abdichiba von Jerusalem u. a. m.

Die eigentliche Zeit dieses Amarna-Briefwechsels, soweit er uns erhalten blieb, ist die der Regierungen Amenhoteps III. und IV., doch beleuchteten die Briefe auch die frühere Zeit bis zu den Tagen des starken „Manachbi-Rīa“, d. h. Dechutmāses III.; in Erwägung des Umstandes, daß uns nur ein Teil dieses diplomatischen Verkehrs erhalten ist, übertragen wir den Namen der „Amarnazeit“ auf die gesamte 18. Dynastie.

Dieser Fund hat mit einem Male die Fabel von der Abgeschlossenheit Ägyptens und seiner Kultur zerstört, denn wir sehen jetzt, daß die Ägypter selbst derartige Vorgänge in ihren Annalen nicht verzeichneten. Dieser Erscheinung werden wir auch später wieder begegnen und dürfen sie auch für frühere Zeiten voraussetzen. Zugleich aber erfahren wir, daß um 1450 vor Christus die Diplomatensprache das Babylonische war, die Keilschrift, nicht die Hieroglyphen.



Vier Könige vor den Wagen gespannt. (S. 282.)

Ein großer Held.

Horch, tönt nicht Trompetenklang von den Zinnen des königlichen Schlosses? Weshalb wallet das Volk freudig bewegt durch die Straßen und jauchzt und jubelt laut auf? Ha, da rufen es die Priester von den Höhen der Tempel aus: Dem Könige ist ein Sohn geboren.

Der glückliche Vater hat sogleich die himmelskundigen Astrologen benachrichtigen lassen; diese haben die Stellung der Sterne in der Stunde der Geburt geprüft und dem Könige folgende Antwort geschickt: „Heil, König, dir! Dein Sohn wird größer sein denn einer der Dagewesenen. Er wird beglücken sein Volk, wird erobern die Welt mit seinem starken Arm, er wird sein der Erste nach Osiri! Heil dem Sohne des Rīa!"

Da faßte der König einen großartigen Entschluß. Er ließ zusammen bringen alle Knäblein, die an demselben Tage geboren waren in ganz Ägypten, auf daß sie erzogen würden mit seinem Sohne, daß sie seine Freunde, seine Brüder würden, die Freud und Leid mit ihm teilten, auf die er sich verlassen könne in Not und Gefahr. Und es sollen ihre 1700 gewesen sein. Der junge Prinz aber erhielt den Namen Sesostris.

Nicht weichlich, aber mit der größten Sorgfalt wurde die Kinderschar erzogen. Als die Kleinen laufen konnten, da begann ein fröhliches, lustiges Leben; den ganzen Tag tummelten sie sich in den königlichen Gärten, vergnügten sich mit Spielen aller Art, und der Prinz galt nicht mehr und nicht weniger als jeder seiner Kameraden; der Sohn des Königs und der Sohn des Fischers — es war kein Unterschied, als daß der eine Sesostris und der andere etwa Petamon hieß.

Unterdessen ließ der König die trefflichsten und weisesten der ägyptischen Priesterschaft aus allen Gegenden des Landes berufen, daß sie die Lehrer des Prinzen und seiner Gespielen würden. Von diesen ausgezeichneten Männern erhielten sie die erste Unterweisung und wurden später, bei reiferem Alter, eingeführt in alle Wissenschaften. In gleicher Weise wie für den Geist wurde auch für das Herz gesorgt durch Lehre und Beispiel, durch Vorhalten rühmlicher Musterbilder und besonders durch das Leben mit den Freunden. Im Umgange mit ihnen wurde jede gesellige Tugend gelernt. Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, Verträglichkeit, Nachgiebigkeit, Versöhnlichkeit; hier schloß sich Herz an Herz, hier ward das Band der Freundschaft geknüpft, dauernd für das ganze Leben.

Nicht geringere Sorgfalt wurde auf die körperliche Erziehung verwendet. Die jungen Leute wurden an Mäßigkeit und Arbeit, an Ertragung von Strapazen, Hunger und Durst gewöhnt, in jeder Weise abgehärtet und von den gewandtesten und geschicktesten Kriegsleuten geübt im Laufen und Springen, Ringen, Werfen und Schleudern; sie lernten die Handhabung des Bogens und der verschiedenen Waffen und mußten alle Arten des militärischen Exerzitiums mit Eifer betreiben. Die Jagd auf wilde Tiere war ihr Hauptvergnügen.

Nach des Vaters Tode trat Sesostris die Regierung an.

Nie hat ein Regent sein hohes Amt in schönerer Weise angetreten, als Sesostris. Alle, welche wegen eines Vergehens, gegen den König oder die königliche Familie, oder wegen Verräterei in Untersuchung oder in Strafe waren, wurden völlig straffrei entlassen und in alle ihre früheren Rechte und Ämter wieder eingesetzt. Für alle im ganzen Lande, welche wegen Geldforderungen angeklagt waren, bezahlte der junge König aus seiner eigenen Kasse. Wer in Not und Dürftigkeit war, brauchte sich nur an ihn zu wenden; mit vollen Händen teilte er seine Reichtümer aus. In gleicher Weise übergab er einen großen Teil des königlichen Grundbesitzes seinen Untertanen. Wer der Hülfe benötigt war und des guten Rates, wandte sich vertrauensvoll an ihn, und nie

ward dieses Vertrauen getäuscht. Sesostris kannte keinen größeren Genuß, als Geben, Erfreuen, Beglücken.

Die Verwaltung des Landes ward neu geregelt; die Provinzen wurden genau vermessen und jede erhielt einen königlichen Statthalter, dem die Leitung seines Bezirkes sowie die Erhebung der Abgaben übertragen ward. Auch hatte er für die Erhaltung der Dämme und Kanäle, der Straßen und öffentlichen Bauwerke zu sorgen; bei ihm mußten sich alljährlich die Bewohner der Provinz einfinden und nachweisen, womit sie sich ernährten, und wie es um ihr Einkommen stehe. — Nachdem so das Land aufs beste versorgt war, wandte Sesostris seine ganze Kraft dem Heerwesen zu.

In Qemet war es Sitte und durch langes Herkommen gewissermaßen zum Gesetze geworden, daß der Sohn das Geschäft seines Vaters trieb. War also der Vater Soldat, so mußten alle seine männlichen Nachkommen wieder Soldat werden, ja es durften selbst die Töchter in der Regel nur an Kriegsleute verheiratet werden. Hiernach bestand also ein festgeschlossener, wohlgeübter Kriegerstand, dessen Mitglieder von Jugend auf für ihren Beruf vorbereitet waren. Das ägyptische Heer war in jeder Hinsicht ausgezeichnet tüchtig; der König hielt es jedoch noch nicht groß genug für den Heereszug, welchen er unternehmen wollte; deshalb ließ er einen Aufruf ergehen zu freiwilligem Eintritt in die Reihen der Krieger an alle, die Mut und Kraft dazu in sich fühlten. Da man in Ägypten keine Reiterei hatte, sondern außer dem Fußvolke nur Wagenkämpfer, so wurde den unterjochten Libyern aufgegeben, ein tüchtiges Reiterheer als Hülfstruppe zu stellen.

Nachdem alle Anordnungen ausgeführt waren, fand sich ein Heer zusammen, wohl an 600 000 Mann Fußvolk, 27000 Streitwagen und 24000 Reiter. Zu Hauptleuten wurden Sesostris' ehemalige Jugendgefährten ernannt; sie hatten sich ja bereits im Felde bewährt, und auf ihre Anhänglichkeit und Treue konnte sich der König fest verlassen.

Ein großer Teil dieses ungeheuren Heeres mußte aber erst bewaffnet und gehörig eingeübt werden, bevor er gegen den Feind geführt werden konnte.

Unterdessen ließ der König zwei wohlausgerüstete Kriegsflotten bauen, die eine im Roten, die andere im Mittelländischen Meere. Er selber aber zog an der Spitze einer erprobten Heeresabteilung nach Süden, fiel in Kōsch ein, eroberte in kurzer Zeit das ganze Land und legte dem „schlechten Volke von Kosch“, einen jährlichen Tribut an Gold Elfenbein und Ebenholz auf. Als Siegesbeute aber brachte er mit: einen

Fürsten von Kosch nebst seinen beiden Söhnen, eine große Zahl Kriegsgefangener, Reichtümer aller Art, goldene Ketten, Beutel mit Goldstaub, Pantherhäute, Elefantenzähne, Straußfedern, Waffen, kostbare Möbel usw. Den meisten Beifall fanden jedoch bei den Ägyptern die mancherlei wilden Tiere aus Inner-Afrika, die alle von gefangenen Koschiten vorgeführt wurden, die Affen, Panther, Leoparden, Strauße und die riesenmäßigen Giraffen.

Lange Zeit sprach man in der Hauptstadt von nichts anderem, als von diesen lebendigen Siegeszeichen, und erst die Vorbereitungen zum Abmarsche des großen Hauptheeres brachten die Einwohner Thebens wieder auf andere Gedanken.

Als nun die Rüstungen vollendet waren, stach die Flotte des Roten Meeres in See, bestehend aus 400 Kriegsschiffen, besetzt mit Tausenden der tapfersten Krieger und geführt von wohlerfahrenen Feldherren.

Sie eroberte alle Eilande und Seestädte bis weithin nach Arabien, die afrikanische Küste bis zum östlichen Punkte (dem Kap Guardafui), legte den Inselbewohnern schwere Abgaben auf, nahm überall Kriegsgefangene mit, Kostbarkeiten und Schätze aller Art davonführend.

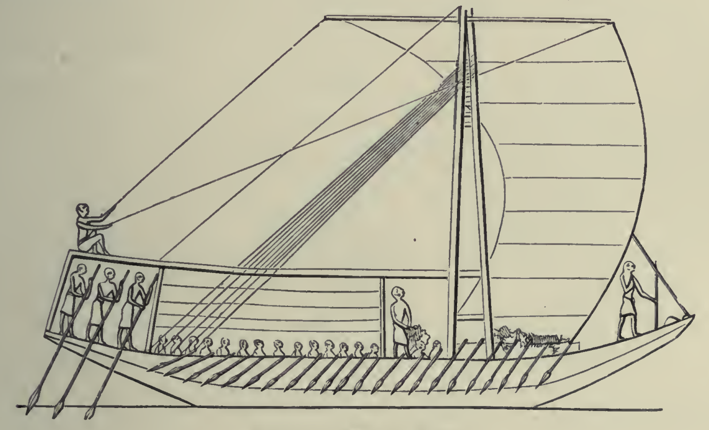
Auch die stolze Mittelmeerflotte fuhr ab und unterwarf sich alle Inseln und Küstenstriche, an welchen sie auf ihrer Fahrt bis nach Phoinikien vorüber kam.

Endlich war der Tag erschienen, an welchem der König selbst von Memphis aufbrach, um mit seinem gewaltigen Landheere sich alle bekannten Länder der Erde untertan zu machen und über alle Völkerstämme zu herrschen.

Schon im Morgengrauen rückten die verschiedenen Truppengattungen aus ihren Kasernen und aus dem großen Lager, das draußen vor der Stadt errichtet war, und stellten sich zum Teil auf den freien Plätzen, zum Teil vor den Toren der Stadt auf. Tausende und aber Tausende von Zuschauern wogten durch die engen Straßen, um die verschiedenen Regimenter in ihrer eigenen Tracht und Bewaffnung zu schauen; namentlich strömte das Volk scharenweise hinaus, wo die libyschen Reiter auf ihren Rossen hielten, den Bewohnern von Memphis ein ganz neuer Anblick. Andere eilten nach dem Tempel des Ptah, wo der König seine Morgenandacht halten sollte. Heute durfte das Volk nicht, wie sonst täglich, mit dem Könige in den Tempelhof treten; das Tor war durch bewaffnete Krieger gesperrt, denn heute mußte der ganze Hof frei bleiben für die Feldherren und Hauptleute, die mit dem Könige beten und opfern sollten. Aber auf den Mauern des Hofes saßen die Zuschauer Mann an

Mann, und in den Straßen drängten sie sich Kopf an Kopf; jeder wollte ihn noch einmal sehen, den Sohn des Ria, den großen Sesostris, bevor er sein geliebtes Qemet verließ, die Welt zu erobern. Die feierliche Prozession hätte unmöglich sich durchdrängen können, wenn nicht einige Streitwagen voran gefahren wären, Bahn zu brechen. Hinter diesen marschierte ein Musikkorps, dann eine kleine Abteilung der königlichen Leibwache, und nach dieser ein langer Zug von Priestern aller Art.

Nun kam der König, zu Fuß, an seiner Seite schritt der Oberpriester; darauf folgten Priester aller Klassen, dann die große Schar der Feldherren und Hauptleute, und den Schluß bildete wieder eine Abteilung der Leibwache.



Altägyptisches Kriegsschiff.

Jetzt hatten sich alle aufgestellt — der König und der Oberpriester vor dem Götterbilde, hinter ihnen zunächst die übrigen Priester; die Krieger in langen und dichten Reihen standen rechts und links an den Seiten, die niederen Tempeldiener und das Musikkorps hatten hinter der Bildsäule des Gottes ihre Stellung eingenommen.

Stille, tiefe Stille rings umher. Nicht die geringste Bewegung war unter der gewaltigen Menge zu bemerken. Die priesterlichen Sänger stimmten langsam und feierlich ein Lied an, und die ganze Versammlung fiel andächtig ein in den heiligen Gesang. Nachdem der letzte Ton verhallt war, knieten alle nieder, und die, so auf den Mauern saßen, streckten die Hände betend dem Bilde des großen Gottes entgegen. Nur der König und der Oberpriester blieben aufrecht stehen, und während dieser, tief ergriffen, mit lauter Stimme ein Gebet sprach, ergriff Sesostris ein goldenes Gefäß mit Wein und träufelte ihn auf den Altar vor dem Gotte.

Sodann nahm er das goldene Rauchbecken, welches ihm ein Tempeldiener darreichte, streuete kostbaren Weihrauch auf die Kohlen und räucherte vor dem Bilde des Ptah.

Das Gebet war beendet; das Volk erhob sich; ein anderer Priester trat jetzt vor, um einen Abschnitt aus den heiligen Schriften vorzulesen. Wieder ertönte Gesang, und zum Schlusse ergriff abermals der Oberpriester das Wort.

„Zieh hin“, sprach er, „und verbreite den Ruhm unserer Waffen über die Erde. Sei mutig und tapfer in der Schlacht, edel und großmütig nach dem Siege! Sei streng und gerecht, sei zuverlässig und treu; und bei allem, was du tust, gedenke des Tages, da du wirst stehen vor dem Richter, da dein Herz wird gewogen auf der Wage der Gerechtigkeit! — Ziehe hin, und alle Götter mögen dich geleiten und schützen! Kehre freudig zurück, mit Ehren beladen, und dein Ruhm sei gleich dem Ruhme des großen Osiri, des ewig lebenden Gottes!“


Trompeter, Trommler, Klapperer.

Trommeln, Trompeten ertönten, Sistren und Klappern ließen ihren betäubenden Lärm erschallen, alles Volk rief: „Heil, Heil dem Könige!“ Sesostris, schon vollständig gerüstet, den metallenen Helm auf dem Haupte eilte schnellen Schrittes an das Tor des Tempelhofes, sprang in seinen bereit stehenden Streitwagen — und fort ging's unter dem Jauchzen der Zuschauer und den Segenswünschen der Zurückbleibenden.

Den Zug eröffneten 2000 libysche Reiter und 4000 schwerbewaffnete Fußgänger, mit Helmen, dreieckigen Schilden, Schwertern, Dolchen und eisernen Keulen wohl ausgerüstet. Jetzt kam ein einzelner, köstlich geschmückter Trompeter, der eine eintönige Weise hören ließ. Ihm folgte der große, vergoldete Prachtwagen, auf welchem sich ein hoher Mast erhob, der oben einen Widderkopf trug, geschmückt mit einer goldenen Sonnenscheibe, dem Symbole des Gottes Amon Rīa, der das Volk zum Siege führen sollte. Diener gingen zu Fuße neben her und leiteten die Rosse.

Unmittelbar hinter dem Wagen des Gottes lenkte der König eigenhändig das Gespann seines Streitwagens. Ein Löwe, den er mit aus-

Kösch gebracht und gezähmt hatte, folgte ihm. In einiger Entfernung davon kamen die Oberfeldherren und höchsten Offiziere des ganzen Heeres. An diese schlossen sich Bogenschützen der Leibgarde, und nun folgten, ihre Musikbanden voran, die verschiedenen Truppengattungen.

Was für mancherlei Standarten, Kleidungen, Ausrüstungen und Bewaffnungen konnte man da sehen! Kürasse und Panzerhemden, Helme von Leder und Metall und baumwollene Mützen und Kopftücher, Schilde von Holz und Leder, in allen Gestalten und Größen, kaum zwei Fuß hoch bis zur Höhe von fünf Fuß; Spieße, gerade und krumme Schwerter, Streitäxte, Dolche, Kampfsicheln, alle Arten von Keulen, Bogen und Pfeilen, Schleudern und das furchtbare Keulenbeil.

Acht bis zehn Mann hoch marschierten die Truppen auf. Den Schluß bildeten Tausende von Streitwagen. In jeder Stadt schlossen sich neue Regimenter an. Den Kern des ganzen Zuges bildete aber die schwere Infanterie, welche mit Spießen bewaffnet war und schwere Schilde trug. Wenn diese Kerntruppen in Schlachtordnung aufmarschierten, bildeten sie eine unveränderliche und unerschütterliche Phalanx, in Form eines Viereckes aus je hundert Mann auf jeder Seite bestehend, im ganzen also zehntausend Mann stark.



Bogenschützen. (Ägypt. Wandgemälde.)

Die Regierung des Heimatlandes hatte Sesostris seinem Bruder Harmai übertragen und diesem blieb auch die Sorge für die Königin und die königlichen Prinzen.

Drüben in Asien hausten in Palästina, Syrien, und weiterhin nach Osten über Damaskus, Mesopotamien viele kriegseifrige, räuberische Völkerschaften, welche stets mit lüsternen Augen nach den Schätzen Qemets blickten und stets bereit waren zu einem Einfall, wenn sie hoffen konnten, ihn ungestraft auszuführen. Die kleinen Königreiche Megiddo, Chalybon-Aleppo, Tyrus, Gaza und viele andere, die Völker der Phoiniker, Amoriter, der mächtigen Hethiter und selbst noch solche, die in Kleinasien und die am Euphrat und am Tigris wohnten, waren immer kriegfertig und eine stete Drohung gegen Qemet.

Sollte Ägypten sich friedlich entwickeln können, so mußte diesen Erbfeinden die Lust zum Kriege gegen Qemet gründlich ausgetrieben werden, was aber freilich nicht leicht war. Sesostris verfuhr nach weisem Plane: Vor allem mußte er sich den Rücken decken; darum bekriegte er die Libu und zwang sie, ihm dienstbar zu sein und ihm ihre besten Kriegsleute mitzugeben; darum schlug er die Nahasu zu Boden und gewann so die Sicherheit, daß es diesen Schwarzen nicht in den Sinn kommen würde, während seiner Abwesenheit in das Land zu brechen; und endlich mußten die beiden Flotten nach allen Himmelsgegenden hin ihre Schläge führen, damit von nirgendsher ein Feind Gefahr drohen könne. Nachdem so alles vorbreitet war, brach Sesostris zu dem gewaltigen Kriegszuge auf. Mit mehr als einer halben Million Menschen zog er über die Landenge von Suez nach Asien. Von Land zu Land wälzte sich die ungeheure Heeresmasse, über Berge und Ströme, und kein Volk vermochte ihr zu widerstehen. Der König teilte alle Beschwerden des Feldzuges, alle Gefahren der Schlacht getreulich mit seinen Mannen. Wo der Kampf am blutigsten, wo der Sieg zweifelhaft war, dahin stürmte er mit seinem Wagen, dahin schoß er seine Pfeile, da schwang er seine Keule und seine Sichel. Oft sprang er vom Wagen herab und stürzte sich so, Schwert und Lanze in der Hand, der Tapferste der Tapferen, in das Kampfgewühl.

War ein Volk unterlegen, dann bestimmte Sesostris die Abgaben, welche es alljährlich an ihn zu entrichten hatte. Im übrigen behielt jedes Land seinen König, seine Regierung und seine Gesetze, nur mußten alle unterworfenen Herrscher von Zeit zu Zeit — alle paar Jahre einmal — nach Qemet ziehen und dem Sohne des Rīa ihre Ergebenheit beweisen.

Sesostris war nicht allein ein gewaltiger Eroberer, er war auch ein edler, hochherziger Mensch. Hatte ein Volk um seine Selbständigkeit tapfer gestritten, seine Freiheit mit Kraft verteidigt, so erkannte er dies willig an und ließ ihm Ehrensäulen errichten, auf welchen er rühmend erklärte, es sei ein Heldenvolk, das er nur mit Mühe unterworfen habe. Einem weichlichen hingegen, welches ihm nur schwachen Widerstand geleistet, welches verzagt die Verteidigung seines Landes geführt, dem ließ er Schandsäulen setzen mit der Aufschrift: „Es ist ein Volk feiger Weiber“.

Zum ewigen Andenken an seinen Siegeszug wurden auch allenthalben an Felswänden große Steinbilder (Reliefs) gemeißelt, die den König darstellten, in der Linken die Lanze, in der Rechten den Bogen und darunter stand: „Dieses Land habe ich mit meinen Waffen bezwungen, ich, der König der Könige, der Herr der Herren, Sesostris.“

Während neun Jahren durchzog der große Held in stetem Siegeslaufe alle bekannten Länder Asiens, gelangte bis ans Schwarze Meer zu den Kolchern, an vielen Orten Kolonien gründend. Dagegen nahm er aus allen unterworfenen Ländern nicht nur Kostbarkeiten und Schätze aller Art, sondern namentlich eine große Zahl tüchtiger Arbeiter mit, denn Hände konnte man in Qemet immer brauchen, der Arbeitskräfte waren nie zu viel, und das Land war fruchtbar genug, noch eine Million Menschen mehr zu ernähren.



Rückkehr ägyptischer Krieger in die Heimat.

Endlich, endlich kehrte der Held an der Spitze seiner Getreuen in das Vaterland zurück! Groß war der Jubel, allgemein die Freude! Aus allen Gegenden des Landes eilte das Volk herbei, den ruhmgekrönten Sieger zu sehen und die unzähligen Reichtümer, die er mitgebracht, anzustaunen. Solche Schätze, solche Herrlichkeiten hatte noch keines Menschen Auge vereinigt gesehen.

Aber die seligste Freude empfand die Königin, die nun nach langen neun Jahren den innig Geliebten wiedersehen sollte. Und wie glücklich war der König, als er sie wieder umarmen konnte und seine sechs Söhne, die zu stattlichen Männern herangewachsen waren! Auch sein Bruder Harmai, der bisherige Statthalter, eilte ihm entgegen und begrüßte ihn.

Seine Freude jedoch war nicht aufrichtig, seine Glückwünsche waren nicht ehrlich gemeint. Er wäre lieber selbst König geworden und hätte es gern gesehen, wenn die Augen seines Bruders nie mehr den Nil erblickt hätten.

Und doch — was hätte es ihm geholfen, wenn sein Bruder jetzt gestorben wäre! Der Erbe des Reiches war großjährig, alt genug, die Regierung anzutreten. So lange Sesostris sich in fernen Landen befand, so lange er nicht zurückgekehrt, war Harmai unumschränkter Herr in Qemet, denn der König hatte ihn eingesetzt; — jetzt aber war alle Herrlichkeit vorbei und keine Aussicht vorhanden, je wieder zur Regierung zu gelangen, so lange noch ein einziges Glied des königlichen Hauses lebte. — Solche Gedanken bewegten das Herz des herrschsüchtigen, ehrgeizigen Harmai, aus der Herrschsucht wurde Neid und aus dem Neide Haß, und die Gier ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht. Nichts war ihm zu schwer, nichts zu bedenklich, nichts zu schrecklich, das er nicht getan hätte, sein Ziel zu erreichen.

Es ist Nacht. Sesostris ist mit seiner Familie dem langsamen Zuge des Heeres weit voran geeilt, um schneller wieder in seiner Hauptstadt zu sein. Hier steht das große königliche Zelt, und in ihm ruhen in verschiedenen Gemächern Vater und Mutter und die sechs Söhne, zum ersten Male wieder vereinigt nach so langer Trennung.

Da erhebt sich still Harmai von seinem Lager. Mit leisem Schritte schleicht er davon und trägt dürres Reisholz herbei, das er schon am Tage zurecht gelegt hat. Wie eifrig er geht und kommt! Eine hohe Mauer schichtet er auf rings um das Zelt! Jetzt ist er fertig. — Siehe, jetzt naht er von neuem, einen hell leuchtenden Feuerbrand in der Hand! Er schiebt ihn zwischen die Reiser — — da knistert und prasselt es, Funken fliegen auf — jetzt schlägt die helle Flamme empor! Wenige Minuten, und das Zelt ist rings mit einer Feuermauer umgeben, und die da drinnen sind unrettbar verloren, wenn kein Wunder geschieht. Sicherlich kommt jede Hülfe zu spät — denn das Zelt brennt schon von allen Seiten; — bis rettende Hände das Feuer gelöscht oder die Brände weggeschafft haben, ist Sesostris mit den Seinen längst nicht mehr am Leben.

Der König erwacht. Seine Gemahlin, seine Kinder springen entsetzt von ihrem Lager auf. Dichter Rauch erfüllt die Räume, Gluthitze umgibt sie; in einem Augenblick — das ist ihnen allen klar — müssen sie ersticken oder verbrennen; und wer etwa durch das Feuer dringen wollte, büßt sicher mit dem Leben; die verbrannten Glieder vermögen es nicht, ihn so lange zu tragen, er wird zusammenstürzen und vielleicht noch qualvolleren Tod erleiden.

Aber nicht Zeit ist's zum Überlegen, zum Prüfen, zum Besinnen — das Leben hängt am Augenblicke. Da springen todesmutig zwei der Söhne auf, werfen sich der Länge nach in die Flammen, deren Macht sie teilen und bilden also mit ihren Leibern eine Brücke, über welche Vater und Mutter und Geschwister flüchtigen Schrittes durch das Feuer stürzen, hinaus in die frische, erquickende Luft der stillen Nacht.

Tausendmal hatte Sesostris auf seinen Kriegszügen mutig dem Tode ins Auge geschaut, den größten Gefahren getrotzt — ohne die Aufopferung seiner beiden Söhne wäre er hier im eigenen Lande jämmerlich umgekommen. Auf den Knien dankte er inbrünstig den Göttern für seine Rettung. Der heimtückische, brudermörderische Harmai aber büßte sein Verbrechen durch das Schwert.

Wenige Wochen nach der glücklichen Rückkehr des Königs wurde das große, öffentliche Siegesfest begangen. Die höchsten Beamten aus allen Teilen des Landes vereinigten sich in der Hauptstadt, und wer es irgend möglich machen, wer nur von seinem Geschäfte abkommen konnte, eilte hin, dem glänzenden Feste beizuwohnen. Täglich kamen zu Wagen und zu Fuß ganze Scharen Schaulustiger an, und auf dem Nile nahten stromaufwärts und stromabwärts die Flotten festlich geschmückter, bunt bewimpelter Kähne. Es war nicht möglich, daß alle Fremden in der Stadt untergebracht wurden, draußen auf dem Felde lagerten sie zu vielen Tausenden unter leichten, luftigen Zelten.



Ägyptische Waffen.
1. Krummes Schwert. 2. Zehn Zoll langer Dolch. 3. 4. Äxte. 5. Schleuder. 6. 7. Speerspitzen.

Es lohnte sich aber auch wohl der Mühe, eine Reise nach der Hauptstadt zu machen; von dem Triumphzuge des Königs Sesostris erzählten Kinder und Kindeskinder nach hundert Jahren noch. Das war das groß-

artigste, was man je im Qemet gesehen. — Der Festzug des Königs vom Palaste zum Tempel war folgendermaßen geordnet:

Nach einer Abteilung Streitwagen, welche nur dazu dienten, dem Zuge die Bahn zu öffnen, kamen

1. Flötenspieler, Trompeter, Trommler.

2. Chorsänger. — Wenn die Instrumentalmusik verstummte, sangen sie in begeisterten Siegesliedern den Ruhm des Königs und seiner Krieger und das Lob des schützenden Gottes.

3. Die Verwandten und Freunde des Königs, Priester, Abgeordnete aus allen Tempeln des Landes, ein Teil der Staatsbeamten und Offiziere.

4. Zwölf Kriegshauptleute, deren Kopfbedeckungen mit Straußfedern geziert waren, trugen ein reich geschmücktes, vergoldetes Kapellchen. In diesem stand ein vergoldeter Thron, dessen Armlehnen von goldenen Löwen und Sphinxen gebildet wurden. Auf diesem Throne saß der König. Sein Haupt trug die weiße Krone Oberägyptens und die rote Krone Unterägyptens. In der einen Hand hielt er einen kostbaren Hirtenstab, in der andern eine Peitsche — anzuzeigen, daß er das Volk behüten solle, wie der Hirte seine Schafe, und daß er es leiten solle, wie der Wagenlenker seine Rosse. Das Kapellchen war verziert mit den Sinnbildern der Wahrheit und Gerechtigkeit. Vor dem Könige her ging der Erbprinz, eine goldene Räucherpfanne in der Hand. Weihrauch vor dem Sieger verbrennend. Priestersöhne schritten zur Seite und trugen an langen vergoldeten Stäben die königlichen Fächer, aus Straußfedern gebunden.

5. Kinder der Priester mit den Waffen des sieggekrönten Helden.

6. Die Köngin, die Prinzen und Prinzessinnen.

7. Die höchsten Staatsbeamten und Oberfeldherren.

8. Ein Teil der Kriegsgefangenen, Leute aus allen Nationen, zum Teil in den auffallendsten Trachten, eine merkwürdige Darstellung verschiedener Völker.

9. Wilde oder fremde Tiere aller Art — ausländische Schafe und Rinder, Affen, Papageien, Goldfasanen, Pfauen, Leoparden und Panther, Löwen und Tiger, Luchse, Giraffen und Nashörner, Elefanten, ja sogar die plumpen Bären fehlten nicht. — In großen Kübeln wurden seltene ausländische Pflanzen getragen.

10. Kostbarkeiten aus Gold, Silber und Edelsteinen, Gegenstände des Luxus, alle die zahllosen Herrlichkeiten, welche der König als Bereicherung seiner Schatzkammer mitgebracht. Besonderes Aufsehen erregten die fremden Waffen.

11. Vertreter aller Truppengattungen, so vollständig als möglich.

Die Feier im Tempelhofe selbst war ähnlich der vor der Abreise des Königs, nur glänzender und großartiger. Aber auch die Bildsäulen der Eltern des Königs waren aufgestellt; auch vor sie trat er mit erhobenen Händen, pries und lobte laut die, so ihn erzogen, sein Leben behütet und ihn fähig gemacht hatten, Heldentaten zu verrichten; auch seinen Eltern brachte er vor allem Volke Opfer dar, auch ihnen galten die Dankeslieder. Wochenlang reihte sich Fest an Fest; täglich waren die Tiergärten gefüllt von Schaulustigen, die nicht satt werden konnten, die neuen Ankömmlinge zu bewundern; Musik und Tanz aller Orten, Festmahle in jedem Hause; stets neuer Zudrang von Fremden — ganz Qemet schwelgte in Lust und Freude.

Aber auch die Zeit der Freude verging, und wie jeder zu seinem Berufe zurückkehrte, so widmete sich der König jetzt wieder mit ganzer Seele den Regierungsgeschäften. Die Kriegsgefangenen wurden zur Arbeit in die großen Goldbergwerke, welche an der Grenze von Kōsch lagen, oder an die Kanäle, oder zum Tempelbau geschickt. Auch in den Steinbrüchen wurden sie verwendet und namentlich dazu, das unermeßliche Baumaterial von da aus nach den Städten und Bauplätzen zu befördern.



Banner, Standarten und Kriegszeichen.

Nachdem Sesostris für sein Land Ehre und Kriegsruhm erworben, Reichtümer, Beute aller Art und viele Tausende fleißiger Hände mitgebracht hatte, gab er sich ganz und gar den Werken des Friedens hin. Er ließ große Dämme errichten und auf diesen viele neue Städte erbauen, die nun nicht alljährlich durch die regelmäßigen Nilüberschwemmungen verwüstet wurden. Sodann ließ er das Land von einer unzähligen Masse von Kanälen durchschneiden, welche überallhin den Segen des fließenden Wassers brachten.

In jeder Stadt Qemets wurde dem Gotte ein Tempel errichtet, der gerade hier besonders verehrt ward. Auf alle Bauten aber ließ der König mit großen Buchstaben setzen, daß kein Mann des Landes Ägypten von ihm mit harter Arbeit geplagt worden sei; alle seine Werke habe er nur mit Hülfe der Kriegsgefangenen ausgeführt. Die Tempel wurden mit farbenreichen Gemälden geschmückt und durch kolossale Bildsäulen der Götter geziert. Zum ewigen Gedächtnisse

dessen, was er getan, wurden zwei Obelisken von rötlichem Granit aufgerichtet, 120 Ellen hoch, blank poliert wie Spiegel. Mit großen Buchstaben eingemeißelte Inschriften erzählten der Nachwelt, was der treffliche Könige seinem Lande gewesen.

Es ist bereits gesagt, daß Sesostris die Könige, welche er auf seinem weiten Zuge unterworfen hatte, im Besitz ihrer Würde und Stellung ließ, daß sie ihm aber einen bestimmten Tribut bezahlen mußten, und endlich verpflichtet waren, zu festgesetzten Zeiten sich in der Hauptstadt Qemets einzufinden, um dem Sohne des Rīa ihre Huldigung darzubringen. Die Könige wurden dann ihrem Range gemäß behandelt; man begegnete ihnen mit allen Ehren, zeichnete sie in jeder Weise aus; aber wenn der Suten zu seinem Morgenopfer in den Tempelhof fuhr, wurden vier der unterworfenen Fürsten vor seinen Wagen gespannt und mußten ihn dahin ziehen. So machte man allem Volke anschaulich: „Seht, das sind große Könige, vormals gewaltige Könige, aber ich bin vielmal größer als sie, denn ich habe sie vor meinen Wagen gespannt. Sie sind mächtige Herren, aber ich bin der Herr der Herren, der König der Könige."

Einst hatte Sesostris auch sein Frühgebet verrichtet, trat aus der Pforte des Tempelhofes und stieg in seinen vergoldeten Wagen. Drei der Könige ergriffen sogleich die Deichsel und schickten sich an, ihn in seinen Palast zurück zu ziehen; der vierte aber stand gedankenvoll, das Haupt gesenkt und teilnahmlos da, merkte nicht, was um ihn her vorging, und mußte wiederholt gemahnt werden, bis er sich wieder sammelte und zugriff.

Nach Hause gekommen, ließ ihn der König vor sich bringen und sprach: „Sag' an, mein Freund, welche Gedanken waren es doch, die vorhin dein Herz so bewegt, die dich so ergriffen, daß du nicht merktest, wie ich in den Wagen stieg?"

Da antwortete dieser: „Mögen dich Sonne und Mond, Himmel und Erde und alle übrigen Götter behüten, daß du nie solche Gedanken habest wie ich! Siehe, ich betrachtete das Wagenrad und dachte, wie jetzt oben ist, was vor einer Minute unten war; wie jetzt unten im Staube ist, was so eben erst oben war. Und ich verglich mein Schicksal mit diesem Wagenrade. Auch ich war oben, ein mächtiger Gebieter, und sah stolz herab auf meine Nachbarn, die nur klein und arm gegen mich waren; ich ahnete nicht, daß ich von dieser Höhe so tief herabsteigen sollte. Da kamst du, o Sohn des Rīa, in unser Land, und nun — — spannest du mich vor

deinen Wagen, und der stolze Fürst ist geworden gleich einem gemeinen Zugtiere."

Und Sesostris neigte sinnend sein Haupt, reichte dem Könige die Hand und sprach: „Du sollst mich fürder nicht in den Tempel ziehen. Auch ich stehe jetzt hoch; ist's in den Sternen bestimmt, daß ich dereinst ebenfalls erniedrigt werde, so will ich es wenigstens nicht verschuldet haben. Geh hin in Frieden!"

Am andern Morgen ließ er seine Rosse vor den Wagen spannen, und nie mehr überhob er sich in seinem Glücke.

Das Glück blieb dem großen Sesostris treu bis in sein hohes Alter. Dreiunddreißig Jahre lang hatte er sein Land mild und gerecht regiert, hatte Sitte, Gesetz und Wohlstand gefördert, und keine Stadt war im ganzen Lande, die nicht Wohltaten von ihm aufweisen konnte. Große Strecken des Bodens hatte erst er kulturfähig gemacht, den Ertrag der Felder hatte er gemehrt, Landbau und Viehzucht, Bergbau, Handwerke, und Künste, Handel und Wissenschaften gefördert, die Wehrkraft des Landes vermehrt und seinem Volke Ruhm, hohes Ansehen und Reichtümer erworben. Dreiunddreißig Jahre waren verflossen, seit sein Vater gestorben, da kündigte sich auch bei ihm die Schwäche des Alters an; sein Gesicht nahm ab — schnell und schneller, und in kurzer Zeit war der greise König erblindet.

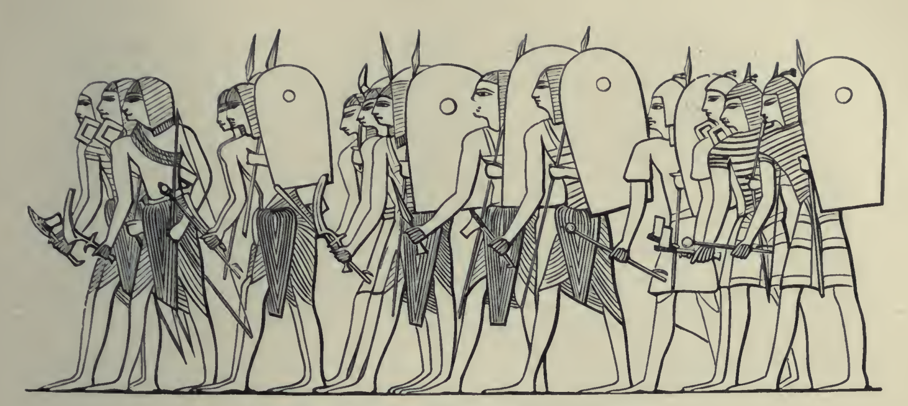
Die ägyptischen Augenärzte waren sehr geschickt. Weit und breit berühmt, wurden sie oft in fremde Länder gerufen, um zu helfen. Mit welchem Eifer pflegten sie den alten König und versuchten alles, was sie ihre Kunst lehrte, und ermüdeten nicht in ihrer Sorgfalt! Aber hier war alle Mühe vergebens; das verlorene Augenlicht war nicht wieder zu gewinnen.

Als sie dem Könige auf sein Befragen ehrlich gestanden, es sei keine Rettung mehr für ihn, sprach er gelassen, aber ernst: „Das sei ferne, daß mein teures Qemet von einem blinden Könige regiert werde. Der König soll sein gleich der Sonne. Wie sie überall hin scheint von den östlichen Bergen bis zu den westlichen, von Pilak bis zum Meere, so soll der Sohn des Rīa überall selbst sehen, mit eigenen Augen erforschen, was dem Lande not tut. Jetzt ist es Zeit, das Reich meinem Sohne zu übergeben. — Aber wenn er nun Peitsche und Hirtenstab führt — was soll ich dann noch hier? Das soll niemand von Sesostris sagen, daß er seine letzten Jahre in trägem Nichtstun verlebt, daß er aufgehört zu wirken, bevor

er zur Ruhe in seine ewige Wohnung gegangen. Nein, hier bin ich fertig; jetzt will ich vor Osiri treten und ihm Rechenschaft ablegen."

Und als nun der älteste der noch lebenden Söhne die Regierung angetreten hatte, als alle Geschäfte geordnet und in gehörigen Gang gebracht waren, da gab sich der alte König mit eigener Hand den Tod. Zweiundsiebzig Tage trauerte das Volk um seinen großen König, dann begrub es ihn, aber — es vergaß ihn nicht. Nach mehr denn tausend Jahren sprachen die Priester noch von seiner Weisheit, sangen die Krieger noch die Schlachtlieder aus seinen Heldenzügen, erzählte das Volk noch von dem großen Sesostris, dem König der Könige.

So etwa erzählte man sich in Ägypten, wenn die Rede auf die großen Eroberer kam. Es ist heute zweifellos, daß die Könige der 18. Dynastie dabei Modell gestanden haben. Der Name des Königs aber entstammt einer ganz anderen Zeit. Er ist als Sesoostris, Sesoosis, Vezosis überliefert, aber entstanden aus Wosertasen, oder, wie man später sprach, Wosertōsen. Die Griechen stellten nach ihrer Lautregel die Vokale der ersten beiden Silben um und hängten ihre Endung is an. Das Zeichen für w verlas man in s, und nun gab es gar noch einen Schreibfehler: ein Schreiber ließ bei der Form Sesortōsis das rt aus, ein anderer schrieb es darüber, ein dritter zog die Buchstaben wieder in den Namen, aber an die falsche Stelle, und so entstand aus Sesoosis ein Seso|ostris! Lange hat man versucht, darin irgend einen Beinamen des Königs Ramsēs II. zu entdecken, auf den sich obige Sage aber nicht bezieht. Daß sie sich mit der Göttersage von Osiri enge berührt, ist wohl nicht zu verkennen. Bezeichnend ist es, daß gerade an Wosertasen (II.) dieses Idealbild eines ägyptischen Königs anknüpft, ein neuer Beweis, wie wenig wir — oder die schon späteren Ägypter selbst? — von der Geschichte Qemets noch wissen.



Ägyptische Krieger verschiedener Waffengattungen.

Die neunzehnte Dynastie.

Durch griechisch-römische Schriftsteller ist uns eine Liste der ägyptischen Könige überliefert, die auf Zusammenstellungen des Priesters Manetho von Tebenute(r) (Sebennytos) zurückgeht. Manetho lebte unter Ptolemaios II. und hat zweifellos derartige Listen in ägyptischer Sprache bereits vorgefunden; sind doch noch bis auf unsere Zeit Reste von solchen erhalten. Die manethonischen Listen bieten nun die Namen der Könige (z. T. auch die Regierungszahlen) in bestimmten Abschnitten, deren Zeitdauer angegeben wird. Wir haben uns gewöhnt, diese Abschnitte „Dynastien" zu nennen und nach diesen zu rechnen, obgleich die Denkmäler dazu oft genug nicht berechtigen. So bilden denn die vorhergehenden Könige von Ahmase bis Haremhēbe die sogenannte 18. Dynastie, obgleich gerade hier nicht feststeht, ob Manetho so teilte, und obgleich die Denkmäler auch keinen Anlaß geben, hier einen Einschnitt zu machen. Nur um Mißverständnissen vorzubeugen, behalten wir die übliche Ausdrucksweise bei.

In Wahrheit scheint Haremhebe der Gründer der neuen Dynastie zu sein, und sein Nachfolger Ram(e)sēs I., mit dem wir die 19. Dynastie zu beginnen pflegen, war ein Verwandter seines Vorgängers. Er hat nur kurze Zeit regiert, und es ist nichts Namhaftes von ihm bekannt.

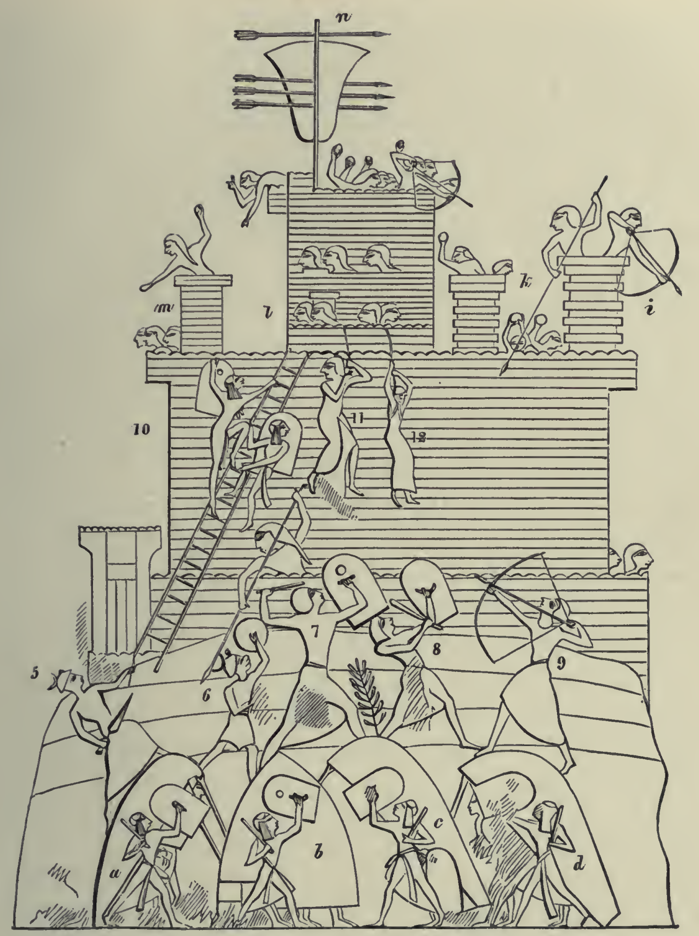
Die äußere Geschichte Qemets gewinnt erst unter seinem Sohne Setōi I. neuen Reiz. Der König zog schon in seinem ersten Jahre gegen die Schasu und weiter gegen Jrtennu, wo er zwar noch einige Erfolge aufzuweisen hatte, bald aber auf einen ebenbürtigen Gegner stieß, den

Hethiterkönig Mautenira. Wenn Setoi, seiner Angabe gemäß, diesen wirklich besiegt hat, dann war das jedenfalls ein Sieg, der den Sieger zum Rückzuge und zur Aufgabe des nördlichen Syriens nötigte.

Tuschratta scheint der letzte König der Großmacht Mitani gewesen zu sein; der Staat zerfiel, vielleicht infolge von Thronstreitigkeiten nach seinem Tode. Jedenfalls erbten die Assyrer das Gebiet um Ninua, das ihre neue Hauptstadt wurde, ja ihr Ansehen wuchs derartig, daß Burnaburjasch, der König von Kardunjasch, die Tochter Assuruballiths, seines ehemaligen „Untertanen" heiratete und damit Assur als Großmacht anerkannte.

Der eigentliche Erbe von Mitani aber ward der Hethiterkönig. Wir lernen einen Schapalulu kennen, dessen Sohn Maurasira, den Vater Mautenira, und erfahren, daß diese bereits Verträge mit den Ägyptern geschlossen hatten. Die Hauptstadt des Reiches scheint das schon erwähnte Qadesch am Orontes gewesen zu sein. Die Ägypter sind also aus dem nördlichen Syrien verdrängt, und der famose Sieg Setois bedeutete die Besiegelung dieses Tatbestandes.

Auch Setoi kann nicht lange regiert haben, und vielleicht zwangen ihn ähnliche Verhältnisse, wie wir sie schon bei Dechutmase I. kennen lernten, schon bei seiner Thronbesteigung seinen Sohn Ramses (II.) als König anerkennen zu lassen. So machte der Knabe einen Feldzug gegen die Libyer des Westens noch unter der Regierung seines Vaters mit. Ja es scheint fast, als ob der Sohn eher Thronfolger gewesen wäre, als der Vater König, so daß Setoi um seines Sohnes Willen auf den Thron gekommen wäre. Immerhin hat Ramsēs II. „Mē-Amon" (d. h. Geliebt von Amon) nach Setois Tode noch über 66 Jahre regiert. Und während dieser langen Zeit ist in Qemet unter seinem Namen gebaut, gemeißelt, gemalt und geschrieben worden, eher mehr als sonst, und so hat dieser langlebige „Sohn des Rīa", dessen Regierung noch in eine Zeit innerer Blüte und Wohlhabenheit des Landes fiel, Gelegenheit gehabt, so zu sagen, in aller Muße der ägyptischen Kunst und Kultur seinen Stempel aufzudrücken. Was man zumal in der Zeit der ersten großen Entdeckungen in Ägypten fand, das stammt so vorwiegend aus dieser langen Regierung, daß man begreift, wie die Anschauung entstehen konnte, die ägyptische Kunst hätte so ziemlich stillgestanden und keine eigentliche Entwickelung aufzuweisen. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch die Tatsache, daß der Stil dieser Zeit im wesentlichen vorbildlich blieb, solange die Bauwerke nicht vom Sande begraben wurden und noch wirkliche Rometu in Ägypten lebten. Der Stein war fest, die Luft



Erstürmung der asiatischen Festung Pula durch die Ägypter.
Wandgemälde aus dem Ramesseum. (Theben.)
a, b, c, d vier Testudo, jede mit ihrem Kommandanten; 5 Befestiger der Sturmleiter mit Metallpflock; 6, 7, 8, 9 leichtes Fußvolk und Bogenschützen; 10 ein königlicher Prinz und ein Hauptmann auf der Sturmleiter; 11, 12 Gesandte aus der Festung, um zu unterhandeln; i, k, m Festungstürme; l Hauptturm mit Standarte; n Standarte, von Pfeilen durchbohrt, Zeichen der Ergebung.

war trocken, der Sand und Schlamm beschützte die Grundmauern. — Erst allmählich und vorzugsweise in jüngster Zeit lernte man auch ein anderes Ägypten kennen, das vor Ramses II. lag.

Aber die Zeit Setois und seiner Nachfolger war auch ruhmredig geworden. Die Inschriften, die über die Siege in Asien berichteten, lagen zudem fix und fertig vor aus der Zeit des großen Dechutmase. War es nicht weit bequemer und der Bevölkerung im Grunde genommen auch zuträglicher, man schrieb die alten Texte wieder ab, als daß man

sich die unmöglich gewordene Aufgabe gestellt hätte, wieder zu erobern, was nun einmal nicht mehr ägyptisch war? Man konnte ja abwechseln mit den fremden Namen, die großen Könige der 18. Dynastie hatten genug erobert und wohl kaum eine Ortschaft in Feindes Lande unerwähnt gelassen. Dabei war Ramses ein energischer und wie es scheint persönlich tapferer Mann und hatte ja wirklich in Syrien gefochten. Er fand seine Sänger und Hofhistoriographen. So hat denn dieser König tatsächlich in einem Grade den Ruhm des ägyptischen Königtums an sich gerissen, daß er einer fernen Nachwelt, die nichts mehr wußte von den Dechutmase und Amenhotep, als das Urbild des welterobernden Ägyptertumes galt, dessen Züge auf die Legende vom großen Sesostris übertragen wurden. Es ist schwer, hier Wahrheit und Dichtung zu scheiden und den Spruch zu bewähren, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei.

In seinem zweiten Regierungsjahre, im Anfange der Zwanzig, zog Ramses gegen Osten und eroberte, was im allgemeinen wohl noch als ägyptisch gelten konnte, Palästina und ein Stück der Küste. Im fünften Jahre ging es dann wirklich gegen die Hethiter. Und hier ereignete sich jener Vorfall, den der König nicht müde ward immer wieder auf den Tempelwänden in Bild und Wort zu verewigen. Der König fiel in einen hethitischen Hinterhalt und mußte wieder heraus gehauen werden. Bei diesem Anlasse will der Held allein gegen Tausende gekämpft und dadurch eigentlich den Sieg entschieden haben. Dechutmase würde so etwas wohl nicht erzählt haben. Indessen, einen Sieg hat Ramses hier erfochten, vielleicht sogar einen Waffenstillstand erzwungen. Und wenn auch der Krieg weiterging und sogar einmal die Ägypter in Mitani sah, so haben sich die Kämpfe doch im wesentlichen auf ägyptischem Boden, in Palästina, abgespielt und Ramses verlor trotz allem immer mehr Boden.

Endlich kam es zu einem neuen Vertrage, und zwar scheint dieser den Hethitern durch ihre häuslichen Verhältnisse nahegelegt worden zu sein. König Mautenira ward nämlich ermordet, und Chetasira, sein Bruder, hatte vielleicht Anlaß genug, die Ägypter eher zu Freunden als zu Feinden zu haben. So sandte er denn einen Vertragsentwurf, der auf silberner Tafel eingraviert war, durch Tera-Tesob, seinen Bevollmächtigten, nach Ägypten. Ramses „unterfertigte", der Vertrag wurde ins Ägyptische übersetzt, an die Tempelwände eingemeißelt und — wirklich gehalten!

Was aber den Vertrag für uns noch bei weitem denkwürdiger macht: er ist bis auf unsere Zeit erhalten geblieben, in einer ägyptischen



Kopf der Mumie Ramses' II.

Abschrift samt „Protokoll“ auf einer Tempelwand der Hauptstadt, im heutigen Dorfe Karnak.

Die Tafel begann also mit der „Überschrift“:

„Vertrag, den entworfen hat der Großfürst von Cheta, Chetasira der Mächtige, der Sohn des Maurasira, des Großfürsten von Cheta, des Mächtigen, der Enkel des Schapalulu, des Großfürsten von Cheta, des Mächtigen, auf einer silbernen Tafel für Woser-ma-Ria

(das ist der Thronname Ramses' II.) den Großkönig von Ägypten, den Mächtigen, den Sohn des Men-ma-Ria (Setoi I.), des Großkönigs von Ägypten, des Mächtigen, den Enkel des Men-pahti-Ria (Ramses I.), des Großkönigs von Ägypten, des Mächtigen; der schöne Friedens- und Bündnis-Vertrag, der da Frieden und schöne Eintracht sein läßt in Ewigkeit".

Es folgt dann ein Rückblick auf die früheren Beziehungen zwischen beiden Mächten, auf frühere Verträge, die doch den Krieg nicht hinderten; fortan aber soll Friede und Freundschaft herrschen für immer, und die Nachkommen beider Herrscher sollen immer den Vertrag erneuern.



Kopf der in Turin befindl. Porträtstatue Ramses' II.

Dieser bedeutet ein großes Schutz- und Trutzbündnis sowohl gegen äußere Feinde wie gegen Empörer im eigenen Lande, alles fein säuberlich geordnet, „gut disponiert", mit Verfügungen über die Interessensphären" und die gegenseitige Auslieferungspflicht betreffend Räuber und politische Verbrecher.

Darauf folgt die Eidesformel unter Anführung einer langen Reihe von Göttern und Göttinnen, und zwar hethitischen — das von Ramses II. ausgefertigte Exemplar nannte dafür natürlich die Götter Qemets — die den Teil heimsuchen sollen, der den Vertrag nicht hält, hingegen wer ihn hält, gesund erhalten und leben lassen, samt seiner Familie, seinem Staate, seinen Untertanen.

Endlich ist noch ein Zusatzparagraph aufgestellt worden, welcher bestimmt, daß ausgelieferte Flüchtlinge nicht unter Anklage gestellt und an Leib und Leben nicht geschädigt werden sollen. Wir wissen zwar nicht, wer diesen Paragraphen hinein gebracht hat, aber jedenfalls soll er der Forderung der Götter gerecht werden, daß man einen Flüchtling nicht seinen Verfolgern ausliefern soll.

Am Schlusse erfahren wir noch einiges über das Aussehen der silbernen Tafel. Auf der Vorderseite war der heimische „Donnergott" Teschub (Tesob) dargestellt, wie er den Chetasira umarmt. Auf der

Rückseite prangte die große Göttin von Cheta, die Großfürstin umarmend; dazu mehrere Siegel oder Wappen.

Bruchstücke dieses historisch denkwürdigen Aktenstückes sind auch anderwärts gefunden worden, die Hauptabschrift aber gehörte mit Fug und Recht an den Amontempel von Karnak, dessen Gott ja sicher ägyptischerseits die Gewähr übernahm. Übrigens deutet manches im Ausdrucke (darunter kleine Irrtümer) darauf hin, daß das Original wohl noch in babylonischer Keilschrift abgefaßt gewesen sein wird, die ja vorher die Diplomatensprache und -Schrift abgab. Jedoch haben die Hethiter eine eigene Bilderschrift gehabt, die heute noch nicht entziffert ist. Inschriften dieser Art sind bereits in ziemlicher Zahl gefunden worden, es ist also nicht ausgeschlossen, daß wir noch einmal aus hethitischen Texten Angaben über die Geschichte Ägyptens erhielten.



Bint-anat, Tochter Ramses' II.
Flachrelief zu Memphis.

Der Vertragsschluß fällt in das 21. Regierungsjahr des Ramses, und 13 Jahre später, der König war also nahe an die Sechzig, erhielt Ramses sogar den Besuch seines Freundes Chetasira, der ihm seine Tochter als Gemahlin mitbrachte. Ramses hatte bereits zwei rechtmäßige Gattinnen und hat etwa 170 Kinder hinterlassen, deren Namen noch bekannt sind. Oft hat der König sich mit seinen Familienangehörigen abbilden lassen, und eines der besten Werke dieser Zeit ist eine sitzende Figur des Königs aus seinen jungen Jahren, die nach Turin gebracht worden ist. Man kann sie mit der Mumie des Königs vergleichen, die uns noch erhalten geblieben ist, und wird das Bildwerk naturwahr finden, wenn man bedenkt, daß der König nach der Heirat mit der Hethiterin noch 32 Jahre regierte und hoch in die Achtzig war, als er starb.

Eine solche Fülle von Lebenskraft muß dem Staate eine gewisse Festigkeit und Einheitlichkeit, endlich aber auch eine gewisse Erstarrung und Müdigkeit gegeben haben. Siebenundsechzig Jahre hindurch gebot der eine Wille über Qemet, und je geistig frischer der König geblie-

ben war, desto mehr mußte er alle notwendig gewordenen Neuerungen drücken und unterdrücken. Rasse und Land wirken in Ägypten so wie so dahin, daß nach überschneller Reife gar bald eine geistige Unveränderlichkeit und Unbeweglichkeit folgt. Bei Ramses aber entwickelte sich diese geradezu als ein Gefühl der Allmacht, des Immerrechthabens, der Unfehlbarkeit, ja der Göttlichkeit. Kaum jemals ist ein Monarch so darauf aus gewesen, seinen eigenen Ruhm, seine persönliche Größe zu pflegen wie unser Ramses. Wo immer ein Denkmal seiner Vorgänger stand, das dem Beschauer genügend ins Auge fiel, da lag auch die Gefahr nahe, daß König Ramses sich sein erbarmte und es mit seinem göttlichen Namenszuge beglückte. Bei Bildwerken könnte der Meißel auch noch die Züge des Gesichtes „berichtigen“. Ramses nahm von allem Besitz, ihm gehörte wirklich ganz Qemet, er war Qemet; er war auch der Gott des Landes, er erbaute sich Tempel und ließ sich nieder neben Amon, Rīa, Ptah und anderen seinesgleichen.



Scherdanakrieger der Leibwache Ramses' II. Nach Rosellini.

Natürlich waren auch seine eigenen Bauwerke von gewaltiger Größe. So schon das gewaltige Felsengrab Setois I., das Ramses in großem Stile vollendete. Ferner der Felsentempel von Abu-Simbel, den wir schon besprachen, die Riesentempel der Hauptstadt. In Nubien baute der König gleich ganze Städte und durfte mit Recht als der Gott des Landes gelten. Bei der Menge und Masse der Bauwerke ist nun zwar die Mannigfaltigkeit der Formen noch immer sehr bedeutend, indessen eine gewisse Schablone macht sich mehr und mehr geltend, je näher die Bauten dem Ende dieser Regierung rücken. Noch mehr als in der Baukunst zeigt sich der Rückschritt und die Erstarrung in der Zeichnung der Figuren auf den Flachreliefs. So hat der Hethiterkönig, da er nach links blickt, wieder zwei rechte Füße und zwei rechte Hände. Die Blütezeit unter dem Ketzerkönige Achunaton ist glänzend überwunden, an die Stelle der Kunst ist ein glatter Bilderbogenstil getreten.

Trotz der Ereignisse in der äußeren Geschichte ist der kriegerische Geist der Rometu erloschen. Fremde Söldner bilden einen starken Teil

des Heeres. Schon Achunaton hatte als Polizeitruppe für seine neue Hauptstadt Fremdlinge eingestellt, die, wie es scheint, der Mehrzahl nach einem Negerstamme, den Mazaju entstammten. Die Truppe behielt diesen Namen bei und bestand weiter, ohne sich gerade aus Negern zusammenzusetzen. Doch dienten Neger auch im Heere und neben ihnen die hellfarbigen Libyer, zumal aus den Stämmen der Maschwasch und Qahak. Eine schon in der Amarnazeit gefürchtete Truppe bildeten die Scherdana. Auch hier scheint ein Volksname die Benennung her-



Grabstein eines Bier trinkenden syrischen Söldners.

gegeben zu haben, obgleich auch andere Völker zur Aufrechterhaltung der Truppe beitrugen. Der Name muß von irgend einem über das Mittelmeer herübergekommenen Volke herrühren, und in der Tat kehrt die charakteristische Kopftracht, ein Helm mit zwei Hörnern, auf italischen Vasen wieder, und man rät wohl mit Recht auf das Volk, von dem Sardinien seinen Namen erhielt. Für gewöhnlich erhebt sich zwischen den Hörnern des Scherdana-Helmes noch eine Kugel oder Scheibe, die übrige Schutzrüstung besteht aus einem (wohl linnenen) Panzer, dessen Brustteile metallene Streifen, etwa dem Laufe der Rippen folgend und unter einander nicht verbunden, aufweisen. Auch der den Unterleib

deckende Teil ist mit solchen Querstreifen besetzt, die durch einen Längsstreifen verbunden sind. Die Truppe führt einen runden Schild und kupferne Schwerter von z. T. beträchtlicher Länge und über dem Griffe von so gewaltiger Breite, daß man weder Parierstange noch Stichblatt braucht. Auch eine Leibgardetruppe in ägyptischer Uniform ohne Panzer aber mit dem gleichen Helm, Schild und Riesenschwerte hat Ramses II. gebildet. Diese Scherdana galten als wahre Mordskerle, von deren unwiderstehlicher Tapferkeit man sich offenbar Wunderdinge erzählte. Man wird es sehr übel empfunden haben, daß ihnen zur Zeit Achunatons die Suti (in der Gegend des Euphratknies) eine glänzende Niederlage bereiteten.

Daß man auch Syrer in das ägyptische Heer einstellte, war eine einfache Forderung der Klugheit: man nahm damit den einheimischen Fürsten einen Teil des Waffendienste suchenden Kriegermateriales ab. Das ägyptische Heer aber hat dadurch auf die Dauer nicht gewonnen. Alle die fremden Sitten, die die Söldner einschleppten, mußten die ohnehin nicht kriegerisch veranlagten Rometu dem Waffenhandwerke noch mehr entfremden.

Obgleich also das Zeitalter Ramses' II. uns wie kein anderes der ägyptischen Geschichte bekannt ist und sich als eine höchste Blütezeit überall hervordrängt, so liegen doch gerade in ihr die Keime des Niedergangs, und selbst die aus dieser Zeit besonders reichlich erhaltene Literatur zehrt mehr von den Leistungen früherer Jahrhunderte, als daß sie selbst besonders schöpferisch erschiene. Weitbekannt geworden, besonders durch Georg Ebers' „Uarda“ ist ein Lobgedicht' auf die Heldentat Ramses II., uns erhalten durch einen Schreiber Pentewer, in dem man wohl mit Unrecht auch den Verfasser vermutet hat. Desgleichen sind uns in der Fassung dieser Zeit eine Reihe von Erzeugnissen der „schönen Literatur“ erhalten, deren Ursprung aber meist in frühere Zeiten zurückzuverlegen sein wird, wie es von der Erzählung von Anup und Bata als sicher gelten kann. Für gewöhnlich sind leider nur Bruchstücke auf unsere Zeit gekommen, und ein solches von einem Märchen lassen wir (nach Georg Ebers) hier folgen.

Das Märchen vom verwunschenen Prinzen.

Nacherzählt von

Georg Ebers.

Es war einmal ein König, der hatte keinen Sohn, darüber war er sehr betrübt und bat die Götter um einen Knaben. Sie erhörten ihn und schenkten ihm und seiner Gemahlin einen Prinzen. Da erschienen denn auch die Hathoren, losten dem Neugeborenen das Los seines Lebens und verkündeten: „Die Ursache seines Todes wird sein ein Krokodil oder eine Schlange, oder auch ein Hund."

Das vernahmen die Leute, welche den Knaben umgaben, und sie gingen zum Könige hin, dem Leben blühe, Heil und Kraft, und wiederholten es ihm.

Da wurde des Königs Herz von sehr großem Leid erfüllt, und Seine Majestät ließ auf dem Gebirge ein festes Schloß für den Prinzen bauen und es mit dienenden Männern und Frauen und allen schönen Dingen ausstatten, welche zur Wohnung eines Fürsten gehören. Der Knabe durfte das Schloß nicht verlassen, um ins Freie zu treten.

Als nun der Prinz herangewachsen war und einmal auf das Dach des Schlosses stieg, da sah er einen Hund, der hinter einem Manne herlief, welcher auf der Straße hinzog. Da wandte er sich an den Leibdiener, welcher sich stets an seiner Seite befand, und sagte: „Was ist das, was da hinter dem Manne herläuft, welcher dort auf der Straße hinzieht?" Und der Diener gab ihm zur Antwort: „Das ist ein Hund."

Da rief der Jüngling: „So soll man mir gleich einen wie diesen herholen lassen!" — Da begab sich der Leibdiener zum Könige, um ihm dies zu hinterbringen, und Seine Majestät sagte: „Gebt ihm denn meinetwegen einen jungen Jagdhund, denn ich will nicht, daß sein Herz sich betrübe."

Nun brachte man ihm den Hund; und als hierauf viele Tage vergangen waren und der Jüngling sich ganz und gar erwachsen fühlte, da schickte er zu seinem Vater und ließ ihm sagen: „Fort will ich. Sehe ich denn aus wie ein Stubenhocker? Freilich ist es wahr, daß gerade mir

ein übles Schicksal beschieden wurde; indes habe ich bei mir erwogen: Gott bringt doch unabänderlich das zur Erfüllung, was er sich vorgesetzt hat."

Da wurde ihm denn eine volle Ausstattung von Waffen und anderm Bedarf mitgegeben, und er ließ sich auch von seinem Hunde begleiten. Man brachte ihn hierauf in das Gebiet des Ostens und sagte ihm: „Wohlan, so geh nun hin, wohin du begehrst."

So zog er von dannen, und sein Hund war mit ihm. Gen Norden ging die Fahrt durch das Land, wohin das Herz ihn zog, und er nährte sich dabei von den besten Stücken der Tiere des Landes.

Endlich gelangte er zu dem Fürsten von Mesopotamien, und siehe, der Beherrscher dieses Reiches hatte keine Nachkommen außer einer einzigen jungfräulichen Tochter; und er hatte für sie ein Haus gebaut, das hatte siebzig Fenster, die siebzig Ellen hoch über dem Erdboden angebracht waren. Er hatte auch alle Söhne der Fürsten des syrischen Landes kommen lassen und ihnen gesagt: „Wer von euch das Fenster meiner Tochter erreichen wird, der soll sie zum Weibe erhalten."

Viele Tage waren darauf vergangen, die syrischen Prinzen hatten sich Tag für Tag der gleichen Tätigkeit hingegeben, und als der Königssohn mit seinem Gespann zu ihnen stieß, da führten sie ihn in ihr Haus und rüsteten ihm ein Bad, sorgten für die Fütterung seiner Rosse und erwiesen ihm alles und jedes, was einem vornehmen Jüngling zukommt. Sie rieben ihn mit duftenden Essenzen ein, salbten seine Füße, teilten ihre Speisen mit ihm und fragten ihn, wie es wohl im Gespräche geschieht: „Woher kommst du, o schöner Jüngling?"

Und er gab ihnen zur Antwort: „Ich bin der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Ägypten. Meine Mutter ist gestorben, mein Vater aber heiratete eine zweite Frau, und als diese eigne Kinder bekam, da begann sie mich zu hassen, ich aber machte mich auf und bin vor ihr geflohen."

Da schlossen sie ihn in die Arme und bedeckten ihn mit Küssen.

Nachdem wiederum viele Tage vergangen waren, da fragte einmal der Prinz die Jünglinge: „Darf ich wohl wissen, was ihr hier treibt?"

Da unterrichteten sie ihn von allem, was sie taten, und daß ihnen verheißen worden sei: Derjenige, welcher das Fenster der Tochter des Fürsten von Mesopotamien erreicht, dem wird man sie zum Weibe schenken.

Und er erwiderte ihnen: „Wenn es euch beliebt, so möchte ich mich zu euch zählen und mich gleichfalls aufmachen, um mich mit euch in die Höhe zu schwingen."

Da brachen sie auf, um sich in die Höhe zu schwingen, wie sie es täglich zu tun gewohnt waren, der Königssohn aber stellte sich abseits, um zuzusehen, und das Antlitz der Tochter des Fürsten von Mesopotamien gefiel seinem Herzen.

Als dann wiederum viele Tage vergangen waren, da machte er sich auf, um sich mit den Fürstensöhnen in die Höhe zu schwingen. Hoch schwang er sich auf und erreichte das Fenster der Tochter des Beherrschers von Mesopotamien; und sie, sie schloß ihn in die Arme und bedeckte ihn mit Küssen. Darauf machte sich einer auf, um das Herz ihres Vaters zu erfreuen, und rief ihm zu:

„Ein Mann hat das Fenster deiner Tochter erreicht"; der Herrscher aber fragte ihn: „Nun, welcher Fürstensohn ist es gewesen?"

Da gab jener zurück: „Der Sohn eines Führers der Wagenkämpfer, welcher aus dem Lande Ägypten vor seiner (Stief-) Mutter geflohen ist." Da geriet der Fürst von Mesopotamien in sehr großen Zorn und rief aus: „Soll ich meine Tochter etwa einem Flüchtling aus Ägypten geben? Er möge sich sofort auf den Heimweg machen!"

Da ging man zu dem Prinzen, um ihm zu sagen: „Mach', daß du dahin zurückkehrst, woher du kommst." — Aber die Prinzessin beschwor Gott und sagte: „Bei Ria Harmachu! Wenn ihr ihn von mir fortnehmt, so will ich nicht essen, so will ich nicht trinken, so werde ich in dieser Stunde noch sterben."

Da ging der Bote fort, um alles, was sie gesagt hatte, ihrem Vater zu künden. Nun ließ der Fürst Leute kommen, um den Prinzen in seinem Hause zu töten; die Königstochter aber sagte auch ihnen: „Beim Gotte Ria, wenn ihr ihn umbringt, so werde ich sicher tot sein, wenn die Sonne sich zum Untergange neigt. Keine Stunde werde ich länger leben. Gehet hin zu meinem Vater und sagt ihm das."

Da gingen sie hin, um es ihrem Vater mitzuteilen, und nun ließ der Fürst den Prinzen samt seiner Tochter zu sich geleiten.

Der Königssohn trat ein und fürchtete sich nicht vor dem Verkehr mit dem Regenten, denn dieser zog ihn in seine Arme, bedeckte ihn mit Küssen und sagte ihm: „Wohl! Nun sollst du mir sagen, wer du eigentlich bist; sage mir, wer du bist, denn siehe, du wirst nun mein eigenes Kind für mich sein."

Da versetzte der Prinz: „Ich bin der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Ägypten. Meine Mutter ist gestorben, mein Vater aber heiratete eine zweite Frau, und als diese eigne Kinder bekam, da begann sie mich zu hassen; aber ich machte mich auf und bin vor ihr geflohen."

Da gab ihm der Fürst seine Tochter zum Weibe und schenkte ihm ein Haus mit Sklaven und dazu auch Äcker und Vieh und alle guten Dinge.

Als nun wiederum viele Tage vergangen waren, da sagte der Jüngling zu seinem Weibe: „Drei Verhängnisse sind mir beschieden. Sie werden sich erfüllen durch ein Krokodil, eine Schlange und einen Hund.“

Da sagte sie: „So laß den Hund töten, welcher vor dir herläuft!“

Er aber entgegnete: „Meinen Hund werde ich nicht umbringen lassen, denn ich habe ihn ja auferzogen, als er noch klein war.“

Da wurde sie aufs höchste besorgt um ihren Gatten, und sie ließ ihn nicht allein ins Freie hinaus gehen. Als man in der Folge eine Fahrt unternahm an die Grenze des Landes Ägypten, siehe, da trat das Krokodil des Sees heraus an das Ufer und es ging hinein in die Stadt, in welcher der Prinz war. Da ließ ihn sein Weib nicht ins Freie.

Dort aber befand sich auch ein Riese, der ließ das Krokodil nicht heraus gehen. Wenn es im Wasser lag, so trat der Riese hervor und ging auf und nieder, und wenn die Sonne sank, so wachte die Frau jeden Tag, einen Monat und zwei Tage lang.

Als nun wieder viele Tage vergangen waren, da ließ der Jüngling sich nieder, um einen frohen Tag in seinem Hause zu genießen, und als es Nacht wurde, da legte er sich auf sein Bett, und der Schlaf überwältigte ihn ganz und gar; sein Weib aber füllte ein Gefäß mit Milch und stellte es an ihre Seite. Als dann eine Schlange aus ihrem Loche heraus kam, um den Jüngling zu beißen, da saß sein Weib an seiner Seite, denn sie hatte sich nicht dem Schlaf überlassen. Und ihre Hände setzten die Milch der Schlange vor, und die Otter schlürfte sie ein, wurde berauscht und legte sich mit dem Bauche nach oben nieder. Da tötete sie das Weib durch Hiebe mit ihrem Spieße, und diese erweckten ihren Gemahl. Da stand er auf und fragte: „Was war das?“ Sie aber entgegnete ihm: „Siehe, dein Gott hat eines von den Verhängnissen, welche dir drohen, in deine Hand gegeben, und auch die andern wird er dir schenken.“ Da opferte er dem Gotte und pries seine Güte im Lauf eines jeden kommenden Tages.

Nachdem nun hierauf wieder viele Tage vergangen waren, da ging der Jüngling hinaus, um am Uferland auf seinem Grundstück auf und nieder zu wandeln, sein Weib ging aber nicht hinaus mit ihm; wohl aber lief sein Hund hinter ihm her, und das Tier rannte ins Feld, um zu jagen; der Prinz aber lief ihm nach. Und als er zu dem See gelangt war, da stürzte er ins Wasser, um seinen Hund zu ergreifen. Da tauchte

das Krokodil hervor und erfaßte ihn an derjenigen Stelle, woselbst sich der Riese befand, um Wache zu halten. Da sagte das Krokodil zu dem Jüngling: „Wisse, ich bin dein Geschick, dem es bestimmt ist, hinter dir herzuwandeln. Nun hat dein Weib sich gegen meine Bahnen gestellt, verbündet mit dem Riesen. Aber sieh, ich will dich loslassen, wenn das Schicksal mir gestattet, dich freizugeben. So sollst du dich denn gegen mich verschwören, den Riesen zu töten; wenn du dich aber umschaust nach seiner Rettung, so wirst du den Tod schauen."

Die letzten Sätze sind im Papyrus-Originale stark beschädigt und von Ebers ergänzt, unter Berücksichtigung des Erhaltenen und des Raumes der Lücken.

Die weitere Ergänzung der Erzählung, wie Ebers sie versucht hat, geben wir nicht wieder, da sie sicher verfehlt ist. Auch dieses Märchen kann nicht als ägyptische Erfindung gelten, wie allerlei Berührungen mit anderen Erzählungen zeigen; so klingen offenbar schon einzelne Stücke der Geschichte von Anup und Bata an, wie ferner ein slavisches Märchen. Um aber den Lesern, die eine solche Erzählung nicht nur unterhaltend und kurzweilig finden, sondern auch einmal nach der Entstehung und dem großen Zusammenhange der verschiedenen Kulturen fragen, einen Fingerzeig für diesen zu geben, wollen wir hier noch einige Bemerkungen anschließen, die für das Verständnis des ägyptischen Geisteslebens nicht ohne Belang scheinen.

Wir erinnerten eben an die Sage von Anup und Bata und wollen dem Leser nicht vorenthalten, daß wir diese Erzählung bis zu der Stelle der Wiedervereinigung der beiden Gatten aus drei verschiedenen Lesarten zusammen gefügt haben, einer altägyptischen Fassung, der wir die Namen Anup und Bata verdanken, der späteren Erzählung von Nitōkris, die Herodotos uns erhalten hat, und einer kabylischen Überlieferung, die uns eigentlich erst das Verständnis des Zusammenhanges erschloß und zugleich zeigte, daß auch einige andere ägyptische Geschichten Bruchstücke dieser Sage darstellen.

Diese Sage ist aber nichts anderes, als die ägyptische Gestalt der Perseussage, die auch in unserem Märchen von den zwei Brüdern durchklingt. Wir sehen also wieder, daß uralte Zusammenhänge die Völker verbinden, und daß auch Ägyptens Sonderstellung und kulturelle Abgeschlossenheit nur — ein Märchen war!

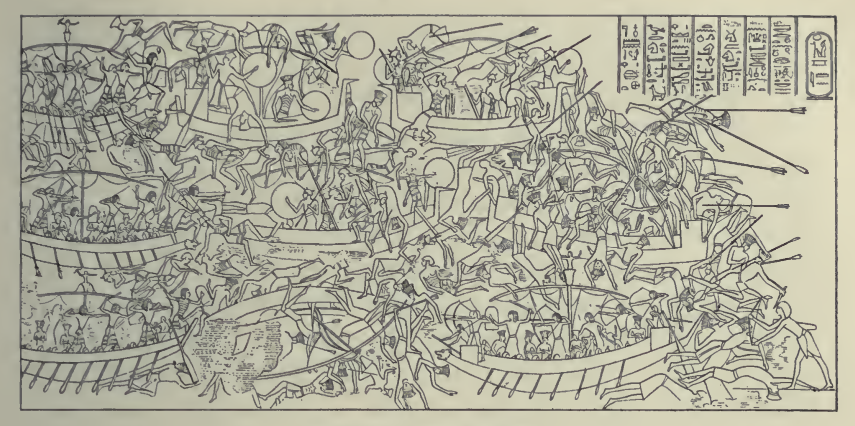
Prüfen wir nun unsere Erzählung näher, so bemerken wir, daß der Held mit Hund und Rossen auszieht, wie es auch in der kabylischen Fassung lautet. Die Altägypter aber, die das Roß noch nicht kannten,

haben an seiner Stelle den Stier. Wie aber der Drache im Brunnen durch Bier berauscht gemacht wird, so in unserer Erzählung die Schlange durch Milch. So sollte also das Krokodil der „Menschenfresserin“ entsprechen, und da gerade an dieser Stelle neben unserem Prinzen auf einmal auch der „Riese“ auftaucht, so mag dieser wohl der Bruder — nach anderen Lesarten vielmehr der Stiefbruder — des „Prinzen“ sein. Darnach können wir uns auch die Fortsetzung ausmalen: das Krokodil wird den Prinzen verschlingen, wird dann vom Riesen getötet werden, und der treue Hund wird das Zauberkraut holen, mit dem der Prinz wieder lebendig gemacht wird. Dabei mögen wir wieder an die Alraunwurzel denken, die ja auch Bata verwendet, und die man in der deutschen Überlieferung mit Hülfe eines Hundes gewinnt. Daß dieser Fortgang des Märchens seine gute Begründung hat, verbürgt uns wohl auch die Angabe des „Prinzen“, daß nach dem Tode seiner Mutter der Vater eine zweite Frau geheiratet habe, die dann, als sie eigene Kinder bekam, den Stiefsohn zu hassen begann, so daß dieser dann floh. So beginnt nämlich die kabylische Fassung wirklich!

Daß aber die Perseussage in Ägypten bekannt gewesen ist, weiß sogar Herodotos selbst zu erzählen. Er berichtet nämlich, in der Stadt Chemmis sei ein Tempel des Perseus, und auf der Vorhalle des Tempels stünden (?) zwei große steinerne Menschenbilder (Perseus und sein Stiefbruder Chrysaor?). Auch habe man einen seiner Schuhe gefunden, der sei zwei Ellen groß. Und Perseus sei nach Ägypten gekommen, um das Haupt der Gorgo (der Menschenfresserin) aus Libyen zu holen.

Die Heimat der Sage in Ägypten zu suchen haben wir nun freilich keinen Anlaß. Verbreitet ist sie durch Europa, Asien (bis nach Japan hin) und am Nordrande von Afrika; gerade die ägyptischen Fassungen sind aber die unklarsten und verworrensten und aus sich selbst heraus kaum noch zu verstehen. Bei unserem Prinzen fällt schon im Eingange auf, daß bei ihm die Hathoren erscheinen, wie sonst die Moiren und die Nornen: auch das ist nicht ägyptisch, und die Szene mit dem Erklimmen (?) des Fensters der Prinzessin kehrt in vielen arischen Sagen wieder, sei es, daß der Held sich künstliche Flügel anfertigt oder von der Prinzessin an ihren langen Haarflechten herauf gezogen wird.

Immerhin ist aber die Geschichte bei den alten Rometu bekannt gewesen, hat ihnen gefallen, ihren Geist beschäftigt, und spiegelt ägyptische Verhältnisse wieder.



Seeschlacht. Nach Rosellini.

Die Seevölker.

Lange Zeit hat man geglaubt, Ägypten habe unberührt von anderer Völker Geschichte ein in sich selbst abgeschlossenes Sonderdasein geführt, eine kleine Art Weltgeschichte für sich. Wir haben immer wieder zeigen können, wie irrig diese Vorstellung war. Das eine aber ist richtig und gewissermaßen durch die Lage des Landes bedingt: einen weitgehenden Kultureinfluß hat das Niltal in älterer Zeit nicht ausgeübt, kaum auf seine nächsten Nachbarländer. Sahen wir doch, wie in Palästina und Syrien selbst zu der Zeit, wo diese Gebiete unter ägyptischer Herrschaft standen, babylonische Sprache und Schrift im Verkehre der unterworfenen Fürsten mit ihrem Oberherrn am Nile in Gebrauche waren. Im allgemeinen hat sich also Qemet in der Geschichte mehr passiv verhalten. Das galt schon so ziemlich von der „neunzehnten Dynastie", und die folgende hatte vollauf zu tun, fremde Angriffe abzuwehren.

Der lange lebende Ramses II. überlebte die meisten seiner Söhne. Erst der vierzehnte in der Reihe der thronberechtigten Brüder folgte dem Vater auf dem Throne. Auch der offenbar als Thronfolger in Aussicht genommene Prinz Chamāse, der den Vater lange Zeit bei allen möglichen Festlichkeiten vertreten hatte, war vor ihm „nach dem Westen gegangen."

Der neue König hieß Mer-ne-Ptah, doch sprach man wohl damals schon das r im Namen nicht mehr aus: in späterer Zeit war er als „Menephthes" den Griechen bekannt.

Schon unter seiner Regierung, im 5. Jahre, drohte dem Lande eine unvorhergesehene Gefahr. Gerne möchten wir unseren Lesern verraten,

wer die fünf Völker gewesen sind, die damals an der Westgrenze Qemets auftauchten. Allein die ägyptische Konsonantenschrift bietet schon für die Namenformen allzu schwache Anhalte, als daß man diese Namen mit anderen bekannten zuversichtlich verselbigen könnte, obgleich das Bestreben vorliegt, eine für solche Zwecke geeignetere Rechtschreibung, eine Art Silbenschrift, durchzusetzen; zum mindestens sind die Rätsel, die diese Schreibung aufgibt, noch nicht zur Genüge gelöst. Aber die Namen würden uns auch noch nicht viel helfen, denn wir wissen von der Geschichte der Völker Europas am Mittelmeere aus dieser Zeit, vor dem Jahre 1200, so gut wie gar nichts, und aus Italien, Griechenland oder West-Kleinasien müssen diese sogenannten „Seevölker“ gekommen sein.

Einen dieser Namen kennen wir schon, und wissen aus Keilschriftquellen (dem Amarnafunde), wie er etwa zu lesen ist: die Scherdana sind unter diesen Angreifern. Vermutlich haben also heimkehrende Söldner, die den Reichtum Qemets priesen, ihre Stammesangehörigen zu dieser Unternehmung angereizt. Bei anderen Namen stört uns schon der ägyptische Gebrauch eines Zeichens für r und l. Immerhin haben wir das Recht, in den „Ruku“ die Lykier zu sehen, schon weil dieses Volk unter den Bundesgenossen und Söldnern der Hethiter vorkommt. Mit ihnen treten auch „Darděni“ und „Javana“ auf, in denen wir die Namen der Dardaner und Jonier wieder erkennen. Dann müssen wir natürlich annehmen, daß die später ganz unbedeutenden Dardaner damals ein ansehnliches Volk darstellten, und so mag der Name einer solchen auch in dem der Stadt Pedasos nachklingen, denn ein Volk der „Pe-da-sa“ wird gleichfalls in diesem Zusammenhange genannt.

Gestützt auf diese Erinnerung aus der Hethiterzeit möchten wir den Namen eines dritten „Seevolkes“, der „Scha-ka-ru-scha“, mit dem der Stadt Sagalassos in Zusammenhang bringen. Bei den „Turischa“ mag man an östliche Tyrsener denken, und in den „Aqaiwascha“ können die Achai(w)er gesucht werden.

Sind diese Gleichungen richtig, dann besagen sie etwa soviel, daß damals Stämme von der Westküste Kleinasiens — die Dardaner im Norden, die Lykier im Süden! — sich zu einer Unternehmung über See nach der libyschen Küste hin zusammentaten, vielleicht von Anfang an mit der Absicht, auch dem Nillande einen Besuch abzustatten. Wir dürfen wohl annehmen, daß die ziemlich stattlichen Flotten im Gebiete der späteren Griechenstadt Kyrene landeten, wo eine stammverwandte Bevölkerung, die hellfarbigen, blauäugigen Libyer, schon zur Zeit Ram-

ses' II. saßen und den Ägyptern Söldner stellten. Vielleicht waren die Fremdlinge sogar unmittelbar durch den Fürsten der Libyer, Maraju, über die See herbeigerufen worden, denn nun setzte sich unter Führung dieses Fürsten ein gewaltiges Heer gegen Qemet in Bewegung.

König Merneptah weilte im östlichen Delta. Landstrecken wurden urbar gemacht, Stadtmauern verstärkt, der König war auf Wohl und Sicherheit seines Landes bedacht — der Augenblick war für die Seevölker schlecht gewählt. Auf die Kunde vom Einfalle der Feinde war rasch genug ein ägyptisches Heer zur Stelle, das den Verbündeten „auf dem Gefilde der Stadt Parschopes“ (Prosopis der Griechen) entgegentrat. Die Schlacht muß ungemein blutig gewesen sein. Die siegreichen Ägypter zählten die Leichen, 6359 Libyer, 742 Turischa, 222



Kampf um die Ochsenwagen. (Rosellini, Medinet-Habu.)

Schakalasch, im ganzen gegen 9000 Mann, waren gefallen, mehrere Tausende wurden gefangen genommen. Wir dürfen diesen Zahlen um so eher Glauben schenken, als sie verschieden überliefert sind, aber immer nur um ein ganz geringes schwanken. Das war also eine mächtige Niederlage. Qemet hatte sich als widerstandsfähig genug erwiesen, einen so gefährlichen Überfall mit mehreren 20 000 Streitern abzuweisen. Maraju entkam, aber seine Weiber und Kinder und Häuptlinge waren zum Teil in die Hand der Ägypter gefallen, tot oder lebend.

Merneptah brauchte nicht lange mehr zu regieren, um nach unseren Anschauungen im Greisenalter sterben zu können. Viel Neues hat er in Qemet nicht geschaffen. Er hielt im Stande, was da war; es war auch genug; und wo es anging, ließ er wenigstens seinen Namen einmeißeln.

Übrigens hat sich zu seiner Zeit noch einmal die Freundschaft mit den Hethitern bewährt, Merneptah sandte einmal Getreideschiffe, als in Syrien eine Hungersnot ausbrach. Wahrscheinlich hatten beide Reiche einander sehr nötig gegenüber der Gefahr, die beiden von Kleinasien her drohte.

Als der König aber starb, da brach Leid herein über Qemet. Sein Sohn Setoi II. ist offenbar durch Aufrührer vom Throne gestoßen worden, deren einer den Namen Merneptah II. Siptah führte und die Prinzessin Tawosret heiratete, um seine Rechte auf den Thron zu sichern. Wie immer aus bewegten Zeiten dieser Art haben wir auch hier nur dürftige Angaben erhalten, in denen wir auch einen Syrer Arsu als Usurpator finden: wahrscheinlich haben noch andere genug zeitweilig die erste Rolle gespielt, schlechtes Gesindel in den Augen der Rometu, die deren Namen ausmeißelten und ihre Gräber zerstörten.

Endlich kam ein neuer König auf, Setnacht, wohl ein Abkömmling der alten Dynastie — es müssen genug vorhanden gewesen sein —, der ordnete das Land und tötete die Bösen.

Wie er das Land geordnet hat, wissen wir heute freilich nicht. Aber wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die Priesterschaft des Amon von dieser Ordnung sehr befriedigt war. Mit ihm oder mit seinem Sohne Ramses III. beginnt die „zwanzigste Dynastie".

Daß in den Zeiten der Wirren die westlichen Nachbarn nicht untätig blieben, ist selbstverständlich. Allein ihre Erfolge scheinen doch größer gewesen zu sein, als man erwarten müßte. Setnacht hat jedenfalls noch gar nicht daran denken können, ihre Macht zu brechen, es war gewiß schon viel, daß er einen neuen Aufschwung des Ägyptertumes vorbereitete. Aber auch Ramses III. wagte erst in seinem 5. Regierungsjahre gegen sie vorzugehen, und aus seinem Berichte darüber ersehen wir erst das ganze Elend. Die Lubu (Libyer) und Maschwasch hatten im Delta festen Fuß gefaßt und grenzten schon an das Gebiet von Mennofer! Und immer noch drängten neue Scharen nach und bedrohten weite Kreise Unterägyptens mit ihren Raubzügen. Es gelang Ramses III., Qemet von diesen Eindringlingen zu befreien. Allein mit diesem einen Schlage war die Gefahr noch nicht abgewendet. In seinem 8. Jahre drohte sie von neuem, und diesmal von Osten her. Nicht nur zur See, wie vordem nach Libyen, sondern zu Wasser und zu Lande waren die Nordvölker diesmal in Syrien eingebrochen, und eine ganze Völkerwanderung, die Weiber und Kinder auf zweirädrigen, grob gezimmerten Ochsenkarren, die Krieger zu Fuß, aber die ganze Unternehmung durch eine Flotte unterstützt, wälzte sich jetzt vom nördlichen Syrien her

heran. Das Hethiterreich ging in Stücke, deren letzte sich noch etwa ein halbes Jahrtausend lang erhalten haben, kleine Königreiche, deren Bevölkerung zuletzt vollständig semitisiert worden war. Das Reich von Assur war es, das allmählich diese Gebiete sich einverleibte und groß wurde durch den Fall des Hethiterreiches. Noch 50 Jahre nach diesem Völkerzuge rückten 5 Könige der Muski (Moscher, Meschek des Alten Testaments), in denen wir wohl die Ahnen der Phryger zu sehen haben, mit 20 000 Mann nach Osten vor, bis ihnen Tiglatpilesar I. eine blutige Niederlage bereitete. Gegen Süden zogen zunächst Scherdana, Turischa und Schakalasch, dazu die Pulusta (Philister), die Takkara, die Danona und Waschasch. Davon sind die letztgenannten sonst noch gänzlich unbekannt; die Danona, in denen man „Danaer" sehen will, wohnten auf Inseln, die Takkara könnten die „Teukrer" der Griechen sein. Das führende Volk waren diesmal die Pulusta, deren ursprüngliche Heimat unbekannt ist, doch sind die mit Federn besteckten eigentümlichen Kopfbedeckungen wohl ein Fingerzeig, daß sie aus Kleinasien, vermutlich aus Lykien, stammten. Ganz Nordsyrien wurde verheert und die Philister eroberten Phoinikien und das südlich anstoßende Küstenland bis nach Ägypten hin und waren die Herren des nachmals nach ihnen „Palästina" genannten Landes. Aber der Zug brauste immer näher an die Nilmündungen und damit an die Grenzfestungen der Ägypter heran, und endlich kam es in der Nähe der Festung Magdol zu einer großen Schlacht zu Wasser und zu Lande. Die Ägypter waren die Sieger, die unermeßliche Gefahr war glücklich beschworen, ja es gelang sogar, ein bescheidenes Bruchteil der asiatischen Besitzungen nochmals zu retten. Nur an der Küste, in Gaza, Asqalon, Asdod, Joppe, Dor und wohl über den Karmel hinaus nach Norden hielt sich noch Jahrhunderte hindurch eine fremde Bevölkerung, deren Macht freilich etwa 2 Jahrhunderte nach der Einwanderung durch die Sidonier und Hebräer mit ägyptischer Hülfe auf das eigentliche Philisterland beschränkt wurde. Eines freilich haben die Einwanderer vom Norden her an den fremden Strand gebracht, das seine dauernde Bedeutung behielt, eine geregelte Verfassung der Stadtgemeinden, die einen freieren Geist atmete und für den kommenden Aufschwung des Seehandels im Mittelmeere und damit für die Verbreitung höherer Kultur eine notwendige Vorbedingung schuf. Ein freies, wagemutiges Bürgertum entstand, das auf eigene Faust neue Handelsbeziehungen sich erschloß und sich seine eigenen Gesetze gab. Die wichtigere Rolle, die Syrien und Palästina in den folgenden Jahrhunderten durch ihre größeren Staatenbildungen

spielen konnten, ist gewiß nicht zum wenigsten auf die frühere Blutmischung zurück zu führen, welche die Philisterwanderung dem Lande eingebracht hat.

Für Qemet aber drohte bald neue Gefahr. Sechs Jahre nach der Niederlage der Westvölker erschienen nochmals die Maschwasch unter ihrem Fürsten Maschaschar an der ägyptischen Grenze. Ramses war auf dem Platze: die Einbrecher wurden vollständig geschlagen, 1200 Krieger fielen samt Weibern und Kindern als Gefangene in die Hand der Ägypter, darunter auch ein Fürst und fünf Häuptlinge, und fast die doppelte Zahl von Kämpfern fand den Tod; die übrigen flohen, darunter Maschaschar selbst.

Nun endlich konnte der tapfere Verteidiger der Marken Qemets sich einer anderen, nicht minder königlichen Aufgabe zuwenden. In einer schönen Friedenszeit wurden von neuem herrliche Bauten begonnen, wie der Tempel und der Palast von Medinet-Habu, deren Wandverzierungen und Inschriften wir entnehmen, was wir von den Taten des Königs wissen. Ganz besonders aber wandte sich der König der Ausbeutung der Bodenschätze des ägyptischen Gebietes zu. In Kosch und Arabien grub man Gold, anderwärts Kupfer, auf der Sinai-Halbinsel Malachit, den sogenannten „Grünstein“, vielleicht auch den echten Lapis Lazuli, den geschätzten „Blaustein“. Ägyptische Schiffe umfuhren Arabien und kamen in das „Meer des Eufrats“, den persischen Meerbusen, unternahmen also die Fahrt nach Ophir (Elam) noch vor den Sidoniern. Kein Wunder, wenn unermeßliche Reichtümer in Qemet zusammen strömten und das Volk seinem umsichtigen Könige seinen Beinamen pa nute(r) nicht verdachte. Unter dem (zusammen gezogenen) Namen Rampsinit ist der König nach den Griechen bekannt geworden, und man erzählte von ihm eine Sage, die auf seine unermeßlichen Schätze Bezug nahm.



Der König in seinem Schatzhause.

Der König und sein Schatz.

Es war in Qemet Sitte, daß der König seine sämtlichen Einnahmen, — Gewinn aus den Bergwerken, Pachtzins von den der Krone gehörigen Grundstücken, Tribut unterjochter Völker, und die Abgaben der eigenen Untertanen — wieder verausgabte. Alles, was er nicht für sich, seine Familie und seinen Hofstaat brauchte, wurde verwendet, Kanäle zu unterhalten, Straßen auszubessern, Tempel und Kasernen zu bauen, die Flotte zu vermehren usw. Es fiel einem ägyptischen Könige nie ein, etwas zurück zu legen, etwas ersparen zu wollen. Dazu hätte sich auch in der Tat kein vernünftiger Grund finden lassen, denn die Einnahmen des Königs waren so überschwenglich groß, daß er zu jeder Zeit jeden Wunsch befriedigen konnte, und wenn er auch Millionen gekostet hätte. Der Fischfang in dem von Amenemhet III. (S. 33) angelegten See brachte täglich 3000 Mark ein; die Bergwerke trugen jährlich viele Millionen; und das war doch immer nur der geringste Teil der königlichen Einnahmen. Darum teilte der Sohn des Rīa auch mit vollen Händen

aus und gab und verschenkte nach allen Seiten. Kostbare Seltenheiten, welche aus fremden Ländern kamen, wurden zumeist den Göttern dargebracht, d. h. in die Tempel gegeben.

Dem dritten Ramses aber floß eine solche Fülle von Schätzen und Kostbarkeiten zu, daß er unmöglich alles, was er einnahm, sofort wieder ausgeben konnte. Kam nun z. B. als Tribut eines unterworfenen Staates eine Sendung Goldstangen in Theben an, so wurden diese nicht sofort alle in Ringe umgeschmolzen und verausgabt (das damalige Geld in Qemet bestand in goldenen Ringen, deren Gewicht durch Einprägung mittels eines Stempels angegeben war), sondern der König bewahrte einen Teil derselben mit noch vielen anderen ähnlichen Schätzen in einem besonderen Saale seines Palastes auf und ergötzte sich zuweilen an ihrem Anblicke.

Später ließ er für seine Reichtümer auf der Westseite des Niles einen prachtvollen Tempel bauen, der zugleich sein Palast war. Ein vier Stockwerke hoher, turmartiger Vorbau enthielt seine Privatwohnung, und oft stand er hier an einem Fenster, oder auf einem Balkon und blickte hinaus über die herrliche Stadt, über das glückliche Land, und freute sich so recht von Herzen seines Lebens. Auch saß er oft mit Weib und Kindern nach Sonnenuntergang oben auf dem platten Dache und ruhete aus von des Tages Plage und von der Last der Regierung. Zuweilen aber auch führte er die Seinen in den Saal, der seine Schätze barg, und zeigte ihnen da die Kostbarkeiten aus aller Herren Ländern.

Bald aber gewahrte er, daß es ihm an Raum fehle, alle die Dinge aufzuheben und schön aufzustellen, an denen sein Herz hing; darum ließ er seinen Baumeister kommen und trug ihm auf, ein ganz besonderes Schatzhaus zu bauen, das erstens Raum genug böte, des Königs jetzige und noch künftig zu erwerbende Reichtümer geschmackvoll und übersichtlich darin aufzustellen, und das zweitens auch gehörig fest und sicher sei, also daß kein Dieb einbrechen und etwas entwenden könne. Der Baumeister sprach: „Es geschehe, wie du gesagt hast, o Sohn des Rīa, und du wirst mit deinem Diener zufrieden sein.“ Darauf machte er Plan und Riß, es wurde gemessen und abgesteckt, Steine wurden herbeigeschafft und behauen, tausend Hände waren täglich beschäftigt, an dem Baue zu arbeiten. Und als er aufgerichtet war, kamen die Anstreicher und Maler und bedeckten alle Wände außen und innen mit Gemälden, welche die königliche Familie darstellten, oder Ramses auf dem Schlachtfelde, oder zur See, oder auf der Jagd. Nachdem auch das geschehen war, brachten die Schreiner große Tische und Tischladen von Zedern-

holz herbei, hohe Lampenständer wurden aufgestellt, der Boden wurde mit kostbaren Teppichen belegt, und nun trat der Baumeister wieder vor den König hin, überreichte ihm mehrere eiserne Schlüssel und sprach: „Dein Gebot, o Herr, ist erfüllt; hier sind die Schlüssel zu deinem Schatzhause. Mögest du zufrieden sein mit deinem Knechte!"

Ramses hatte in der Tat Ursache, sehr zufrieden mit der Ausführung seines Auftrages zu sein. Das Gebäude hatte die Gestalt eines länglichen Vierecks, stieß mit der einen kurzen Seite an den königlichen Palast, zeigte aber weder Fenster noch Türe, weder an den Seiten noch in dem Dache war irgend eine Öffnung zu finden; der einzige Zugang war von dem Palaste aus, aber auch hier mit verschiedenen Türen verschlossen, deren jede mit einem andern Schlüssel geöffnet ward. Ein Dieb hätte also die Wachen vor und in dem Palaste täuschen, durch mehrere Zimmer dringen und schließlich die verschiedenen Schlüssel haben müssen, um zu des Königs Schätzen zu gelangen. An ein gewaltsames Einbrechen von außen war gar nicht zu denken, denn das Gebäude war sehr fest aus kolossalen Sandsteinen aufgeführt. Das Innere bildete einen einzigen großen Saal, aufs prächtigste ausgeschmückt. Da er aber natürlich völlig finster war, standen mächtige Leuchter umher, deren Lämpchen jedesmal angezündet werden mußten, wenn sich der König an seinen Schätzen erfreuen wollte.

Ramses war überglücklich, als er seine Herrlichkeiten in dem großen Saale aufstellte. Wochen lang hatte er damit zu tun, denn immer fand er, daß etwas noch besser geordnet, geschmackvoller gruppiert werden könnte, daß hier und da durchaus noch etwas geändert werden müßte. Und als er mit allem zu stande gekommen, brachte er anfangs täglich eine Stunde in seinem Schatzhause zu und schwelgte in dem Anblicke der Kostbarkeiten, deren Wert (nach unserem Gelde) über 1200 Mill. Mark betragen haben soll.

Der Baumeister wurde reichlich belohnt, erhielt den Titel „Freund des Königs" und war nun ein vornehmer Mann.

Jahre waren vergangen. Ramses hatte Reichtümer auf Reichtümer gehäuft; der Baumeister war alt geworden und lag jetzt krank und schwach danieder. „Frau", sagte er, „schicke mir unsere beiden Söhne und laß uns dann allein."

Die Frau tat, wie ihr gesagt war, und schickte die Söhne an das Bett des Kranken. Sie trieben nach allgemeiner Sitte dasselbe Geschäft, wie ihr Vater, waren auch Bauleute, hatten sich aber in den letzten

Jahren ziemlich der Arbeit entwöhnt; denn so lange ihr Vater lebte, konnten sie von dem Gehalte, den dieser als königlicher Baumeister bezog, sorgenfrei leben. Darüber hatte ihr Vater schon oft nachgedacht, deshalb ließ er sie auch jetzt vor sich rufen.

„Meine Kinder", sprach er, als sie vor ihm standen, „ihr wißt, daß ich kein reicher Mann bin. Wir haben herrlich und in Freuden gelebt; aber ich hinterlasse euch nichts. Ihr müßt nun anfangen zu arbeiten, eure Kräfte tüchtig anstrengen, wenn ihr anständig leben wollt. Es wird euch anfangs sauer werden, dem müßigen Leben zu entsagen, an das ihr euch seit Jahren gewöhnt habt; aber es muß sein."

Der Vater konnte nicht weiter sprechen, er war zu schwach. Die Söhne knieten an seinem Bette nieder, weinten und beteten.

Über eine Weile begann der Alte wieder mit matter Stimme: „Wenn ihr einmal in große Not kommt, wenn euch ein Unglück zustößt — daß ihr mir eure gute Mutter nicht darben laßt! — Ich habe für alle Fälle gesorgt. — An dem Schatzhause des Königs habe ich einen geheimen Zugang angebracht, den außer mir niemand kennt. Wenn ihr krank werdet, wenn die Mutter Not leiden sollte, dann geht hin, holt euch, so viel ihr bedürfet; der König ist reich genug; er wird es nicht einmal merken, daß ihm etwas fehle."

„Wie?" rief der jüngere Sohn, Petisi, und sprang in die Höhe. „Du hast einen verborgenen Eingang zum Schatzhause? Wo? bitte, sage uns, wo!"

„Ich habe den Eingang nie benutzt", sagte der Vater, „und auch ihr sollt nur in der äußersten Not, wenn keine andere Rettung sich euch darbietet, wenn — —"

„Aber wo? Lieber Vater, wo?" unterbrach ihn Petisi. —

„Auf der Südseite des Schatzhauses ist — von unten gezählt — in der dritten Reihe der Bilder, etwa in der Mitte der ganzen Länge, dargestellt, wie der König opfernd vor dem großen Osiri kniet. Hinter dem Throne Osiris steht Isi, und hinter dieser ihre Schwester Nebthi. Der Stein, auf welchen diese Bilder gemalt sind, dreht sich um eine Achse. Drückst du stark auf das Bild der Nebthi, so gibt der Stein nach, und es entsteht eine Öffnung in der Mauer, durch welche du bequem hinein steigen kannst. Willst du den Zugang wieder schließen, so drückst du stark gegen das Bild des knieenden Königs, und der Stein fügt sich wieder ein, daß es niemand — weder außen noch innen — entdecken kann. — Aber ihr müßt mir versprechen — gebt mir eure Hände — — —."

Der Alte sank wieder zurück. Das Sprechen und die Enthüllung seines Geheimnisses, namentlich der Gedanke an die möglichen Folgen,

hatten ihn so sehr aufgeregt, daß er nicht fortfahren konnte. Er war so schwach, daß die Söhne ihre Mutter herbei riefen. Aber trotz aller Bemühungen war es nicht mehr möglich, ihn wieder aufzurichten. Er lallte nach einiger Zeit noch einmal: „Versprecht mir — — — Nebthi", dann entschlief er, um nimmer zu erwachen.

Noch an demselben Tage eilte Petisi nach der Südseite des Schatzhauses, suchte das verheißungsvolle Bild auf und stand lange sinnend davor. Aufgeregt, träumend, zerstreut kehrte er nach Hause zurück, und kein Tag verging seitdem, daß er nicht hingegangen wäre, die Stelle wieder und immer wieder aufzusuchen, welche ihm den Eingang zu den unermeßlichen Schätzen des Königs öffnen sollte.

Nur mit der größten Anstrengung konnte er seine Begierde bemeistern, bis die Wochen der Trauer, die Feierlichkeiten der Beisetzung des Vaters vorüber waren. Aber kaum war die Leiche in ihre ewige Wohnung gebracht, so trat Petisi mit funkelnden Augen vor seinen älteren Bruder hin und fragte: „Ptahmai, wollen wir diese Nacht in das Schatzhaus des Königs gehen?"

Entsetzt erwiderte Ptahmai: „Möge uns Osiri behüten und bewahren! Wir wollen ehrlich bleiben. Denke an die Rechenschaft!" —

„Ich will ja nichts nehmen. Aber sehen möchte ich nur die Schätze einmal. Das Sehen ist nicht verboten."

Nach einem Augenblicke der Überlegung sprach ermahnend Ptahmai: „Weißt du nicht, was unser Vater gesagt hat? Nur wenn wir in größter Not wären, wenn die gute Mutter darben sollte, dürften wir etwas nehmen."

„Tor", rief Petisi, „es ist ja nicht die Rede von Stehlen, sondern von Sehen. Davon kommt nichts vor in dem Bekenntnisse, das du einst vor den Richtern der Unterwelt sprechen mußt. Da heißt's: „Ich habe nicht gemordet; ich habe nicht den Befehl gegeben, zu morden; ich habe nicht die Ehe gebrochen; ich habe nicht gestohlen; ich habe nicht Wucher getrieben; ich habe nicht das Maß der Elle verfälscht; ich habe nicht das Gewicht der Wagschale verkleinert; ich bin kein Heuchler gewesen; ich habe nicht geflucht", usw. Kannst du deine Bekenntnisse nicht mehr? Sage sie doch her, alle zweiundvierzig; heißt eines davon: „Ich habe nicht des Königs Schätze gesehen?" Du bist doch ein rechter Tor!" Ptahmai ging stillschweigend und kopfschüttelnd weg; er wußte nicht, was er seinem Bruder antworten sollte, und doch graute ihm vor dem Besuche in dem Schatzhause.

Petisi versuchte es im Laufe des Tages noch einige Male, seinen Bruder für den Plan zu gewinnen; da ihm dieser aber immer kein Ge-

hör schenkte, begab er sich bald nach Mitternacht, als Mutter und Bruder in tiefem Schlummer lagen, mit einer Leiter und einer kleinen Laterne allein auf den Weg nach dem Königspalaste.

Die Laternen waren seit uralten Zeiten in Qemet bekannt. Am Feste der Göttin Neit wurde bekanntlich das ganze Land mit bunten Laternen illuminiert, und tausend Kähne, geschmückt mit farbigen Lichtern, belebten in der Festnacht den heiligen Strom. Im übrigen bediente man sich kleiner Öllämpchen, welche auf hohe Lampenständer gesetzt wurden. (Siehe S. 205). —

Die Wachen standen vorn am großen Portale nach Osten zu. An der Südseite herrschte Totenstille, tiefe Finsternis. Ohne von jemand bemerkt zu werden, kam Petisi zur Stelle. Er hatte nicht erst nötig, nach dem Bilde zu suchen; er hatte längst und wiederholt nach Schritten abgezählt, wo er die Leiter anstellen mußte. Zitternd hielt er sie fest; zitternd stieg er hinauf. Hier, hier war das Bild des großen Osiri. Welche feierlich ernste Miene! Auch Petisi mußte dereinst vor ihn treten und Rechenschaft ablegen! Aber er wollte ja nichts Böses tun, wollte ja nur sehen. Und dennoch — warum klopfte ihm das Herz so ängstlich? Warum konnte er das strenge Antlitz des heiligen Osiri nicht anblicken? — Weg, weg — hier steht Isi und hier ihre Schwester Nebthi — ein Druck — leicht und geräuschlos dreht sich der Stein. In fieberhafter Aufregung steigt Petisi in die Öffnung, setzt sich, zieht die Leiter nach, läßt sie innen wieder herab, schließt seinen Eingang, steigt hinunter — „Hathor sei mir gnädig!“ stöhnt er — jetzt steht er unbemerkt und in Sicherheit im Schatzhause des Königs!

Wenn nur das Laternchen mehr Licht verbreitet hätte! Aber halt, da stehen ja große, kostbare Lampengestelle, und die Lampen selbst stehen noch darauf; man braucht sie nur anzuzünden. — So! jetzt ist es hell in dem Saale! Ah! Solche Pracht, solche Herrlichkeiten hatte Petisi nicht erwartet! Rundum Tische von wohlriechendem Zedernholze, und auf den Tischen und in den Kästen Reichtümer ohne Maß und Zahl! Hier liegen Bündel Goldstangen, wie man draußen am Nil die Bündel Schilfrohr liegen sieht. Hier sind Vasen und Trinkgefäße jeder Größe und Gestalt von Gold und Silber. Die feinsten Arbeiten in Edelsteinen — Figuren in Bronze — kostbare Urnen in Glas und gemaltem Porzellan — ganze Becken voll goldener Ringe — die brillantesten Emaillearbeiten — Statuetten von Gold und täuschend nachgemachten Edelsteinen — silberne Körbe mit noch unverarbeiteten Edelsteinen, Granaten, Karneol Heliotrop usw. — Korallen, Elefantenzähne, Straußfedern und Strauß-

eier, Ebenholz, Pantherhäute — silberne Stangen und silberne Ringe — Säcke voll Goldstaub — fremde Waffen, mit Gold und Edelsteinen ausgelegt — Ketten, Armringe und breite Halskragen, von Gold und Juwelen zusammengesetzt — wer vermag alle die Herrlichkeiten aufzuzählen!

Wie im Traume wandelte Petisi zwischen diesen Schätzen umher. Plötzlich aber überfiel ihn eine unaussprechliche Angst. Wie leicht konnte er durch eine vorbeiziehende Streifwache entdeckt werden, wenn er das Schatzhaus verließ! Schnell löschte er die Lampen, nahm eine Hand voll goldener Ringe zu sich und eilte weg. Als er die Mauer öffnete, sah er zu seinem Schrecken, daß bereits die Morgendämmerung angebrochen war; doch kam er ungesehen nach Hause, und auch Mutter und Bruder hatten seine Abwesenheit nicht bemerkt.

Wohl aber bemerkten sie eine peinliche Unruhe, von welcher er den ganzen Tag geplagt wurde. Er hatte nirgends Ruhe noch Rast, hörte oftmals nicht, wenn die Mutter zu ihm sprach, sprang wie aus einem tiefen, schweren Traume plötzlich in die Höhe und eilte dann flüchtigen Fußes hinweg. Zehnmal trieb ihn die Angst an diesem Tage nach der Südseite des Schatzhauses, zitternd blickte er hinauf nach dem Bilde der Nebthi, ob der Stein gut eingefügt sei, ob man nichts bemerken könnte. Dann sah er sich wieder nach allen Seiten um, ob ihn niemand beobachte. Standen einige Leute auf der Straße beisammen und unterhielten sich, so schlich er zagend hinzu und horchte, ob sie nicht sprächen von dem Diebstahle, der in verflossener Nacht an des Königs Schätzen verübt worden, und daß man dem Diebe schon auf der Spur sei. Kam er nach Hause, so war seine erste Frage, ob niemand dagewesen, ob niemand nach ihm gefragt habe, ob er nicht gesucht worden sei.

Petisi fühlte die Qualen eines bösen Gewissens. Erst am folgenden Tage ward er etwas ruhiger. Und da niemand nach ihm forschte, ließ er es sich wohl sein, holte sich später wieder Geld und überredete endlich auch seinen Bruder Ptahmai, daß dieser sich ihm anschloß und gemeinschaftliche Sache mit ihm machte. Der Mutter wurde alles verheimlicht. Sie glaubte ihre Söhne bei der Arbeit, wenn sie dem Vergnügen nachjagten; sie hielt für ehrlichen Verdienst, was gestohlenes Gut war; und während sie nachts für ihre Kinder betete, schlichen diese sich fort und gingen ihrem Diebesgeschäfte nach.

Anfangs begnügten sie sich, Geld — also goldene Ringe — zu nehmen, und damit konnten sie nicht leicht entdeckt werden; der König hatte unendliche Reichtümer, und die Brüder mußten es schon sehr stark treiben

wenn er merken sollte, daß ihm etwas fehle. Aber selbst dann waren sie noch nicht verraten. Sie konnten goldene Ringe ungescheut und offen ausgeben; niemand sah es ihnen an, daß sie gestohlen waren. Aber bald ließen sich Ptahmai und Petisi nicht mehr an dem Gelde genügen, sondern griffen nach kostbareren Dingen; sie nahmen geschnittene Edelsteine, Arm- und Beinringe, aus kostbaren Perlen zusammengesetzt, und andere Pretiosen von unglaublichem Werte. Diese Schmuckgegenstände wurden dann in der Hauptstadt oder auch auswärts verkauft, und der Erlös ward verjubelt.

Ramses merkte anfangs nicht. Aber da die Diebe immer kecker wurden, konnte die Sache doch nicht länger verborgen bleiben.

Eines Tages weilte der König lange vor einem der Tische, auf welchem seine Kleinodien ausgebreitet lagen; wie in einen Traum versunken stand er da; plötzlich wandte er sich zu seinen Begleitern um und sprach: „Meine Freunde, schon seit längerer Zeit kommt es mir vor, als fehle bald hier, bald da etwas von meinen Schätzen; ich habe bisher immer geglaubt, es sei das eine Täuschung, aber nun weiß ich's gewiß, ich bin bestohlen." — Lächelnd erwiderte einer der vertrauten Räte: „O König, daß du hier bestohlen werdest, ist rein unmöglich. Du mußt dich wohl irren, denn wo keine Möglichkeit ist, ist auch keine Wirklichkeit."

Ramses schwieg einen Augenblick verlegen, dann antwortete er mit Heftigkeit: „Meine Augen täuschen mich nicht. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich weiß, daß es ist." — Dann trat er noch vor einige Tische, warf prüfende Blicke hierhin und dahin und verließ schweigend den Saal.

Oft sprachen seine Begleiter noch im Laufe des Tages von dem Vorfalle; allein sie waren alle fest überzeugt, daß sich der König irre, weil es unmöglich sei, in das Schatzhaus einzubrechen. Am folgenden Morgen nahm er sie aber wieder mit und ging geradesweges auf die Tische zu, welche er am Tage vorher besonders angesehen hatte. Auf dem ersten war alles noch in bester Ordnung; auf dem zweiten auch; aber nicht so auf dem dritten. Da bemächtigte sich seiner eine furchtbare Aufregung. Vor Zorn zitternd, rief er denjenigen seiner Räte, welcher ihm gestern widersprochen hatte: „Komm hierher Amenhotep! Was, sagst du nun? Gestern lag neben diesem Becken mit Ringen ein Halskragen aus goldenen Siegesgeiern und Perlen von Karneol und Heliotrop. Wo ist er nun!?" — Amenhotep sah sich um, blickte rechts und links auf die nächsten Tische, sah auf dem Boden nach, dann antwortete er ruhig: „Irrtum ist des Menschen Teil, o Sohn der Sonne; und auch du bist ein Mensch."

Schon wollte Ramses seinem Zorne freien Lauf lassen, da unterbrach ihn ein alter, vielerfahrener Diener der Krone: „Erlaube, o König, daß wir überall nachsehen, ob sich nicht entdecken läßt, wo und wie ein Dieb zu deinen Schätzen kommen kann.“ — Es wurden die Lampen zur Hand genommen, Leitern herbeigeholt, man untersuchte Decke, Wände, Boden — nirgends eine Lücke, eine Öffnung, nirgends die geringste Spalte. Man untersuchte die Tür — das Schloß, alles in Ordnung, alles fest und sicher!

„Erfülle auch mir eine Bitte“, sprach nun Amenhotep, als alle ratlos um den König standen. „Laß deine Schreiber kommen und ein genaues Verzeichnis aller dieser Schätze machen. Laß die Tische numerieren und sorgfältig aufschreiben, was und in welcher Ordnung alles hier auf den Tischen und in den Laden liegt. Denn was geschrieben ist, das ist geschrieben.“

Der König befolgte den Rat, die Ringe wurden gezählt; die Säcke mit Goldstaub gewogen, alles wurde notiert, und als das Verzeichnis unter seinen Augen angefertigt war, nahm er es mit sich, in der Absicht, gleich am folgenden Tage schon den Zweifler zu überführen.

Aber — es fehlte nichts, und am nächsten Morgen wieder nichts und wieder nichts. Amenhotep lächelte und sprach: „Irrtum ist des Menschen Teil.“ Ramses aber lachte nicht, denn der kostbare Halskragen war verschwunden und blieb verschwunden. Darum ward der König auch nicht müde, ging täglich in der Frühe des Morgens in sein Schatzhaus und hoffte immer noch, den Ungläubigen zu überzeugen. — Endlich, nach Wochen gelang ihm dieses. Denn wieder war ein auffallender Diebstahl bemerkbar, der nun durch das geschriebene Verzeichnis aller Augen klar vorlag. Triumphierend blickte der König um sich; Amenhotep aber stürzte zu seinen Füßen und flehte: „Verzeihung, o Sohn des Rīa, Verzeihung!“

„Amenhotep“, sprach Ramses, „du hast mir gesagt: Wo keine Möglichkeit ist, kann auch keine Wirklichkeit sein. Ich aber sage dir: Wo die Wirklichkeit ist, da muß die Möglichkeit sein. — Steh auf!“

„Höre mich, höre mich!“ antwortete jener. „Du hattest recht, du sahest schärfer als ich; aber ich gelobe dir nun, den Dieb zu entdecken; ich will meinen Fehler wieder gut machen und will den Verbrecher in deine Hände liefern. — Sieh, eines steht fest: der Dieb kann nicht durch Decke, Wände oder Fußboden, er muß durch die Tür gekommen sein. Und da ist wieder nur zweierlei möglich: entweder einer von uns, die wir mit dir hier eintreten, ist der Dieb, oder irgend ein anderer schleicht

sich nächtlicherweile mit falschem Schlüssel herein und weiß die Wache zu täuschen. Also bitte ich dich: nimm uns nicht mehr alle mit, wenn du das Schatzhaus besuchst; laß dir nur von einem Einzigen, dessen du ganz versichert bist, die Lampe tragen, und zweitens: versiegele den Eingang. Dann ist jeder weitere Diebstahl unmöglich, und mir überlaß es, den Verbrecher ausfindig zu machen. Wir alle aber beobachten das tiefste Stillschweigen über das Vorgefallene."

Daß einer der Räte des Königs im Beisein dieses letzteren etwas entwenden sollte, war gar nicht denkbar, denn bei der wenigen Kleidung, die sie trugen, konnten sie ja nichts verbergen und hätten das Gestohlene geradezu vor den Augen des Königs in den Händen hinaustragen müssen. Auch hatte Ramses nicht den geringsten Verdacht gegen seine Begleiter, allein er ging doch auf den Vorschlag Amenhoteps ein, denn er selbst war ratlos.

„Wohl", sprach er nach einigem Bedenken, „ich will deiner Meinung folgen, und du selbst sollst der sein, welcher mich künftighin allein begleitet."

Alles wurde noch einmal nachgesehen, die Diebstähle wurden auf dem Verzeichnisse bemerkt, dann verschloß der König den Eingang und versiegelte ihn eigenhändig mit seinem königlichen Siegel. Amenhotep schlich von einem Goldschmiede und Juwelenhändler zum andern und fragte, ob er nicht einen schönen Halskragen bekommen könne. Es wurden ihm viele, zum teil sehr kostbare vorgelegt, aber der vermißte war nicht dabei. Die Diebe waren schlau genug gewesen, den Kragen zu zertrennen, die Perlen allein zu verkaufen und die kleinen goldenen Siegesgeier einzeln hier und da, zum teil sogar in benachbarten Städten, zu verwerten. Was sie in der verflossenen Nacht gestohlen hatten, war noch in ihren Händen.

Amenhotep ermüdete nicht in seinen Nachforschungen. Doch vergebens. Nur das eine schien erreicht zu sein, daß nicht aufs neue gestohlen werden könne. Aber selbst das war nicht erlangt, denn als Ramses nach einigen Wochen mit seinem Begleiter wieder einmal in das Schatzhaus trat — das Siegel war unverletzt wie immer — blieb er starr vor Schrecken stehen; zwei kostbare Porzellanvasen waren verschwunden, und ein Becken mit Goldringen war rein ausgeleert.

„Was nun? Amenhotep, jetzt hilf! — Also kommt der Dieb doch nicht durch die Tür herein! Aber durch die Mauersteine kann er auch nicht kommen! — Ich lasse dir vollkommen freie Hand; tue, ordne an, befiehl, was du willst, aber hier verschaffe mir Licht, fang mir den Spitzbuben!" — Amenhotep sprach anfangs kein Wort und überlegte still vor

sich; dann ließ er den Boden des Saales mit dem feinsten Sande bestreuen, so daß man jeden Fußtritt darin sehen mußte, entfernte sich wieder mit dem Könige und versiegelte die Tür.

An den nächstfolgenden Tagen fand sich der Sand stets noch vollkommen glatt und unberührt; am zehnten Tage aber sah man deutliche Fußtapfen. Sie führten im Saale hin und her, kamen gar nicht in die Nähe der Tür und ließen durchaus nicht erkennen, wo sie anfingen und



Altägyptische Schmuckgegenstände.
1. Wie die vornehmen Damen ihre Ringe trugen. 2. Halsschmuck. 3. Nadeln. 4. Kämme. 5. Spiegel. 6. Büchse mit Farbe zum Schwärzen der Augenbrauen. 7. Ringe. 8. Armbänder. 9. Ohrringe.

wo sie endeten; trotz der sorgfältigsten Untersuchungen war nicht zu erkennen, wo der Dieb eingedrungen war. Ratlos stand der König: Amenhotep aber sagte gelassen: „Es war die erste Probe; ein zweiter Versuch gelingt vielleicht besser.“ Er ließ den Sand wieder glatt streichen und setzte mit stets gleichem Eifer seine Nachforschungen nach den entwendeten Gegenständen fort. — — Alles umsonst, alles vergebens!

Nach einem Monate zeigten sich wieder Fußtapfen in dem Saale, und siehe — zwei Männer mußten da gewesen sein, denn die Spuren waren von verschiedener Größe und Gestalt. Und wieder waren die Diebe gar nicht in die Nähe der Tür gekommen, und wieder war es unmöglich, zu finden, wo und wie sie eingedrungen.

„Sieh", sprach Ramses, „alles das führt zu nichts. Nun will ich dir sagen, wie wir zum Ziele kommen: Von heute an lasse ich an jedem Abende zehn Mann Keulenträger in den Saal sperren. Mag der Dieb dann von unten, oder von oben, von rechts, oder von links kommen — die werden ihn packen und festhalten. Laß den Sand nur wieder wegbringen."

„Erlaube deinem Diener", erwiderte Amenhotep, „anderer Ansicht zu sein. Wenn du es machst, wie du soeben gesagt, dann weiß in zwei Tagen die ganze Stadt dein Geheimnis, und die Diebe müßten sehr dumm sein, wenn sie kämen, so lange du deine Kriegsleute in dem Saale aufgestellt hast."

„Aber wir müssen sie packen; sie müssen auf der Tat ertappt werden."

„Da gibt es noch ein anderes Mittel", sagte Amenhotep und ließ ganz ins geheim von dem königlichen Waffenschmiede große metallene Fallen anfertigen, welche, ähnlich unseren heutigen Fuchsfallen, so eingerichtet waren, daß sie mit großer Gewalt zufuhren, wenn auf sie getreten wurde. Nachdem er sich nun noch von dem Waffenschmiede das Gelübde unverbrüchliches Schweigens hatte ablegen lassen, wurden die Fallen vor den Tischen im Schatzhause an den Boden fest geschraubt, geöffnet und mit ganz leichten Teppichen bedeckt.

Ramses konnte nicht schlafen vor Erwartung. Aber er mußte Geduld lernen, denn die Diebe kamen nicht in jeder Nacht, und wenn er morgens nachsah, waren Schätze und Fallen unberührt.

Die Söhne des verstorbenen Baumeisters hatten unterdessen in Lust und Freuden gelebt; ihr Gewissen hatten sie für einige Zeit beruhigt, sich und der Mutter gute Tage gemacht. Sie vergaßen, daß es leicht über Nacht anders werden könne, und dachten nicht an Schande und Strafe und nicht an die Rechenschaft in der Unterwelt vor dem Throne des großen Osiri.

„Ptahmai", sagte Petisi zu seinem Bruder, als beide einst spät nach Mitternacht von einem Trinkgelage heimkehrten, „unser Reichtum ist wieder zu Ende, wir müssen heute noch Geld holen."

„Es ist zu spät", meinte der ältere Bruder. „Die nächste Nacht ist auch Zeit dazu."

„Nein", entgegnete Petisi, „ich will morgen die große Wasserfahrt auf dem Flusse mitmachen und habe nur noch einen einzigen Ring. Wenn wir eilen, können wir noch Leiter und Licht holen, in das Schatz-

haus gehen und doch vor der Morgendämmerung wieder daheim sein." Ptahmai machte noch einige Einwendungen, wollte aber am Ende seinen Bruder doch nicht allein gehen lassen, obwohl die Zeit schon sehr vorgerückt war, und so gingen sie mit einander.

Leicht hatte sich der Stein gedreht, Nebthi den Eingang gewährt — Ptahmai saß noch oben in der Lücke, Petisi stieg bereits innen die Leiter hinab — — ein herzzerreißender, gellender Schrei durchtönt den weiten Saal. „O, Bruder, Bruder, ich bin verloren", jammert Petisi, von furchtbarem Schmerze gepeinigt. Er ist auf eine Falle getreten, und diese ist mit schrecklicher Gewalt zugefahren und hat ihm von beiden Seiten, mitten zwischen Knie und Ferse, ihre scharfen metallenen Zähne ins Fleisch gehauen. Bei der geringsten Bewegung ist er in Gefahr, sich das Fleisch von den Knochen zu reißen; die Falle ist auch so stark, daß sie der Bruder nicht öffnen kann; ja dieser schwebt noch in steter Gefahr, selbst in gleicher Weise gefangen zu werden. Bald hatten beide ihre Lage klar erkannt. Ptahmai hatte vorsichtig die Teppiche weggezogen, und während sein Bruder dumpf stöhnte und ächzte, kniete er neben ihm und arbeitete sich beim Scheine der Lampe in fieberhafter Anstrengung ab, mit einem Messer, das er zufällig bei sich trug, die Schrauben der Falle aus dem Boden zu lösen.

Krach! Die Spitze des Messers bricht ab. Ein Strom von Tränen dringt aus Ptahmais Augen. Verzweiflungsvoll ringt er die Hände.

Petisi hatte seine Fassung wieder erlangt. „Lieber Bruder, es dämmert", sprach er, „du darfst hier nicht länger verweilen. Du kannst mich nicht mehr retten; für mich ist die Stunde gekommen, da ich meinen Lohn empfangen soll. Verzeih' mir, o Bruder, daß ich dich zum Diebstahl verführt habe, und sei unserer Mutter ein guter, treuer Sohn. An sie und an dich ist jetzt allein zu denken; euch vor der Schande zu bewahren, gibt es nur ein Mittel. Nimm dein Messer, schneid mir den Kopf ab und trag ihn weg, dann ist wenigstens der Name des Vaters nicht befleckt und die Ehre der Mutter gerettet."

Ptahmai wollte natürlich nicht einwilligen; allein Petisi überzeugte ihn, daß dies der einzige Weg sei, zu retten, was überhaupt noch gerettet werden könne.

Umgeben von den Schätzen des Königs, bei dem unsicheren Scheine des flackernden Lämpchens, verrichtete Ptahmai das grause Werk. Das Haupt seines unglücklichen Bruders war das einzige Kleinod, das er heute aus dem Schatzhause des reichen Ramses mit hinweg nahm.

Am andern Morgen kam der König, wie gewöhnlich, nachzusehen. Kaum fiel der erste Lichtstrahl in den weiten Saal, da entdeckte auch schon Ramses' forschendes Auge im Halbdunkel die menschliche Gestalt an der südlichen Wand.

„Da ist er! Da ist er!" schrie der König laut und sprang mit vorgestreckten Armen auf den Gefangenen zu, als könne ihm dieser noch entgehen. „Ich hab' ihn! Ich hab'" — — Vor Schrecken konnte er nicht weiter sprechen; er stand wie gelähmt. Entsetzt stöhnte er: „Ein toter Mensch!"

„Ein Mann ohne Kopf", wiederholte Amenhotep, der nun auch hinzu getreten war. Als sich beide wieder einigermaßen gefaßt hatten, begann der letztere seine Untersuchung. Er sah, wie die Teppiche weggelegt waren, er entdeckte die Versuche, die Falle loszuschrauben: so enträtselte sich alles, alles ward klar — nur das eine nicht, wie der eine Dieb mit dem Kopfe des andern hinaus gekommen. Der geheime Eingang zu dem Saale ließ sich nicht finden.

Auf Amenhoteps Rat wurde nun in der Mitte der äußeren Seite des Schatzhauses fünfzehn Fuß hoch vom Boden ein großer Haken eingeschlagen. Der Leichnam wurde aus der Falle genommen und mit einer Schnur, die man ihm unter den Armen durchzog, an diesem Haken aufgehängt. Kriegsleute wurden an dieser Seite des Palastes aufgestellt und erhielten Befehl, jeden sogleich zu ergreifen, der bei dem Anblicke der Leiche in auffallender Weise erschrecke, weine und klage.

Und dieser Plan war gar nicht übel. Die Vorübergehenden blieben staunend stehen; wem sie begegneten, dem erzählten sie die schreckliche Neuigkeit. Nun lief alle Welt hin, mit eigenen Augen zu sehen. „Warst du heute schon am Schatzhause?" rief der Freund dem Freunde zu. „Frau, was ist vorgegangen!" sprach der Mann, wenn er heim kam. Bis zur Mittagsstunde wußte die ganze Stadt die Schauergeschichte, und Tausende und Tausende waren alle selbst dort gewesen.

Aber wer war der Verbrecher? Wie hieß er? — Er trug das gelbe Gewand um die Lenden, wie jeder andere; weitere Kleidungsstücke hatte er nicht, der Kopf fehlte — da war jedes Raten vergeblich und überflüssig.

Nun meinte Amenhotep, die Freunde, Angehörigen, Helfershelfer des zur Schau gehängten Diebes würden gewiß auch kommen, und weder seinen Kindern, noch seinen Eltern, noch seinem Weibe werde es möglich sein, sich so zu beherrschen, daß man nicht ihre Teilnahme erkenne. Auf diese Art seien dann auch die Mitschuldigen zu ermitteln.

Allein Petisis Mutter wußte nicht um das Verbrechen ihres Sohnes. Neugierig lief sie hin und sah, ohne zu ahnen, wer der Tote sei. Hätte sie ihr Kind in ihm erkannt, dann wäre ihr Schmerz gewiß allen auffallend geworden; aber sie hatte nicht die entfernteste Ahnung von einem solchen Unglücke.

Als ihr Jüngster nicht, wie sonst, ihr den Morgengruß brachte, fragte sie: „Ptahmai, wo ist dein Bruder?“ — „Er läßt dich grüßen; er ist schon sehr frühe auf die Arbeit und wollte dich nicht wecken.“ — Als er aber auch nicht beim Mittagsbrote erschien, und Ptahmai, verlegen um eine Ausrede, stotternd hervorbrachte, er wisse nicht, wo sein Bruder sei, da überfiel die Mutter namenlose Angst.

„Kind“, rief sie händeringend, „was ist vorgegangen? Ist deinem Bruder ein Unglück zugestoßen? Warum bist du so unstet und unruhig? Du läufst den ganzen Morgen hin und her; du siehst verstört aus; du gehst mir aus dem Wege; du kannst mich nicht anblicken! Wo ist Petisi?“

Aber Ptahmai enteilte seiner Mutter und suchte, die Felder durchstreifend, draußen die Ruhe, die er daheim nicht haben, die er nirgends finden konnte. Die Mutter lief zu den Verwandten, Freunden, Bekannten und fragte nach ihrem Sohne; — er hatte die Nacht in lustiger Gesellschaft zugebracht, war mit seinem Bruder heimgegangen — weiter wußte niemand etwas.

Gegen Abend kam Ptahmai wieder nach Hause. Da faßte ihn die trostlose Mutter an der Hand und führte ihn in ihr Schlafkämmerlein. Hier stand eine aus Holz geschnitzte, bunt bemalte Figur in Mumiengestalt, welche ihren verstorbenen Mann vorstellen sollte. Vor dieser stand ein kleiner, runder Altar, auf welchen sie an jedem Morgen dem teuren Geschiedenen zu Ehren einige Tropfen Wein goß, wobei sie still ein frommes Gebet sprach.

Vor diesem Altare mußte nun Ptahmai niederknien, und die Mutter forderte ihn auf, vor dem Bilde seines Vaters zu bekennen, was aus seinem Bruder geworden sei. Jetzt konnte der Sohn nicht länger widerstehen. Aber so vorsichtig er auch in seinem und seines Bruders Sündenbekenntnis war, so behutsam er auch die Worte wählte — das war doch mehr, als das Herz der Mutter ertragen konnte. Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie regungslos neben dem Altare nieder. Sie hatte sich gefaßt gemacht auf ein großes Unglück, sie hatte an den Tod ihres Jüngsten gedacht, sie erwartete das Schrecklichste: aber — ihre Kinder Diebe, Ptahmai seinen Bruder enthauptet, Petisi an der Mauer hängend — das war zu viel!

Als die unglückliche Witwe wieder zur Besinnung kam, versank sie in stummen Schmerz. „Morgen in der Frühe“, sprach sie mit tonloser Stimme, „gehe ich zum Könige und hole mir mein Kind.“

Vergebens stellte Ptahmai ihr die Schande vor, Mutter eines Diebes zu sein; er sagte ihr, was für eine Strafe seiner als des Mitschuldigen harre; er zeigte ihr, wie sie ja nichts gewinnen, sondern nur verlieren könne; — alles umsonst! Auf alle Vorstellungen gab sie zur Antwort: „Ich will mein Kind haben.“

„Nun wohl“, rief Ptahmai, „ich werde dir es verschaffen, und sollte mir's auch Leben und Ehre kosten!“

Es war schon spät am Abend; die neugierigen Gaffer hatten sich längst verlaufen; die starke Wachtmannschaft am Schatzhause war in ihre Kaserne zurückgekehrt, und nur zwei schwer bewaffnete Krieger standen noch bei der Leiche, damit diese nicht während der Nacht gestohlen werde. Da kam ein junger Mann vorbei, der zwei mit Weinsäcken beladene Esel vor sich her trieb. Es war Ptahmai.

Fässer unserer Art hatten die Ägypter nicht. Im Keller bewahrten sie den Wein in hohen irdenen Gefäßen, die oben mit einer Blase zugebunden waren; für den Transport wurde der Wein in große lederne Säcke gefüllt.

Als Ptahmai ganz in der Nähe des Postens war, löste er unbemerkt die Schnur an dem einen Sacke und schrie laut auf: „O, Isi und Osiri, mein Wein läuft mir fort!“ Schnell sprangen die beiden Kriegsleute hinzu, hielten ihre Helme unter, fingen den Wein auf und ließen sich ihn trefflich schmecken. Aber Ptahmai schalt sie und wollte sie wegjagen.

„Du bist ein sonderbarer Mensch“, sagte der eine. „Ist es denn nicht besser, der Wein läuft in unsern Magen, als in den Staub? Für dich ist's doch einerlei.“

„Ja“, erwiderte der Eseltreiber, „es ist wahr. Aber helft mir nur schnell den Esel abpacken, damit ich noch retten kann, was zu retten ist; ich will euch gern nachher noch einen Schluck zukommen lassen.“

Als der Sack wieder zugebunden war, fuhr Ptahmai fort: „Es ist nur gut, daß es gerade mein schlechtester Wein war. Jetzt will ich euch einmal ein anderes Tröpfchen zu versuchen geben.“ Und er ließ sie eine bessere Sorten kosten. „Ah“, riefen beide, „das läuft wie Feuer durch die Adern! Freund, noch ein paar Tropfen!“

„Ihr seid Nimmersatte!“ sagte dieser lachend. „Aber kommt her! Wer weiß, wann ihr wieder einmal so etwas zu versuchen bekommt.“

Und er füllte jedem seinen Helm bis zur Hälfte mit starkem, betäubendem Weine; dann wünschte er ihnen eine gute Wache und trieb seinen Esel weiter.

„Es ist doch eine schöne Sache um den Wein", meinte der eine der Krieger, als er seinen Helm ausgeschlürft hatte.

„Ja", sagte der andere, „das ist eine köstliche Erfindung des großen Osiri. Aber ich bin so schläfrig, daß ich mich kaum mehr wach halten



Seltsames Erwachen.

kann." Damit setzte er sich auf den Boden und lehnte sich bequem mit dem Rücken in die Nische der Mauer.

„Ja, ja!" gähnte jener. „Weißt du was? Wir wollen abwechselnd ein Stündlein schlafen. Ein Mann ist genug für den Toten; der läuft nicht weg."

„Gut", sprach der andere. „Laß mich nur zuerst schlafen, denn ich halte es nicht mehr aus; wenn du dann zu schläfrig wirst, so weckst du mich wieder." Einen Augenblick darauf lag der Sprecher schon in tiefem Schlafe.

Aber seinem Kameraden ging es nicht besser. Bald setzte auch er sich nieder, und ohne jenen geweckt zu haben, schlief er ebenfalls so fest ein, daß ihn nichts aus dem Schlafe zu bringen vermochte. — Nach einer Stunde erschien Ptahmai wieder, eine Leiter auf der Schulter. Er rüttelte, er schüttelte die Schläfer — sie regten sich nicht. Da stellte er die Leiter an, holte den Leichnam herab, und da die beiden so gar unempfindlich waren, trieb's ihn, seinen Mutwillen noch an den armen Gesellen auszulassen.

Sie hatten die Helme neben sich am Boden liegen — und so schor er jedem die eine Hälfte des Kopfes kahl ab und entfernte sich dann, die harrende Mutter zu befriedigen. Als aber in der Frühe des Morgens etliche Leute des Weges kamen und die beiden Schläfer so zugerichtet sahen, blieben sie stehen und lachten laut auf. Darüber erwachte der eine, sah sich verwundert um, sprang dann erschrocken in die Höhe — auf dem Posten zu schlafen, wurde ja streng bestraft; — da er aber seinen Kameraden anblickte und sah, wie der zur Hälfte kahl geschoren war, da konnte er wohl begreifen, warum jene so lachten, und er lachte aus vollem Halse mit, faßte den Schläfer am Ohr, zauste ihn, daß er schreiend aufwachte, und rief: „Mensch, wie siehst du denn aus!“

Kaum jedoch hatte dieser die Augen geöffnet, als er in das allgemeine Gelächter einstimmte, mit beiden Händen auf seinen Kameraden deutete und spöttisch fragte: „Willst du vielleicht Priester werden?“ — Die Priester nämlich gingen mit kahlem Kopfe und mußten sogar die Augenbrauen sorgfältig abscheren. — So machten sich die beiden über einander lustig, bis sie nach ihren Köpfen fühlten und merkten, daß sie gleiches Schicksal getroffen hatte. Sie setzten beschämt ihre Helme auf und harreten mit Schrecken der Stunde, da sie abgelöst werden sollten — denn der Leichnam, den sie zu hüten hatten, war verschwunden. Auch erging es ihnen schlimm genug. Sie wurden vorläufig zur Untersuchung ins Gefängnis gesetzt und später zu harter Arbeit in den Bergwerken verurteilt. Und der König? — Der war trostlos. Amenhotep jedoch sagte zu ihm: „Du siehst, o Sohn des Rīa, daß unsere List nicht hinreicht, den Dieb zu fangen; daß er unendlich listiger und gewandter ist, als wir. Übrigens glaube ich nicht, daß er sich je wieder an deinen Schätzen vergreifen wird.“

„Damit bin ich aber nicht zufrieden“, rief Ramses; „ich will den Dieb wissen und in meine Gewalt bekommen; ich will den sehen und kennen lernen, der klüger ist als wir.“

„Dann“, erwiderte Amenhotep, „weiß ich nur ein Mittel: locke ihn durch Versprechungen an. Mit Gewalt bekommen wir ihn nicht,

mit List auch nicht, also bleibt nur der Weg der Güte. Versprich ihm Straflosigkeit und noch ein großes Geschenk dazu, wenn er sich dir vorstellt; so wird er sicherlich kommen. — Ich rate dir dies nicht gern, denn das ist noch nicht dagewesen, solange die Sonne unser Land bescheint, daß ein Verbrecher noch belohnt wird, aber ich sehe kein anderes Mittel, und ich muß sagen: ich möchte in der Tat auch den Menschen kennen lernen, der alle unsere Weisheit so zu Schanden macht." —

Der Plan ward hin und her überlegt, reiflich besprochen. Kaum war eine Stunde verflossen, so zogen königliche Herolde mit Trompeten und Klappern durch alle Straßen, riefen das Volk zusammen und verkündeten laut des Königs Willen: „Da die Götter unsern Herrn und Gebieter, den mächtigen König Ramses III., nicht mit einem Sohne und königlichen Prinzen gesegnet haben, er aber nicht weiß, wann und zu welcher Zeit er zur ewigen Ruhe in die westlichen Berge einkehren wird, Rechenschaft abzulegen vor Osiri dem Richter — so hat er in seiner Weisheit beschlossen, seine Töchter und königlichen Prinzessinnen zu verheiraten und den Anfang zu machen mit der reizenden, unvergleichlichen Bertreri (d. i. Rosenblüte). — Weil aber der König zu seinem Eidame den Weisesten und Klügsten auswählen möchte, so wird jeder, der sich solcher Eigenschaften rühmen kann, aufgefordert, sich einzufinden in den Gemächern der Prinzessin, um ihr rückhaltlos zu erzählen, was er an klugen Taten verrichtet — es sei gut, oder verwerflich. Und wer ihr der klügste unter allen erscheint, dem wird sie alsogleich die Hand reichen. — Solches gebietet der Freund der Wahrheit, der Geliebte der Götter, der Herr des Volkes, der Sohn der Sonne Ramses-pa-nuter." — Staunend hörte dies die Menge. So etwas war noch nicht erlebt worden. Die Prinzessinnen waren nie anders, als an vornehme Räte des Königs oder an große Feldherren, meistens an irgend einen ihrer Verwandten aus der Familie selbst, verheiratet worden. Jetzt sollte jeder, der klug und weise wäre, sich um die herrliche Bertreri bewerben dürfen!

Am Nachmittage erschien Amenhotep wieder vor dem Könige und fragte: „Hat deine Tochter schon Besuch gehabt?"

„Ja wohl! Es waren verschiedene treffliche Jünglinge da, wackere Leute, die mir als Schwiegersöhne schon genehm sein könnten, doch der Rechte war nicht dabei."

„Vielleicht bist du selbst die Ursache davon, und er kommt gar nicht. Ich bin soeben einem der Ausrufer begegnet; aber was er verkündet, lautet ganz anders, als wir's ausgemacht hatten. Warum hast du die Stelle weggelassen, welche dem Bewerber Straflosigkeit zusichert, wenn

vielleicht eine seiner Taten vor dem Gesetze straffällig wäre? Und warum hast du den Schluß verändert? „Der soll sie zur Frau bekommen“ ist doch bestimmter als: „Dem wird sie die Hand reichen.“

„Eben deswegen!“ sprach Ramses mit schelmischem Lächeln. „Sieh, ich habe dem Diebe eine Falle gelegt. In dem Zimmer neben meiner Tochter stehen zwanzig Mann der Leibgarde bereit. Kommt nun der Rechte, und hat er seine Erzählung beendet, so spricht Bertreri: „Hier hast du meine Hand“, und wenn er, wie natürlich, einschlägt, so hält sie ihn fest, stampft auf den Boden und ruft um Hülfe. Die Gardisten springen hinzu, fassen den Schelm — ich habe meine Wort gelöst, denn die Prinzessin hat ihm ja die Hand gereicht, der Spitzbube wird ins Gefängnis geworfen, ich lasse ihn verurteilen und schicke ihn in die Bergwerke.“

„Das wirst du nicht tun!“ entgegnete Amenhotep feierlich. „Das wirst du nicht tun, Ramses. Der König von Ägypten legt seinen Untertanen keine Falle; der Freund der Wahrheit täuscht und betrügt nicht; der Geliebte der Götter fürchtet ihren Richterspruch; der Herr des Volkes darf nicht erröten vor dem Volke; der Sohn des Ria ist lauter Licht und Klarheit, wie Ria selbst.“

„Ich werde es tun!“ eiferte Ramses.

„Herr und Gebieter“, sprach bescheiden Amenhotep, „du bist König und kannst tun, was du willst. Niemand darf dir's wehren; alle Welt muß dir dienen und gehorchen. Ich kann und darf dich nicht hindern in deinen Plänen; aber meine Pflicht ist es, dir zu zeigen, wenn du auf einem Irrwege bist; das muß ich tun, das ist meines Amtes! Bedenke: Du sprichst und gebietest, und wir sind deine Diener. Aber es kommt eine Stunde, da gebietest du nicht mehr, da bittest du, und das Volk ist Herr und entscheidet. Denke des Augenblicks, da dein toter Leib vor dem Eingange zu seiner ewigen Wohnung harrt, harrt der Erlaubnis, einzugehen. Wenn dann der Oberste der Totenrichter hervor tritt vor die versammelte Menge und spricht: „Volk von Qemet! dein König Ramses bittet um ein ehrliches Begräbnis“, und wenn er dann auffordert zur Anklage — — fürchtest du nicht, daß die Verwandten dessen hervortreten werden, den du jetzt hintergehen willst? — Und wenn sie's nicht tun, was wird aus dir werden, wenn du vor dem großen Osiri stehst? wenn dein Herz auf die Wagschale gelegt wird?“

„Verlaß mich, Amenhotep!“ sprach Ramses finster. —

„Du hast zu befehlen, ich bin dein Knecht. Ich gehe und flehe zu allen Göttern, daß sie dich bewahren und behüten mögen vor jeder Sünde.“

Amenhotep verließ den Saal. Der König war sehr aufgeregt. Der Gedanke an das letzte Gericht war ein furchtbarer. Und doch brachte er's nicht über sich, seinen Befehl zu widerrufen. Er dachte: „Wozu? Ich kann ja immer noch Verzeihung eintreten lassen." Wiederholt erkundigte er sich bei seiner Tochter — sie hatte noch jeden, nachdem sie Namen und Taten aufgeschrieben, mit der Vertröstung entlassen müssen,



Bertreri empfängt die Totenhand.

sie wolle weiter zusehen und später ihre Wahl treffen, denn der eine, auf den es abgesehen war, wollte sich nicht einfinden.

Bereits war es Abend geworden. Bertreri saß in ihrem Gemache, das in Dämmerung gehüllt war; sie ließ nachdenkend den Kopf auf die Brust sinken und sagte seufzend:

„Vergebens, vergebens hat mich der Vater als Lockspeise hingestellt! Er kommt nicht!"

Da eilte ihre Dienerin herein und verkündigt ihr, ein neuer Bewerber sei angekommen, und ehe noch die Lampen angezündet sind, ehe das Zimmer im Glanze der Lichter erstrahlt, rauscht der Vorhang der Türe aus einander, und — in einen weißen Mantel eingehüllt — tritt ein junger Mann vor sie hin und verbeugt sich ehrfurchtsvoll. Eine stattliche Figur! Ein schöner Mann! Schwarze, blitzende Augen!

Ein Wink der Prinzessin entfernt die Dienerin. Abermals verbeugt sich der Fremde demütig bis zum Boden, dann blickt er um sich, ob er mit der Königstochter allein ist, tut einen Schritt vorwärts und spricht: „Auch ich wage es, allverehrte Prinzessin, vor dich zu treten, vor dich, die du schön bist, wie Nitokert. Mögest du mir geneigtes Ohr leihen. Es ist mancherlei, was ich dir zu erzählen und deiner Beurteilung vorzulegen habe. Denn erstens bin ich auf unsichtbaren Wegen in des Königs Schatzhaus gedrungen und habe ihm seine Kostbarkeiten entwendet."

Vertreri zitterte vor Aufregung an allen Gliedern; der Fremde blickte links und rechts um sich und erzählte ruhig weiter: „Zweitens habe ich meinem Bruder, der sich in einer Falle fing, den Kopf abgeschnitten und so die Nachforschungen des Königs unschädlich gemacht."

Vertreri streckte ihre Arme vor gegen den Erzähler und rief: „Du bist der schlaueste. Deine Hand!" Aber dieser hatte beide Hände unter seinem Mantel verborgen, sah sich noch einmal um und fuhr fort: „Drittens habe ich den Leichnam meines Bruders entwendet, die Wachen eingeschläfert, ihre Köpfe kahl geschoren."

„Hier hast du meine Hand!" rief die Prinzessin lebhaft. „Du bist der Rechte!" Dieser brachte ruhig die eine Hand unter dem Mantel hervor. — „Viertens", sprach er — Vertreri faßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen, stampfte auf den Boden, daß die goldbeschlagenen Sandalen laut klapperten, und schrie: „Herbei! Herbei!" — Viertens" — sprach jener gelassen, „habe ich die schöne Vertreri angeführt." Damit kehrte er sich um, ließ ihr seine Hand und rannte ohne Hand aus dem Zimmer und aus dem Palaste. In demselben Augenblicke stürzten die Garden mit geschwungenen Schwertern in das Gemach, Diener kamen mit Lichtern herbei, der König erschien und sah die Prinzessin halb ohnmächtig auf ihrem Sessel liegen, zwischen ihren zarten Fingerchen eine Menschenhand haltend.

Allgemeines Entsetzen! Allgemeines Grausen!

Als endlich Vertreri erzählt und wieder erzählt und jede Frage beantwortet hatte, standen alle ratlos; — an eine Verfolgung war natür-

lich nicht mehr zu denken. Jetzt wurde Amenhotep wieder zum Könige beschieden.

„Heil dir, Sohn des Ria", rief dieser, als er alles erfahren; „die Götter haben dich vor einer schweren Sünde bewahrt! Ja, du bist in Wahrheit der Liebling der Götter! Lob und Ehre und Preis sei ihnen dafür in Ewigkeit!"

„Amenhotep, mein Freund", sprach der König tief ergriffen, „ich will dir nun folgen." — Und am andern Morgen gingen die Ausrufer wieder mit Trompeten und Klappern durch die Stadt und verkündeten folgendes:

„Also spricht der Sohn des Ria, der König Ramses:

„Von allen Bewerbern um die Hand meiner Tochter, der königlichen Prinzessin Vertreri, hat sie den Vorzug gegeben dem, der in der gestrigen Abendstunde bei ihr gewesen und seine Hand bei ihr zurückgelassen hat. So ernenne ich ihn denn hiermit zu meinem Kinde und Schwiegersohn, mache ihn zum Gemahle der Prinzessin Vertreri und gelobe ihm vor allem Volke Geheimhaltung und Straflosigkeit für alles, was er meiner Tochter entdeckt hat. Zugleich befehle ich ihm, daß er heute noch vor meinem Throne erscheine, sich den väterlichen Segen zu erbitten. So spricht der Freund der Wahrheit, der Geliebte der Götter, der Herr des Volkes der Sohn des Ria, Ramses-pa-nuter."



Ramessu III. opfernd.

Schon nach wenigen Stunden erschien Ptahmai, bekannte alles und erbat sich den Segen des Königs. Die zurück gelassene Hand hatte er der Leiche seines Bruders abgeschnitten und unter seinem Mantel verborgen gehalten.

Wie oft mußte er erzählen und wieder erzählen, wie alles gekommen war, wie er sich benommen und wie er sich angestellt! Wie viele Fragen wurden von allen Seiten an ihn gerichtet, und wie begierig war der König, selbst zu sehen das Wunder des drehbaren Steines. Die ganze Königsfamilie stand in dem Saale und sah erstaunt zu, wie sich plötzlich

die Mauer öffnete und Ptahmai in der Lücke erschien. Wiederholt versuchte Ramses selbst das Kunststück, von außen durch die Mauer in das Schatzhaus zu steigen; als sich aber alle satt gesehen hatten, wurde der Stein befestigt, auf daß fernerhin niemand mehr sich an den Kostbarkeiten des Königs vergreifen konnte.

Nach wenigen Wochen wurde die Witwe des Baumeisters in das königliche Schloß abgeholt und die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert.

Ptahmai und Bertreri lebten lange, lange Jahre mit einander in Glück und Segen; sie waren fromm und gut und Göttern und Menschen ein Wohlgefallen, denn sie vergaßen nicht, was ihnen der alte Amenhotep am Tage ihrer Hochzeit gesagt hatte. Als da alle ihre Glückwünsche anbrachten, trat er ernst vor die jungen Eheleute hin, faßte ihre Hände und sprach zu Ptahmai: „Sohn, du bist klüger als wir alle; sorge, daß du auch besser seiest. Vergesset nicht, Kinder: Wenn ihr einst zur Rechenschaft vor den großen Osiri hintretet, wird nicht euer Kopf gewogen auf der Wage der Gerechtigkeit, nicht euer Kopf, aber euer Herz.“ —

So lautet die Sage. Die Forschungen der Ägyptologen aber haben uns gelehrt, daß dem reichen Ramses sein ältester Sohn unter dem Namen Ramses IV. in der Regierung folgte.

Was die Sage selbst betrifft, so ist sie von Herodotos überliefert worden, trägt aber in seiner griechischen Darstellung nicht nur keinerlei ägyptisches Gepräge, sondern widerspricht sogar manchem, das nur durch die Denkmäler an Sitten und Bräuchen bekannt geworden ist. Der Verfasser hat sich also gezwungen gesehen, dieser Erzählung erst das Gewand wieder zu geben, in dem sie ungefähr den Ägyptern bekannt gewesen sein mag. Übrigens ist auch diese Sage weit verbreitet und vermutlich erst um 500 nach Ägypten gekommen, wo sie vielleicht an ein auffälliges Bauwerk sich zuerst anheftete, worauf dann der durch seinen Reichtum berühmte Ramses III. in's Spiel kam.



Denkstein des Äthiopenkönigs Naſtoſen. (Königl. Muſeum in Berlin.)

Die Zeit der Wirren.

1095 bis 650 v. Chr. Geburt.

Die Nachfolger Ramſes' III. führten alle den gleichen Vornamen „Ramſes“. Sie waren wohlwollende und wackere Männer, aber keine großen Könige; ſie waren nicht zum Herrſchen geboren. Das zeigte ſich nicht bloß nach außen hin, auch in der Regierung des eigenen Landes fehlte ihnen die Majeſtät, und ſie ſuchten dieſe durch Zuvorkommenheit und Freundlichkeit zu erſetzen.

Von hohem Einfluſſe war der Prieſterſtand; da die Könige nicht kraftvoll genug waren, ihm zu gebieten, ſuchten ſie ihn für ſich zu gewinnen, ſchmeichelten ihm und erwieſen ihm die höchſten Ehren. Der Oberprieſter des Amontempels in Theben ward nach und nach der mächtigſte und angeſehenſte Mann nach dem Könige, und dieſer, der nicht die Kraft in ſich fühlte, jenen in ehrerbietiger Entfernung unter ſich zu halten, überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Würden aller Art. Die natürliche Folge war, daß das Anſehen des Königs immer mehr ſchwand, das des Prieſters ſtets zunahm, und ſchließlich — zwar nicht dem Namen aber doch der Tat nach — dieſer über jenem ſtand.

In diese Zeit werfen die künftigen Geschicke Qemets einen Schatten voraus: in Nordsyrien erscheinen die Assyrer unter Tiglatpilesar I., der bis ans Mittelmeer vordrang. Der betreffende „Ramses“ — wir wissen nicht, der wievielte — übersandte ihm ein ägyptisches Tier, ein Krokodil oder einen Wasserochsen oder etwas Derartiges zum Geschenke. Das sollte gewiß kein Tribut sein, aber diese friedliche Anerkennung bedeutet doch auch ein Zeichen der Schwäche des ägyptischen Königtumes, das seine Schätze und Ländereien dem großen Amon und seinem irdischen Stellvertreter überlassen hatte.

Mit jeder neuen Auszeichnung wuchs des Priesters Ehrgeiz, mit jedem neuen Amte seine Herrschsucht. — Im Jahre 1095 stieß Heri-Hōr, der Oberpriester in Theben, den König Ramses XII. vom Throne, verbannte ihn mit seiner ganzen Familie nach der großen Oase (S. 42) und setzte sich die Doppelkrone auf das Haupt.

Diese Empörung und Gewalttat wurde schwer verhängnisvoll für das Land. Nicht alle Gegenden von Süden bis Norden waren so durch die Priester bearbeitet, daß sie sich freiwillig unterwarfen; manche wurden erst mit der Schärfe des Schwertes unterjocht, und hier und da behielt der rechtmäßige Herrscher doch seine Anhänger. Heri-Hor war und blieb ihnen ein Thronräuber.

Es ist ihm nicht geglückt, seine Söhne und Enkel ihm als Könige folgen zu lassen, wir finden sie wieder als Oberpriester, wenngleich in einer Stellung, daß es fast scheint, als seien sie damit noch immer die Ersten im Reiche gewesen.

Neue Könige kamen nämlich in Unterägypten auf, wo die Stadt Tanis schon seit der Zeit Ramses' II. aufgeblüht war. Der Gründer dieser „Taniten“-Dynastie scheint ein König Si-Mentu gewesen zu sein, der bereits in seinem 16. Jahre auch in der alten Hauptstadt so weit anerkannt war, daß er die Gräber der Könige untersuchen lassen konnte. Sein Sohn Psiuschennu I. scheint dann das Geschlecht Heri-Hor endgültig gestürzt zu haben; die folgenden Oberpriester entstammten dem neuen Königshause.

Auch dieses hat nur etwa ein Jahrhundert regiert, dann folgten libysche Könige! Die Familie eines Söldnerfürsten, mit deren Hülfe die Taniten vielleicht auf den Thron gekommen waren, rissen mehr und mehr die Macht an sich, bis Schoscheng endlich den König Psiuschennu II. stürzte und durch Verschwägerung mit den Taniten und vielleicht auch der Familie der Ramses sich auf dem Throne befestigte. Das mag um 940 vor Christus gewesen sein, die fremde Dynastie gilt als zweiundzwanzigste, ihr Sitz ist Bubastis.

Dieser Schoschenq I. ist der Schuschaq (fälschlich Schischaq) der Bibel. Zu ihm flüchtete unter Salomos Regierung Jerobeam, der sich gegen seinen Herrn empört hatte. Nach Salomos Tode verblieb seinem Sohne nur das Reich Juda, während der zurückgekehrte Jerobeam das Reich Israel an sich riß. Aber damit nicht zufrieden, überredete er seinen Gönner Schoschenq zu einem Kriegszuge gegen Juda, welcher sein Ziel in der Erstürmung und Plünderung Jerusalems fand.



Drei Juden als Vertreter der von Schoschenq I. besiegten Städte. (Königl. Museum in Berlin.)

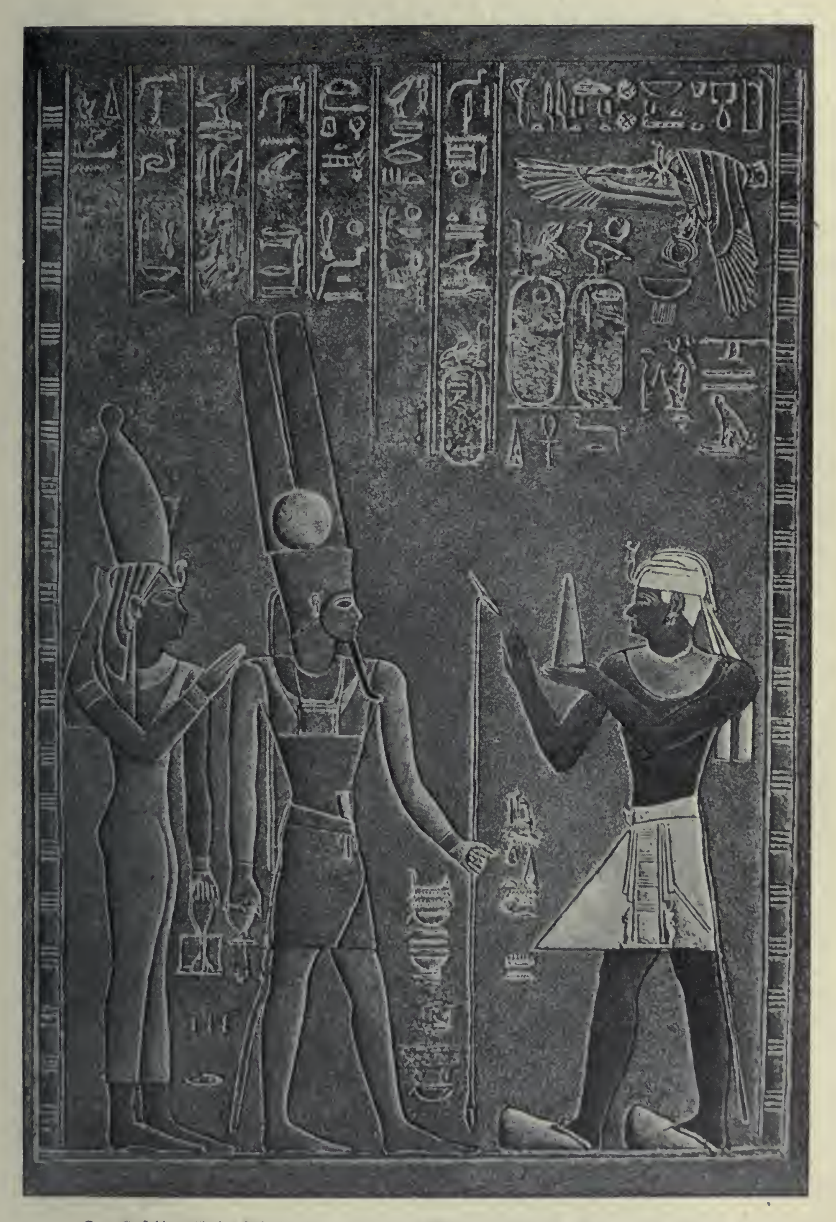
Aber auch dieser Aufschwung Qemets unter Schoschenq hatte keine Dauer. Seine Nachfolger, die die Namen Schoschenq, Osorkon, Takelot führten, bemühten sich mit wenig Erfolge, die Fürsten Syriens gegen die Assyrer (Sulmanasar II, 860—825) zu unterstützen. Es war eben eine Familie von Söldnerführern, die über Qemet gebot und der das Ansehen nicht nur beim ägyptischen Volke, sondern auch bei ihren Standesgenossen fehlte, sobald ein nicht ganz vollwertiger Mann ans Ruder kam. Und wirklich wurde die Dynastie um 820 von einer anderen Söldnerdynastie (aus Tanis) verdrängt, und nun löste sich Unterägypten bald in eine ganze Reihe von Kleinstaaten auf; es waren mindestens neunzehn, als eine neue Macht in die Geschicke des Landes eingriff.

Die Nachkommen des ehrgeizigen Heri-Hor wandten sich nach Süden in das „elende Land Kosch“, stellten sich an die Spitze des Volkes,

trieben dieses zur Empörung und rissen das Land von Ägypten los; Kosch ward unter ihnen ein eigenes Königreich. Regierung und Verwaltung, Religion, Gesetzgebung, Heerwesen — alles war ägyptisch, die Könige selbst waren ja Ägypter, und unter ihnen nahm Kosch einen merkwürdigen Aufschwung. Während Qemet in kleine Staaten zerteilt worden war, von welchen jeder seinen Vizekönig hatte, ein dem Untergange geweihtes, machtloses Land, denn die Einzelfürsten waren zu schwach, Freiheit und Selbständigkeit zu erringen — strebten die neuen Könige von Kosch hoch empor, konnten es später sogar unternehmen, in Qemet selbst einzubrechen und konnten als Eroberer ihren Siegeseinzug in Theben halten.

Das scheint ums Jahr 800 geschehen zu sein, als im Delta König Schoschenq III. regierte. Der König von Kosch scheint nicht gewagt zu haben, sich in die für den Kampf so bedenklichen Sumpfgebiete des Deltas hinein locken zu lassen. Er war ja Herr Qemets bis ans Delta heran, und die dadurch gefährdeten Kleinfürsten werden ihm wohl auch gehuldigt haben. Das konnte fürs erste genügen.

Bald aber drohte doch vom Delta her Gefahr. Der gemeinsam auf allen lastende Druck erleichterte es dem „Fürsten des Westens", dem „großen Grafen" Tefnacht, der zu Sais saß, die anderen zur Anerkennung seiner Vorherrschaft zu bringen. Bald huldigten und folgten ihm Könige, Fürsten und Grafen, und allmählich gebot er über ganz Unterägypten und empfing die Huldigungen auch der Vasallen des Königs von Kosch, deren Städte er mit einem starken Heere angriff. Jetzt erst regte sich ein ernsterer Widerstand. König Pe-Anchōi von Kosch versammelte sein Heer und rückte dem mutigen Freiheitskämpfer entgegen. Sobald er sich einer Stadt nahte, ließ er verkündigen: „Wer mir auftut, der soll leben; wer mir die Tore verschließt, der gehört zur Zahl der gefallenen Feinde." (Wörtlich so ist es noch in Hieroglyphenschrift auf einem großen Granitblocke zu lesen, welchen der König Peanchoi, zum Andenken seiner Siege in seiner Hauptstadt Napata in Kosch errichten ließ.) Und was er versprochen hatte, das hielt er im weitesten Umfange: Widersetzte sich eine Stadt, so wurden die Bewohner nach der Einnahme unbarmherzig niedergemetzelt, das Blutbad war grauenhaft, und bald ging der Schrecken vor Peanchoi her und öffnete ihm alle Tore. Wer bisher vor dem Helden Tefnacht geschworen, alle zogen jetzt dem Könige von Kosch entgegen und warfen sich vor ihm auf den Boden. Bei diesem Kriegszuge wird zum ersten Male erwähnt, daß die Mauern der Städte mit Sturmböcken eingestoßen wurden. Nach-



Der Koschitenkönig Schabatka opfert den Göttern. (Königl. Museum in Berlin.)

dem viele Städte sich widerstandslos unterworfen und ihre Bewohner das Heer des Koschiten noch vermehrt hatten, wagte es endlich Memphis, dem Feinde zu trotzen. Die Mauern waren allenthalben ausgebessert, erhöht und verstärkt worden, und Peanchoi hatte kein leichtes Spiel. Er ließ einen schiefen Damm aufwerfen, so hoch wie die Stadtmauer; auf diesem stiegen seine Krieger empor und wurden so die Herren der alten Königsresidenz. Wie viele Tausende ermordet wurden — „niemand kennt ihre Zahl“, heißt es in dem alten Siegesberichte. Keine Hand erhob sich mehr gegen den Sieger; selbst Tefnacht, von allen verlassen, unterwarf sich, und im Jahre 775 v. Chr. Geburt hatte Peanchoi ganz Qemet unterworfen, von Pilak bis zum Meere. Indessen, seine Hausmacht blieb Kosch, und das lag weit vom Delta, und in Kosch galt der König als Ägypter, für die Rometu aber war er der König von Kosch. In Qemet versuchte er die Priesterschaft für sich zu gewinnen, das Volk als solches fand kein Gefallen an seiner Herrschaft. Die libyschen Krieger in Unterägypten, die zu einer förmlichen Kaste erwachsen waren, konnte er nicht ausrotten, in die Sumpfgebiete konnte er nicht eindringen. Die Unterwerfung Tefnachts war auch eine eigene Sache; der Libyer war dem Könige von Kosch nur so weit entgegen gekommen, daß die Form der Huldigung gewahrt blieb, aber gestellt, wie die andern, hatte er sich nicht; ein Gesandter Peanchois mußte sich den Huldigungseid selbst in Sais „holen“.

Tefnacht war also tatsächlich noch ununterworfen. Sein Sohn Bokenrenef griff wieder weiter; er stürzte den letzten Abkömmling der 22. Dynastie, Schoschenk IV., wie den letzten der 23. Dynastie. Mit dieser waren die Könige von Kosch verschwägert, denn Kscheta, ein Nachfolger Peanchois, hatte die Schwester des letzten Sprossen, des Königs Psammus, Schepenwopet, geheiratet. Bokenrenef gilt übrigens als (einziger) König der 24. Dynastie (von Sais), die 25. wird von den Königen von Kosch, den „Aithiopen“, wie die Griechen sie nannten, gebildet.

Diese Dynastie brachte also dem Bokenrenef den Untergang. Der Sohn Kschetas, König Schabako, hatte das Glück, bei seinem Feldzuge 728 den Sumpfkönig zu fangen und ließ ihn lebendig verbrennen.

Unterdessen rückten von Osten her die Assyrer unaufhaltsam vorwärts. Unter Tiglatpilesar III. war 732 der syrische mächtige Staat von Damasq assyrische Provinz geworden. Zehn Jahre später (unter Sarrukin) folgte das Reich Israel; 717 wurde der letzte Hethiterstaat, Gargamisch, dem assyrischen Reiche einverleibt. Das Reich der Sidonier, dessen Hauptstadt Tyros war, wurde 701 (unter Sinacherib) zerschlagen,



Denkmal König Assurachiddins auf die Eroberung Ägyptens.
(Königl. Museum in Berlin.)

und obgleich die Hauptstadt sich hielt, in Sidon ein besonderer König (Ittobaal) eingesetzt, und nun war Ägypten schon arg bedroht. Sinacherib belagerte Jerusalem, dessen König Hiskija mit den Sidoniern und Ägyptern im Bunde stand. Durch eine Seuche scheint das assyrische Heer zum Abzuge gezwungen worden zu sein. Der neue Assyrerkönig, Assurachiddin (681—668), eroberte endlich auch Qemet.

Auf Schabako war sein Sohn Schabatka gefolgt, und diese Gelegenheit hatten die Kleinfürsten des Nordens wieder zu Aufständen benützt, die vielen Königreiche bestanden also immer noch, und die Macht des Oberkönigs beruhte noch immer auf seiner Heimat Kosch. So war denn dem Vordringen der Assyrer niemals der notwendige Widerstand entgegen gesetzt worden. Der Gegner Sinacheribs war bereits Taharqa, und ihm scheint ein Sieg über assyrische Truppen gelungen zu sein, als er 673 einen neuen Aufstand von Tyros unterstützte. Nun wandte sich Assurachiddin gegen diesen neuen, tatkräftigen Gegner, eroberte Mennofer, und Taharqa floh nach Oberägypten. Die Assyrer schafften 55 ägyptische Königsstatuen nach Ninua. Taharqa mußte bis Kosch fliehen, 22 Vizekönige wurden in Ägypten eingesetzt, darunter einer in der alten Hauptstadt Theben. Die Verhältnisse blieben also äußerlich fast die gleichen wie früher, nur erhielten die 22 Könige assyrische Beamte beigegeben, natürlich zur Hülfe bei ihrer schweren Herrschertätigkeit.



Kopf des Taharqa.

Der König Baal von Tyros, der den eben erwähnten Aufstand unternahm und so dazu beitrug, daß Qemet assyrisch wurde, ließ sich auf seiner Inselstadt von den Truppen und Schiffen Assurachiddins belagern. Der festländische Teil der Stadt, Uschu genannt, fiel natürlich bald in die Hände der Assyrer, Befestigungen wurden am Strande angelegt und wenigstens von der Landseite her alle Zufuhr abgeschnitten. Als aber die Kunde von der Flucht Taharqas eintraf, unterwarf sich Baal. Es scheint damals die Nachricht verbreitet gewesen zu sein, daß auch Taharqa selbst in assyrische Hände gefallen sei. Jedenfalls hat man an

mehreren Orten Syriens Siegesdenkmäler errichtet, und das zu Sendschirli, in den Ruinen der alten Hethiterstadt Samal gefundene zeigt, ob nun etwas voreilig oder in kühnem Symbolismus, Taharqa und Baal in Fesseln und mit Ringen durch die Lippen vor dem großen Assyrerkönige Assurachiddin.

Aber der angeblich Gefangene überlebte seinen Besieger und eroberte kurz vor dessen Tode noch einmal Ägypten. Das geschah 668, aber bald war Taharqa wieder geschlagen und verließ 667 das undankbare Land, das sich nicht durch ihn wollte von den Assyrern befreien lassen. Nur die Fürsten Unterägyptens machten noch einen Versuch abzufallen, wurden aber nunmehr grausam bestraft. Einer derselben aber, König Neko I. von Sais, der nach Ninua geführt worden war, erhielt die volle Verzeihung des neuen Königs Assurbanipal und ging aus der mißlichen Sache mit größerer Macht hervor, als früher; er beherrschte Mennofer, Sai und Hathribi, das seinem Sohne Psametik I. eingeräumt wurde. Dieser Neko ist der dritte Herrscher, der seit 684 beginnenden 26. Dynastie (von Sais). — Taharqa starb 663, und nun folgte ihm sein Stiefsohn Tanut-Amon, der Sohn Schabakos, dessen Witwe Taharqa geheiratet hatte. Der neue Herrscher von Kosch zog alsbald wieder nordwärts, eroberte Theben, dann Memphis, und Neko, der eine sehr gesunde Politik getrieben zu haben scheint, fand dabei seinen Tod. Er hat offenbar auf assyrischer Seite gestanden, wenigstens jetzt, Tanut-Amon gegenüber, dessen Mißerfolg er wohl als sicher voraussah. Nun konnte sein Sohn Psametik in Sicherheit zum Assyrerkönige flüchten und nach Tanut-Amons Niederlage den Lohn für seine und seines Vaters Treue einheimsen; er war nunmehr der unbestritten mächtigste König in Unterägypten.



Wir wollen bald noch kennen lernen, wie sich diese große Zeit der Vorbereitung des neuen Aufschwunges in der späteren Volkssage spiegelte, müssen zuvor aber noch einen Blick auf das merkwürdige Königreich von Kosch werfen.

Die Griechen bezeichneten das Volk als „Aithiopen", wir haben aber diesen Ausdruck geflissentlich gemieden, weil er gar zu viele Mißverständnisse veranlaßt hat. Ein solches lernten wir schon S. 84 kennen. Die ersten „Schwarzen", die durch die sidonischen Seefahrten in den Gesichtskreis der Griechen rückten, gehörten dem Volke der

Aithiopen am persischen Meerbusen an. Seitdem nannten sie alle Schwarzen „Aithiopen“ und übertrugen diesen Namen auf die südlichen Nachbarn der Ägypter. Da man aber wußte, daß Könige dieser Aithiopen auch über Qemet geboten hatten, so wurde Memnon zum Ägypterkönige. Nicht minder hat man aber auch in der Perserzeit eine Sage vom Bogen des goldreichen Aithiopenkönigs auf den König von Kosch, den Gegner des Perserkönigs, übertragen, eine Sage, die wir diesmal übergehen, weil ihre Loslösung aus der Geschichte und ihre Wiederherstellung noch nicht völlig gelungen ist. Außerdem gehört sie ja eigentlich nicht nach Qemet. Ein weiterer Wirrwarr entstand aber dadurch, daß die späteren südarabischen Eroberer von Abessinien sich „Aithiopen“ nannten, wodurch die Sprache dieses Landes, die nichts mit der von Kosch zu tun hat, zu der Bezeichnung „äthiopisch“ kam, die sie leider noch heute führt. Aber auch der Name „Kosch“ hat Anlaß zu Irrtümern gegeben, denn man verband ihn mit dem des Volkes der Kassi in Elam und konstruierte daraus eine große „kuschitische“ Rasse, die es nie gegeben hat.

Das Reich von Kosch hat weiter bestanden, als es auf Ägypten hatte verzichten müssen. Die Könige haben Texte hinterlassen, die ursprünglich natürlich in Hieroglyphen, später aber in einer noch unentzifferten Kursivschrift, und offenbar in einheimischer Sprache, abgefaßt wurden. Auch die Bildwerke und Wandmalereien, deren einige im Königl. Museum zu Berlin als Wandschmuck kopiert worden sind, wurden immer unägyptischer. Das geschah wohl in der Ptolemäerzeit. Der Denkstein des Nastosen (S. 331) wird in die Zeit bald nach 500 gesetzt und weicht von dem Bilde Schabatkas noch kaum ab. — Später haben mehrmals Königinnen in Kosch regiert, wie es scheint unter dem Titel „Kandake“ (vgl. auch S. 347).



Der nächtliche Schwur vor dem Standbilde des Gottes Ptah im Tempel zu Memphis.

Die Zwölfherrschaft.

Als die Rometu die Zwangherrschaft der Könige von Kosch losgeworden waren, setzten sie 12 Könige ein und teilten das ganze Land in 12 Teile. Und die Könige schlossen einen Vertrag, daß sie und ihre Nachkommen immer gute Freunde bleiben wollten und daß die Familien durch wechselseitige Heiraten nur immer noch mehr an einander geknüpft werden sollten. Sie alle aber unterwarfen sich dem Göttersprı che des Ptahpriesters von Mennofer.

So herrschten sie lange in guter Eintracht. Mit großer Sorgfalt vermied man alles, was einem der zwölf Regenten irgend ein Vorrecht oder auch nur ein größeres Ansehen hätte geben können. Tagtäglich wurde das Volk bei dem öffentlichen Morgengottesdienste daran erinnert, daß keiner über dem andern stehe, sondern daß alle einander gleich seien, gewissermaßen die zwölf Statthalter eines unsichtbaren Königs. Sie gingen mit einander in das Heiligtum des großen Ptah und opferten da gemeinschaftlich und beteten zusammen für des Volkes Wohl und Glück. Die alte Opferschale der vorigen Könige wurde in dem Tempel aufbewahrt; man hatte zwölf neue, vollkommen gleiche Schalen kostbar aus reinem Golde gefertigt, die jeden Morgen den Regenten von den

Priestern im Tempelhofe dargereicht wurden. Es war nur ein Opfer und sollte nur eines sein.

Eines Tages aber verkündete der große Ptah durch den Mund seines Oberpriesters:

„Nicht will ich, daß zwölf Herrscher vor meinem Antlitz erscheinen; der Sohn des Ria ist nur einer; und der soll Herr und König sein über ganz Qemet, der nicht aus goldener, sondern aus eiserner Schale mir opfert." — Darüber erstaunten die Regenten und berieten sich mit einander, was nun zu tun sei; es wäre ja jeder gern dazu bereit gewesen, die kostbare goldene Opferschale mit einer minder kostbaren zu vertauschen. Die Priester wurden befragt, und ihr Entscheid lautete dahin: „Ihr alle könnt und sollt nichts in der Sache tun; der große Ptah wird entscheiden. Nach wie vor kommt ihr in sein Heiligtum; wir reichen euch die goldenen Opferschalen, und ihr opfert wie bisher. Er, der es anders will, wird es auch zu machen wissen." — Damit begnügten sich die Könige und versprachen einander noch ausdrücklich, das keiner von ihnen allein opfern wolle.

Wieder verging eine lange Zeit, und kaum dachte man noch an diese Weissagung, da begab sich's, daß eines Morgens die Zwölfe wieder in dem Tempelhofe vor dem Altare standen, und zwar, wie sie — die durch Kampf zur Regierung gelangt waren — es im Gebrauche hatten, in voller kriegerischer Rüstung, und den eisernen Helm auf dem Haupte. Einer der Priester holte die goldenen Opferschalen herbei. Als er sie austeilte, bemerkte er, daß ihm eine davon fehle, so daß für Psametik, welcher zuletzt in der Reihe stand, keine mehr übrig blieb. Er eilte also schnell wieder hinein und suchte die zwölfte Schale; aber alles Suchen war vergebens, er fand sie nicht. Unterdessen nahte ein zweiter Priester mit der weingefüllten goldenen Kanne. Er füllte die Gefäße der Könige, und als er an Psametik kam, wartete er erst ein wenig, dann sprach er: „Nimm deinen Helm herab und reiche mir ihn dar, damit ich den Wein hineingieße und das Opfer nicht länger aufgehalten werde!" Der Fürst tat, wie ihm gesagt worden. Man betete, sang und opferte, wie gewöhnlich, und alle gingen zufrieden und ohne Arg nach Hause. Eben als der Gottesdienst zu Ende war, kam der Priester mit der zwölften Schale herbeigesprungen; in diesem Augenblicke erst hatte er sie gefunden. Allein es war nun zu spät.

Nach einigen Tagen ging das Gerede: „Will Psametik Alleinherrscher sein? Indem er den Wein mit seinem Helme darbrachte, hat er aus einer eisernen Schale geopfert!"

Seine Freunde erschraken darob, ließen den Oberpriester des Gottes Ptah rufen und fragten ihn, was er von der Sache halte. Dieser antwortete: „Wohl, das Unbegreifliche ist geschehen, und so wird die ganze Weissagung in Erfüllung gehen; Psametik soll und wird allein König sein, denn so ist's beschlossen. Was wir Menschen für Zufall halten, ist Ratschluß und Werk der Götter.“ — Aber die anderen elf wollten sich nicht fügen, ihre Gewalt nicht dem Einzelnen abtreten. „Ob ihr Fürsten wollt oder nicht“, sprach der Priester, „er ist der Sohn des Ria und wird es sein.“

Obwohl Psametik aufs feierlichste versicherte, daß er nicht entfernt daran gedacht habe, seine Mitkönige zu hintergehen, beschlossen sie doch, ihn auszustoßen aus ihrem Bunde und von der Hauptstadt zu vertreiben. Er sollte in die ihm angewiesenen Provinzen gehen und keine Gemeinschaft mehr mit denen haben, die über ein Jahrzehnt seine besten und treuesten Freunde gewesen. Und wie sie es beschlossen hatten, so wurde es auch ausgeführt.

Darauf fragten sie wieder den Priester: „Wie nun? Wird er noch unser Oberherr werden?“ — Der Priester antwortete ernst: „Er wird es nicht werden; er ist es. Und wenn es ihm die ägyptischen Krieger versagen, ihn zu seinem Rechte zu bringen, so werden gewappnete Männer aus dem Meere kommen, die ihn wieder einführen in die Hauptstadt und setzen auf den Thron des großen Ramses, Heil sei seinem Andenken. Was gesagt ist, wird geschehen!“

Psametik zog sich nach Sai zurück, und seine Mitregenten glaubten, er werde bald vergessen sein. Doch dem war nicht so. Die Priester, in allem, was sie taten, berechnend und einstimmig, brachten allmählich dem Volke die Überzeugung bei, dem rechtmäßigen Thronerben sei bitteres Unrecht geschehen; Psametik allein sei würdig, die Krone zu tragen, und die anderen elf hielten sich nur durch Mißbrauch der Gewalt an der Regierung. So kam es ganz in der Stille nach und nach dahin, daß der Vertriebene in allen Provinzen nicht nur zahlreiche Anhänger und Freunde hatte, sondern daß man geradezu nur ihn als den einzigen und rechten König ansah und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sich der anderen zu entledigen. Auch reisten wiederholt verschiedene Priester ganz unbemerkt nach Sai und trafen ihre Verabredungen mit dem Verbannten, gaben ihm Rat und Trost und das feste Versprechen ihres mächtigen Beistandes. Ihrer Weisung folgend, schickte Psametik vertraute Boten nach Griechenland und Jonien, um von da Hülfsvölker zu erlangen. Die Griechen trieben zu damaliger Zeit noch überaus gern

Seeräuberei; wenn eine Schar junger, kräftiger Leute nach einer benachbarten Insel fuhr, dort alles verwüstete, das Vieh wegnahm und mit reicher Beute zurückkam, so hieß das ein Heldenzug, und der Anführer ward ein vielgepriesener Held. Die benachbarten Völker, wie z. B. die Phoiniker, hielten sich seit geraumer Zeit griechische Söldner, denn für Geld konnte man stets Griechen haben; sie waren immer gern dabei, wo es Heldentaten zu verrichten und gute Beute zu machen galt.

Plötzlich erschienen mehrere Schiffe bewaffneter Griechen an der ägyptischen Küste. Die Mannschaft stieg aus und kündigte sich sogleich durch Sengen und Brennen, Plündern und Verwüsten der Felder an. Aber nicht lange, so kam Psametik, vereinigte sie mit seinen Getreuen, stellte sich an ihre Spitze und brach auf nach Süden. Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich das Gerücht durch das ganze Land: „Gewaffnete Männer sind aus dem Meere gestiegen! Psametik steht an ihrer Spitze. Er ist schon auf dem Wege nach Memphis. Auf, laßt uns ihm entgegeneilen!“

Psametiks Mitregenten, hierüber bestürzt, machten noch einen letzten Versuch, die Regierung für sich zu retten; sie zogen dem Gefürchteten mit Heeresmacht entgegen. Allein auf ihrem ganzen Zuge, in jeder Stadt, in jedem Dorfe mußten sie mit steigendem Entsetzen gewahren, daß der Boden wankte, auf dem sie standen, daß sie nirgends zuverlässigen Anhang fanden. Sie wurden nicht mit Jubel begrüßt, nicht mit Segenswünschen entlassen. Kaum waren sie fort gezogen, so bereitete man sich vor, den lang ersehnten König würdig zu empfangen. Die Priesterschaft hatte ihm das ganze Land gewonnen ohne Schwertstreich, ohne nur einen Tropfen Blutes zu vergießen.

Endlich standen die beiden Heere einander gegenüber. Allein als die Schlacht beginnen sollte, marschierte wohl die Hälfte der ägyptischen Krieger mit Sang und Klange hinüber zu Psametik. Zwar kam es zu einem Gefechte, doch war sein Ausgang vorauszusehen; die im Stiche gelassenen elf Regenten ergriffen die Flucht und retteten sich nach Libyen; ihr ehemaliger Freund und Genosse aber war König und Alleinherrscher und hielt einen großen Siegeszug durch ganz Qemet, wo er überall mit offenen Armen empfangen wurde. Hierauf kehrte er zurück nach Sai und nahm seinen bleibenden Aufenthalt daselbst. Dieses wurde von jetzt an die dritte Hauptstadt des Landes. Fünfzehn Jahre hatte Psametik mit seinen elf Genossen gemeinsam regiert; langsam war der Plan der Priester gereift, aber sicher, und so war denn jetzt wieder die frühere Regierungsform hergestellt.

Nun begann ein ganz neues Leben in Ägypten. Der König gab den herangezogenen Hülfstruppen, welche ihn bei dem Kampfe um die Krone unterstützt hatten, große Ländereien, auf welchen sie sich anbauen, Städte gründen, Ackerbau, Viehzucht und Handel treiben konnten. Zugleich schickte er eine große Anzahl ägyptischer Knaben zu ihnen, daß sie ihre Sprache lernten und in Zukunft bei dem Verkehr mit auswärtigen Kaufleuten als Dolmetscher dienen könnten. Auch seine eigenen Söhne ließ er im Griechischen unterrichten. Er schloß Schutz- und Trutzbündnisse mit benachbarten Königen, knüpfte Handelsverbindungen an, gestattete fremden Kaufleuten, im ganzen Lande umher zu reisen, sich überall nieder zu lassen, und gewährte ihnen denselben Schutz, wie den eingeborenen Ägyptern. Ja, in seinem Eifer, den Verkehr mit dem Auslande zu fördern und so viele Fremde, als nur immer möglich, in das Land zu ziehen, ging er sogar so weit, daß er diesen Fremden manche Begünstigungen und Erleichterungen zukommen ließ, deren sich selbst die Einheimischen nicht erfreuten. — Das aber erregte die Unzufriedenheit der Ägypter, welche es nicht ertragen mochten, daß ihnen andere, weniger gebildete Völker vorgezogen wurden. Es fehlte nur an einer passenden Gelegenheit, dem allgemeinen Unwillen einen Ausdruck zu geben; doch auch diese fand sich.

Psametik unternahm einen Kriegszug nach Syrien. Sein Heer war zusammengesetzt aus ägyptischen Kriegern und den fremden Söldnern. Teils aus Dankbarkeit gegen diese gab er ihnen den Ehrenplatz in der Schlacht, teils dachte er auch, er habe sie, die Fremdlinge, so reichlich mit Gut und Ländereien beschenkt, daß sie gewiß mit der äußersten Hingebung und Tapferkeit für ihn fechten würden, und stellte sie deshalb an die gefährlichste Stelle. Das empörte nun die ägyptischen Heerhaufen aufs äußerste.

„Wer sind diese Jonier, diese Griechen", riefen sie, „daß sie uns voran gestellt werden? Welche Siege haben sie erfochten? Unsere Väter waren es, die mit dem unvergleichlichen Sesostris alle Länder der Erde unterwarfen. Nicht Griechen, nicht Jonier sind es gewesen! Sind wir nicht stärker und gewandter als sie! Sind wir nicht tapferer und treuer als sie?"

Also sprachen die in ihrer Ehre gekränkten alten Heldenscharen. Dennoch taten sie ihre Schuldigkeit, und der Krieg ward glücklich beendigt. Als sie aber wieder heimkamen zu ihren Weibern und Kindern, zu ihren Freunden und Bekannten und da erzählten, wie man die Fremden ihnen vorgezogen habe, da ward die Entrüstung allgemein, einer

reizte den andern, und endlich brach der Sturm los. „Auf, auf!" hieß es aller Orten. „Wenn uns der König verstößt, müssen wir uns ein neues Vaterland suchen. Daß uns Ausländer vorgezogen werden, diese Schande ertragen wir nicht." — Und überall brachen die Kriegsleute auf, ließen Haus und Feld und Weib und Kind im Stiche, traten zusammen in ihre Regimenter und zogen, ihre Hauptleute an der Spitze, weg aus dem Lande, dessen König sie nicht mehr wie seine Kinder behandelte.

Als die Nachricht von dieser furchtbaren nnd gefährlichen Auswanderung nach Sai zu Psametik kam, erschrak er sehr. Sogleich schickte er einige Feldherren den Abziehenden nach mit dem Auftrage, sie sollten sehen, wie sie diese auf gütliche Weise zurückhalten könnten — denn mit Gewalt war nichts zu machen. Die Zahl der Auswanderer war schon auf mehr als sechzigtausend Mann gestiegen, und in jeder Stadt schlossen sich noch neue Scharen an.

Aber alle Bemühung der Feldherren war vergebens. Die einzige Antwort, welche sie erhielten, war „Entweder die Griechen oder wir."

Als die Grollenden in die südlichen Grenzprovinzen kamen, erhielten sie ganz unerwartet noch ungeheuren Zuwachs.

Gesetzmäßig durfte kein Krieger länger als zwei Jahre von seiner Familie entfernt gehalten werden. Wer in eine andere Stadt geschickt wurde, als die, in welcher er ansässig war, mußte nach längstens zwei Jahren wieder in seine Heimat entlassen werden. Nun lagen in den südlichen Grenzfestungen schon seit drei Jahren dieselben Regimenter. Da diese jetzt hörten, wie es ihren Kameraden im Norden ergangen war, und sahen, wie entschlossen diese handelten, überlegten sie nicht lange, verließen allesamt ihre Garnisonen und zogen mit von dannen.

Psametik hütete sich, das Nationalgefühl seiner Rometu weiter zu verletzen, und tat im übrigen alles, was von einem würdigen Sohne des Ria erwartet werden konnte. Besonders nahm er sich der Armen und Notleidenden mit werktätiger Liebe an, und als er endlich nach einer dreiundvierzigjährigen Regierung starb, war die Trauer um ihn aufrichtig und allgemein.



Neue Macht und Blüte.

1. Psametik, der Befreier.

In der Erzählung von der Zwölfherrschaft (Dodekarchie) mischen sich Wahrheit und Dichtung, aber auch das Wahre darin ist in seinem Zusammenhange noch zu beanstanden. Verhältnisse wie die hier geschilderte Abhängigkeit der Fürsten von der Priesterschaft, der Gottesstaat, die Königswahl, haben wirklich bestanden, und zwar nur wenig später, aber im Königreiche Kosch, mit dessen Königshause wohl auch Psametiks Familie verschwägert gewesen sein wird. Er selbst heiratete das „regierende Gottesweib“ von Theben, Schepenwopet, die Tochter der Amenerdeïs, eine schon bejahrte Dame, die ihm aber die Unterstützung Amons und seiner Priester als Aussteuer mitbrachte. Die seltsame, aber nicht nur ägyptische Einrichtung, daß man dem Gotte im Tempel ein Weib „hielt“, ist unter den Königen von Kosch selbst weiter ausgebildet worden, so daß später oft regierende Königinnen auftreten, in deren Namen ihre Söhne z. T. die Regierung führen. Auch sind wirklich mehrmals gewappnete Männer nach Qemet gekommen. Das waren teils räuberische Feinde — als solche bezeichnet Herodotos die

von Psametik in Sold genommenen Krieger —, teils Söldner, die im Auftrage des Lyderkönigs Gugu (Gyges) nach Ägypten fuhren; die ersteren sind die Skutscha, die Skythen der Griechen, ein Stamm des (iranischen) Volkes der Saken, der aus Südrußland stammend in Armenien eingebrochen war und unter seinem Heerkönige Partatua Syrien plünderte und bis nach Ägypten vordrang. Psametik wußte keinen besseren Rat, als sich von dieser Landplage loszukaufen. Er mag also wohl auch den Skutscha gewissermaßen Sold gezahlt haben, damit diese in Syrien in seinem Sinne aufräumten. Und das war eigentlich nur recht und billig, denn wie später die Byzantiner die Gotenstämme gegen ihre Feinde ausspielten, so hatte sich der Assyrerkönig der unbequemen Gesellen dadurch entledigt, daß er sie seinen unsicheren Untertanen auf den Hals hetzte.

Die Furcht vor einem ähnlichen Wanderstamme, den Gamiräern (oder Kimmeriern), den Vorfahren der Armenier, hatte den Lyderkönig Ardys, dessen Vater Gyges um 657 gegen die Eindringlinge gefallen war, bewogen, sich Assurbanipal zu unterwerfen, und beide nach Freiheit strebende Fürsten, Psametik und Ardys, lauerten nun auf eine Gelegenheit, ihren Oberherrn auf gute Art los zu werden. Der Lyder sorgte für Zuzug jonischer und karischer Söldner, die Psametik in seine Dienste nahm, und die es ihm wohl ermöglicht haben, seine Nebenbuhler zu beseitigen und die Herrschaft über ganz Qemet wieder zugewinnen. Der König Assurbanipal von Assyrien, „der große König, der mächtige König“, wie seine Titulatur lautete, war nicht in der Lage, gegen Psametik einzuschreiten, denn wütende Aufstände in Babylon, wo sich sein Bruder, der König von Babel, Schawaschschukin, gegen den Großherrn empörte, und ein daran sich anschließender Kampf auf Tod und Leben mit dem mächtigen Reiche von Elam hielten ihn vorzüglich in Atem. Endlich war Elam niedergerungen, die Hauptstadt Susa erobert und geplündert, und jetzt — jetzt geschah nichts weiter, denn die Kräfte der Assyrer waren völlig erschöpft, und in den Medern (von Osten her) und den Kaldiern, die unablässig nach Babylonien hereinströmten (vom persischen Meerbusen, dem östlichen Arabien her) drohte neue Gefahr. So konnte Psametik sogar wagen, als unabhängiger König von Ägypten in Palästina einzudringen, wo er die Philisterstadt Asdod eroberte.

Auf Psametik I. folgte (610) sein Sohn Neko, der es sich besonders angelegen sein ließ, den Wohlstand des durch die lange Zeit der Wirren heruntergekommenen Volkes wieder zu heben. Als er aber erfuhr, daß die Könige Hwachschatra (Kyaxares) von Medien und Nabupalossor von

Babylonien sich verbunden hätten, Ninua zu erobern und das assyrische Reich unter sich zu teilen, hielt er es für das beste, ebenfalls gegen Assyrien zu ziehen, um die neu erworbene Macht Ägyptens zur Geltung zu bringen. Bei Megiddo trat ihm König Josia von Juda entgegen, ihm den Weg zu versperren, wurde aber vollständig geschlagen, und Neko zog siegreich weiter.

Ninua war gefallen; dem eroberungslustigen Nabupalossor war sein noch kriegerischerer Sohn Nabukudrossor II. (Nebukadnezar) gefolgt, und dieser wollte nicht dulden, daß sich ein anderer in die Angelegenheiten Vorderasiens mische, und zog sofort dem Ägypter entgegen. Neko war schon weit in Syrien vorgerückt; in der Gegend des Euphrat, bei der Stadt Gargamisch, kam es zu einer außerordentlich blutigen Entscheidungsschlacht: Neko unterlag, und Ägypten verlor dadurch alle seine Besitzungen in Phoinikien, Palästina und Syrien.

2. Wahab-Rīa, der Kriegsfürst.

Die kurze Regierung des Königs Psametik II. (594—589) verlief in Frieden, sein Nachfolger Wahab-Rīa (Apries, „Hophra", d. h. Hapria) aber war ein Mann des Krieges, der die 19 Jahre seiner Regierung in stetem Kampfe verbrachte.

Zu selbiger Zeit regierte in Judäa König Zidkijah (Zedekia), der aber nicht selbständiger Herrscher war, sondern nur Stellvertreter des großmächtigen Nabukudrossor, des Herrn von Babel. Schon seit längerer Zeit waren die Juden von den Babyloniern unterjocht worden und mußten alljährlich schwere Abgaben an ihre Besieger entrichten; schon wiederholt hatten sie versucht, das Joch der Fremdlinge abzuwerfen; aber jedesmal waren sie durch die überlegene Kriegstüchtigkeit des Bedrängers wieder zu Boden geschmettert worden. Jetzt wollte Zidkijah einen neuen Versuch machen, seinem Volke die Freiheit zu erwerben. Um aber ganz sicher zu gehen, sandte er zuvor Botschaft nach Sai an den König von Ägypten und ließ anfragen, ob er wohl auf ein Hülfsheer rechnen dürfe, wenn der Babylonier mit seinen Truppen angezogen käme, das Land wieder zu knechten.

Wahab-Ria war mit Freuden bereit, sie in ihrem Freiheitskampfe zu unterstützen, und kaum war diese frohe Nachricht in Jerusalem angekommen, als mit Jubelgeschrei alles Volk die Herrschaft der Babylonier für beendigt erklärte; Zidkijah sagte sich los von Nabukudrossor

und verkündete, daß er von nun an als alleiniger Herr und König über Juda gebieten werde.

Aber Nabukudrossor ergrimmte in seinem Herzen über den wortbrüchigen und treulosen Zidkijah, der ihm vor neun Jahren einen heiligen Eid bei seinem Gotte geschworen hatte, Juda in seinem Namen zu regieren, für ihn zu verwalten. Daher brach er mit einem gewaltigen Heere auf, viele tausend Mann zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, und zog hin, den Abtrünnigen zu strafen. In Jerusalem war kaum der erste Freudentaumel vorbei, da vernahm man schon das nahende Ungewitter, welches alles, alles zu zerstören, zu zertrümmern drohte. — Nun gingen Eilboten hinüber nach Ägypten und flehten um die versprochene Hülfe. Aber der Sohn des Ria hatte längst gerüstet, war bereits aufgebrochen, hatte schon die phoinikische Stadt Sidon erobert und lag jetzt eben im Kampfe mit der Insel Asebi (Kypros), die ja auch in alten Zeiten ein Besitztum Ägyptens gewesen war. Wahab-Ria wollte alles wieder erwerben, was einstens die Dechutmase besessen.

Schneller als er, erschienen die Babylonier im jüdischen Lande. Ehe sich's Zidkijah versah, waren sie über die Grenze gezogen und sengten und brannten, verwüsteten die Felder, zerstörten die Städte, plünderten, mordeten, daß ein unsäglicher Schrecken über das ganze Land kam. Das Volk verlor den Mut und bestürmte seinen König mit Bitten und Flehen, er möge sich dem großmächtigen Nabukudrossor wieder unterwerfen und um Gnade und Vergebung flehen, sonst seien sie alle verloren. Die Priester sprachen zu ihm: „Du hast deinen Eid gebrochen, den du vor neun Jahren Babels großem Könige geleistet hast; nun gibt dich der Herr, unser Gott, in die Hände deiner Feinde, darum, daß du übel getan hast. So geh denn hin und demütige dich, auf daß dein Volk erlöset werde von der furchtbaren Plage!“

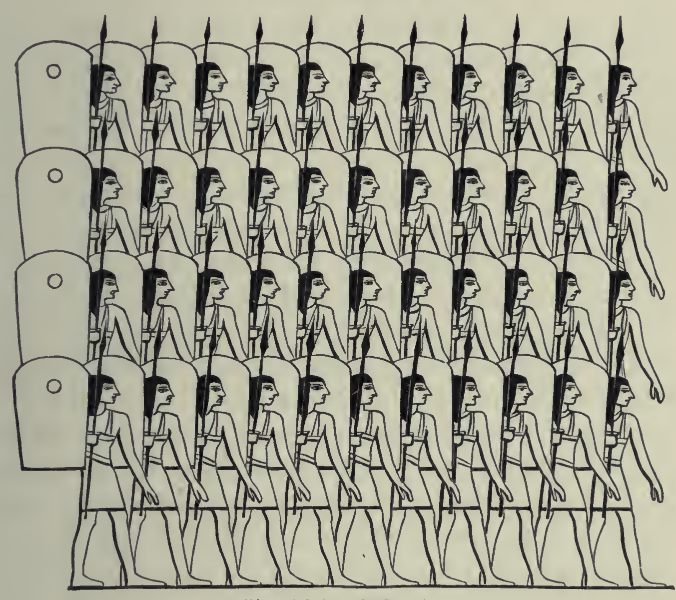
Ganz anders aber sprachen die Kriegshauptleute: „Höre nicht auf sie, die Feigen! Mache dein Volk frei vom Sklavenjoche, und sie werden dich segnen alle, die jetzt zittern und zagen, und Kinder und Kindeskinder werden deinen Namen preisen. Vertraue auf uns! Wir sind mit dir und verlassen dich nicht; bald wird uns Hülfe kommen von den unüberwindlichen Ägyptern und ihrem tapferen Hapria.“

Allein die Ägypter wollten nicht erscheinen.

Statt ihrer näherten sich die Babylonier der Landeshauptstadt Jerusalem. So weit das Auge blickte, waren Straßen und Felder bedeckt von den Scharen der Feinde. Da lagerten sie in ihren Zelten, die babylonischen Männer mit ihren dicken, schwarzen Bärten, mit ihren glän-

zenden Metallhelmen, und hinter ihnen hielt eine unübersehbare Zahl von Packwagen und lasttragenden Kamelen.

Jetzt entstand eine große Verwirrung in der Stadt. Viele fürchtete die Rache der Feinde und flüchteten bei Nacht; die meisten nahmen ihren Weg nach Ägypten. Andere eilten hinaus, warfen sich dem schrecklichen Nabukudrossor zu Füßen und flehten um Gnade. Die Krieger aber mahnten zu kräftigem Widerstande, verwiesen auf die starken Mauern der Stadt und auf die Hülfe, die von Ägypten kommen sollte.



Viergliedriger Aufmarsch.

Auf einmal verbreitete sich ein Gerücht, das alle neu belebte. Anfangs wollte man es nicht glauben, aber abgesandte Spione kehrten mit der frohen Botschaft zurück und bestätigtem unter lautem Jubel der Zurückgebliebenen: „Hapria kommt! Hapria, unser Erlöser! Heil Hapria! Heil Zidkijah!“ Vergessen war alle Angst, weg war alle Furcht, und niemand sagte zu dem Könige mehr: „Du Meineidiger!“ Und sieh, die freudigen Erwartungen wurden nicht getäuscht; denn gar bald brachen die Babylonier ihr Lager ab, legten die Zelte zusammen, bepackten Wagen und Kamele und — zogen von dannen. Nun kannte der Jubel zu Jerusalem keine Grenzen mehr. Feste auf Feste wurden gefeiert, und diejenigen, so zur Unterwerfung geraten hatten, mußten Verach-

tung, Spott und Hohn erdulden. Aber niemand ahnte, wie sich über Nacht alles ändern werde.

Wahab-Ria hatte unterdessen die Kyprier besiegt und die ersten Helden zur See, die Tyrier, in einer Seeschlacht geschlagen, hatte Ruhm vollauf geerntet und zog jetzt gegen die Babylonier. Allein hier verließ ihn das Glück. Sein Heer war zusammengesetzt aus Eingeborenen und aus griechischen Soldtruppen. Zwischen beiden bestand Neid, Zwietracht und Haß, und wenn ein griechisches Regiment den Feinden gegenüber in Not war, hüteten sich die Ägypter wohl, ihm zu Hülfe zu kommen. Seit Psametik fremde Söldner in Dienst genommen, konnte sich der Sohn des Ria nicht mehr auf sein Heer verlassen. — Das zeigte sich auch diesmal wieder nur zu deutlich. Der einheitliche Geist fehlte. Nabukudrossor griff mit großem Ungestüm an — und die Ägypter wurden geschlagen.

Jetzt kam die Trauerbotschaft nach Jerusalem: „Hapria ist gefallen, sein ganzes Heer vernichtet, und der grimmerfüllte König von Babel rückt abermals gegen uns heran; er hat nicht vergessen, wie wir gejubelt, da er abzog." Verzweiflung erfaßte die Kleinmütigen. Sie ließen Hab und Gut im Stiche und flohen, um nur ihr Leben zu retten. Andere aber blieben, ermutigten die Zagenden, trösteten die Ängstlichen; denn sie meinten, noch sei nicht alles verloren; die Stadt verfüge ja über viele tausende kräftiger Arme, habe hohe und starke Mauern, und mit Gottes Hülfe könne selbst eine einzige Stadt dem mächtigsten Könige widerstehen. — Die Belagerung begann. Das Volk ermannte sich und verteidigte die Stadt mit heldenmütiger Aufopferung. Rückten die Babylonier mit einem Mauerbrecher heran, so warfen die Juden Steinblöcke hinab und zerschmetterten die, welche den Sturmbock zu bedienen hatten. Suchten sich die Babylonier durch ein Schirmdach zu schützen, so schleuderten die Juden Feuerbrände von den Mauern und zündeten das Dach an. Es war ein Wettstreit in Kriegslist und Tapferkeit.

Während so der Kampf vor Jerusalems Mauern tobte, kam unerwartet Wahab-Ria, der nicht gefallen, von neuem heran gezogem und fiel die Babylonier im Rücken an. Allein da mit den Juden vorher kein Einverständnis herbeigeführt werden konnte, unterblieb der erwartete gleichzeitige Ausfall von ihrer Seite. Die Uneinigkeit der in ihrer Erwartung getäuschten Ägypter machte jedes entschiedene Vorgehen unmöglich. Die Belagerer wurden zwar zeitweilig beunruhigt und gestört, aber deswegen hörte die Belagerung der Stadt nicht auf. Gelang es doch nicht einmal, ihr neue Lebensmittel zuzuführen. — Nach einigen

Monaten wiederholte der König von Ägypten den Versuch, die Stadt zu entsetzen — vergebens; seine Bemühungen hatten keinen bessern Erfolg. Ärgerlich über den fehlgeschlagenen Plan, kehrte er nach Sai zurück.

Nabukudrossor verdoppelte seine Bemühungen. Er errichtete rings um die Stadt hohe Schanzen, von denen aus er durch seine Bogenschützen die Verteidiger von den Mauern trieb; rückte mit Belagerungstürmen an die Mauern, ließ schief aufwärts führende Dämme aufwerfen, die es ihm möglich machen sollten, mit seinen Kriegern die Mauern zu ersteigen — er ließ nichts unversucht, was ihm die Kriegskunst damaliger Zeit an die Hand gab, das widerspenstige Volk zu bezwingen. Der König von Babel knirschte vor Wut — bereits ein Jahr war verflossen und das heldenmütige Jerusalem trotzte ihm noch immer.



Gemme Nabukudrossors II.

Aber jetzt kam ein Feind in die Stadt, der war mächtiger als jener draußen vor den Toren, ein Feind, dem niemand widerstehen kann, dem auch der Tapferste erliegen muß — das war der Hunger. Die Lebensmittel gingen zur Neige, und nun zagten die Schwachen wieder. Sie flohen in der Nacht hinaus, warfen sich dem Kaldäer zu Füßen und flehten um ihr Leben und — um Brot.

Wieder war ein Monat vergangen; man hatte das Wenige, was noch da war, eingeteilt, man hatte einen großen Teil des noch übrig gebliebenen Viehes geschlachtet — nun blieb keine Hoffnung mehr — als die einzige, daß vielleicht Nabukudrossor der Belagerung müde werde und freiwillig abziehe. Allein der König von Babel war ein ganzer Held, dem es weder an Mut noch an Ausdauer fehlte; und darauf, daß die Lebensmittel in der Stadt einmal zu Ende gehen müßten, hatte er gar wohl gerechnet.

Zum Übermaße des Elends brach jetzt in Jerusalem die Pest aus. Verzweiflung bemächtigte sich der Bedauernswürdigen. Massenweise strömten sie hinaus, Nahrung und Leben im Lager der Feinde zu suchen. Und dennoch, dennoch wurde die Stadt nicht übergeben! Es fand sich immer noch ein Häuflein aufopferungsfähiger Helden, die treu zu ihrem Könige standen, die lieber sterben wollten, als sich ergeben. Wunder von Tapferkeit verrichteten diese Freiheitskämpfer, achtzehn volle Monate lang widerstand die geängstete Stadt dem Babylonier; — da war ihre letzte Kraft gebrochen. In einer Unglücksnacht erstürmten die feindlichen

Scharen die Mauern, drangen in die Stadt ein — und nun begann das Werk der Zerstörung.

Zidkijah hielt todesmutig stand, bis die Feinde in den Tempel gedrungen waren. Als er nun aber alles verloren sah, vereinigte er sich mit seiner Familie, seinen Freunden und Dienern und floh mit seinen Feldobersten, geschützt von dem Dunkel der Nacht, aus seiner brennenden Hauptstadt. Allein den Babyloniern wurde dies verraten; sie verfolgten den König und holten ihn in einem engen Tale in der Nähe von Jericho ein. Entsetzt stob der Troß der Diener des unglücklichen Fürsten auseinander; nur wenige hielten treu zu ihm und wurden mit ihm gefangen. „Du treuloser Knecht", redete ihn Nabukudrossor an, als er vor ihn gebracht wurde, „du boshafter Verräter! Habe ich nicht vor beinahe elf Jahren den vorigen König der Juden abgesetzt und aus Gnade dich auf den Thron erhoben? Hast du nicht bei deinem Gotte einen heiligen Eid geschworen, mir das Land treu und in Gehorsam zu erhalten? Und nun hast du mich verraten! Aber du siehst, der Gott meiner Väter weiß den Undank zu strafen. Gelobt sei der große Maruduk, der dich in meine Hand gegeben hat!"

Und vor den Augen des gedemütigten Königs wurden alle seine Begleiter, einer nach dem andern, hingerichtet. Nachdem er aller Blut hatte fließen sehen, stach man ihm die Augen aus, führte ihn nach Babel und warf ihn daselbst ins Gefängnis, wo er, mit eisernen Ketten beladen elendiglich umkam. An des unglücklichen Zidkijahs Stelle hatte Nabukudrossor den Gedaljah zum König der Juden, oder eigentlich zum Statthalter ernannt. Allein dieser wurde nach kurzer Zeit von seinen eigenen Landsleuten erschlagen. Kaum jedoch war diese Tat geschehen, so überfiel ängstliches Zagen die Übeltäter. „Was wird der Kaldäer tun, wie wird er gegen uns ergrimmen, wenn er die Tat erfährt!" — So zogen sie denn aus in großen Scharen, in fremdem Lande Schutz zu suchen. Tausende und aber Tausende wanderten in langen Zügen hinüber nach Ägypten, wo ihnen Wahab-Ria bereitwillig fruchtbare Strecken Landes zuwies, die sie in Frieden bebauen konnten.



Ahmase zum Könige ausgerufen.

3. Ahmase II., der Friedensfürst.

Aber die Ägypter sahen diese Einwanderung der Fremden nicht gern. Schon seit Psametiks Zeiten hatten sich gar viele Ausländer in Qemet niedergelassen an den Ufern des gesegneten Niles; der König hielt 30 000 Mann griechischer Soldtruppen — alles das war eine stete Herausforderung des steigenden Fremdenhasses und zuletzt die Ursache des endlichen Sturzes des Königs Wahab-Ria. — Griechenland gegenüber hatten die Spartaner im Norden Afrikas und in einiger Entfernung vom Meere eine Kolonie angelegt, Kyrene. Die Stadt vergrößerte sich, eine zweite wurde gebaut — eine dritte, vierte, fünfte — die Stadt hatte sich zu einem Ländchen erweitert, das nun Kyrenaika genannt wurde und die eingeborenen Libyer in hohem Grade beengte. Immer größer wurde die Anmaßung, immer entschiedener das Auftreten der Kyrenäer, so daß die überall zurück gedrängten Lubu sich endlich um Hülfe an den König von Ägypten wandten. Dieser schickte auch sogleich

eine Heeresabteilung gen Westen gegen den König Battos II. von Kyrene.

Allein die Ägypter wurden nicht nur geschlagen, sondern ein großer Teil des Heeres ward gänzlich vernichtet. Die Überlebenden aber schrieen laut über Verrat und meinten, es sei besser, auszuwandern, als einem solchen Könige zu dienen, der das Heer geradezu ins Verderben geschickt habe.

Als Wahab-Ria Nachricht von dem Aufstande erhielt, sandte er den Widerspenstigen einen seiner Heerführer mit Namen Ahmāse entgegen, der bei allen Kriegern außerordentlich beliebt war wegen seiner Freundlichkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit. Er stammte aus einer armen Familie und hatte sich durch mutvolle Taten empor geschwungen; doch war er nicht hochmütig geworden, sondern gedachte bescheidentlich seiner Herkunft. Darum war er geachtet, verehrt und geliebt im ganzen Heere, wie kein Zweiter.

Ahmase hatte aber einen gefährlichen Auftrag. Er sollte die Aufrührer wieder zum Gehorsam zurückführen; allein diese schwuren hoch und teuer, lieber das Land zu verlassen, als einem Verräter zu dienen. „Er bleibt daheim“, schrieen sie, „wenn wir in den Kampf ziehen; ist das die Art eines Königs? Wenn das Volk von Ägypten in den Krieg geht, dann gehört der Sohn des Ria an seine Spitze.“

„Der große Ramses — Heil seinem Andenken! — ist nicht daheim geblieben“, riefen andere.

„Es ist klar, er wollte uns opfern. Warum hat er nicht seine Griechen geschickt? Die wissen ja, wie mit ihren Landsleuten zu fechten ist.“

„Und warum hat er kein größeres Heer abgesandt? Er hat uns absichtlich ins Verderben gejagt.“

„Schlagt ihn tot, den Freund der Fremden!“ erschallte es von allen Seiten. „Seit hundert Jahren gelten wir nichts mehr; die Fremden stehen obenan, die Griechen und Jonier.“

Ahmase konnte kaum zu Worte kommen. Alles, was er zur Entschuldigung des Königs vorbrachte, wurde mit lautem Geschrei widerlegt.

Endlich brachte ein Hauptmann die wild empörte Menge zum Schweigen und sprach: „Höret mich und merket auf meine Worte! — Gewiß ist, daß wir seit Psametiks Zeiten verachtet sind, daß uns das fremde Volk vorgezogen wird.“

„Das weiß der allsehende Ria und die große Pe“, bestätigte die Menge.

„Gewiß ist auch“, fuhr jener fort, „daß es dem Könige nicht um

den Sieg zu tun war, sonst hätte er Griechen gegen Griechen geschickt oder unser Heer wenigstens dreifach verstärkt. Wenn er aber nicht siegen wollte, was wollte er sonst? Antwort: Er wollte uns verderben! Und warum? Damit wir ihm nicht mehr im Wege wären, damit er mit seinen Fremden allein herrschen könne. Das ist klar wie das Licht der Sonne."

„Ja, das ist klar!" ertönte es einstimmig. —

„Und sollen wir nun einem solchen Könige länger dienen? — Nein! — Sollen wir, die Gekränkten, das Land verlassen, wie unsere Väter getan haben? — Nein! — Er soll herab vom Throne; er, der solche Schmach über uns gebracht hat! Es gibt noch andere Männer, die würdiger sind, die Doppelkrone zu tragen. Hier, seht Ahmase an! Ist der nicht ein rechter Held? Der ist ein Mann nach dem Herzen des großen Osiri!"

Bei diesen Worten hob der Hauptmann einen bereit gehaltenen großen metallenen Helm auf, setzte ihn auf das Haupt des erstaunten Feldherrn, der nur das gewöhnliche blaue Tuch um den Kopf trug, und rief mit lauter Stimme: „Ahmase soll unser König sein!"

„Heil Ahmase! Heil dem Sohne des Ria! Heil! Heil!" rief die Menge — — und das verhängnisvolle Werk war geschehen. Nach fast neunzehnjähriger Regierung ward Wahab-Ria vom Throne gestürzt und mit ihm die Familie Psametiks — ein neues Königshaus gelangte zur Herrschaft.

Das war im Jahre 570 vor Christi Geburt.

Als Wahab-Ria das vernahm, sandte er einen zweiten Boten ab mit dem Auftrage, sich genau von dem Stande der Sache zu unterrichten und Ahmase zur Verantwortung vorzuladen. Allein der Abgesandte wurde mit Spott und Hohn empfangen. „Ja", antwortete der neue König, „ich werde kommen; unfehlbar werde ich kommen — und nicht allein; alle meine Freunde werden bei mir sein."

Auf diese Nachricht hin versammelte Wahab-Ria sogleich seine griechischen Hülfstruppen, 30 000 Mann an der Zahl, und rückte dem Abtrünnigen entgegen. — Es kam zur Schlacht. — Ein heißer Kampf entspann sich, denn von beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten. Jetzt handelte es sich um die Entscheidung: Wahab-Ria und die Fremden, oder Ahmase und die Ägypter. Die beiden Könige wußten recht gut, daß sie nicht nur um die Krone, sondern wahrscheinlich auch um das Leben kämpften. Die Griechen stritten für ihr Ansehen und ihren Einfluß, für die Ehre ihres Namens; die Ägypter für ihr alles, denn besiegt, mußten sie ihr Vaterland, Weib und Kind verlassen und

in die Fremde ziehen. Aber sie unterlagen nicht; ihre alte Tapferkeit trug einen glänzenden Sieg davon; ein großer Teil der Griechen fand seinen Tod auf dem Schlachtfelde, die übrigen suchten ihre Rettung in wilder Flucht; der König selbst ward gefangen genommen.

Als nun der Sieger seinen Einzug in Sai hielt, da jauchzte und jubelte alles Volk laut auf und konnte nicht satt werden in Freudenrufen für Ahmase und in Verwünschung des unglücklichen Wahab-Ria. Dieser hatte sich durch Begünstigung der Fremden längst den Haß des Volkes zugezogen, in den letzten Tagen seiner Regierung aber noch eine Handlung begangen, welche den Haß zur Wut entflammte. Als nämlich der Bote, welcher beauftragt war, Ahmase gefangen vorzuführen, unverrichteter Sache und allein zurückkam, ergrimmte der König gewaltig und rief im Zorne: „Du ungetreuer Knecht! Du Verräter! So hast du den Befehl deines Königs vollführt? Ich will dich strafen zum abschreckenden Beispiel für alle, die ihres Königs Gebot nicht achten." Und er ließ ihm Nase und Ohren abschneiden und ihn hinaus auf die Straße werfen.

Aber solches waren die Ägypter nicht gewöhnt, dergleichen Beschimpfungen kamen sonst nicht bei ihnen vor. Sie gerieten über diese Grausamkeit in die äußerste Aufregung; hätte der König nicht sogleich die Stadt verlassen — wer weiß, was noch geschehen wäre! Nun kam er als Gefangener zurück, und Ahmase hatte alle Mühe, ihn gegen die Beleidigungen der Einwohner zu schützen. Er nahm den Verhaßten mit sich in den Palast, und Wahab-Ria bewohnte nun als Gefangener dieselben Räume, die er als König bewohnt hatte. Doch wurde er mit Aufmerksamkeit verpflegt und wohl gehalten; Ahmase erwies ihm alle Achtung, so daß ihm eigentlich nichts fehlte, als — die Freiheit.

Aber damit war das Volk nicht einverstanden. Täglich zog es in großen Scharen vor das Schloß und forderte laut die Auslieferung dessen, der sich so schnöde benommen, der in einem Manne alle Ägypter so tief verletzt hatte. Ahmase sprach zu der Menge und suchte sie zu beruhigen; das gelang auch anfangs. Aber dieselben Auftritte wiederholten sich jeden Tag und nahmen endlich ein so drohendes Ansehen an, daß der König, um größeres Unglück zu verhüten, den unglücklichen Wahab-Ria der erzürnten Menge auslieferte.

Wütend fiel das Volk über ihn her und erwürgte ihn. Dann zog es mit lautem Toben an den großen Tempel und suchte das Namensschild des Verhaßten auf. Sein Name wurde weggemeißelt — Wahab-Ria wurde verurteilt, nicht dagewesen zu sein, nicht existiert zu haben.

Ahmase gehört zu den merkwürdigsten Glückskindern. Er ist einer von denjenigen Menschen, welche sich immer und überall vom Glücke aufgesucht und stetig begünstigt sehen. Aus niedrigem Stande zur höchsten Würde empor gestiegen, regiert er 44 Jahre, und während dieser langen Zeit bleibt ihm das Glück hold, und nie trübt sich das stets heitere Lächeln der sonst so wankelmütigen Glücksgöttin. Alles, was er unternimmt, gelingt in gewünschter Weise. Und wie sich gegen das Ende seiner Regierung ein drohendes Gewitter zusammen zieht, Verderben verkündende Wolken am Himmel Qemets aufsteigen — ihm selbst bleibt das Glück unwandelbar getreu. Denn als nun der Perser mit seinem Heere nahte, da starb Ahmase. Er sah das Land nur in Glück und Segen und wurde zur Rechenschaft vor den großen Osiri gerufen, ehe die Tage der Trübsal kamen.

Auch er gewährte den Fremden manche Vorteile, räumte ihnen Freiheiten und manche Rechte ein und förderte die Verbindung mit anderen Ländern und fremden Nationen auf jegliche Weise. Mit den Kyrenäern schloß er einen Handelsvertrag und ein Waffenbündnis zu Schutz und Trutze; er lud fremde Handelsleute ein, regelmäßig mit ihren Waren nach Ägypten zu kommen; den Griechen wies er die Stadt Naukratis an, wo sie sich dauernd niederlassen und ihre Geschäfte treiben konnten. Ja, er erlaubte ihnen sogar, daselbst Tempel zu errichten und die Götter nach ihrer Art zu verehren.

Und dennoch wurden die Ägypter nicht aufgebracht gegen den Erwählten. Denn er setzte die Landeskinder nicht gegen die Fremden zurück im Gegenteil arbeitete er unverdrossen am Wohle des Staates. Er beförderte die Gesetzgebung, unterstützte Gewerbe, Künste und Wissenschaften, ermutigte und erleichterte den Handel auf jede Weise. Eine Anzahl der herrlichsten Kunstwerke verdankt ihm ihre Entstehung. Prachtvolle, zwanzig Fuß hohe Götterstatuen von spiegelglatt poliertem Granit — ein 75 Fuß hohes Standbild vor dem Tempel des Gottes Ptah in Memphis — ein ganz neuer prachtvoller Tempel, den er der großen Isi ebenfalls in Memphis errichten ließ, und zahllose andere Kunst- und Bauwerke verkündeten sein Lob im ganzen Lande.

Als größtes Wunder der Steinmetzkunst ließ er in den Granitgebirgen Oberägyptens aus einem einzigen Felsblocke einen Tempel aushauen, 33 Fuß lang, 22½ Fuß breit und 12½ Fuß hoch — Decke, Säulen und Boden — alles aus demselben Steine. Von Suan, wo der Stein gebrochen worden war, brauchte man kaum drei Wochen zur Reise nach Sai, allwo der merkwürdige Tempel im Vorhofe des Heiligtums der

Göttin Neit aufgestellt werden sollte. Aber 2000 Arbeiter hatten volle drei Jahre nötig, bis sie das seltene Kunstwerk mit seinem ungeheuren Gewichte auf unterlegten Walzen an den Ort der Bestimmung gebracht hatten. Seit langer Zeit hatte kein König das Land mit so vielen und so herrlichen Werken der Kunst geschmückt!

Auch für den Heldenruhm und die kriegerische Ehre seiner Ägypter sorgte er. Er vergrößerte die Flotte und eroberte mit ihr wieder die verloren gegangene Insel Kypros, die ein überaus kostbarer Schatz für Ägypten war.

Anfangs rümpften zwar manche die Nase und zuckten die Achseln, weil Ahmase aus dem niederen Volke stammte, ein Emporkömmling war; er ließ sich aber dadurch nicht irre machen; durch seine Leutseligkeit, seine Gerechtigkeit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe sowie durch hohe Weisheit nötigte er bald jedermann Achtung ab und gewann die Liebe seiner Untertanen. Einigen vorlauten Spöttern setzte er in feiner Weise den Kopf zurecht. Eines Tages fanden sie, da sie wieder zum Könige kamen, ein kleines, aber überaus schönes, goldenes Götterbild aufgestellt. Sie staunten die herrliche Arbeit an und brachten dem Bilde des Gottes ihre Verehrung dar. Als Ahmase dies einige Male gesehen hatte, sprach er verächtlich zu ihnen, ob sie sich nicht schämten, vor diesem Bilde zu opfern er habe es aus dem goldenen Fußbecken schmelzen lassen, in dem sie alle so oft ihre Füße gewaschen hätten. „Sonderbar", erwiderte der Vorlauteste unter den so Angeredeten, „was geht uns das an? Es war ein Fußbecken, ist jetzt aber ein Götterbild; und wenn es ein würdiges Bild dessen ist, den es vorstellen soll, so geht mich die Vergangenheit nichts an, und ich werde mich vor ihm beugen." — Da klopfte ihm Ahmase freundlich auf die Schulter und sprach lächelnd: „Ich war ein armer Feldhauptmann, bin aber jetzt der Sohn des Ria, und wenn ich nur ein würdiger König bin, so geht dich meine Vergangenheit nichts an, und du wirst dich vor mir beugen."

So lange er regierte, gab es keine zu große Überschwemmung, keine Trockenheit, keine Mißernte, keine ansteckende Seuche. Vierundvierzig Jahre schmückte der Edle den Thron, und nach seinem Tode sprach das Volk: „Nie ist das Land blühender gewesen als unter ihm; nie der heilige Nil wohltätiger, nie der Boden fruchtbarer." Auch wird berichtet — wohl etwas übertrieben — das Land habe unter ihm 20000 bewohnte Städte gezählt.

Der schönste Ruhm des Königs Ahmase ist aber der, daß ihm das Volk den Titel gab: „Begründer der Gerechtigkeit auf Erden."

Er starb im Jahre 528.



Wie es weiter in Qemet ging.

(521—332 v. Chr.)

1. Die Perser.

Als Ahmase starb, hinterließ er einen Sohn, Psametik III. Ein seltsames Ereignis bezeichnete den Antritt seiner Regierung: In der Hauptstadt Theben fiel ein heftiger Regen. Seit Menschengedenken hatte man dies nicht erlebt; in Oberägypten regnete es fast nie. Bedenklich schüttelte alle Welt den Kopf und fragte: „Was wird das bedeuten? — Wenn nur kein Unglück über das Land kommt!“ — Das Unglück kam — kam blitzesschnell und riesengroß.

Auch drüben am Eufrat waren allerlei Veränderungen vor sich gegangen. Das mächtige Assyrerreich hatte sich in Kämpfen gegen Elam verblutet, hatte zwar Susa erobert, das Reich von Elam gestürzt und dadurch die Oberherrschaft über Babylonien noch einmal gesichert, aber rings um die Nord- und Ostgrenze Assyriens drohten schon seit zwei Jahrhunderten die einzelnen Stämme einer neu auftauchenden Völker-

gruppe, der Iranier. Wehe dem Reiche, wenn es einem der zahlreichen Herzoge der Meder und der Perser gelang, sich zum Heerkönige aufzuwerfen! Der Einbruch der Saken gab dazu wirklich den Anlaß: es entstand ein medisches Königtum mit der Hauptstadt Hagmatāna (heute Hamadān). Die Perser waren in Elam und dem nachmals nach ihnen Fars (Persis) genannten Lande eingedrungen und ihr Heerkönig Tschischpisch hatte ein neues Königtum Antschan begründet. In Babylonien war von Süden her das Volk der Kaldäer immer weiter vorgedrungen, hatte einzelne Kleinstaaten begründet und die Macht an sich gerissen, bis seine Fürsten auf den Thron von Babel gelangten. So standen drei neue Staaten bereit, über Assyrien herzufallen. Und bald folgten die entscheidenden Ereignisse. Eine Verständigung zwischen Babel und Hagmatana beschwor den Krieg herauf: Assyrien wurde niedergerungen, so daß auch König Neko von Ägypten einen Zug bis Gargamisch unternahm, einerseits um seine Ansprüche auf Syrien energisch geltend zu machen, andrerseits wohl auch, um die beiden neuen Staaten nicht allzu mächtig werden zu lassen. Er wurde 605 bei Gargamisch von dem babylonischen „Kronprinzen" Nabukudrossor II., dem Sohne Nabupalossors, geschlagen. Für Assyrien wäre die Erleichterung, die er hätte bringen können, zu spät gekommen: um die gleiche Zeit, kurz vorher, war Ninua in die Hände der Meder gefallen. — Die beiden neuen Mächte teilten sich in ihre „Interessensphären". Babylonien übernahm den Kampf gegen Ägypten, Medien drang gegen dessen Bundesgenossen die Lyder vor. Im Jahre 586 eroberte Nabukudrossor Jerusalem, und 563 kam der Kampf zwischen Walweiates (Alyattes) von Lydien und Hwachschatra (Kyaxares, Hoxathres) von Medien zum offenen Ausbruche. Am 19. Mai 557 standen einander die beiden Heere am Halysflusse gegenüber, da verfinsterte sich die Sonne und die Erde, und der Schrecken lähmte beide Parteien, so daß der Kampf abgebrochen und bald darauf der Friede geschlossen wurde, und zwar unter Vermittelung des Babylonierkönigs Nabuned.

Dem Tschischpisch war in Antschan sein Sohn Kurusch I., diesem sein Sohn Kambudschija I. und darauf sein großer Enkel Kurusch II., der Kyros der Griechen, gefolgt. Ein zweiter Sohn des Tschischpisch, Arijarāmna, hatte ein anderes Königtum, vermutlich in Persepolis, begründet, beide Dynastien aus dem Hause des Hachāmanisch (so hieß Tschischpischs Vater), waren dem Mederkönig untertan. Als solcher regierte seit 553 Astyīgas II., der Sohn Hwachschatras. So standen die Dinge kurz vor der Mitte des 6. Jahrhunderts.

Da endlich kam auch das dritte der neuen Völker zu weltgeschichtlicher Bedeutung, und die Ereignisse folgten nun einander so schnell und mit solcher Wucht, daß man aus dem Staunen und Schrecken nicht mehr heraus kam. Im Jahre 550 schlug Kurusch den Mederkönig, eroberte Hagmatāna, vereinigte die Perser, ward König der Meder und Perser, griff die Babylonier an, eroberte Armenien, Lydien, dessen Hauptstadt Sardis 541 fiel, nahm Babel ein (539) und schuf ein großes mächtiges Reich, das bis nach Indien hin reichte und im Südwesten an die Grenzen Ägyptens. Und als der große Eroberer endlich 529 starb, folgte ihm sein Sohn Kambúdschĭja II., der es als seine natürliche Aufgabe ansah, nunmehr auch Qemet seinem Weltreiche einzuverleiben.

Noch bevor es soweit gekommen war, wurde Ahmase vor den Richterstuhl des großen Osiri gerufen, Rechenschaft zu geben über sein Tun und Lassen, und der junge Psamētik III. bestieg den Thron Ägyptens.

Kaum hatte er sein Haupt mit der Doppelkrone geschmückt, da tönte der wilde Kriegslärm von Osten her; er sammelte sein Heer und zog aus und lagerte sich an dem östlichen Arme des Nils, den Feind zu erwarten.

Die Schlacht entbrannte; von beiden Seiten ward mit Mut und Tapferkeit gefochten, von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer; — endlich unterlagen die Ägypter. Sie ergriffen die Flucht und warfen sich in die Hauptstadt Memphis, wo sie sich, ihren jungen König an der Spitze, gegen den nachstürmenden Feind zu halten gedachten.

Kambudschija rückte nun in Unterägypten ein, mordete, plünderte und verwüstete, wohin er kam. Dann sandte er den Nil hinauf eine Barke mit einem Herold an Psametik, ihn aufzufordern, sein Land dem unüberwindlichen Könige von Persien zu übergeben. Als aber die Barke in Memphis ankam, hieß es: „Wie? Freiwillig unterwerfen? Die Ägypter können fallen, aber sie ergeben sich nicht. Und solches lassen sie sich auch nicht anbieten.“ Knirschend vor Wut stürmte das Volk hinaus, riß die Ruderknechte und den Herold aus dem Boote, erwürgte sie auf offener Straße und zertrümmerte das Fahrzeug.

Doch der blutigen Tat folgte die Rache auf dem Fuße.

Bald darauf stand der grollende Kambudschija vor den Toren der Stadt. Eine abermalige Aufforderung zur Übergabe wurde mit Hohn zurückgewiesen, und nun begannen die Einschließungsarbeiten. Die Belagerten wehrten sich wie Helden; einer suchte den andern an Mut und Hingebung zu übertreffen — aber eine große, volkreiche Stadt kann

sich nicht lange halten, wenn es möglich ist, sie von allen Seiten einzuschließen. Auch Memphis fiel, Psametik wurde gefangen, nachdem er ein halbes Jahr regiert hatte, Ägypten verlor im Jahre 525 v. Chr. Geburt seine Selbständigkeit und wurde eine persische Provinz.

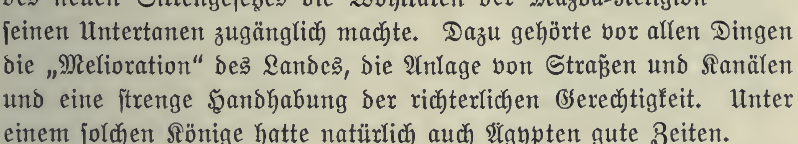
Zu Ägypten gehörte in gewissem Sinne aber auch Kosch, und es war fast eine Notwendigkeit, daß der Perserkönig auch einen Zug nach diesem Lande machte, dessen Könige sonst wie in früherer Zeit den Assyrern, jetzt auch den Persern Ägypten streitig gemacht haben würden. Kambudschija griff die Sache gründlich an. Er baute Provianthäuser in Oberägypten und trat dann den Zug an mit einer Macht, die ausreichte, den König von Kosch zu unterwerfen und tributpflichtig zu machen. Es galt einen so starken Druck auszuüben, daß Nubien nicht wieder ein Schlupfwinkel für ägyptische Aufrührer werden könnte, und in der Tat war der Eindruck der persischen Energie so erfolgreich, daß der König von Kosch seine alte Hauptstadt Napata aufgab und weiter südlich eine neue erbaute, Berui, uns bekannter in der griechischen Form Meroe.

Ein weiterer Zug nach der großen Oase soll mißglückt sein durch Aufopferung der einheimischen Führer, die das persische Heer so lange in der Wüste umher führten, bis es durch den Durst aufgerieben zum großen Teile umkam. Die Überlieferung ist aber stark perserfeindlich und übertreibt zu Gunsten der Ägypter. Jedenfalls hat Kambudschija mit seiner Eroberung vollen Erfolg gehabt, natürlich aber sich auch den vollen Haß der ägyptischen Priesterschaft zugezogen, in deren Händen die Verwaltung des Ruhmes der Könige ja lag! Er wird Anlaß genug gehabt haben, gegen die widerspenstigen Priester und ihren Anhang einzuschreiten, und er wird dabei nicht immer säuberlich verfahren sein. Aber was ihm an übler, gehässiger Nachrede später angehängt worden ist, das wird durch die aus Inschriften sich ergebenden Tatsachen als unwahr erwiesen.

Eines aber ist sicher: beliebt war der Sohn des großen Kurusch weder bei den Ägyptern noch bei seinen Persern, ob mit Recht oder Unrecht — wer will es heute noch entscheiden? Als ein wunder Punkt erscheint uns heute die Ermordung seines Bruders Bárdĭja, den er noch vor dem Zuge nach Ägypten beseitigen ließ. Bardija war der beliebtere der beiden Kurusch-Söhne; ob er aber mit Unrecht verdächtigt worden ist, seinem Bruder nach Thron und Leben gestanden zu haben, das ist eine andere Frage. Jedenfalls aber sollte sich die blutige Tat an Kambudschija bitter rächen. Er hatte einen Mager (einen Priester

der altiranischen Religion) Arvataspa, als „Patichschēta“ (Reichsverweser) eingesetzt, einen unbeliebten Mann, und sich auch dadurch die Abneigung der persischen Großen zugezogen. Während seines Aufenthaltes in Ägypten schob nun Arvataspa seinen Bruder Gomāta, der eine auffallende Ähnlichkeit mit Bardija gehabt haben soll, als angeblichen Sohn des Kurusch auf den Thron, und in der Tat ward der falsche „Bardija“ als König anerkannt, und man rechnete, z. B. in Babel, nach seinen Regierungsjahren. Auf die Kunde vom Aufstande eilte Kambudschija mit einem Teile seines Heeres nach Persien zurück, fand aber dabei seinen Tod. Es ist ungewiß, ob durch Selbstmord, da er sein Spiel verloren sah, oder durch einen Unfall, oder gar durch Verschwörerhand.

Kambudschija hinterließ keine männlichen Erben, und der Nächste am Throne war nun ein Abkömmling des Arijarāmna, Darejavosch (Dareios), der Sohn des Vischtāspa (Ystaspes). Ihm gelang es denn auch, die beiden Brüder zu stürzen, das von allen möglichen Aufständen der unterworfenen Völker zerrüttete Reich wieder zu festigen und neu zu organisieren. Unter seiner Regierung wurde die schon von seinem Vater angenommene „zarathustrische“ Religion, der Mazdaismus, zum Staatsglauben erklärt, und der neue Großkönig war der erste, der im Sinne des neuen Sittengesetzes die Wohltaten der Mazda-Religion seinen Untertanen zugänglich machte. Dazu gehörte vor allen Dingen die „Melioration“ des Landes, die Anlage von Straßen und Kanälen und eine strenge Handhabung der richterlichen Gerechtigkeit. Unter einem solchen Könige hatte natürlich auch Ägypten gute Zeiten.



Darejavosch, den man von den Ufern des Nils noch kannte von der Zeit her, da er mit der Garde des Kambudschija in Memphis lag, suchte die Provinz Ägypten, die so furchtbar verwüstet worden, wieder zu heben; er schenkte seine Aufmerksamkeit und Fürsorge den Landstraßen und Kanälen, förderte Handel und Schiffahrt, prägte den Ägyptern eigene Goldmünzen und bezeugte vor allem Verehrung den ägyptischen Göttern und Hochachtung den Helden der Vorzeit. Willig erkannte er die Größe derer an, die vor ihm die Doppelkrone getragen, und opferte in den Tempeln ganz nach der Sitte des Landes. Er ernannte einen Statthalter (Satrapen), der in Memphis residierte und das Land nach dem milden Sinne seines Herrn regieren sollte; und als dieser Satrap das Volk drückte und zum Aufruhre trieb, eilte Darejavosch selbst nach Memphis, besänftigte durch sein versöhnendes Wesen die Aufständischen,

setzte den Tyrannen ab und ernannte an seiner Stelle einen Angehörigen der letzten Königsfamilie zum Statthalter.

Einige Jahrzehnte zunehmenden Wohlstandes kamen über das Land, und Qemet fühlte kaum, daß ein Fremder sein Herr war und der Gekrönte in Memphis nur dessen Stellvertreter.

In diese glückliche Zeit fällt auch ein großes Unternehmen, das nicht nur für Qemet, sondern auch für das persische Reich, ja für die Geschichte der Menschheit überhaupt von gewaltiger Bedeutung ward. Der Nilkanal, an dem bereits Ramses II. und Neko gearbeitet hatten, wurde glücklich zu Ende geführt, und damit ein Seeweg vom Indus nach Kleinasien geschaffen. An drei verschiedenen Stellen hat man noch Stelen und Inschriftenreste gefunden, in iranischer, elamischer, babylonischer und ägyptischer Sprache, d. h. in den vier Hauptsprachen des Perserreiches. Diesen Funden verdanken wir auch ein Porträt des Königs Darejavosch in ägyptischem Stile. Es ist klar, daß durch diesen Seeweg entfernte Länder zum ersten Male in praktische unmittelbare Berührung mit einander kamen, und daß eine Fülle von geistigen Anregungen dadurch in das Mittelmeer getragen wurden, wenn wir uns über dieselben auch noch nicht im einzelnen Rechenschaft zu geben vermögen.



Porträt des Darejavosch.

Ägypten ist dabei sicher nicht leer ausgegangen, wenngleich seine Hauptlebensader, der Nil, nur in einem Arme seiner Mündung berührt wurde. Doch hat man in einem Brunnen der Insel Elefantine einen Papyrus-Fund von aramäischen Texten gemacht, und dieser wie auch weitere Spuren aramäischer Sprache deuten auf den Einfluß, den die hier garnisonierende persische Besatzung ausgeübt hat. Aber auch sonst hatte sich das Volk nicht zu beklagen. Die Perser brachten neue geläuterte religiös-sittliche Anschauungen mit, und gerade unter Darejavosch war die neue Religion, der Mazdaismus, zur persischen Staatsreligion erhoben worden. Was also den Rometu bisher so stark gefehlt hatte, ein höherer sittlicher Schwung, eine höhere

Auffassung der Gottheit, davon begegnen uns die Spuren in Inschriften der Perserzeit. Darejavosch selbst hat hier, wie es scheint, reformierend aber nicht fanatisch, auf eine Reformation der Priesterschaft hingewirkt. Den unter Kambudschija bereits amtierenden Oberpriester von Sais entbot er sogar nach Susa und betraute ihn mit der Wiederbelebung einer theologischen gelehrten Gesellschaft. In seinem Namen ist auch an einer Reihe von Tempeln gebaut, ja in der großen Oase ein neuer Amontempel in seinem Auftrage errichtet worden. Daß Darejavosch von den Ägyptern als großer Gesetzgeber gefeiert wurde, wird auch seinen Grund haben und darauf deuten, daß der große Perserkönig auch in Qemet seine organisatorische Tätigkeit entfaltet hat.


Dareios opfert den ägyptischen Göttern.

Die Ägypter konnten also mit der persischen Fremdherrschaft zufrieden sein und waren es im allgemeinen wohl auch. Aber eine Fremdherrschaft war es eben doch, und Steuern zahlen und Kriegsdienste leisten für einen fremden Herrscher, die hohen Ämter z. B. mit Ausländern besetzt sehen — es war wohl begreiflich, daß das dem alten Ägyptertume, soweit es noch lebte, geradezu unerträglich erschien. Dazu mag es an unruhigen fremden Elementen nicht gefehlt haben. Zumal die Griechen, die in der Stadt Naukratis sich festgesetzt und ein förmliches Handelsmonopol erworben hatten und dessen unter den Persern verlustig gegangen waren, seitdem Darejavosch den Handel überhaupt freigegeben hatte. Dieser Partei mag der Sieg der Athener bei Marathon, den die Sieger gar bald zu einem ungeheuren Ereignisse auf-

gebauscht zu haben scheinen, den Kamm geschwellt haben. Der alternde König aber war wohl schon längst durch die allerlei Umtriebe erbittert, und seine Beamten mögen manchmal rücksichtsloser durchgegriffen haben, als er selbst gebilligt hätte, kurz, im Jahre 487 brach in Ägypten ein Aufstand los.

Der Satrap erklärte sich zum unabhängigen König und Ägypten für selbständig und frei. Bald darauf starb der Perserkönig Darejavosch — und es bestieg ein anderer, nicht so milder Herrscher den Thron, Xarxa oder Xerxes nennen ihn die Griechen, in den persischen Keilinschriften wie in den Hieroglyphen heißt sein Name aber gleichmäßig Chschijārscha.

Der neue Ägypterkönig wurde gestürzt, das Land zum zweiten Male erobert, nach drei Jahren der Selbständigkeit abermals eine persische Provinz, und Chschijarscha bestellte seinen Bruder Hachamanisch zum Statthalter. Dieser nun ließ die Unterworfenen alles Leid der Besiegten fühlen und behandelte sie mit äußerster Strenge; er gedachte es ihnen unmöglich zu machen, sich je wieder zu empören. Alles ward in den Staub getreten, die ägyptischen Truppen der persischen Armee einverleibt, das Land mußte 200 Schiffe zur feindlichen Flotte gegen Griechenland liefern, und die Tapferkeit der Ägypter erwarb ihnen in den Kämpfen gegen die Griechen das höchste Ansehen. Allein der blutige Lorbeer, der auf Geheiß eines fremden Zwingherrn in fernem Lande gewonnen ward, war ein schlechter Trost für das unterdrückte Volk daheim am Strande des Nils.

Mit Milde hatte der „Sohn des Ria" das Reich regiert; der persische Statthalter trat es mit Füßen. Willkürherrschaft waltete da, wo sonst wohltätige Gesetze gegolten; die Beamten und Unterbeamten erlaubten sich ungestraft Gewalttätigkeiten, schamlose Erpressungen — der Ägypter war rechtlos und schutzlos im eigenen Lande. Die Tempel wurden ihrer Schätze beraubt, wohl auch die Götterbilder in die Gefangenschaft geführt.

Zwanzig Jahre dauerte dieser Zustand der Schmach; da wurde König Chschijarscha im Jahre 466 ermordet, und das ganze Reich geriet in die größte Verwirrung.

„Auf, auf!" schallte es jetzt durch ganz Qemet, „das Blut des ermordeten Königs ist das Morgenrot unserer Freiheit." Und schnell hatte man sich geeinigt. Inarōs, ein Libyer, und Amenrut, aus königlichem Geschlechte stellten sich an die Spitze der Aufständischen, alles Volk griff zu den Waffen; auch

Hachamanisch, der königliche Prinz und Statthalter, griff zum Schwerte — bei Papremis wurde die entscheidende Schlacht geschlagen — die Ägypter blieben Sieger, jagten die Perser in wilde Flucht, und in wenig Wochen war ein großer Teil des Landes frei von seinen Unterdrückern. Memphis ward erobert und der Held und Befreier als Amenrut I. zum Könige gekrönt.

In Scharen strömten die gläubigen Ägypter in die bis dahin geschlossenen Tempel und brachten Lob und Preis den Göttern, die es so gnädig gefügt. Fest auf Fest folgte, und der Jubel wollte kein Ende nehmen — o wie süß, wie süß ist doch das Gefühl der Freiheit! Amenrut versah sein hohes Amt nicht träge. Er brachte ein großes Heer zusammen, übte es aufs trefflichste ein, rüstete eine stattliche Kriegsflotte aus, schloß ein Bündnis mit den Athenern — und nun komm her, du stolzer Perser!

Der neue König Artachschassa I. (Artaxerxes) erzürnte aber höchlich über die rebellischen Bewohner von Ägypten, stellte ein doppelt so großes Heer auf, übergab seinem Bruder den Oberbefehl und schickte es gegen die Widerspenstigen. — Es kam zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit Hartnäckigkeit, mit Erbitterung gekämpft — am Ende behielt die gerechte Sache den Sieg — die Perser wurden vollständig geschlagen, ihr Heer wurde aufgelöst, in wilde Flucht gejagt, das Blut des königlichen Prinzen selbst rötete die Walstatt.

Als solche Nachricht hinüber kam, schwur der König von Persien hoch und heilig, Ägypten müsse wieder unterworfen werden, und sollte der Preis ein noch so hoher sein. Sogleich begannen neue Rüstungen: Phoinikien war der Sammelplatz. Nachdem alle Vorbereitungen beendet, zog ein gewaltiges Heer zu Lande und eine Flotte von 300 Kriegsschiffen gegen die unverbesserlichen Ägypter. — Solchem gewaltigen Andrange konnten die Bewohner des ausgesogenen, geplünderten Landes nicht widerstehen. Sie wurden geschlagen, Inaros gefangen und gekreuzigt; Amenrut zog sich mit seinen Getreuen zurück in die sumpfigen Gegenden am Meere, wohin ihm die Perser nicht zu folgen wagten.

Und nun kamen alle Schrecken der Unterdrückung über das Land; die stolzen Ägypter, die früher einen Fremden nicht einmal an demselben Tische mit sich essen ließen, waren jetzt die Knechte der Fremdlinge geworden; die früher alle in Wohlhabenheit gelebt, mußten sich nun plagen und schinden, die unersättliche Habgier ihrer Unterdrücker zu befriedigen.

So lag Ägypten abermals auf beinahe fünfzig Jahre darnieder, und nur in den Sumpfgegenden am Meere hatten sich etliche Tausend

Familien unabhängig zu halten vermocht. Aber der Sinn für Freiheit und Selbständigkeit war nicht erloschen. Das Volk bedurfte freilich vorerst der Erholung von den furchtbaren Schlägen des Schicksals.

Ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 412, da ging ein dumpfes Gerücht durch das ganze Land — man zischelte einander in die Ohren — geheime Zusammenkünfte wurden gehalten — die Jugend übte sich in den Waffen — Boten gingen nach dem Meere, dorthin, wo jetzt der Enkel jenes Helden, der die Perser zuletzt geschlagen, an der Spitze der wenigen noch freien Ägypter stand. Er führte denselben Namen wie sein Großvater — und er führte ihn mit Ehren. Denn als der Tag kam, da alles vorbereitet und erfüllt war, brach er hervor mit seinen Scharen, und schnell wie ein Wetterstrahl stand er vor den Mauern von Memphis. Da residierte der persische Statthalter, und viele Regimenter standen zu seiner Verfügung. Aber der junge Amenrut stürmte gegen die Unterdrücker mit Löwenmut heran; mit Todesverachtung folgten ihm die Seinen und Gleichgesinnten aus den Gegenden, welche er durchzogen hatte. „Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt." Das war das eine Gefühl, welches aller Brust belebte. Die Leute von Qemet, so drinnen in der alten Landeshauptstadt waren, griffen zu den Waffen, schlugen ohne Barmherzigkeit auf die Perser los, öffneten die Tore — Memphis mußte sich ergeben.

Erquicklich blies der frische Hauch der jungen Freiheit durch das ganze Ägypterland. Neues Leben brachte die Siegesbotschaft nach allen Seiten, es war eine Zeit der herrlichsten Begeisterung. „Frei wollen wir das Vaterland wieder sehen, oder frei zu den glücklichen Vätern gehen! Ja, glücklich und frei sind die Toten." So dachte jeder, und ehe der Mond noch einmal die Erde umkreist hatte, war Qemet frei, frei vom Fels bis zum Meere. Held Amenrut trieb die Trümmer des Perserheeres vor sich her, wie der Wolf eine Schafherde scheucht, und verfolgte sie bis nach Phoinikien.

Noch einmal sollte sich Ägypten auf ein Menschenalter hinaus einer einheimischen Regierung erfreuen; noch einmal versuchten es eingeborene Könige, ihm den alten Glanz wieder zu geben; siebzig Jahre hielt es noch stand gegen das stete Andrängen der Feinde — dann fiel es, und seine Herrlichkeit war hin und blieb für immer entschwunden.

Die letzten Könige leisteten fast Übermenschliches. Sie befestigten die Städte in bisher nicht dagewesener Weise, zogen neue Kanäle, berechnet, den Marsch einer feindlichen Armee zu beschweren; vermehrten das Heer, vergrößerten die Flotte, errichteten Obelisken und Bild-

säulen, ließen Paläste und Tempel aufführen, förderten Ackerbau und Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft — es war eine schöne, hoffnungsvolle Zeit, während welcher die Feinde wiederholt zurück geschlagen wurden. Ward doch durch den Sohn des Ria kühnlich das große Perserreich selbst angegriffen!

Aber das alles waren doch nur letzte, verzweifelte Anstrengungen, denen das Land nicht auf die Dauer gewachsen war. Im Jahre 338 v. Chr. unterwarf Persiens König Artachschassa III. (Artaxerxes Ochos) wiederum ganz Ägypten, und von nun an hatte es seine Selbständigkeit für immer verloren.

Bei dieser Eroberung war es eigentümlich zugegangen; eigentlich durch Heuchelei und Verstellung hatte der Perserkönig das Land wiedergewonnen. Sein erster Feldzug gegen Ägypten war unglücklich abgelaufen; Artachschassa war vollständig geschlagen und so schmählich in die Flucht gejagt worden, daß er dadurch nicht nur den Siegern und seinem eigenen Volke zum Gespötte ward, sondern es hatten sich infolge seiner Niederlage auch Kypros, Phoinikien und Kilikien empört, das Perserjoch abgeworfen und mit dem Ägypterkönige ein Bündnis geschlossen. Diese asiatischen Staaten mußten nun zuerst wieder unterworfen werden, ehe man nach Afrika vorrücken konnte; ohne Flotte war der Kriegszug überhaupt nicht zu wagen, und die Flotte mußten die Phoinikier stellen.

Zuvörderst wurde nun Sidon angegriffen, und da sich die Bewohner mit einem Heldenmute wehrten, der seinesgleichen nur selten in der Weltgeschichte hat — verbrannten sie doch alle Schiffe im Hafen, damit keiner feige sich in Sicherheit bringen konnte — sah Artachschassa bald ein, daß ihm hier keine Lorbeeren blühten. Was der Gewalt nicht gelang, sollte die List erringen, wo der Mut nicht ausreichte, mußte der Verrat helfen. Und der Verräter fand sich. Bei dunkler Nacht drangen die Perser in die Stadt; als die Sidonier den Verrat erkannten, warfen sie mit eigener Hand Feuer in die Häuser und übergaben sich und die Stadt den Flammen. Den Verräter ließ der König hinrichten.

Aus Schrecken über den Fall Sidons unterwarfen sich noch in demselben Jahre Kypros und ganz Phoinikien, die griechischen Söldner schlossen sich bereitwillig dem Perserheere an, und nun konnte der zweite Zug gegen Ägypten gewagt werden. Flotte und Landheer trafen zu gleicher Zeit vor Pelusium ein, und sofort begann die Belagerung der Grenzfestung. Das Wasser wurde abgegraben, mit Sturmböcken wurde die Mauer eingestoßen, aber dennoch würden die Ägypter

vielleicht Sieger geblieben sein, hätte der König nicht aus Sorge für Memphis das Heer verlassen und wäre nach der Hauptstadt geeilt. Jetzt traten sogleich die in Pelusium liegenden Griechen mit Artachschassa in Unterhandlung und auf das Versprechen freies Abzuges nach ihrer Heimat übergaben sie die Stadt.

Nun zeigte sich Artachschassa überaus milde, duldete nicht, daß den Besiegten das Geringste zu Leide getan wurde, trat überall, wo er erschien, als menschenfreundlicher, wohlwollender Herrscher auf und entwaffnete oder vereinsamte dadurch diejenigen, welche zum äußersten Widerstande geneigt waren. Er eroberte das ganze Land ohne große Anstrengung. Als der rechtmäßige König aber nach Nubien geflohen und der Perser bis zur Südgrenze vorgedrungen war, da zeigte er sein wahres Antlitz — und ein Zerstörungszug durch ganz Qemet bis zum Meere ward angetreten.

Dabei wurden Scheußlichkeiten verübt, die noch ärger waren als Kambudschijas Grausamkeit; die Perser verwüsteten und zertrümmerten die bewunderungswürdigsten Denkmale aus der Zeit der alten Herrlichkeit und Blüte des Landes, sie raubten und plünderten mit unersättlicher Habgier; selbst die ungezählten Schriften in den Archiven wurden geraubt und nach Persiens Hauptstadt gebracht; mit durchtriebener Bosheit suchte Artachschassa die Ägypter zu verletzen, wo es ihnen am wehesten tat. So ließ er z. B. den Stier Apis schlachten und die Priester zwingen, sein Fleisch zu essen. — Zum Lohne für seine Greueltaten wurde der verruchte Artachschassa III. von Bagoas, aus Ägypten der ihm nach Babylon gefolgt war, vergiftet; seine Leiche ward in Stücke geschnitten und den wilden Tieren vorgeworfen.

Doch ward das Land dadurch nicht frei. Es folgte ein neuer König und nach zwei Jahren wieder einer, bis endlich Alexandros von Makedonien das große Perserreich zertrümmerte und sein makedonisches Weltreich gründete.



Münze mit dem Bildnisse Alexanders des Großen, geprägt von Ptolemaios Soter als Statthalter Alexanders II. (Vergrößert.)

Ein Stück von großer Seltenheit. Auf der Vorderseite Alexandros mit Elefantenfell und Ammonshorn, auf der Rückseite eine kämpfende Pallas, der Adler, im Felde zwei Monogramme und die Beischrift Alexandreion Ptolemaion („Alexandermünze des Ptolemaios"). (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

2. Alexandros und seine Nachfolger.

(332 bis 30 v. Chr.)

In Ägypten wurde Alexandros mit großer Freude begrüßt und als Erlöser vom Joche der Perser fast wie ein Gott verehrt. Er tastete die Eigentümlichkeiten der Ägypter, ihre Religion und heiligen Gebräuche in keiner Weise an, ließ zerstörte Tempel wieder aufrichten, gründete an der Mündung des Nils die Handelsstadt Alexandreia, besuchte die Oase des Gottes Amon und zog dann weiter, neue Länder zu erobern.

Als er im Jahre 323 zu Babylon starb, überreichte er seinem vertrautesten Feldherrn, Perdikkas, seinen Siegelring mit den Worten: „Der Würdigste soll mein Nachfolger sein." Perdikkas bezog das auf sich, ergriff die Zügel der Regierung und setzte vor allem Statthalter in die einzelnen Provinzen des großen Weltreiches; nach Ägypten schickte er Ptolemaios, einen Nachkommen des makedonischen Feldherrn Lagos, von welchem alle Glieder der Familie Lagiden genannt werden.

Allein sehr bald entstand Hader zwischen den Reichsregenten und den verschiedenen Statthaltern, welche sich seine Oberherrlichkeit nicht gefallen lassen wollten; auch Ptolemaios empörte sich gegen ihn, und Perdikkas war genötigt, mit einem Heer nach Ägypten zu ziehen. Unsäglich waren die Leiden, welche er bei seinem Zuge durch die Wüste

der Landenge von Suez aushielt, wo ihm gebleichte Schädel täglich verkündeten, wie viele bei ähnlichen Unternehmungen früher schon hier den Tod gefunden. Seine Truppen waren im höchsten Grade gegen ihn erbittert wegen der vielen Strapazen, die sie zu erdulden hatten, und als nun ein von ihm versuchter Übergang über den Nil unglücklich ausfiel, als die Makedonen zurück geschlagen wurden, empörten sie sich und ermordeten ihren eigenen Feldherrn. So ward Ptolemaios unabhängig und selbständiger König von Ägypten. Das geschah im Jahre 320.

Die Hoffnungen des Landes hinsichtlich der vollzogenen Regierungsänderung gingen zum Teil in Erfüllung, denn unter den neuen Herrschern kehrte eine kurze Zeit des Friedens wieder ein. Die Lagiden förderten Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, und das noch nicht lange gegründete Alexandreia erhob sich schnell zur ersten Handelsstadt der alten Welt. Es zählte zur Zeit seiner Blüte beinahe eine Million Einwohner und war der Sammelplatz aller seefahrenden Nationen.

Unter den Nachfolgern Alexanders wurden Häfen verbessert, Leuchttürme angelegt, neue Seestädte gegründet; Länder, welche für den Handel von Bedeutung waren (z. B. Phoinikien, Palästina usw.), wurden erobert — es strömte ein Reichtum in Ägypten zusammen, der fabelhaft zu nennen war. Der König Ptolemaios II. hatte ein jährliches Einkommen von 40 Millionen Mark und 15 Millionen Maß Getreide und hinterließ bei seinem Tode einen Schatz von 3000 Mill. Mark. Die Insel Pharos lag zwischen zwei hervorragenden Landspitzen vor beiden Häfen Alexandreias. Der Turm war aus weißem Marmor aufgeführt, über 100 m hoch, so daß er mit dem Felsen, auf welchem er stand, nahe an 200 m Höhe hatte. Ein großes Holzfeuer, welches oben erhalten wurde, leuchtete viele Meilen weit in das Meer und zeigte den Schiffern die Einfahrt in den Hafen. — Mit Schiffen wurde ein übermäßiger Luxus getrieben; namentlich suchte ein Herrscher den andern in der Größe seiner Schiffe zu übertreffen.

Der prachtliebende König Hieron von Syrakus hatte ein Schiff bauen lassen, das für alle Häfen Italiens und Siziliens zu groß war. Es waren die einzelnen Teile am Lande fertig gemacht und dann hinaus geschafft und auf dem Meere zusammengestellt worden. Als der Koloß aber vollendet dastand in seiner Pracht und Herrlichkeit, wußte niemand, wohin damit. Alexandreia hatte den größten Hafen der Welt; so entschloß sich endlich Hieron, sein riesenhaftes Prachtschiff dem Herrn

Alexandreias, das heißt, dem König von Ägypten, Ptolemaios Philadelphos, zu schenken.

Er lud 60 000 Scheffel Korn, 10 000 irdene Gefäße voll gesalzener Fische und eine Unmasse anderer Vorräte darauf und schickte sein Prachtschiff als Geschenk dem Einzigen, der in der Lage war, es zu beherbergen. Das Schiff hatte sechzig Zimmer und Säle, eine Küche, einen Garten mit grünenden Gewächsen, einen Platz zu gymnastischen Übungen, eine Bibliothek, ein Badezimmer, einen besondern Fischbehälter, eine Menge Kammern für die Kriegsleute und Matrosen, Backöfen, Mühlen, Holzremisen und allein zehn Pferdeställe. Auch ein kleiner Tempel der Göttin Aphrodite fehlte nicht. Dabei war es mit dem größten Luxus ausgestattet. Herrliche Statuen, elf Fuß hoch, zierten das Verdeck, und die Böden der Säle stellten in kostbarer Mosaikarbeit die Belagerung der Stadt Troja dar. Es hatte drei Mastbäume und, als Kriegsschiff, eine eiserne Wand um das Verdeck, sowie neun Türme, deren höchster in der Mitte des Schiffes stand. Dieser trug die Bildsäule des Königs Atlas. Hinter der Eisenwand standen Wurfmaschinen, welche dreihundertpfündige Steine schleuderten, und Katapulten, welche vierundzwanzig Fuß lange Pfeile abschossen — d. h. Balken, die vorn spitz und mit Eisen beschlagen waren. Außen war das Riesenschiff mit Pech und Teer bestrichen und sodann bunt bemalt. Vier hölzerne und acht eiserne Anker dienten, es zu halten.




Münze des Ptolemaios.

Man nannte es anfangs den Syrakusaner, später bekam es den Namen „Alexandreia“. Die Dichter damaliger Zeit besangen dieses Wunderschiff und konnten sich nicht hoch genug versteigen zu seinem Lob und Preis, und da nun die Schriftsteller ihre Beschreibung aus diesen Dichtern schöpften oder auch auf mündliche Überlieferung gründeten — denn wir haben keine Nachrichten durch irgend jemand, der das Schiff mit eigenen Augen gesehen — so ist es sehr wahrscheinlich, daß in der Beschreibung vieles übertrieben ist.

Einen praktischen Nutzen hatten diese Schiffsungetüme nicht, denn sie waren zu schwer zu lenken, zu unbehülflich; — sie waren nur ein Zeichen des damaligen Wohlstandes, der Prachtliebe und des Geldüberflusses am Hofe des Königs.

Die neue Hauptstadt Ägyptens wurde der Sammelplatz alles Großen und Herrlichen damaliger Zeit. Auch die Künste und Wissenschaften schlugen hier ihren Sitz auf. Die größten Gelehrten aus allen Ländern strömten nach Alexandreia; es wurde eine öffentliche Bibliothek von 400 000 Buchrollen aufgestellt, eine andere Büchersammlung von 300 000 Rollen befand sich im Tempel des Osiri Hapi. Es wurde geforscht, geschrieben, übersetzt — der Ruhm der alexandrinischen Gelehrten verbreitete sich weithin über alle Länder. Auch die Kunst nahm einen neuen Aufschwung; großartige Bauten und kostbare Werke der Bildhauerkunst wurden ausgeführt — es war eine herrliche Zeit des Eifers, des rüstigen Strebens und froher Hoffnung — aber die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Schon der vierte der Lagiden führte ein so weichliches, üppiges Leben, schwelgte so in sinnlichen Genüssen und allen nur erdenklichen Ausschweifungen, daß er den Beinamen „der Schwelger" erhielt und schon im 37. Lebensjahre den Folgen seiner Unmäßigkeit erlag. Dabei war er grausam und blutgierig, ermordete seine Gemahlin und seinen Bruder; ja, das Volk erzählte sogar, daß er den eigenen Vater umgebracht habe, um schneller an die Regierung zu kommen.

Fast 200 Jahre schmachtete Ägypten unter dem Drucke schlechter Regenten, von welchen immer einer den andern in Grausamkeit und Tyrannei, in Wollust und Üppigkeit zu übertreffen suchte. Die Regierung war in den Händen von Weibern und Günstlingen.

Das Volk wurde infolge der Ausschweifungen und sinnlosen Verschwendungen seiner Könige fast erdrückt durch wachsende Lasten und Steuern, die auswärtigen Besitzungen gingen verloren, die Gelehrten wurden vertrieben, Handel, Kunst und Wissenschaft gingen wieder zugrunde; Verwandtenmord war an der Tagesordnung — auf blutgetränktem Pfade bestiegen die Könige den Thron. Das Volk ermordete verschiedene dieser Wüteriche, den einen (Ptolemaios Alexander II.) schon 19 Tage nach dem Antritte seiner Regierung; es empörte sich wiederholt, wenn es sah, wie der eine König seine Gemahlin mordete, um ihre Tochter zu heiraten, der andere sogar mit dem Blute der eigenen Mutter seine Hände befleckte; oder es verjagte die Übeltäter; — aber sie kamen, unterstützt vom Auslande, immer wieder ins Land, und so sank Ägypten immer tiefer und tiefer, bis es endlich eine Beute der alles verschlingenden Roma wurde.

Der letzte Nachkomme des Lagos auf dem Throne Ägyptens war Kleopatra VII., die Tochter des (im Jahre 52 v. Chr. Geburt ver-

storbenen) Königs Ptolemaios. Sie heiratete ihren älteren Bruder Ptolemaios XIV. und regierte einige Zeit ziemlich friedfertig mit ihm. Allein das dauerte nicht lange. Die ägyptische Königsfamilie war allen Sünden und Lastern ergeben, und das üppige, genußsüchtige Weib vertrug sich bald nicht mehr mit dem Bruder. Es entstand Streit und Hader, dann offene Zwietracht, und schließlich wurde (im Jahre 48) Kleopatra vertrieben.

Sie eilte nach Syrien und versuchte ein Heer gegen ihren Bruder zu werben. Das gelang ihr auch auf das beste, denn sie war schön und gewandt in allen Künsten der Überredung und Verführung. Bei dem einen Feldherrn spielte sie die gebeugte, vertriebene Königin, bei dem andern ließ sie ihre Tränen reichlich fließen über den bösen Bruder, der die arme Schwester verjagt: hier machte sie die stille Dulderin, dort forderte sie, einer wilden Tigerin gleich, funkelnden Auges zur Rache auf. So gewann sie alle für sich; jeder folgte ihr, und mit einem großen Heere zog sie über die Grenze gegen ihren Bruder. Dieser eilte ihr entgegen; aber noch bevor es zur Schlacht kam, erschien der römische Feldherr Julius Cäsar, welcher seinen ehemaligen Freund Pompejus verfolgte, in Ägypten und forderte beide königliche Geschwister vor sich er werde zwischen ihnen entscheiden.

Nun war kein Zweifel mehr, wer Recht bekam. Kleopatra wußte dem siegreichen Cäsar so schön zu schmeicheln, daß er ihren Bruder verbannte und ihr allein das Reich zusprach. Die Bewohner Alexandreias nahmen dies jedoch nicht so geduldig hin; sie eröffneten den Krieg gegen den anmaßenden Römer, und Cäsar war wiederholt persönlich in der größten Lebensgefahr. Das eine Mal rettete er sich durch Schwimmen, das andere Mal durch Anzünden der gesamten ägyptischen Flotte.

Aber schon im Jahre 47 ertrank Ptolemaios XIV. im Nil, der Krieg hatte von selbst ein Ende. Monate lang schwelgte Julius Cäsar im Genusse ausgesuchter Freuden. Feste folgten auf Feste; Gastmähler, Musik und Tanz, Schauspiele, Lustbarkeiten aller Art drängten eines das andere.

Endlich mußte Cäsar wieder aufbrechen, denn seines Bleibens war ja nicht in Ägypten. Kleopatra heiratete nun ihren jüngeren Bruder Ptolemaios XV. und vertrug sich einige Jahre so leidlich mit ihm. Als sie seiner aber satt war, vergiftete sie den Armen und sah sich nun nach einem neuen Genossen um.

Der Vornehmste war ihr der Liebste, und so wählte sie Kassius, welcher im Jahre 44 den Diktator Cäsar ermordet hatte und neben

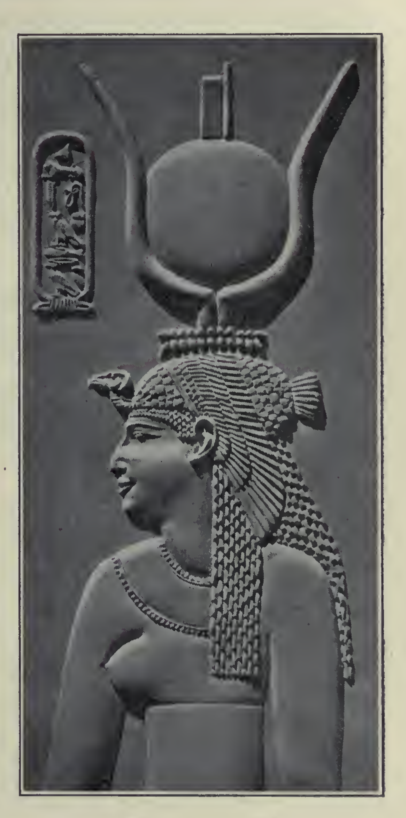
Markus Junius Brutus an der Spitze der alten Republikaner Roms stand. — Gegen diesen aber zog Antonius mit Heeresmacht aus, und im Jahre 42 verlor Kassius die Schlacht bei Philippoi und stürzte sich vor Verzweiflung in sein Schwert.

Als Kleopatra dies vernahm, erkundigte sie sich, wo Antonius zu finden sei, und da man ihr sagte, er weile in Tarsos (in Kilikien), eilte das verführerische fünfundzwanzigjährige Weib dahin, beglückwünschte den Sieger und wußte ihn so zu fesseln, daß der schwache Antonius nicht mehr von ihr lassen konnte. Aber wie erschien sie auch vor ihm! Sie brachte eine Masse Geldes, Geschenke aller Art und so reiche Kostbarkeiten mit, wie sie Antonius noch nicht gesehen hatte. Das Schiff, mit welchem sie in den Kadnos-Fluß einfuhr, war eine prächtige Galeere; der Schnabel derselben war vergoldet, die Segel waren aus Purpurstoff, Flöten- und Harfenmusik ertönte, und silberne Ruder schlugen den Takt dazu. Mitten auf dem Schiffe erhob sich ein luftiges Zelt aus golddurchwirktem Stoffe; darunter lag Kleopatra, als Aphrodite gekleidet; nette Knaben standen als Amoretten um ihr Lager und wehten ihr mit kostbaren Fächern Kühlung zu. Ihre Dienerinnen, jugendliche Mädchen, saßen, als Meernymphen verkleidet, auf dem Schiffe und Takelwerke umher. Als sie sich der Stadt Tarsos näherte, führten die Winde eine ganze Atmosphäre von Wohlgerüchen all der auf dem Schiffe verbrannten Spezereien über die Stadt, und Tausende der Bewohner strömten hinaus, die Göttin landen zu sehen. Ihr erstes war nun, Antonius und seine Feldherren zu einem Mittagsmahle einzuladen. Dabei waren alle Gefäße von Gold, das Zimmer und die zwölf Sofas strotzten von Purpur- und Goldverzierung. Antonius staunte über solche Pracht und konnte nicht Worte genug finden, seine Verwunderung auszudrücken. „Das sind ja nur Kleinigkeiten", erwiderte Kleopatra leichthin, „Mache mir die Freude, es insgesamt als Geschenk von mir anzunehmen". Der ganz von Staunen überwältigte Antonius kam am nächsten Tage wieder, brachte eine noch größere Zahl seiner Unterfeldherren mit und mußte am Ende der Tafel gestehen, daß die gestrige Pracht gegen die heutige allerdings noch gar nichts war. Wieder erhielt er das gesamte massiv goldene Tischgerät — die kostbaren Sofas wurden seinen Begleitern geschenkt. So ging es eine Reihe von Tagen fort; jedes folgende Gelage war üppiger und verschwenderischer als das vorhergehende.

Eines Abends meinte Antonius, es sei doch wohl nicht möglich, noch kostbarer zu leben, als hier in den Räumen der Königin von

Ägypten. „Warum nicht? Das ist doch leicht", entgegnete Kleopatra. „Unser morgendes Mahl wird zehntausend Sestertien kosten." — Zehntausend Sestertien aber sind über anderthalb Millionen Mark. Antonius glaubte nicht an die Ausführung und wettete mit der Ägypterin, daß ihr das absolut unmöglich sein werde.

Folgendes Tages war ein Mahl hergerichtet, welches zwar an Pracht und Verschwendung alles hinter sich ließ, was der Feldherr bis dahin gesehen hatte, aber zehntausend Sestertien, diese Summe war doch nicht erreichbar. „Nun laß uns rechnen", sprach er scherzend. „Wie hoch schlägst du die Speisen und die Weine an? Ich bin begierig, wie du die gewettete Summe heraus bringst." — „Diese Kleinigkeiten zähle ich überhaupt nicht mit", war die Antwort. „Die versprochene Summe werden wir erst noch verzehren."



Kleopatra als Isis.

In ihren Ohrgehängen trug die Königin zwei der größten Perlen, welche zu jener Zeit bekannt waren. Sie hatte dieselben mit der Krone von ihren Vorfahren geerbt, als Eigentum des Staates; jetzt ließ sie einen Becher des schärfsten Essigs bringen, warf die eine der Perlen hinein, die sich auch alsbald auflöste, verdünnte den scharfen Trunk und schlürfte ihn wohlgemut hinunter. Entsetzt sprang Plankus, der am Tage vorher bei der Wette als Schiedsrichter ernannt worden war, auf, langte mutig zu und rettete die zweite Perle vor dem gleichen Schicksale, getrunken zu werden. Als er das seltene Kleinod sicher in den Händen hatte, erklärte er die Wette für Antonius verloren, denn — alles übrige abgerechnet — fünftausend Sestertien hatte Kleopatra soeben geschluckt.

Durch solche Künste wurde Antonius gewonnen. Kleopatra ward seine Frau; er folgte ihr nach Alexandreia und führte hier ein Leben

der ausgesuchtesten Schwelgerei. Noch nicht dagewesene Vergnügungen und Genüsse wurden ausgedacht; aus einem Taumel stürzte sich das zügellose Paar in den andern, und bei den Festen wurde eine Pracht entwickelt, welche keine Beschreibung wiederzugeben vermag.

Antonius hatte schon eine Frau, die edle Oktavia, in Rom. Aber er verstieß sie seiner angebeteten Kleopatra zu Liebe und schenkte dieser eine Provinz des Römischen Reiches nach der andern, ja; endlich machte er ganz Asien, soweit es unter römischer Herrschaft stand, den vier Kindern Kleopatras zum Geschenke. Das empörte den Senat in Rom, und Oktavianus (der Bruder der Oktavia) veranlaßte eine Kriegserklärung gegen Antonius und Kleopatra. Unbekümmert um das nahende Verderben, zogen diese beiden in der Welt umher. Sie schwelgten in Babylon und Jerusalem, in Ephesos und Athen, als es aber endlich — am 2. September 31 — bei dem Vorgebirge (und der Stadt) Akteion (Aktium) zu einer Schlacht, und zwar zu einer Seeschlacht kam, nahm das Geschick eine andere Wendung. Antonius hatte 100000 Mann Fußvolk, 12000 Reiter und 500 Schiffe, Oktavianus konnte ihm keine ähnliche Macht entgegen stellen und würde höchst wahrscheinlich die Schlacht verloren haben (denn sein Gegner war ein sehr tüchtiger Feldherr), hätte sich Antonius von seiner Kleopatra trennen können. Allein das war ihm unmöglich; er nahm sie mit in die Schlacht, war auf demselben Schiffe mit ihr, und kaum hatte der Kampf begonnen, noch war nicht das Geringste entschieden, die Landheere hatten noch keinen Pfeil abgeschossen — als Antonius von einer plötzlichen Angst befallen wurde, es könne der Königin irgend ein Leid widerfahren, sie könne in der Schlacht zu Schaden kommen. Entsetzt ließ er sogleich die Segel spannen und verließ mit Kleopatra und sechzig Schiffen die Schlacht.



Kleopatra. Antonius.

Bildnisse der Kleopatra und des Antonius auf einer Silbermünze des Berliner Museums.

Die Unterfeldherren trauten ihren Augen kaum; niemand begriff die Ursache der Flucht; die Landtruppen waren noch gar nicht an einander geraten — Antonius hatte nichts verloren und floh doch. Die Folge war, daß die Flotte sich auflöste, ein Teil der Schiffe ihm folgte, ein anderer sich dem Oktavianus ergab, und daß das ganze Landheer zum Feinde überging — der Feldherr hatte es ja verlassen.

In Ägypten kam er wieder zur Besinnung, aber Heer und Flotte hatten sich bereits dem Sieger ergeben — was war nun noch zu machen? Antonius schickte Boten zur Unterhandlung mit Oktavianus ab — — und die treulose Kleopatra ließ durch dieselben Boten dem siegreichen Feinde heimlich Anträge machen, welche sie sicher stellen und Antonius verderben sollten.

Oktavianus verlangte den Tod oder die Auslieferung des Antonius.

Was tat nun das falsche Weib? Es wartete vorerst ab, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden, entschlossen, dem sich zuzuwenden, der endlich Sieger bleiben würde.

Oktavianus kam nach Ägypten, eroberte die Grenzfestung und zog gegen die Hauptstadt. Da versuchte Antonius noch einmal sein Glück; er rückte dem Feinde entgegen und griff ihn an. Allein Heer und Flotte verließen ihn; eine Legion nach der andern, ein Schiff nach dem andern ging zum Gegner über, und Antonius kehrte allein und verlassen nach Alexandreia zurück.

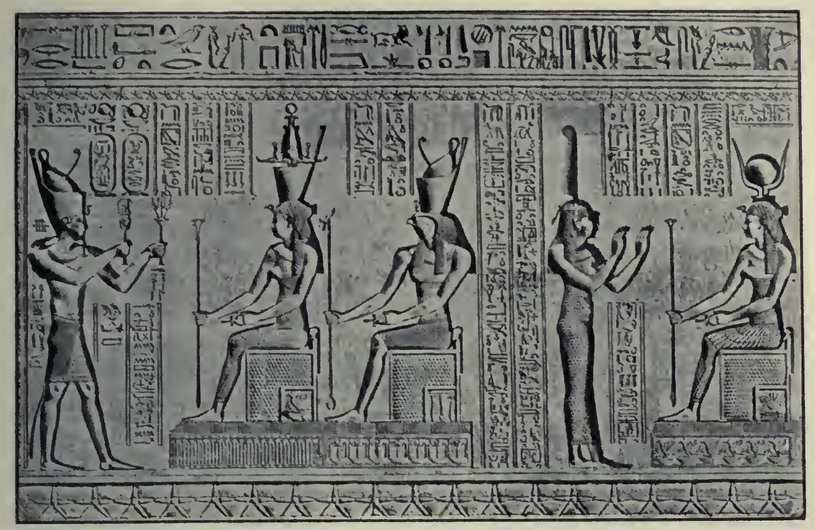
Hier erfuhr er zu seinem Entsetzen, Kleopatra habe sich in das Grabmal, welches sie sich in der Nähe des Isitempels hatte erbauen lassen, mit allen ihren Schätzen und Kostbarkeiten zurück gezogen, habe ihre beiden Kammerfrauen und eine große Masse von Werg mitgenommen und erklärt, sie werde sich mit ihrer ganzen Habe verbrennen; auch habe sie sich zwei Fackeln bringen lassen, die Tür von innen verschlossen — und jetzt sei es ganz still. Antonius zweifelte keinen Augenblick, daß die Königin von Ägypten den Flammentod gestorben, wollte sich nicht an Heldenmut von ihr übertreffen lassen und stieß sich sein Schwert in die Brust.

Jetzt erschien Kleopatra an den Fenstern ihres Grabgebäudes, ließ Antonius einladen, zu ihr zu kommen, und nachdem er bis an die Tür getragen worden, ließ sie ein Seil herab, an welches man den zum Tode Verwundeten band. Mit Hülfe ihrer Kammerfrauen zog sie ihn hinauf — zu ihren Füßen hauchte er sein Leben aus.

Nun zog Oktavianus in Alexandreia ein, und die Königin hoffte, ihn für sich zu gewinnen, wie sie bisher noch jeden gewonnen hatte. Aber dieses Mal hatte sie sich verrechnet. Oktavianus war für alle ihre Schmeicheleien unzugänglich. „Du wirst meinen Einzug in Rom schmücken; mit Ketten gefesselt sollst du hinter meinem Triumphwagen hergehen.“ Das war zuviel für die stolze Kleopatra! Lieber den Tod als solche Schmach! Allein der römische Feldherr ließ sie scharf bewachen; sie konnte weder fliehen noch Hand an ihr Leben legen. Und

doch blieb ihr jetzt nur noch der Tod, wenn sie nicht, verhöhnt und verspottet, den Siegeseinzug ihres Überwinders schmücken wollte. Auf ihre Bitte brachte ihr eine ergebene Dienerin, welche täglich ihr Zimmer mit frischen Blumen schmücken mußte, auf dem Boden eines kostbaren Körbchens, mit duftenden Blumen bedeckt, zwei giftige Schlangen. Jetzt war sie Herrin ihres Lebens. Sie hielt die Nattern an ihre Brust — die Tiere bissen zu — Oktavianus mußte seinen Triumpheinzug in Rom ohne die gefangene Königin halten.

Es war im Jahre 30 v. Chr. Geb., als Kleopatra, erst 39 Jahre alt, auf diese Weise freiwillig ihrem Leben ein Ende machte. Ihren ältesten Sohn, Cäsarion, der Julius Cäsar zum Vater hatte und rechtmäßiger Thronerbe war, ließ Oktavianus hinrichten, Ägypten aber verlor seine Selbständigkeit und wurde eine römische Provinz.



Skulpturen von Dendera. (Kaisaros Augustus Autokrator verehrt die Götter Qemets.)

3. Rom als Gebieterin am Nil.

Als Ägypten von den Römern erobert war, wurden auch in Italien hie und da Tempel der ägyptischen Götter errichtet und zum Teile sehr fleißig besucht. Die Ägypter waren eben doch ein sehr gelehrtes, sehr weises Volk, sie mußten also auch vortreffliche Götter haben, und mancher dachte: „Ich will's doch einmal bei der großen Isis versuchen, die scheint mir eine sehr mächtige Göttin zu sein.“ So verehrte man ägyptische Götter — natürlich sinnlos, ohne irgend ein Verständnis. Man baute der Isis Tempel und wußte nicht, wer sie war.

Der Dienst der ägyptischen Götter verbreitete sich auch nach anderen Ländern. Die Römer hatten den Gebrauch, die Götter eines von ihnen unterjochten Volkes unter die Zahl derjenigen aufzunehmen, die öffentlich verehrt werden durften, und das machte auch nicht die geringste Schwierigkeit oder Verwirrung. Die verschiedenen Götter bestanden neben einander, und wem keine seiner Nationalgottheiten wohl wollte, der konnte sich an eine andere wenden; das hatte durchaus kein Bedenken. Mit dem Gotte der Christen war es natürlich etwas ganz anderes. Diese sagten: „Alle eure Götter sind nichts, gar nichts; es gibt nur einen einzigen Gott, und der ist der unsere.“ Daher konnte dieser Gott nicht neben den anderen bestehen; darum der Kampf des Heidentums und Christentums, bis dieses letztere den Sieg davontrug und alle alten Götter von ihren Thronen stürzte.

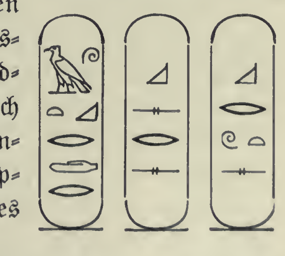
Einer der Ptolemäer hatte ein großes Götterbild von Asien her nach Alexandreia bringen und dort im Tempel des Osiri Hapi aufstellen lassen. Man fragte: „Was soll das?" — Antwort: „Das ist euer Osiri Hapi, wie man ihn in Sinope in Asien gemacht hat." Natürlich war es das Bild eines ganz anderen Gottes, aber der König wollte es verehrt haben, ließ den alten, kleinen Tempel abreißen, an seine Stelle einen neuen, überaus prachtvollen und großen setzen, das Bild hinein stellen und blieb dabei, es sei Osiri, der Richter der Unterwelt, und in Hellas und in Italien wurden später dem neuen Gotte Tempel errichtet. In Rom allein standen vier Tempel dieses Sarapis, und besonders Kaiser Karakalla war ein großer Verehrer dieses Gottes. Die Bildsäule stellte einen in ein langes Gewand gewickelten Mann dar, um welchen sich eine Schlange wand; er trug einen großen Bart, dicke Locken und ein Getreidemaß (einen Scheffel) auf dem Haupte; in einigen Tempeln hatte er neben sich den dreihäuptigen griechischen Kerberos, den Wächter der Unterwelt. Die Bildsäule war nicht ägyptisch, Kerberos aber kennzeichnete sie ganz deutlich als den Gott der Unterwelt, der allerdings bei den Griechen und auch bei den Römern in gewissem Betrachte dem ägyptischen Osiri Hapi entsprach. Ebenso war der Gottesdienst ein Gemenge verschiedener Gebräuche, bei welchen nichts ägyptisch war als das Sistrum, mit welchem man über die Gebühr lärmte. — Har pa Chrate (Har, das Kind) war der jüngste Sohn Osiris. Die Griechen zogen den unverstandenen Namen in Harpokrates zusammen, machten aus ihm einen Gott des Stillschweigens (weil Har — als Kind — abgebildet ist, wie er den Finger in den Mund steckt; die Fremden aber meinten, er lege bedeutungsvoll den Finger auf die geschlossenen Lippen) und errichteten ihm auch in ihrer Heimat Tempel. Ebenso verbreitete sich sein Dienst über ganz Italien, und besonders in Rom setzte er sich sehr fest. Infolge der bei der sinnlosen Verehrung eines unverstandenen Gottes vorkommenden Ausschweifungen wurde der Dienst des Harpokrates wiederholt verboten; seine Priester wurden mehrere Male mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt, aber immer wieder von neuem füllten sich die Tempel des kleinen Gottes.

Es war klar, für die damalige Bildungsstufe der Römer genügten die griechischen und römischen Götter nicht mehr. Man griff nach anderen. Diese wurden, als unverstanden, nur noch schneller zum Gespötte der Gebildeten. Das Bedürfnis einer geistigen Religion machte sich immer mehr geltend, und es konnte natürlich nicht durch die ägyp-

tische befriedigt werden, denn die Römer kannten ja nur die Fabeln dieser Religion.

Zu tausenden waren in den letzten 500 Jahren die Ägypter hingemordet worden; man hatte sie geplündert, beraubt, von Haus und Hofe verjagt; Fremde hatten zum Teil ihre Stätten eingenommen; große Scharen von Persern, Griechen und Juden waren in das Land gezogen; ägyptischer Brauch, ägyptische Sitte ward mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, das Fremde machte sich geltend. Die Griechen lernten zwar mit der Zeit die ägyptische Sprache, aber nicht die Schrift; sie konnten sprechen und verstehen, aber nicht die Hieroglyphenschrift lesen und schreiben; selbst die demotische Schrift zu entziffern, fiel ihnen zu schwer. Da die Griechen aber die gebietenden Herren waren, mußte man sich nach ihnen richten, und so ward es allmählich Brauch, das Ägyptische mit griechischen Buchstaben zu schreiben. Das ist, was wir heute das Koptische nennen — ägyptische Wörter in griechischen Lautzeichen ausgedrückt. Diese Schrift ward im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt und wird noch jetzt von den (übrigens arabisch redenden) christlichen Kopten zu religiösen Zwecken verwandt, etwa wie in der römisch-katholischen Kirche das Lateinische. Es sind bei ihnen noch sämtliche biblische Bücher des Alten und Neuen Testamentes erhalten und noch ziemlich viele liturgische und hymnologische Schriften in jenem griechisch geschriebenen Ägyptisch.

Die römischen Imperatoren führten als Herren von Ägypten nicht den Titel „Sohn des Ria“, sondern nannten sich „Autokrator (Selbstherrscher) und Kaisaros“ (Cäsar); Klaudius also z. B. wurde so geschrieben



wobei das R (der Mund) im dritten Namensringe für L zu lesen, wie beide Laute mundartlich wechselten. Im Übrigen schlossen sich die römischen Kaiser vorzugsweise dem einheimisch-ägyptischen Stile an, wofür die Skulpturen vom Tempel von Dendera ein beredtes Zeugnis ablegen (vgl. S. 383).

Die Taten der römischen Imperatoren sind bekannt; mit Blute sind sie in die Jahrbücher der Geschichte geschrieben, und Ägypten hatte nicht am wenigsten unter ihnen zu leiden. Unter Kaligula (37 bis 41 n. Chr.) fand eine furchtbare Judenverfolgung in Alexandreia statt,

zu der man den Vorwand aus dem Umstande nahm, daß die Juden in ihren Synagogen keine Bildsäule des Kaisers aufgestellt hatten, um ihr göttliche Ehre zu erweisen. Man denunzierte sie als Rebellen, fiel in den Straßen über sie her, mordete sie, zerstörte ihre Synagogen und plünderte ihre Privatwohnungen.

Als im Jahre 211 Karakalla seinen Bruder Geta eigenhändig ermordet, seine Stiefmutter geheiratet und den Thron des Oktavianus bestiegen hatte, erfuhr er, daß man in Alexandreia deshalb beißende Epigramme auf ihn gemacht habe. Er verbarg seinen Ärger und bereitete eine Rache vor, die eines Römers würdig war. Nach fünf Jahren ließ er von Antiochien aus die Botschaft nach Alexandrien ergehen, er werde mit großem Pompe daselbst eintreffen und im Sarapistempel opfern. Und so geschah es auch; der kaiserliche Hof entwickelte die höchste Pracht; glänzende Feste wurden gefeiert, Lustbarkeiten aller Art veranstaltet, es gab so viel zu sehen, daß Tausende aus der Nähe und Ferne in die Stadt eilten, ihre Neugierde und Schaulust zu befriedigen. Niemand ahnte das Verderben, welches verräterisch hinter dieser Komödie lauerte.

Eines Tages ließ Karakalla bekannt machen, die ganze waffenfähige Jugend solle sich auf einer Ebene vor der Stadt am morgenden Tage einfinden, um eine ägyptische Phalanx zu bilden; die Standarten sollten feierlich überreicht, die Hauptleute ernannt und die Einreihung in die siegreiche römische Armee mit vollem Glanze vollzogen werden. Tausende fanden sich ein, denn jeder wollte teil an der Ehre haben; noch viel größer aber war die Zahl der Zuschauer. Karakalla ging die Reihen entlang und musterte die stattlichen Jünglinge; das Lächeln der Zufriedenheit strahlte von seinem Antlitze. Aber während er, begleitet von seinen Garden, die künftige ägyptische Phalanx beaugenscheinigte, marschierten die zur kriegerischen Festlichkeit mitgebrachten Regimenter hin und her und hatten endlich um die ganze Menschenmasse ein fest geschlossenes Viereck gebildet; der Imperator zog sich mit seinen Garden hinter die Truppen zurück, gab das verabredete Zeichen — die Speere flogen, die Pfeile pfiffen, Schwerter klirrten, Wehklagen und Geschrei erfüllte die Luft; jammernd und händeringend fielen die Mütter auf die Kniee und flehten um das Leben ihrer Kinder, die sie mit zu dem Schauspiele heraus gebracht hatten — es gab kein Erbarmen: Alle wurden nieder gemetzelt, alle, vom Säugling in der Mutter Arm bis zum Greise, der gebückt am Stabe ging. Das Wasser des Nils war bis zu seinem Einflusse in das Meer blutrot gefärbt. Warum hatten die



Ägypten zur Zeit der römischen Herrschaft.

Alexandriner sich erlaubt, den Kaiser zu tadeln, daß er seinen Bruder ermordet! Ein römischer Imperator darf solches tun!

Ein Jahr später (217 n. Chr.) wurde Karakalla von dem Feldherrn Makrinus erdolcht, der dann sich zum Kaiser machte, aber nach 14 Monaten ebenfalls eines gewaltsamen Todes starb.

Fortwährend war Unterägypten der Schauplatz blutiger Kämpfe; Bewerber um die Kaiserkrone fochten hier ihre Ansprüche aus, fremde Völker brachen hier am liebsten ein.

Den härtesten Schlag erlitten die Ägypter durch die gewaltsame Abschaffung ihrer Religion und durch die Einführung des Christentums. Kaiser Konstantinos schickte einen christlichen Statthalter nach Alexandrien und gebot, daß weder neue Götterbilder aufgerichtet, noch angefangene Tempel ausgebaut werden durften, daß jede Stadt einen bestimmten Teil ihres Einkommens an die christlichen Kirchen und Geistlichen abgeben mußte. Kostbare Götterbilder und Weihgeschenke wurden dem kaiserlichen Schatze einverleibt.

Da das Volk sich aber nicht so leicht von seiner alten Religion abbringen ließ, erschien im Jahre 353 n. Chr. der Befehl, sofort alle Tempel zu schließen und mit dem rächenden Schwerte jeden nieder zu schlagen, der sich noch unterfangen würde, Opfer zu bringen. Das Vermögen der Hingerichteten aber solle dem Staatsschatze zufallen. Gleiche Strafe solle die Vorsteher der Provinzen treffen, wenn sie den kaiserlichen Befehl nicht mit aller Strenge ausführten.

Und die kaiserlichen Beamten vollzogen mit wahrhaft unersättlicher Raubgier den grausamen Befehl; jede feindselige Anzeige, daß dieser oder jener heimlich den alten Göttern des Landes geopfert oder das Orakel befragt, war ihnen willkommen.

Kaiser Theodosios, der Große genannt, erließ sogleich nach seinem Regierungsantritte am 27. April 380 den Befehl, daß alle seine Untertanen ohne Ausnahme den christlichen Glauben anzunehmen hätten, und es begann nun eine regelrechte Verfolgung aller Anhänger der alten Religionen. Mit Feuer und Schwert wurde das Christentum ausgebreitet.

Allein der Widerstand des Volkes war ein unglaublicher. „Unsere Götter haben uns Jahrtausende hindurch beschützt, unter ihnen ist Ägypten reich und geehrt, groß und mächtig gewesen — warum sollen wir nun andere annehmen?“ So sprach das Volk.

Aber selbst die Verkünder der Lehre Jesu vergaßen seine Gebote, und der hohe Sinn des Stifters der christlichen Religion schien zeit-

weilig gewichen von seinen Stellvertretern auf Erden. So ließ im Jahre 389 Theophilos, Bischof von Alexandrien, die altehrwürdigen Götterbilder auf den Marktplatz stellen und öffentlich verhöhnen, und dadurch kam es zu einem heftigen Straßenkampfe zwischen Heiden und Christen, der auf beiden Seiten vielen das Leben kostete. Schließlich zogen sich die Heiden auf einen niedrigen Hügel zurück und verschanzten sich dort in dem Tempel des Osiri Hapi. Ein Tempel von einer solchen Ausdehnung, mit solchen Mauern und Pylonen war eben eine kleine Festung. Begeisterte Anhänger der alten Religion ermahnten das Volk, für seine Götter zu kämpfen und, wenn es sein müsse, zu sterben.

Jetzt wandte sich der stutzig gewordene Statthalter nach Rom um Verhaltungsbefehle. Es kam die Anweisung: „Sämtliche Tempel des ganzen Landes sollen als die Ursache der Volksaufstände sofort zerstört werden." Nun wurde der große Tempel belagert und förmlich gestürmt. Wer von seinen Verteidigern lebendig in die Hände der Stürmenden fiel, wurde mitleidslos umgebracht; die meisten fanden den Tod im Kampfe für ihren Glauben. Der Tempel aber wurde bis auf den Boden zerstört, völlig von der Erde vertilgt und mit ihm eine Bibliothek von 300 000 Papyrusrollen.

Mit ihm ging eine unermeßliche Fülle von Kunstschätzen, Kostbarkeiten und edlem Metalle, wie sie kein anderes Gotteshaus der Welt mehr aufzuweisen hatte, verloren. Er war nach dem römischen Kapitol der prachtvollste Bau, der größte und reichste Tempel auf der ganzen Erde gewesen!

Von Alexandreia aus zogen Roms Kohorten durch das ganze Land, schlugen den Widerstand der Heiden mit Waffengewalt nieder und zerstörten alle Tempel, groß und klein, alle — vom Meere bis gen Philä. Und um den Sinn des Volkes völlig zu beugen, wurde am 24. Februar 391 befohlen: „Wer in den Ruinen eines Tempels betet, soll fünfzehn Pfund Gold als Strafe bezahlen, und dieselbe Strafe trifft jeden, der ein solches Verbrechen erfährt und nicht sogleich zur Anzeige bringt."

Es ist eine traurige Wahrheit, daß von allen Leidenschaften, welche die Menschheit erzittern machen, der religiöse Fanatismus die entsetzlichste ist. Um die alte Religion des Landes mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu verhindern, daß ein Anhänger des alten Glaubens, wenn auch nicht in öffentlichen Tempeln, so doch in seinem eigenen Hause den Göttern seiner Väter opfere, erschien am 10. November 392 ein Dekret des Kaisers Theodosios, welches befahl, daß jedes Haus, in welchem geräuchert, jeder Acker, auf welchem ein Altar errichtet würde,

sofort dem rechtmäßigen Besitzer zu entreißen und dem kaiserlichen Schatze einzuverleiben sei. Besondere Preise wurden noch bestimmt für die Angeber und besondere Strafen für die Mitwissenden, welche nicht Anzeige machten. Infolge solcher Maßregeln verließen endlich viele Tausende der geplagten Landeskinder ihre alten Götter, denen sie nun nicht mehr dienen konnten, und bekannten sich zu dem neuen Glauben.

Bald machten die römischen Kaiser noch eine wichtige Entdeckung. Die alten, nun zerstörten Tempel hatten große Besitzungen und bedeutende Einkünfte. Bekanntlich gehörte in Ägypten der dritte Teil sämtliches Grundes und Bodens der Priesterschaft, d. h. er wurde verpachtet und der Pachtzins zum besten des öffentlichen Gottesdienstes und seiner Diener, sowie zur Förderung der Wissenschaft angewendet, denn die Priester waren ja die Gelehrten, Astronomen, Geschichtschreiber des Landes usw. Im Jahre 407 wurde aber befohlen: „Die Jahreseinkünfte der Tempel sollen dem Unterstützungsfonds zufallen und vorzugsweise Unseren getreuen Soldaten zugute kommen.“ Die getreuen Soldaten waren nur zu eifrig bemüht, alles, was ihnen zugute kommen sollte, aufzusuchen und einzutreiben.

Acht Jahre später ging man noch weiter und vereinigte sämtliche Tempelgüter mit den Krongütern des Kaisers; aus allen Städten des Landes wurden aber die ehemaligen heidnischen Priester, wenn sie nicht offen zum Christentume übertraten, verjagt; kein Priester der alten Religion durfte mehr in einer Stadt wohnen. Aber auch, wer nie ein Priesteramt bekleidet, war seines Eigentums und seines Lebens nicht mehr sicher. In Alexandreia lebte eine heidnische Philosophin Hypatia, die ein Muster der Tugend und Weisheit war und deshalb allgemein geachtet und verehrt wurde. Daß sie sich aber nicht taufen ließ, konnte ihr die glaubenswütige Partei nicht verzeihen. Unter Anführung eines gewissen Petrus paßte man ihr einst (im J. 415) auf, riß sie aus ihrem Wagen, schleifte sie durch die Straßen in die Kirche, mordete sie da zur Ehre Gottes auf scheußliche Weise, zerstückelte den Leichnam gliedweise mit Austerschalen und verbrannte ihn zuletzt.

So wütete man gegen die armen Heiden. Kam die Pest ins Land, so hieß es: „Daran sind die fluchwürdigen Götzendiener schuld!“ Der Pöbel fiel über sie her und ließ seinen Zorn an ihnen aus. Erreichten die Nilüberschwemmungen nicht den gewünschten Grad, so sprach man: „Das ist wieder die Schuld der Heiden! Wenn sie nur alle vertilgt wären vom Erdboden!“ Schlechte Witterung, Mißwachs, Hungersnot — alles hatten die Heiden verursacht.



Mumienporträts aus dem Fajjûm. Nach Graf, „Antike Porträtgalerie“.

Gegen diese Verfolgungssucht flüchteten sich die wenigen Standhafteren in die Berge, die Schwächeren hatten längst nachgegeben; — bis zum Jahre 500 n. Chr. war auch wohl der letzte Ägypter durch Überredung oder durch Gewalt zum Christentume gebracht worden. Was von Tempelüberresten noch brauchbar war, wurde zu christlichen Kirchen benutzt und eingerichtet.

Während dieses Vertilgungskrieges gegen ihre Religion hatten die Ägypter noch fortwährend Kreigsdrangsale aller Art zu erdulden. Bald von dieser, bald von jener Seite kam das Unheil über sie. Der Krieg zwischen Zenobia, der Königin von Palmyra, und dem Kaiser Klaudius wurde z. B. in Ägypten ausgefochten. Im Jahre 273 verleitete ein sehr reicher Bürger Alexandriens, namens Firmus, das Volk, sich vom römischen Kaiser loszusagen und ihn selbst zum Kaiser auszurufen. Aber Aurelianus zog mit einem Heere heran, schlug den Gegenkaiser Firmus in einer blutigen Schlacht und ließ ihn hinrichten. — Siebzehn Jahre später (290) bemächtigte sich Achilles der Herrschaft über Ägypten und wußte sie sechs Jahr hindurch zu behaupten. Kaiser Diokletianus mußte die Stadt Alexandreia acht Monate lang belagern, bis es ihm endlich gelang, sie zu erstürmen. Sie wurde abermals geplündert und das ganze Land von den Römerscharen vollständig verwüstet. So versank das herrliche Land in Trümmer.

Durch einen Zufall sind wir in die Lage gekommen, uns eine Vorstellung davon machen zu können, wie in der Römerzeit die Bevölkerung Unterägyptens etwa ausgesehen hat. Im Jahre 1877 stießen Fellachen in den Trümmern der Stadt Arsinoe im Fajjum auf die Mauern eines großen Gebäudes, und als sie innerhalb derselben die ausgezeichnete Düngererde ausräumten, auf ein ganzes Archiv von Papyrustexten, deren Entstehung den Zeitraum von der 19. Dynastie bis etwa zum Jahre 1400 n. Chr. umspannt. Dieser Fund gewährt einen ungeahnten Einblick in die Zusammensetzung der Bevölkerung, ihre Kultur und Lebensweise. Ergänzend traten zu diesem Funde bald noch ähnliche, und in der Gegend von Hawara (vgl. S. 33) fand man ein Grabfeld mit Porträts der Verstorbenen, in Leimfarben auf Holz gemalt. Diese Porträts waren an der Stelle über dem Gesichte in die Mumien hinein gewickelt, wie man früher Goldmasken statt der Holztafeln verwendete.

Auffallend ist an diesen Gesichtern das große, weitgeöffnete Auge, das oft einen leidenden, überreizten Ausdruck zeigt und eine treffliche Illustration der seelisch aufgeregten Charaktere der ersten nachchristlichen



Porträt aus einem Grabe des Fajjûm. Nach Graf, „Antike Porträtgalerie.

Jahrhunderte darbietet. Die Dargestellten sind überwiegend griechischer oder römischer Abkunft, daneben ägyptischer und nubischer, auch asiatischer, wozu auch die in den Papyrusfunden überlieferten Namen

vortrefflich stimmen. Die Künstler waren offenbar Griechen, und unsere Bilder sind die einzigen Reste der griechischen Porträtmalerei. —

Elfhundert Jahre nach der Eroberung durch Kambudschija kamen — im Jahre 616 — abermals die Perser, über die damals der Sassanide Chusraw II herrschte, und eroberten unter ihrem Feldherrn Schahr-warāz Ägypten. Alexandrien wurde genommen und nun ging es Nil aufwärts bis an die nubische Grenze unter stetiger Plünderung. Kaiser Heraklios kaufte ihnen um schweres Geld den Frieden ab, und sie zogen wieder von dannen, aber schon wenige Jahre danach — 640 — kam die Heeresmacht der Araber und machte der römischen Herrschaft in Ägypten für immer ein Ende.



Silber-Drachme Königs Chusraw II.



4. Die Araber und der Islam.

Der arabische Feldherr Amr Ibn el Aßi hatte auf einer Reise Ägypten besucht und eine lebendige Anschauung gewonnen von dem glühenden Hasse, welchen die Eingeborenen gegen ihre fremden Unterdrücker hegten. (Dieser Haß beruhte nicht zum wenigsten auf Glaubensverschiedenheiten, da die Ägypter im wesentlichen einer anderen Sekte angehörten als die Griechen.) Daraus hatte er den Schluß gezogen, es könne nicht schwer sein, das Land zu erobern, denn es gelte ja nur, die Heere zu besiegen, aber nicht das Volk. Er bat den Chalifen Omar um die Erlaubnis zu dem Kriegszuge, und drang so lange in ihn, bis dieser verfügte: „Zieh hin, erwarte jedoch noch weitere Befehle."

Jener zog ab, der Chalife überlegte die Sache und stellte den Entscheid endlich dem Willen Allahs anheim. Er schrieb an seinen Feldherrn: „Wenn du diesen Brief erbrichst und bist bereits über die Grenze geschritten, so geh in Allahs Namen vorwärts und unterwirf das Land; hast du aber noch nicht die Grenze erreicht, so kehre auf der Stelle um und komm zurück. Allah wird's fügen." Als der Bote mit dem Briefe ankam, fragte Amr besorgt: „Weißt du den Inhalt?" denn er fürchtete den Befehl zur Umkehr, da seine Armee nur 4000 Mann stark war und Omar diese Zahl für zu klein hielt. Der Bote sagte, was er wußte. Freudig rief Amr: „So eilt mir's nicht, den Befehl zu lesen. Vorwärts! Vorwärts! Und zog weiter, bis er die Grenze im Rücken hatte, dann erbrach er den Brief und — marschierte abermals weiter.

Drei Schlachten wurden geschlagen; Memphis ergab sich bereitwillig, dann ging der Zug nach Alexandrien. Dieses aber mußte wegen

seiner überaus günstigen Lage vierzehn Monate lang belagert werden. Der schon mit dem Tode ringende Kaiser Heraklios sandte zu Schiffe Hülfstruppen und Lebensmittel und bemühte sich redlich, den letzten Stützpunkt seiner Macht zu halten. Als aber nach seinem Tode Thronstreitigkeiten ausbrachen, warteten die Alexandriner vergeblich auf Unterstützung und endlich im Dezember 641 hielt Amr seinen Einzug.

Die neue Herrschaft fand ihren äußeren Ausdruck in einem moslemischen Gotteshause, der Moschee Amrs. Die Säulen dazu nahm man aus den Bauten der Römer, legte auf ihr Kapitell einen Würfel, wie er zumal in späterer Zeit der ägyptischen Kunst üblich geworden war, und schwang von Säule zu Säule einen persischen Hufeisen-Spitzbogen — ein förmliches Symbol der arabischen „Kultur", deren Teile von allen Seiten her zusammen gestohlen waren. Selbst der Grundriß mit seinen Säulengängen um einen Hof herum, die darauf folgende Säulenhalle mit dem Allerheiligsten an der hinteren Wand, entsprach dem ägyptischen Vorbilde. Die schlanken Minarets, die Türme für den „Rufer zum Gebete", sind den babylonischen Stufentürmen entsprungen, deren Gestalt in der Perserzeit sich nach oben immer mehr verjüngte. (Vgl. z. B. das Bild der Ibn-Tulun-Moschee, S. 399.) Gerade in Ägypten hat übrigens der Islam eine große Zahl bedeutender Moscheenbauten hervorgebracht.

Doch es war unter arabischem Szepter nicht besser als unter römischem. Jetzt wurde wieder das Christentum verfolgt und ausgerottet, dagegen der Islam schonungslos eingeführt. — Jedem Ägypter wurde eine neue jährliche Steuer von zwei Goldstücken auferlegt, die für jeden Kopf — Mann, Weib, Kind, Knecht, Magd — bezahlt werden mußte, eine fast unerschwingliche Last für viele Tausende. Aber wer nicht bezahlte, dessen Leben wurde bedroht, oder er ward als Sklave verkauft.

Das war der Anfang der Herrschaft der Araber, zu denen die Ägypter so willig abgefallen waren; so regierten die Beherrscher der „Gläubigen", und wie der Anfang, so der Fortgang. Statthalter empörten sich gegen die Chalifen und wurden wieder unterjocht — wer aber am meisten bei solchen Kämpfen litt, das waren die Bewohner des in den Staub getretenen Landes.

Im Jahre 870 benutzte der Statthalter von Ägypten Achmed Ibn Tulûn eine günstige Gelegenheit, sich von dem in Baghdad residierenden Chalifen loszusagen und Ägypten zum unabhängigen Sultanat zu machen. Er war ein äußerst tätiger Mann, führte glückliche Kriege mit Nachbarvölkern, brachte enorme Reichtümer ins Land und gewann des



Amr-Moschee in Kairo.

Volkes Ehrfurcht hauptsächlich durch eine blendende Prachtliebe und eine nie ermüdende Bautätigkeit. Zeuge dieser Tätigkeit ist heute noch in Alt-Kairo (denn das jetzige, eigentliche Kairo wurde erst 100 Jahre später gegründet) die von ihm nach dem Vorbilde der Káaba in Mekka erbaute prachtvolle Moschee.

Die Familie der Tuluniden wird im Jahre 904 schon wieder gestürzt, verschiedene Herrscher gebieten an des Niles Strande, bis im Jahre 969 die Fatimiden an die Regierung kommen.

In diese Zeit fällt auch die Gründung Kairos, der künftigen Hauptstadt des Landes. Die bisherige Hauptstadt war Fostat (d. i. Zelt), der Ort, welchen wir jetzt Alt-Kairo nennen; ihr eigentlicher arabischer Name ist Masr el Atike, und die Juden leiten diesen Namen her von Mizraim, dem Enkel Noahs und Sohne Chams, der dieses Städtchen erbaut haben soll. Im Jahre 972 beschloß Giauher, Feldherr des Chalifen El Moës, eine neue Stadt in der Nähe, aber eine halbe Stunde vom Strome entfernt, zu gründen. Er steckte den Platz mit Pfählen ab, zog von einem Pfahle zum andern ein Seil und befestigte Glöckchen daran. Nun befahl er, die Maurer sollten sich bereit halten, den Grundstein zu legen und auf allen Seiten die Mauern zu beginnen, sobald er das Zeichen dazu gebe; er wolle sehen, wann die Sterne günstig und glückverheißend stünden, dann wolle er sogleich verabredetermaßen die Glocken ertönen lassen. — Nun setzte sich aber unglücklicherweise ein Rabe auf das Seil, als gerade der Planet Mars — arabisch Qaher — aufging; die Glöckchen erklangen, die Maurer legten schnell den Grund, und es war geschehen, was El Moës nicht wollte, denn der Mars wurde für einen unheilbringenden Stern angesehen. So kam die neue Stadt zu dem Beinamen El Qáhira, d. h. die Siegreiche, ihr ursprünglicher Name aber war auch Masr, und heute noch heißt sie bei den Türken und Arabern Masr el Qahira und verdient auch diesen Namen, denn siegreich hat sie dem Drängen gar manches Feindes widerstanden.

Auch El Moes hat wieder eine bedeutende Moschee, El Azhar, „die Blühende", gegründet, eine der ersten Hochschulen des Islams, die es auf eine Bibliothek von 2500 Bänden brachte.

Die Araber waren mehr und mehr im ungewohnten Wohlleben erschlafft, und einwandernde Türkenstämme stellten die Heere, mit denen die mancherlei Kämpfe um die Obergewalt geführt wurden. Einer seldschukischen Türkenfamilie gelang es, das wichtige Amt des Wesirs am ägyptischen Hofe zu erlangen. Im Jahre 1168 kam Salah-ed-din Jusuf, der bekannte Saladin der Kreuzzüge, in diese Stellung und

stürzte drei Jahre später den letzten Fatimiden, indem er selbst das Sultanat Ägyptens in Besitz nahm. Seine Nachfolger heißen nach seines Vaters Ejub Namen die Ejubiden.

Zur Zeit der Kreuzzüge kamen die Kreuzfahrer nach Ägypten und wollten nun mit Gewalt wieder christlich machen, was durch fünfhundert Jahre des Drängens und Überwältigens zum Islam „bekehrt“ worden war. Und welches waren die Mittel dieser zweiten Bekehrung? Wieder Mord, Brand, Krieg und Verwüstung. Am 5. November 1219



Halle und Hof der Moschee Ibn-Tulun in Kairo. Nach Gailhabaud.

eroberte Graf Wilhelm von Holland nach einer langen Belagerung Dumiât (Damiette), das sich mit dem Mute der Verzweiflung gewehrt hatte. Jetzt baten die Araber um Frieden, aber stolz wurden sie von den Christen abgewiesen, die nichts vom Frieden wissen wollten, bevor nicht wenigstens die Hauptstadt Kairo in ihrer Hand sei.

Hoffnungsvoll und siegesgewiß rückte das Heer dorthin vor, aber mit der Belagerung Kairos wollte es nicht recht vorwärts gehen — die Feinde hatten sich beträchtlich verstärkt, und jetzt trat der Nil aus und brachte den Grafen Wilhelm in die furchtbarste Verlegenheit; es wäre nun den Arabern ein Kleines gewesen, ihn mit seiner ganzen Armee zu vertilgen. Jetzt bat er um Frieden und erhielt auch einen solchen

auf acht Jahre bewilligt, freilich unter sehr nachteiligen Bedingungen. Das war unter der Regierung des Chalifen Melik el Kâmil.

Im Jahre 1248 schiffte sich König Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, zu einem Kreuzzuge ein, landete in Ägypten und nahm am 5. Juni des folgenden Jahres Dumiât. Wieder verwüstete der Krieg das Land, bis am 6. April 1250 der König mit seinen zwei Brüdern und dem ganzen Heere gefangen genommen ward, worauf dann ein zehnjähriger Waffenstillstand folgte. Ludwig mußte alle Eroberungen herausgeben und für sich und sein Heer noch 400 000 Livres Lösegeld bezahlen. Noch während der Verhandlungen aber wurde Moadham, „Sultan von Ägypten“ — denn so nannten sich wieder seit hundert Jahren die Statthalter des Landes — ermordet, und nun wählten die Mameluken einen der Ihrigen zum Sultan.



Hassan-Moschee.

Nedschem-ed-din, der Vorgänger Moadhams, hatte sich 12 000 tscherkessische Sklaven gekauft, diese im Reiten und im Gebrauche aller Waffen aufs trefflichste unterrichten und einüben lassen und schließlich aus ihnen seine Leibgarde gemacht. Diese Mamluken (von dem arabischen Mamluk, d. i. Sklave) waren eine ausgezeichnete Truppe, mutig und kühn, im Reiten unübertrefflich; aber bald wurden sie auch im höchsten Grade anmaßend, stolz und unbotmäßig. Nun hatten sie sogar einen aus ihrer Mitte, also einen ehemaligen Sklaven, zum Sultan und Herrn über Ägypten gemacht.



Tor der Hassan-Moschee.

Auch die Mamelukenzeit brachte der Stadt Kairo wieder zwei bedeutende Moscheen ein, die Hassan-Moschee (1356—1359 erbaut) mit einem mächtigen, 20 m hohen Portale auf der Ostseite, und die Hallenmoschee des Sultans El Moájad (1412—1421 erbaut); dazu trat eine Fülle Sultansgräber, so daß Kairo etwa 400 Moscheen zählte.

Das Geld zu diesen Bauten und den Sold für die Mamluken brachte der aufblühende Handel mit Indien, der erst durch Vasko da Gamas Umschiffung Afrikas unterbunden wurde. Bald sperrten portugiesische Kriegsschiffe die Handelsstraße durch das rote Meer ab (1507), und auch im persischen Meerbusen wurde Portugal die herrschende Macht.

Die Mameluken regierten fast dreihundert Jahre, aber während dieser langen Zeit kam Ägypten nie zur Ruhe. Fortwährend stand ein Heer von 300 000 Mann im Felde; Syrien und Arabien wurden erobert und wieder verloren, abermals unterworfen und wieder eingebüßt; bald drangen die feindlichen Heere bis an den Nil vor, bald holten sich die ägyptischen Armeen Lorbeeren in Asien. Ein Sultan stürzte den andern vom Throne, Mord blieb an der Tagesordnung, bis endlich i. J. 1516 die Türken diesen unglückseligen Wirren ein Ende machten.



Gräber der Mamlukensultane zu Kairo.



Türkische Musikbande. Nach einem alten Bilde gezeichnet von Br. Tschätschel.

5. Die Türken kommen.

Der türkische Sultan Selim hatte sich mit seinem Sohne Derkut entzweit, dieser war nach Ägypten geflohen und hatte dort bei Sultan Kanßu Schutz gefunden. Das empörte Selim; er rüstete sein Heer und schickte es unter Anführung eines kriegserfahrenen Paschas gegen Kanßu. Damals gehörte wieder Syrien zu Ägypten. Bei Aleppo ward die entscheidende Schlacht geschlagen, ein furchtbar blutiges Gemetzel. Endlich wurden die Ägypter zurückgeworfen und suchten in wilder, unaufhaltsamer Flucht das Weite. Kanßu, der im dichtesten Getümmel gefochten hatte, stürzte mit seinem Rosse und war bei dem Gedränge nicht imstande, sich wieder aufzuraffen. Fliehende Reiterscharen jagten sausend über ihn dahin — er wurde von den Hufen der Pferde jämmerlich zertreten. Die Mameluken ernannten nun Tumanbei zum Sultan, und dieser war, nachdem Syrien und Arabien verloren waren, auch gewillt, Friede mit den Türken zu machen, und erklärte sich bereit, einen türkischen Gesandten zum Behufe von Friedensunterhandlungen in Kairo zu empfangen. Allein die unbändigen Mameluken fielen über diesen Gesandten her, mißhandelten und ermordeten ihn. Ergrimmt zog Selim vor Kairo, belagerte die Stadt, nahm sie mit Sturm ein und verwüstete und zerstörte einen großen Teil derselben. Tumanbei floh

nach Süden, wurde von den Türken verfolgt, schlug sie und trieb sie wieder zurück bis nach Syrien, dort aber wurde wieder er geschlagen, gefangen genommen und — nach einer nur dreimonatigen Regierung — aufgehenkt. Mit ihm erlosch die Dynastie der Mameluken, und ein türkisches Herrscherhaus bestieg den Thron Ägyptens.



Selim I.
Nach Kantemir.

Das Land ward in 24 Provinzen geteilt, deren jede von einem Mamelukenbei verwaltet wurde; über diesen stand der türkische Statthalter in Kairo. Derselbe war jedoch ohnmächtig und konnte ohne die Beis gar nichts unternehmen, denn diese kommandierten die Truppen, trieben die Steuern ein und bezahlten nur einen jährlichen Schoß an den Statthalter, während sie sich unter einander bekriegten und barbarisch das Land aussogen.

Jeder Bei entrichtete jährlich etwa 81 000 Mark an den Sultan und trug ungefähr 5100 Mark zur Unterhaltung der großen Moschee in Mekka bei, für sich selbst aber erpreßte er über anderthalb Millionen Mark aus seiner Provinz, zwanzigmal so viel, als der Sultan erhielt. Aller Wohlstand schwand, Wissenschaften wurden nicht mehr betrieben; der Handel stockte, verlor sich ganz nach auswärts und hatte im Innern gar keine Bedeutung mehr. Ein deutlich sprechendes und sehr lebendiges Bild dieses grenzenlosen Zerfalls gibt Alexandrien; es war die erste Handelsstadt seiner Zeit und zählte 400 000 Einwohner; unter den Türken verlor es alles Ansehen, seine Straßen entvölkerten sich, die Häuser zerfielen — es blieb noch ein altes, schmutziges Städtchen übrig von 15 000 Bewohnern — der siebenundzwanzigste Teil der früheren Einwohnerzahl!

So nahm auch Ägypten Teil an dem Elende, das durch die Türkenherrschaft über das ganze Kulturgebiet Vorderasiens gekommen war. Die Araber waren die direkten Erben der persischen Kultur geworden, und auch die Seldschuken hatten sich diese Gesittung so ziemlich angeeignet. Der neu aus den Turkmenen-Steppen eingewanderte Türkenstamm aber, der um 1300 unter seinem Führer Osman an



Ein Imam, den Koran vorbetend. Zeichnung von Horace Vernet.

die Stelle der Seldschuken in Kleinasien getreten war und nun als „Osmanen" bekannt wurde, riß wie eine neue zerstörende Welle die Kultur auf eine noch tiefere Stufe herab. Im Jahre 1401 aber erlag der Osmanensultan Bajesid II dem Ansturme der Mongolen Timurs, dessen Annäherung der damalige Mamlukensultan Berkuk von Ägypten durch eilige Unterwerfung zu verhindern wußte. Das war eine weitere Stufe abwärts. Die Osmanen waren unfähig, das Zerstörte neu zu schaffen, als sie unter Selim die Herren Westasiens geworden waren.

Man stampft keine Kultur aus dem Boden, wo die Menschen dahin sind, die sie trugen.

Vor beinahe 400 Jahren eroberte Sultan Selim das Reich der Söhne Rias, und seit dieser Zeit sind die Türken Herren im Lande des großen Osiri; der Turban befiehlt, wo der Pschent geherrscht. Seit 2420 Jahren hat Ägypten seine Unabhängigkeit verloren; Perser, Griechen, Römer, Neuperser, Araber und Türken haben dort gehaust — es ist ein neues Land, das alte Qemet findest du nicht mehr. Die Paläste sind zerstört, die Tempel vom Flugsande begraben. An ihrer Stelle stehen türkische Moscheen mit gewölbten Kuppeln und mit Blei gedeckt. Hohe, schlanke Türmchen, Minarete, erheben sich neben ihnen, und von ihren Galerien aus wird das Volk durch blinde Ausrufer täglich fünfmal zum Gebet gerufen. Jeder rechte Moslem fällt, überall, wo er auch sei, bei diesem Rufe auf die Knien, kreuzt die Hände auf der Brust, verbeugt sich gegen Osten und verrichtet sein Gebet.

In der Moschee, deren Boden mit kostbaren Teppichen belegt ist, sieht man an den Wänden Sprüche des Korans angeschrieben; nach der Gegend von Mekka zu, dem Geburtsorte Mohammeds, ist eine Steintafel, genannt Kibla, in der Wand angebracht; — dahin richten sich die Blicke der Betenden. An der östlichen oder südöstlichen Seite erhebt sich eine Art Kanzel; auf dieser steht der Priester, Imam, betet und liest den Koran vor. Aus etwas anderem besteht der mohammedanische Gottesdienst nicht; auch kann der Imam den größten Teil seines Korans auswendig, stellt häufig das kostbare Buch neben sich und sagt die Sprüche des Korans auswendig her. La ilāha ill' Allah, Mochammed rassul Allah! Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist Allahs Gesandter.





Szene aus der Seeschlacht bei Abukir. Zeichnung von Th. Weber.

Die Franzosen in Ägypten.

Es war im Frühling des Jahres 1798, als sich plötzlich in den französischen Häfen des Mittelmeeres eine ungewöhnliche Tätigkeit entfaltete. Bald waren 13 mit allen Kriegsbedürfnissen versehene Linienschiffe, 14 Fregatten und 400 Transportschiffe daselbst versammelt, aber niemand wußte wozu. Jetzt kamen auch 30 000 Mann gedienter Soldaten, sowie 10 000 Seeleute.

„Was gibt es?" zischelte man einander in die Ohren. „Werden wir die Türkei erobern?" Diese Ansicht verschaffte sich immer mehr Geltung, als nach und nach hundert Mitglieder der Kommission für Künste und Wissenschaften aus Paris eintrafen, die tüchtigsten Gelehrten, die ausgezeichnetsten Künstler, welche Frankreich aufzuweisen hatte. „Was wollen diese?"

Am 9. Mai erschien auch der Besieger Italiens, der jugendliche General Bonaparte, und jetzt erfuhr man erst, was geschehen werde.

Ägypten sollte erobert, Ägypten sollte eine französische Provinz werden, so hatte es die Regierung der Republik in Paris beschlossen.

Wäre dies gelungen — die ganze Weltlage hätte dadurch eine andere Gestalt angenommen. Zwischen zwei Meeren — zwischen drei Erdteilen liegend — gesund und fruchtbar wie kein anderes Land, hätte

sich Ägypten in kurzer Zeit zu hoher Bedeutung erhoben. Europäische Kultur, modernes Gesetz und Recht, Sicherheit der Personen und des Eigentums, Fabriken und Handel, Künste und Wissenschaften würden aus Ägypten eines der herrlichsten Länder der Welt gemacht haben. Der nächste Weg von Europa nach Ostindien und Neuholland führt über Ägypten; der ganze Handel mit jenen Gegenden wäre den Engländern entrissen worden und in die Hände der Franzosen übergegangen. Alexandreia wäre wieder geworden, was es vor zweitausend Jahren war, die erste Handelsstadt der Erde, und die Franzosen hätten sich kühn die Beherrscher des Mittelmeeres nennen können.

Am 19. Mai 1798 ging die Expedition unter Segel. Vorher redete Bonaparte seine Truppen an und suchte sie für die große Aufgabe begeistern, die ihnen geworden war. Französische Zivilisation sollten sie nach Ägypten tragen; auch versprach er den Soldaten, jeder solle so viel Beute mit heim bringen, daß er s chs Morgen Landes dafür kaufen könne. Was Zivilisation ist, und wo Ägypten liegt, wußten die Soldaten nicht, aber sechs Morgen Feld, das begriffen sie! Mit Jubel empfingen sie solche Verheißungen und gingen hoffnungsvoll an Bord.

Drei Wochen darauf erschien die Flotte vor Malta und besetzte die Insel, ohne Widerstand zu finden. Die auflauernden Engländer zu täuschen, segelte man sodann weit nach Osten, als gölte es, eine Landung in der Türkei oder Griechenland zu bewerkstelligen. Die List glückte. Unbehelligt legten die französischen Schiffe in der Nacht vom 1. zum 2. Juli eine Stunde nach Mitternacht in der Nähe von Alexandrien an.

Der Oberfeldherr bedachte, welch niederschmetternden Eindruck es auf die Türken machen müßte, wenn er sogleich mitten in der Nacht die Stadt erstürmte, und wie seiner Soldaten Zuversicht sich steigern würde, wenn er ihnen über Nacht zu einem raschen Siege verhülfe.

So wurde denn um 2 Uhr nach Mitternacht die Stadt angegriffen, die Mauern wurden erstiegen; nach kurzem Kampfe befanden sich die Krieger, von drei Seiten eindringend, in den Straßen Alexandriens. Die Kühnheit der Franzosen hatte alle in solches Erstaunen gesetzt, daß der Widerstand, den sie fanden, kaum der Erwähnung wert ist; auch hatte die Einnahme der Stadt nur sehr wenigen Franzosen das Leben gekostet. Mit größestem Eifer wurde nun die vollständige Ausschiffung der Truppen betrieben und, sobald die ganze Armee marschfertig war, nach Süden vorgerückt. Eine Besatzung unter dem General Kleber blieb in Alexandrien zurück; am 5. und 6. Juli zog das Hauptheer weiter, nicht den Nil entlang, sondern von Alexandrien südlich nach



Landung der französischen Armee in Ägypten am 1. Juli 1798. Nach dem Gemälde von Pingreſt geſtochen von Aubert (Galeries de Versailles).

dem Tale der Natronseen (S. 39) und dann durch dieses der Hauptstadt zu.

Allein jetzt begannen für die armen Soldaten Leiden, von welchen sie bisher noch keine Vorstellung gehabt. Ein Offizier der Armee, welcher den Zug selbst mitgemacht hat, spricht sich folgendermaßen darüber aus:

„Nicht lange, so verursachten die drückende Hitze, der Hunger und ein noch peinlicherer Durst den Soldaten unsägliche Drangsale, denen mehrere erlagen. Das Unglück zu vollenden, stellte eine in unseren Gegenden unbekannte Lufterscheinung (Fata Morgana), die eine Wirkung des Lichtes ist, ihren verblendeten Augen einen unermeßlichen See dar, worin die Sandhügel und alle Ungleichheiten des Bodens sich abspiegelten. Die Täuschung dieser Lufterscheinung ist so groß, daß man dadurch das zehnte Mal so gut wie das erste Mal getäuscht wird, und da sie hauptsächlich morgens eintritt, so verdoppelten die erschöpften Franzosen ihre Schritte — ließen aber den Mut sinken, nachdem die Sonne in voller Kraft das Dunstgebilde des Gewässers, an dem sie das Ziel ihrer Leiden zu finden wähnten, zerstreut hatte. Die Sonne flammte gleichsam; man mochte auf diesem Glutherde still stehen oder sich fortbewegen — die Pein blieb stets dieselbe. Die Nacht, statt Ruhe herbei zu führen, brachte andere Qualen mit sich — es fiel ein kalter Tau, der die Glieder erstarren machte und selbst die Gebeine zu durchdringen schien. Das Murren wurde allgemein, und diejenigen, deren Selbstverleugnung keine Grenzen hatte, gaben jetzt beinahe Zeichen von Verzweiflung. Nur der Oberbefehlshaber verlor die kalte Ruhe nicht, mit der man am sichersten drohende Gefahren beschwört. Er sprach den erschöpften Kolonnen frischen Mut zu, richtete die Wankenden wieder auf und machte den Standhaften neue Verheißungen. In Damanhur (Demi-n-Hor, Gemeinde des Horus) gab es eine kleine Rast und Erholung. Allein kaum hatte man diesen Ort verlassen, so begannen die Leiden der Sodlaten von neuem, und wieder ertönte Murren und lautes Aufruhrgeschrei. Der General tat diesmal, als höre und merke er nichts, und ritt an der Spitze der Armee ruhig weiter. Endlich wird man des Nils mit seinen beiden, von üppigen Ernten bedeckten Ufern ansichtig. Das erste, was unsere Soldaten vornehmen, ist, sich in den Fluß zu stürzen, der jetzt auch für die Franzosen zum Gotte wird."

Erquickt, gestärkt und getröstet, begibt sich das Heer wieder auf den Marsch. Aber binnen vier Tagen muß es zwei Schlachten liefern. Die französische Kriegskunst behält jedoch die Oberhand über die Mamluken, die 600 Tote auf dem Platze lassen und in wilder Hast die Flucht ergreifen.



Mamluk. Nach dem Originale von Carle Vernet gestochen von Jayet.

Ach, der Kampf mit dem Feinde war das leichteste, und den in der Schlacht erprobten Soldaten hätte davor nicht gegraut, aber der Leiden des Marsches war kein Ende, und dagegen waren sie nicht gewappnet! Denn Ägypten war nicht mehr der herrliche Lustgarten, von Berg zu Berge mit saftigen Pflanzen bedeckt, Stadt an Stadt und Dorf an Dorf. Seit die Türken Herren des Landes geworden, waren fast alle Kanäle verschwunden; sie hatten sich mit Schlamme gefüllt, und Türken und

Araber waren viel zu träge, sie wieder herzurichten und imstande zu halten. So war aus dem blühenden Qemet eine Wüste geworden, und nur unmittelbar an den Ufern des Nils war noch die alte Pracht zu erkennen. Nach der Überschwemmung treibt auch jetzt noch der Boden überall, so weit das Wasser gereicht hat, üppige Saaten; allein man war jetzt im Monat Juli, gerade vor der Überschwemmung — der Marsch durch das Delta zeigte nur eine baum- und schattenlose Ebene ohne Vegetation, ohne Quellen und Brunnen, ohne alles Leben. Denn die Ortschaften liegen nur am Wasser, die Armee aber marschierte nicht diese Straße.

Die Soldaten schalten den Feldherrn, der sie in ein unwirtbares Land geführt, verwünschten ihn und den Tag, da sie ihr schönes Frankreich verlassen, und endlich bemächtigte sich ihrer unwiderstehliche Traurigkeit und Melancholie. Sie waren lebensmüde, ließen die Arme sinken, blieben zurück — und viele fanden ihren Tod. Die Offiziere hatten einen schweren, schweren Stand.

In der Nacht nach dem 21. Juli bricht die Armee von dem Dorfe Omdinar auf. Am folgenden Tage nachmittags gegen 2 Uhr trifft sie bei dem Örtchen Embabeh in der Nähe der Pyramiden auf das Hauptheer des Feindes. Jetzt gilt es, die Entscheidungsschlacht zu schlagen!

Dem rechten Flügel der Franzosen stehen gegenüber 10 000 Mameluken, tapfere Krieger mit glänzenden, strahlenden Waffen, trefflichen Rossen, schnell wie der Blitz. Ihrem linken Flügel gegenüber haben die Franzosen ein verschanztes, mit 40 Kanonen besetztes Lager und 20000 Mann Janitscharen. Hinter diesem Lager wälzt der Nil seine gewaltigen Fluten, und über diesen hinaus sieht man Kairo mit seinen dreihundert Minareten. Hinter den Mameluken erheben sich ernst und majestätisch die ewigen Pyramiden.

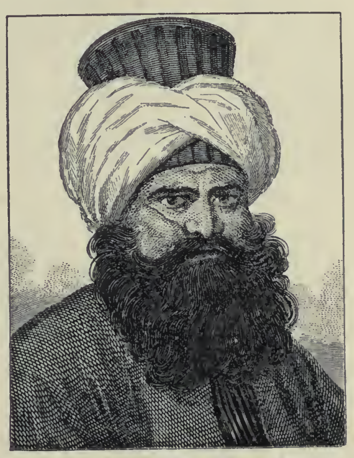
Bonaparte reitet durch die Reihen seiner Soldaten, stachelt ihren Ehrgeiz und feuert sie zu großen Taten an. „Soldaten!“ ruft er. „Ihr greift jetzt die Tyrannen von Ägypten an. Bedenkt, von den Gipfeln dieser Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte auf euch hernieder!“

Die „Tyrannen“ und die „Pyramiden“ verfehlten ihre Wirkung nicht. Es war ein heißer Kampf, in dem von beiden Seiten mit Löwenmute gefochten wurde, aber die Franzosen blieben Sieger. Tausende der Feinde fanden ihren Tod, viele wurden in den Nil gesprengt; Murād-Bei, der Anführer der Mameluken, ergriff die Flucht mit 2500 Mann — das war alles, was ihm noch geblieben. Die Franzosen hatten nach dem eigenhändigen Berichte des Generals Bonaparte, den

er an die Regierung nach Paris schickte, nur „zwanzig bis dreißig Tote“. Es ist jedoch möglich, daß sich derselbe etwas verzählt hat.

Das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger samt allen Kanonen, Lebensmitteln, Schätzen und 300 Kamelen. Die Soldaten machten reiche Beute, besonders indem sie die gefallenen Mameluken plünderten, sie ihrer kostbaren Waffen, Kleider und ihres Geldes beraubten. In dem soeben angeführten Berichte heißt es: „Es gab keinen unter ihnen, bei dem unsere Soldaten nicht vier- bis fünfhundert Louisd'or erbeutet hätten.“

Der Hauptvorteil der gewonnenen Schlacht aber war der, daß sich die Hauptstadt des Landes ohne Schwertstreich unterwarf; am 25. Juli hielt Bonaparte seinen Einzug in Kairo. Allein während der Eroberer nun beschäftigt war, die Städte Unterägyptens durch einzelne Korps seiner Armee besetzen zu lassen, eine regelmäßige Verwaltung einzurichten und namentlich Abgaben einzutreiben, brach ein furchtbares Unglück über ihn herein, infolge dessen er und sein ganzes Heer leicht in Ägypten hätten ihr Grab finden können.



Murad Bei. Nach dem Leben gezeichnet von Devéria.

Die französische Flotte hatte sich auf der Reede von Abukir aufgestellt. Da erschien am 1. August gegen 3 Uhr nachmittags der englische Admiral Nelson mit 14 Linienschiffen und 2 Briggs in Sicht. Um 6 Uhr ist der unversöhnliche Feind da und zeigt seine Ankunft durch den Donner der Kanonen an. Schon nach einer halben Stunde gelingt es einem Teile der englischen Flotte, sich zwischen das Land und die französischen Schiffe zu legen, diese somit abzuschneiden und zwischen zwei Feuer zu bringen.

Mit welchem Heldenmute wird gekämpft! Die Nacht bricht ein — der Kampf ruht nicht; unaufhörlich brüllen die Geschütze, und das Feuer von 1200 Kanonen beleuchtet dieses schreckliche Schauspiel. Der Admiral Brueys war einer der Ersten, die verwundet wurden. Mit kaltem Kriegermute führt er das Kommando, als ob nichts vorgefallen wäre. Um 8 Uhr reißt ihn eine Kanonenkugel zu Boden; man will ihn wegbringen und Versuche zur Rettung machen. „Nein“, spricht er,

„hier ist mein Platz; ein französischer Admiral muß auf seinem Ehrenbette sterben!“ In einer Viertelstunde war er nicht mehr.

Aber den Engländern waren die Franzosen auf dem Meere nicht gewachsen. Kurz vor 10 Uhr wird das französische Admiralschiff („Der Orient“) in Brand geschossen; eine Viertelstunde später fliegt es mit furchtbarem Donnergekrach in die Luft. Der Kampf dauert die ganze Nacht, er dauert mit gleichem Ungestüme den folgenden Vormittag; — am 2. August mittags 2 Uhr waren sämtliche französische Schiffe zertrümmert oder von den Engländern genommen — das Schlachtgetöse schwieg, und Bonaparte hatte keine Flotte mehr!

Das war eine verzweifelte Lage! Denn wenn die Türken und Araber den ernsten Willen und das Geschick dazu hatten, so mußte es gelingen, die Franzosen aufzureiben. Der Feldherr sah dies wohl ein und fürchtete die Folgen. Er gab sich daher alle Mühe, einmal, die Einwohner für sich zu gewinnen, und dann, den Mut und die Zuversicht seiner Soldaten wieder zu heben. Dazu bot sich ihm verschiedene Gelegenheit dar.

Es kam die Zeit der Nilüberschwemmungen, und diese wurde wie in alten Zeiten mit großen Festlichkeiten begangen. Der französische Feldherr wohnte selbst allen Feierlichkeiten bei, warf mit eigenen Händen Goldstücke unter das versammelte Volk und verteilte kostbare Festgewänder an die Vornehmsten der Stadt. Das war vierzehn Tage nach der Schlacht bei Abukir. Kurz darauf war der Geburtstag des Sultans, und die Franzosen feierten ihn mit, als wäre es der ihres eigenen Gebieters! Militärische Schauspiele, Feuerwerke, Gastmähler, Aufzüge, Musik, Verteilung kostbarer Geschenke und Spendung reichlicher Almosen an die Armen — nichts wurde vergessen. Aber auch der 22. September, der Jahrestag der Gründung der französischen Republik, ward festlich begangen. Auf dem Hauptplatze Kairos ist ein großes Amphitheater errichtet, mit mehr als hundert Säulen geziert. In der Mitte desselben erhebt sich ein mit Inschriften bedeckter Obelisk, auf sieben Altären liegen Tafeln mit den Namen der gefallenen Krieger; alles ist mit Fahnen, Standarten und Waffen aller Art aufs prächtigste geschmückt. Am Eingange steht ein mächtiger Triumphbogen, auf dem die Schlacht bei den Pyramiden abgebildet ist; darunter steht die arabische Inschrift: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet.“ Diese Unterschrift paßte freilich nicht im geringsten, Bonaparte wollte aber den Siegern und den Besiegten schmeicheln — so kamen Bild und Spruch zusammen. Bei dem

glänzenden Gastmahle, welches er gab, wehten französische und türkische Fahnen vereint über den Gästen, neben dem Halbmonde prangte die Freiheitsmütze; an den Wänden hingen Tafeln mit der Verkündigung der „Menschenrechte“ und mit Sprüchen aus dem Koran. Während die zweihundert Gäste in ausgelassener Fröhlichkeit tafelten, marschierte eine Abteilung Militär hinaus nach dem Dorfe Giseh und pflanzte auf der höchsten Pyramide die dreifarbige französische Fahne auf. Auf das Festmahl folgten Pferderennen, Wettläufe und andere Volksbelustigungen; den Abend erleuchtete eine brillante Illumination.

Am folgenden Tage wurde das „Ägyptische Institut“ gegründet, und das ist der eigentliche Gewinn, den die Welt aus der Expedition nach den Ufern des Nils gezogen hat. Das Institut vereinigte die ausgezeichnetsten Geographen und Geschichtsforscher, Archäologen, Sprachkenner, Physiker, Anatomen, Mineralogen, Botaniker, Zoologen, Astronomen und Geometer — kurz, die ersten Gelehrten Frankreichs. Während der regelmäßigen Sitzungen arbeiteten diese Mitglieder des Instituts um die Wette, des Landes frühere und jetzige Beschaffenheit, Geschichte und Sprache zu erforschen.

Professor Monge war Vorsitzender; sich selbst machte Bonaparte zum Vizepräsidenten. Es wurde eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium und eine Sammlung von Altertümern errichtet.

Aber noch in anderer Weise machte sich die außerordentliche Tätigkeit des energischen Feldherrn bemerkbar, der an alles dachte und alles tat. In der Hauptstadt wurden Werkstätten aller Art, Gießereien, Manufakturen und Fabriken angelegt; auch ein paar Windmühlen ließen bald zum großen Erstaunen der Bewohner ihre Flügel durch die Lüfte sausen.

Allein es kamen auch Dinge vor, welche dem Volke nicht gefielen, durch die es im Gegenteil aufs neue erbittert wurde. Das Heer mußte ergänzt werden — man steckte die jungen Leute von 16 bis 24 Jahren unter die Armee. Man brauchte Geld — es wurden neue, ungeheure Brandschatzungen ausgeschrieben. Das Volk wollte nicht bezahlen — man erschoß die Widerspenstigen. Hier und da wurde rebelliert — man brannte die Dörfer nieder, welche sich widersetzt hatten.

Dazu kam, daß die Engländer verkleidete Sendboten umherschickten und zur Empörung aufstacheln ließen. Der Sultan hatte eine Verkündigung erlassen, in welcher es hieß: „Das französische Volk ist eine Nation von verstockten, zügellos lasterhaften Ungläubigen. Darum

sammelt euch und ziehet aus zum Streite! Eure Säbel sind schneidend, spitzig sind eure Pfeile, eure Lanzen sind durchdringend, und eure Kanonen gleichen dem Donnerkeile. Euch ist es vorbehalten, den Anfang zur Vertilgung dieser Gottlosen zu machen. Gleich dem Staube, den die Winde zerstreuen, wird keine Spur übrig bleiben von diesen Ungläubigen."

Am 21. Oktober (1798) bilden sich murrende und drohende Gruppen. Mit Aufruhrgeschrei zieht das Volk durch die Straßen. Vereinzelte Franzosen werden verspottet, verhöhnt, und als die Volksmassen noch größer geworden sind und das türkische Militär sich mit ihnen vereinigt hat, werden die Ungläubigen überfallen und getötet. Bald heult ein wildes Wutgeschrei durch die Gassen. Ohne Gnade werden alle Franzosen — auf den Straßen, in den Häusern, wo man sie trifft — hingewürgt. Kairo zählte 300 000 Einwohner; alle hatten sich verschworen, keinen Franken am Leben zu lassen. Es war eine furchtbare Metzelei! Drei Generale fanden in den Straßen der Stadt ihren Tod.

Als Bonaparte seine Regimenter um sich versammelt hatte, zog er nach und nach durch alle Gassen, von einem Platze zum andern; seine Kanonen spieen Tod und Verderben, und seine Soldaten gaben keinen Pardon — sie wußten wohl, daß sich's jetzt handelte um Töten oder Getötetwerden. Die Türken und die Araber fochten mit unvergleichlicher Tapferkeit, aber der französischen Kriegskunst konnten sie nicht widerstehen. Von Platz zu Platze, von Straße zu Straße wurden die Flüchtigen gejagt. Sie verschanzten sich in den Tempeln. Man stürmte die Tempel und scheuchte die Fliehenden weiter.

Endlich hat sich alles, was noch die Waffen trägt, in der großen Moschee gesammelt. Und heran zieht das Franzosenheer. Die Moschee wird umstellt — von allen Seiten gähnen Feuerschlünde — die Bajonette sind aufgepflanzt, die Gewehre geladen; rachefunkelnde Augen bewachen die Ausgänge. Der Obergeneral fordert die Eingeschlossenen auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, aber sie ziehen vor, das Glück des Kampfes noch einmal zu versuchen — und wieder ertönen die Kanonen, krachen die Gewehre und klirren die Säbel.

Da bedeckt sich der Himmel, die Luft verdunkelt sich, schwere Gewitterwolken ziehen herauf; schwarz stehen sie über der geängsteten Stadt. Ein Blitz — ein furchtbarer Donnerschlag! Die in ihrem Tempel Belagerten fallen zitternd auf die Kniee. In Kairo ist ein solches Gewitter nichts so Gewöhnliches wie bei uns. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag! Horch, wie grausig der Donner rollt! Aller Mut ist nun ge-

schwunden; die Zagenden flehen um Gnade und wollen sich ergeben. Stolz antwortete Bonaparte: „Die Stunde der Milde ist jetzt vorüber; ihr habt begonnen, ich werde endigen, wenn es mir gefällt.“

Die Tore der Moschee wurden mit der Axt eingehauen, die Mauern durch das Geschütz zertrümmert — alle Ausgänge waren besetzt, entfliehen konnte niemand, das Blut der Türken floß in Strömen; alle büßten es mit dem Leben, daß sie sich gegen den fremden Eindringling verteidigten. Das ist der Krieg.

Während zu Anfang des Jahres 1799 Bonaparte nach Suez abgegangen war, um die Spuren des alten Kanals zu besichtigen, der einst den Nil mit dem Roten Meere verband, hatte Dschezzar, Pascha von Syrien, die Feste El Arisch an der Grenze Ägyptens besetzt. Das war eine Herausforderung, und nun reifte bei dem französischen General ein Plan, der ihn schon einige Zeit beschäftigte und welchen er nun unverzüglich ins Werk setzte. Er verließ Ägypten und zog mit 10 000 Mann über die Landenge nach Syrien. Bei diesem Zuge in der Wüste, deren Gefahren schon das Heer der Perser kennen gelernt hatte, wäre er einmal beinahe verschmachtet, ein ander Mal fast einem feindlichen Hinterhalte in die Hände gefallen; doch kam er glücklich, auf seinem Kamele reitend, hinüber nach Asien.

Anfangs März 1799 steht das französische Heer vor der Festung Jaffa. Es wird ein Unterhändler in die Stadt gesandt mit der Aufforderung, der Kommandant möge sie sogleich übergeben. Statt irgend einer Antwort läßt dieser dem Boten den Kopf abschlagen und bereitet sich zur Verteidigung vor.

Jaffa war aber eine feste Stadt und nicht so leicht einzunehmen. Hohe Mauern, starke Türme, ein auserlesenes Heer und 1200 der geschicktesten Kanoniere mit einer furchtbaren Artillerie verteidigten sie. Nach drei Tagen sind die Mauern hier und da durch die französischen Geschütze zertrümmert, und nachdem der Feldherr seine Soldaten angefeuert, sie an alle vollbrachten Heldentaten erinnert und wiederholt mit den alten Römern und den unwiderstehlichen Scharen des großen Alexander verglichen hat, wird die Stadt gestürmt und in der grausigsten Weise geplündert und ausgemordet.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte das furchtbarste Gemetzel angedauert; der Tod hatte reiche Ernte gehalten; alle Straßen waren bedeckt mit Leichen — es war selbst einem Bonaparte zu grausig. Er befiehlt, man solle die Toten ins Meer werfen, und schickt zwei seiner

Adjutanten ab, daß sie jetzt der Wut der Soldaten Einhalt tun. Bisher war kein Pardon gegeben worden; jetzt solle man die, welche sich ergeben wollen, am Leben lassen und gefangen nehmen. Die Adjutanten, welche noch ein menschliches Regen in ihren Herzen fühlen, eilen hin und tun, unterstützt von anderen Offizieren, das Mögliche, die blutgierigen Soldaten zu besänftigen, und es gelingt ihnen, manchem armen Geängstigten, der schon das Bajonett auf der Brust fühlte, das Leben zu retten.

Viertausend Albanesen oder Arnauten (das sind die Bewohner der türkischen Provinzen Albanien oder Arnaut am Adriatischen Meere), welche einen Teil der Besatzung ausmachten, hatten sich in ein großes Karawanserai zurückgezogen, sich hier zu verteidigen. Man hatte bereits Kanonen aufgefahren, die Mauern zu zertrümmern, und die Franzosen standen bereit, ihr blutiges Werk fortzusetzen — da erschienen Beauharnais und Croisier, die beiden Adjutanten, und brachten Pardon. Die Arnauten legten die Waffen nieder, ergaben sich als Gefangene, und Beauharnais und Croisier hofften, sich den Dank des Obergenerals verdient zu haben.

Allein dieser fuhr sie in heftigem Tone an: „Was soll ich mit all diesem Volke anfangen! Kann ich es füttern? Wie mag man mir solche Streiche machen!“ Die Adjutanten rechtfertigten sich mit dem Auftrage, welchen sie erhalten hatten, aber Bonaparte grollte: „Man muß den Sinn meiner Worte recht auffassen! Greise, Weiber, Kinder kann man leben lassen; Soldaten müssen sterben. Was soll ich mit 4000 Gefangenen machen!“ Am 10. März 1799 wurden auf Befehl des Generals Bonaparte, nachmaligen Kaisers Napoleon I., 4000 wehrlose Albanesen gemordet. Sie waren in einem Karawanserai eingesperrt. Man stellte Kanonen an den Toren auf und schoß so lange in die dicht gedrängten Massen, bis auch der letzte Mann nieder gestreckt war.

Durch das Liegenbleiben der vielen Toten entstanden ansteckende Krankheiten, und bald wütete die Pest unter den französischen Truppen. Alle Spitäler waren gefüllt, als das Heer abzog.

Am 16. März erschien die Armee vor der Festung Akka (Aca, Accon, Akra; die Franzosen sagten Saint Jean d'Acre, zur Zeit der Kreuzzüge hieß sie Ptolemais), und Bonaparte hoffte, nach wenigen Tagen siegekrönt einziehen zu können. Er ließ die Mauern Tag und Nacht beschießen, ließ seine Truppen wiederholt Sturm laufen — aber Tag um Tag, Woche um Woche verging — es war unmöglich, Herr der Stadt zu werden. Die Besatzung, unterstützt von einer englischen Flotte, verteidigte sich mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit. — Zwei Monate hatte

diese Belagerung gedauert; mehr als tausend seiner Krieger hatte der Länderstürmer vor diesem einzigen Platze eingebüßt; — da mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.

In einer Proklamation an seine Soldaten erinnert er diese an alle die Heldentaten, welche sie vollbracht, überschüttet sie mit Lob und Schmeichelei, sagt ihnen aber auch, daß jetzt die Jahreszeit sei, in welcher die Engländer in Ägypten landen würden; deshalb müsse er schnell dahin eilen, obwohl nur noch einige Tage dazu gehört hätten, die Festung zu nehmen. „In wenigen Tagen hättet ihr den Pascha in seinem eignen Palaste gefangen genommen; allein die Einnahme des Kastells ist den Zeitverlust von einigen Tagen nicht wert.“ Dem Fuchse hingen die Trauben zu hoch; er fand sie deshalb sauer und zog ab.

Die Leiden und Entbehrungen des Heeres auf dem Rückzuge überstiegen zuweilen alle Vorstellung, und es war sehr natürlich, daß Unterordnung und Manneszucht sehr dabei litten. Die Offiziere mußten sich alles gefallen lassen, denn die Forderungen der Natur sind mächtiger als die Gesetze der Disziplin; die Soldaten waren ungehalten, gereizt, murrten beständig, und — das Heer war auf dem Rückzuge! Der Rückzug, das ist ein schlimmes Wort. 1800 Mann hatte man durch die Gefechte, 600 durch die Pest verloren, und trotz aller schönen Redensarten war doch nichts erzielt worden. Den erlittenen Verlust zu bergen, die errungenen Siege zu vergrößern, die Empörungslust der Türken und Araber zu dämpfen und den Mut seiner Truppen wieder zu entflammen, ordnete Bonaparte in Kairo einen Triumphzug des Heeres an.

Feste und Gelage füllten die nächsten Tage, die Rückkehr des großen Sultans Kubir (des Vaters des Feuers, wie sich Bonaparte von den Arabern nennen ließ) zu feiern, des Unwiderstehlichen, der abermals Städte und Länder und Völker unter seine Füße getreten. In einer überschwenglichen Proklamation verkündigte der Obergeneral selbst den Bewohnern von Kairo seine neuen Heldentaten.

Die Franzosen schwelgten nun wieder in allen Lebensgenüssen und hatten bald die bösen Tage der Wüste vergessen.

Mitte Juli geht eine türkische Flotte von 100 Schiffen, nachdem sie Alexandrien bedroht, bei Abukir vor Anker und landet 18000 Mann, die auch sogleich Dorf und Fort erstürmen und besetzen.

Bonaparte bedarf eines Sieges. Er erläßt eine Bekanntmachung an die Bewohner Kairos, in welcher er sagt: „Achtzig Fahrzeuge haben sich unterfangen, Alexandrien anzugreifen; allein, durch das Geschütz

dieses Platzes zurückgetrieben, sind sie bei Abukir vor Anker gegangen, wo sie sich auszuschiffen beginnen. Ich lasse sie nahen, weil ich sie anzugreifen, alle, die sich etwa nicht ergeben wollen, niederzumachen und die anderen am Leben zu lassen gedenke, um sie zu Kairo im Triumphzuge aufzuführen." Dann zieht er ab, die Seeschlacht von Abukir bei Abukir selbst zu rächen.

Die Türken hatten sich trefflich verschanzt und eine tüchtige Artillerie unterstützte sie. Die Flotte lag, auf eine halbe Stunde vom Lande entfernt, im Meere.

Lange wogt der Kampf hin und her, und unmöglich ist es den Franzosen, das Fort und die nächstliegenden Verschanzungen zu stürmen, obwohl sie dieselben mit der größten Heftigkeit bombardieren und berennen; die Türken leisten verzweifelten Widerstand. Da läßt man denn ab von dem nutzlosen Beginnen und wendet seine ganze Kraft gegen das Dorf. Sieh — sieh — auf einmal stürzen die Türken aus den Schanzen, werfen sich auf das verlassene Schlachtfeld und fangen ihrem Gebrauche gemäß an, den toten Feinden die Köpfe abzuschneiden! Das bemerkt Murat, der unübertreffliche Reiteranführer. Wie ein Sturmwind saust er mit seinen Schwadronen daher und wirft sich zwischen die Feinde und ihre Schanzen — die Türken werden niedergemetzelt, ihr Oberanführer, Mustafa Pascha, wird von Murat gefangen genommen — die Schanzen werden jetzt erobert, die Schlacht ist für die Franzosen gewonnen.

Aber das Fort von Abukir hatten sie noch nicht. 13 000 Türken lagen auf der Walstatt oder hatten den Tod in den Fluten des Meeres gefunden, nur einige Mann hatten Pardon genommen; in dem Fort aber befanden sich noch 5000 tapfere Streiter, die nicht gesonnen waren, sich zu ergeben. Sie verteidigten sich noch acht Tage lang aufs tapferste gegen die fortwährend anstürmenden Feinde, aber — die Lebensmittel waren aufgezehrt, das Pulver ging zu Ende; es blieb nichts anderes übrig, man mußte kapitulieren. Die Franzosen konnten ihren Gegnern das Zeugnis nicht versagen, daß sie wie Helden gefochten.

Überall im ganzen Lande tobte noch der Krieg. Namentlich in Oberägypten wehrten sich Türken und Araber aufs verzweifeltste. General Desaix, welcher hier befehligte, rückte kämpfend bis zur Südgrenze vor — er konnte aber den Frieden nicht erzwingen. Es wurden Wunder der Tapferkeit getan. General Belliard schlug mit 1000 Mann eine zehnfach größere Heeresabteilung des Feindes. Gleichen Herois-

mus bewiesen aber auch seine Gegner. In Benhut warf sich ein kleiner Rest der zersprengten Araber in ein Haus, das mitten im Dorfe stand und größer und ansehnlicher war als die übrigen Hütten. Hier verschanzten sie sich, hier verteidigten sie sich, hier wollten sie mit Ehre fallen, aber sich nicht ergeben.

Mit dem Mute der Todesverachtung schossen sie aus allen Fenstern, und jeder Schuß streckte einen Franzosen nieder. Belliard wußte sich nicht anders zu helfen: er ließ das Haus anzünden und gab die tapfere Heldenschar dem Feuer preis. Da stimmten die Araber mit Begeisterung einen religiösen Triumphgesang an — die Flammen schlugen von allen Seiten in die Höhe — an den Fenstern erschienen zwischen Flammen und Rauch hindurch die gebräunten Gesichter, die schwarzen funkelnden Augen der Araber — Schüsse krachten — voll und kräftig erscholl der feierliche Sang aus dem Hause des Todes. Aber nach und nach wurden der Schüsse weniger; seltener erschien der schwarze Bart und das weiße Gewand eines der dem Tode Geweihten an einem Fenster; schwächer wurde der Gesang, immer schwächer — jetzt erlosch er ganz — und nur die Balken knisterten noch, die Flammen leckten gierig an dem Gebäude und dicker Rauch stieg gen Himmel — Belliard stand vor dem Grabe der Tapferen. — — —

So kamen die Franzosen nirgends und nie zur Ruhe, und Bonaparte sah ein, daß er sich unmöglich auf die Dauer werde halten können. Da er aber die Schmach nicht auf sich nehmen wollte, mit seinem Heere aus dem Lande hinausgejagt worden zu sein, verkündigte er seinen Offizieren, er sei jetzt durchaus notwendig in Frankreich selbst. Den Oberbefehl überließ er dem General Kleber und begab sich nach Paris.

Das änderte die Verhältnisse in Ägypten nicht wesentlich. Anfangs war das Heer im höchsten Grade ungehalten und murrte laut, daß es von seinem Feldherrn verlassen werde in einem fernen Lande, der glühenden Sonnenhitze und der Wut der Feinde preisgegeben; allein bald sah man, daß Kleber ein ebenso tüchtiger General war als Bonaparte, und gab sich zufrieden.

Kleber hatte richtig erkannt, daß Ägypten nicht auf die Dauer zu halten war, wenigstens nicht mit den Streitkräften, welche Frankreich bis jetzt gesendet hatte. Die vereinzelten Scharen der Feinde in allen Gegenden des Landes sammelten sich; weitere Heeresabteilungen kamen von Syrien heran marschiert, andere landeten auf englischen und türkischen Schiffen an der Nordküste — die französische Armee aber schmolz von Tag zu Tag mehr zusammen — jedes Gefecht kostete Menschen-

leben, und die Pest konnte durchaus nicht gänzlich vertilgt werden; stets waren die Spitäler angefüllt. Bald war das Heer gerade auf die Hälfte des ehemaligen Bestandes herab gekommen; die anderthalb Jahre der Besetzung Ägyptens hatten 15000 Franzosen das Leben gekostet.

Mit dem besten Willen konnte Kleber, der nicht die geringste Unterstützung von Frankreich zu erwarten hatte, sich nicht länger halten. Darum schloß er Frieden, solange er noch einen ehrenhaften Frieden schließen konnte. Jetzt stand er immer noch Achtung gebietend da; wäre sein Heer noch mehr zusammen geschmolzen, so hätte man ihn gar keiner Unterhandlung mehr gewürdigt. Am 24. Januar 1800 unterzeichnete er den Friedenstraktat, nach welchem die Feindseligkeiten sogleich eingestellt werden, die Franzosen aber das Land räumen und auf türkischen Schiffen in ihr Vaterland heimkehren sollten.

Man war mit der Ausführung der einzelnen Bestimmungen beschäftigt; ganz Oberägypten war bereits von den Franzosen verlassen und wieder von den Türken besetzt, Klebers Heer zog sich nach Alexandrien hin zusammen — da meldete Ende Februar ein Brief des englischen Admirals Sidney Smith, seine Regierung bestehe darauf, daß sich die Franzosen auf Gnade und Ungnade den Engländern als Gefangene ergeben, und alle englischen Kriegsschiffe hätten strengen Befehl, jedes Schiff mit Franzosen feindlich anzugreifen.

Was nun machen? Der Friede war unter englischer Vermittlung, sogar auf einem englischen Schiffe abgeschlossen worden — und nun erhob mit einem Male Englands alte Feindseligkeit wieder ihr Haupt. Vor den Franzosen lag das Meer, auf dem sie nicht heimkehren konnten ohne Gefangene der Engländer zu werden — hinter ihnen drängte ein mächtiges Türkenheer, das die Ausführung der Friedensbedingungen verlangte. Sidney Smith riet wohlmeinend, es möchten beide Teile friedlich ihre augenblicklichen Stellungen behalten, bis der Einspruch der britischen Regierung durch Unterhandlungen beseitigt sei. Allein dazu waren weder die Franzosen, noch die Türken kaltblütig genug. Am 19. März eröffnete Kleber wieder die Feindseligkeiten — Schlacht folgte auf Schlacht, und die Franzosen besetzten siegreich wieder ganz Ägypten.

Unterdessen brach zu Kairo abermals eine gefährliche Empörung aus, bei welcher die Bewohner und Verteidiger der Hauptstadt einesteils durch Mut, Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit alles leisteten, was jemals für Vaterland und Religion geleistet worden ist, anderesteils durch Raub und Plünderung Schmach und Schande auf sich luden. Die unglückliche Stadt wurde von den Franzosen belagert, bombardiert

— es dauerte einen vollen Monat, bis sie wieder in den Händen Klebers war. Ganze Quartiere hatten bei dieser Wiedereroberung die Franken nieder gebrannt, um nicht jedes Haus einzeln stürmen zu müssen; Greuel wurden verübt, vor deren Schilderung uns graust.

Überall, in allen Städten erhoben sich die Einwohner gegen die schwachen Besatzungen — aber mit Blute wurde ihnen die Obmacht der Franzosen wieder ins Gedächtnis geschrieben.

Am 14. Juni des Jahres 1800 kehrte Kleber von einem Gastmahle zurück. Da wirft sich ein schmutziger Bettler vor ihm nieder, ihm eine Bittschrift zu überreichen. Der General beugt sich zu ihm herab; da springt jener auf und stößt ihm einen Dolch tief in die Brust. „Ich bin ermordet!“ waren Klebers einzige und letzte Worte. Der Bettler aber war Soleiman el Halebi, der eigens deshalb von Syrien nach Kairo gekommen war, um den feindlichen Feldherrn zu töten. Schon über einen Monat hatte er sich in der Stadt aufgehalten, den General bespäht, seine Gewohnheiten ausgekundschaftet, bis er sicher war, sein Opfer nicht zu verfehlen. An dem Begräbnistage Klebers wurden die Priester, welche den Mörder verborgen hatten, öffentlich enthauptet; dem unglücklichen Soleiman wurde zuerst die rechte Hand, die den tödlichen Stoß geführt, verbrannt, dann wurde er auf einen zugespitzten Pfahl gespießt. „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ so sprach der Fanatiker. Erst nach vier Stunden unsäglicher Pein hauchte er sein Leben aus.

General Menou übernahm den Oberbefehl. Durch neue Steuern unter allen nur erdenklichen Titeln sowie durch ungeschickte Einmischung in Verwaltung und Rechtspflege machte er sich bei den Einwohnern im höchsten Grade verhaßt. Nicht minder mißliebig wurde er bei dem Heere; seine steten Neuerungen waren allen lästig; er verstand es durchaus nicht, den Geist der Einheit und Zusammengehörigkeit zu pflegen, wie Bonaparte und Kleber. Im allgemeinen war das Land jetzt ruhig, aber schon im folgenden Jahre erdröhnten die Kriegstrompeten wieder.

Es war am 8. März 1801, als eine englische Flotte bei Abukir vor Anker ging und etwa 16 000 Mann an das Land stiegen. General Menou schickte eine so kleine Truppe ab, daß diese die Ausschiffung nicht verhindern konnte, vielmehr fünf Tage später geschlagen und zurück getrieben wurde. Nun eilte er selbst mit allen verfügbaren Streitkräften herbei. Am 21. März kam es zu einer neuen Schlacht, welche aber infolge der Unfähigkeit des Obergenerals wieder verloren ging. Jetzt folgte Schlag auf Schlag. Am 26. März segelten 57 türkische

Schiffe mit 6000 Mann in den Hafen von Abukir. Über die Landenge von Suez kam der türkische Großwesir mit 25 000 gedienten Kriegern. Menou verteilte ungeschickter Weise sein kleines Heer. Auf allen Seiten geschlagen, zurück geworfen, wurden die Franzosen endlich in Kairo belagert. Die Pest wütete wieder in der Stadt. Die Zahl der Soldaten, welche täglich in die Spitäler kamen, stieg bis auf 150, während die ganze französische Besatzung nur 6000 Mann zählte. Trotz der Erfahrung und des Eifers der Ärzte starb beinahe die Hälfte der Kranken. Von der Einwohnerschaft Kairos erkrankten binnen vier Monaten über 40 000, und von diesen starb weit über die Hälfte. Endlich ward am 28. Juni eine Übereinkunft unterzeichnet, infolge deren die Franzosen nach zwölf Tagen die Stadt verließen, den nächsten Weg nach dem Meere marschierten und von dort aus auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht wurden. Eine nennenswerte französische Besatzung befand sich noch in Alexandrien, wo Menou selbst kommandierte. Die unter diesem unfähigen Menschen dienenden Generale gerieten in Verzweiflung, daß sie seine hirnlosen Befehle ausführen mußten, aber da war nichts zu machen. Am 22. September 1801 wurde endlich auch diese Stadt verlassen. Ein solches Ende nahm die französische Expedition nach Ägypten, welche so großartige Erwartungen rege gemacht hatte. Drei Jahre hatte sie gedauert, vielen Tausenden von Menschen das Leben gekostet; das Wunderland des Nils zu einer französischen Kolonie zu machen, war nicht gelungen. Traurig kehrten die Überreste des stattlichen französischen Heeres wieder heim.

Und doch war selbst der verunglückte Zug nicht vergebens! Araber und Türken wurden bekannt und vertraut mit unserer abendländischen Zivilisation, und wir lernten eine Kultur der Vergangenheit kennen, deren sich das Volk Ägyptens schon vor Tausenden von Jahren erfreute. Die französischen Gelehrten brachten Sammlungen von unschätzbarem Werte mit heim; sie hatten Beobachtungen angestellt, welche ein ganz neues Licht über längst vergangene Zeiten und über ein dahin gegangenes großes Volk verbreiteten.



Wohnungen ägyptischer Fellachin.

Die Gegenwart.

1. Das heutige Ägypten.

Wenn heute ein alter Ägypter wiederkäme, und wir führten ihn in das Land seiner Väter, in sein Land, und sprächen zu ihm: „Erkennst du es wieder, dein vielgeliebtes, dein herrliches Qemet?“ dann würde er verwundert sein ernstes Haupt schütteln, uns staunend anblicken und antworten: „Hier ist nicht Qemet. Mein Qemet war ein prachtvoller Garten, wie es keinen zweiten gab auf Erden. Hier aber ist ja nur Armut und Dürftigkeit. Und gar dieses Volk! Woher stammt und kommt dies fremde Volk? Das sind ja nicht einmal Koschu.“ Mit Verachtung würde der alte Ägypter sich abwenden.

Wir führen ihn weiter! Dort erscheinen die Minarete der Moscheen Kairos am Horizonte. „Sonderbare mir gänzlich fremde Stadt!“, murmelt der Alte.

Aber nun wenden wir uns nach Südwesten, wo das Gebirge in eine hundert Fuß hohe Terrasse ausläuft. Da bleibt er plötzlich stehen; sein Auge sieht starr nach einem Punkte, er zittert, er fällt auf die Kniee. — „Die Pyramiden! Die Pyramiden!“ ruft er aus und beugt das Haupt und küßt die heilige Erde.

Ja, die Pyramiden sind das Wahrzeichen, welches dem Fremden sagt, daß er wirklich in Qemet ist; alles übrige ist verwüstet oder liegt in Trümmern.

Am furchtbarsten hausten die Türken. Was Perser, Griechen und Araber übrig gelassen, was römische Wut und christlicher Fanatismus verschont — das fiel unter den gewaltigen Streichen dieser Bekenner des Islams. So groß war die Zerstörungssucht dieser Weltenstürmer, daß unter ihren bluttriefenden Händen ganze Städte von der Erde verschwanden. Die Hauptstadt Memphis haben sie vollständig zerstört. Die Stätte, wo der berühmte Tempel des Ptah gestanden, wo Psametik, Wahabria und Ahmase gelebt, ist nur noch kenntlich als ein weites ödes Feld, hügelig, bedeckt mit unzähligen zerbröckelten Steinen und einigen allerdings — immer noch großartigen — Trümmern, den Überresten der ehemaligen Prachtbauten, Paläste und Tempel der Hauptstadt Menis.

Und die alten Einwohner, wo sind sie? Wo sind die Nachkommen der alten Rometu?

Als die Moslemin das Land eroberten, verschwand das Christentum wieder und mit ihm die alte Sprache. Der Halbmond trat an die Stelle des Kreuzes und das Arabische an die Stelle des Ägyptischen. Nur wenige widerstandsfähige Mutige flohen mit ihrem Christentume und ihren kirchlichen Schriften in den fernen Süden und erhielten sich da zwischen den Bergen, bis die Zeiten des Sturmes vorüber waren und — ihre Kindeskinder wieder zum Vorschein kommen konnten. Das sind die Kopten, die jetzt noch Christen sind und sich als Dolmetscher, Makler, Kommissionäre und dergleichen ihr Brot erwerben. Sie sprechen jetzt auch Arabisch, können kein Wörtlein Ägyptisch mehr, und dennoch sind ihre ägyptischen, mit griechischen Buchstaben geschriebenen Bibeln und Gebetbücher eine Hauptquelle für die Sprachstudien der Ägyptologen. Das Koptische ist nichts anderes als ein entstelltes Neu-Ägyptisch, mit griechischen Buchstaben geschrieben (S. 181 und 385). Aber, wie gesagt, die koptischen Priester lesen die Gebete vor, ohne ein Sterbenswörtchen davon zu verstehen.

Bei diesen Kopten ertönen also noch ägyptische Klänge. Sie selbst sind Nachkommen jener Bevölkerung, die vor tausend Jahren noch an den Ufern des Nils wohnte, aber sich damals schon mit den Griechen und Römern vermischt hatte. Daher gleichen sie in ihrer Gesichtsbildung auch nicht besonders den Statuen und Bildern der alten Ägypter. Am reinsten ist die alte Rasse bei den zerlumpten Fellachen erhalten geblieben.

So ist denn alles dahin geschwunden, wodurch Qemet groß und berühmt war. Von der altägyptischen Pracht und Herrlichkeit ist nichts mehr zu sehen. An den Ufern des heiligen Jaro lebt jetzt ein anderes Volk, das keine Ahnung hat von der hehren Vergangenheit seines Landes, von der hohen Kultur, die schon vor Tausenden von Jahren blühte, dort zwischen den gelben Bergen. Selbst die Toten ruhen nicht mehr in ihren Gräbern!



Fellachmädchen.

Wenn du jetzt kommst zu den Bergen im Westen, wenn du die Eingänge aufsuchst, welche die Pforten waren zur Wiedervereinigung mit Amon, dem Unbegreiflichen — dann siehst du davor sitzen ein schmutziges Fellachweib, und um dies her kauern drei oder vier Kinder, die — womöglich — noch schmutziger sind als ihre Mutter. Sie lassen dich eintreten, denn du bist ja ein Fremder, und die Fremden bringen Geld. Sie geben dir auch eine Fackel mit, und eines der Kinder begleitet dich.

Vorsichtig gehst du hinein. Schwarzer, kohlenähnlicher Staub bedeckt den Boden. Trittst du in das erste Gemach, so findest du dich in Gesellschaft von Schafen und Ziegen. Zwischen ihnen liegt ihr Besitzer, dessen Farbe kaum noch etwas heller ist als der Staub, auf dem er ruht. Träge hebt er sich empor, aber sein Auge siehst du funkeln bei dem Scheine deiner Fackel — du wirst ihm ja Geld geben. Und der Usurpator dieser Grabeshöhle fährt mit seinen Fingern in sein Ge-

wand und bringt ein paar kleine Figürchen zum Vorschein — einen Ria, eine Isi, eine Sechmet — welche er in dem Leibe der Mumie gefunden hat oder wenigstens gefunden haben will, und bietet sie dir zum Kaufe an. Dann führt er dich weiter hinein durch enge Gänge, durch weite Säle, bald wagrecht, bald schief abwärts tief unter den Boden. Aber sei vorsichtig, verlaß dich nicht zu ruhig auf deinen Führer; mit eigenen Augen sehen, daß man in keinen Schacht stürzt, ist sicherer. Wenn du dem Manne lange genug folgst und ihm ein besonders gutes Bachschisch versprichst, führt er dich vielleicht an einen Ort, wo noch ein paar Mumien in ihren Särgen zu sehen sind. Viele lassen sich nicht mehr finden. Die Habgier hat schon sehr aufgeräumt. Aber was ist denn dieser schwarze Kohlenstaub, in den man oft fußtief einbricht? Das sind die zertretenen Leiber der Alten; das sind Mumien, welche mit frevelnder Hand zerbröckelt worden sind, damit für die in ihnen verborgenen Kleinodien Geld gelöst werde, und die man dann an den Boden geworfen. Das sind die zertretenen Leichen der Zeitgenossen eines Menkauria, eines Amenhotep, eines Psametik. Hüte dich, hüte dich, daß nicht ein Funken deiner Fackel hinein falle, er zündet augenblicklich, und rasch eilt die Flamme weiter in dem Pulverstaube; ehe du es nur denken und fürchten kannst, sind die Gänge mit Feuer gefüllt, und dann — wehe, wehe dir.

Du trittst hinaus und atmest tief auf in der frischen Luft. Der Bewohner der Grabeshöhle folgt dir bald nach und bringt eine noch unversehrte Mumie mit, die er in einem benachbarten Stollen geholt. Vor deinen Augen wird die Leiche mit geübter Hand zertrümmert, ausgeleert und — dann ins nahe Feuer gelegt. Mit der Mumie eines alten Ägypters kocht die Fellachmutter für sich und ihre Familie die Saubohnen (Ful auf arabisch), das gewöhnlichste und wichtigste Nahrungsmittel des Landvolkes. Die morschen Leichname waren für diese Leute Brennmaterial.

So sah es bis vor wenigen Jahrzehnten dort aus! Alles zerstört, alles verwüstet, alles in Trümmern! Die ganze Gegend glich einem Schlachtfelde, mit Gebeinen und Fetzen von Leichentüchern bedeckt. Die schönsten Särge wurden rücksichtslos in Stücke zerschlagen, die Mumien mit der Axt zerhauen, zerrissen, zerwühlt, um einen Edelstein oder ein Blättchen Gold, mit dem die Nägel der Finger und Zehen bedeckt waren, oder einen Ring, ein Halsband oder ein Statuettchen von Bronze zu finden. Denn damit wird ein großer Handel getrieben. In Kairo sind ganze Magazine angefüllt mit solchen Dingen, die

um vieles Geld an die Reisenden, namentlich an Engländer, verkauft werden.

Aber man fabriziert auch selbst sehr schöne Altertümer; Töpfe, Schalen, Götterbilder, Armringe, Halskragen, alles nur Erdenkliche machen geschickte Fabrikarbeiter so täuschend nach, daß es selbst einem Kenner schwer fällt, die Täuschung zu entdecken. Fragst du einen Alter-



Beduine.

tumshändler: „Ist das aber auch echt?“ so wird er dir antworten: „O mein Gebieter, was denkst du von deinem Knechte? Es gibt auch Nachgemachtes, freilich. Aber daß dieser Käfer echt ist, das siehst du doch auf den ersten Blick, und die Bastsandalen sind ja getragen und abgenutzt. Ich werde dir doch — bei Allah — nichts für alt verkaufen, was nicht alt ist! Übrigens will ich es dir schriftlich geben, daß die Dinge echt sind. — Siehst du, ich war selbst bei der Ausgrabung — Allah hu akbar, Gott ist sehr groß. Du weißt, droben bei Qurnah, wo die alte

Hauptstadt Theben gestanden hat, im Tale Biban el Moluk, wo die Königsgräber sind, ist gleich links ein Seitental. Von da zweigt sich ganz hinten ein sehr enges Tälchen wieder nach rechts ab. Dort haben wir vor zwei Monaten den Eingang eines bis dahin unbekannten Grabes entdeckt; Allah kerim, Gott ist barmherzig.“ Und so weiter. Der Mann müßte sein Geschäft schlecht verstehen, wenn er dich nicht gründlich überführte, daß seine Waren echt sind. Er beweist dir es sogar durch Zeugen aus der Nachbarschaft. Eine Hand wäscht die andere; morgen steht er wieder Zeuge zu allem, wozu ihn sein Nachbar verlangt. — Ja, diese Geschäftsleute sind so verschmitzt, daß sie die Trümmer der durch die Fellachen zerschlagenen Mumien wieder zusammen leimen, neu umwickeln und als unversehrte Mumien verkaufen.

„Du findest den Preis zu hoch?“ fragt der Kaufmann erstaunt, wenn du auf seine Forderung nicht sogleich eingehst. „O Herr, weißt du denn, daß ich vielleicht für das Doppelte, ja Dreifache Gold und Kleinodien in der Leiche finden könnte, wenn ich sie nur öffnen wollte? Aber ich mag das nicht tun, weil wohlerhaltene Mumien jetzt sehr selten und sehr gesucht sind.“ Kurz, er überzeugt dich, und du kaufst die „wohlerhaltene, unversehrte, noch mit allen Binden umwickelte“ Mumie. Laß sie so eingewickelt und freue dich deines Erwerbes, denn wenn du sie untersuchtest, könntest du vielleicht finden, daß sie zwei rechte Beine hat, und daß ein großes Loch in der Brust mit Stroh ausgestopft ist. Dergleichen ist schon mehr als einmal vorgekommen. Wozu hätte auch Allah die Reisenden geschaffen, wenn man sie nicht betrügen dürfte!

Du suchst die alten Städte am Nil und findest elende Dörfer, die Bewohner in einem entsetzlichen Schmutze, eine Masse beißendes Ungeziefers, gegen das nur die Haut eines Fellachs gefühllos auszuhalten vermag. Das Volk ist über alle Beschreibung faul, verschmitzt, diebisch und gleichgültig. Habe daher ein wachsames Auge auf alles, was du mit dir führst, lege nichts neben dich auf den Boden; wenn du dem Fellach auf die Hände siehst, so stiehlt er mit den Füßen und vergräbt das Deine in den Sand. Bist du weg, so findet er's schon wieder.

Die Fellachin (Mehrzahl von Fellach) sind so arm, daß sie nur zweimal im Jahre Fleisch essen, am Kitschi-Beiram (Schluß der Fasten, also ungefähr entsprechend unserem Osterfeste) und am Kurbaan-Beiram, 70 Tage nach jenem; sonst sind rohe Zwiebeln, ein schlechtes Brot und Saubohnen jahrein, jahraus fast die einzigen Nahrungsmittel der

Bauern. Glücklich schätzt sich, wer zuweilen etwas saure Milch, Käse, Honig oder Datteln haben kann.

Die Wohnungen der Fellachin sind nur aus Erde gemacht und gleichen eher den Höhlen der wilden Tiere als menschlichen Häusern. Sie sind etwa acht Fuß hoch und haben vorn eine niedere Öffnung, durch welche die Familie ein- und auskriechen kann. Fenster gibt es darin nicht. Von verschiedenen Zimmern ist keine Rede; das Ganze ist eine künstliche Erdhöhle, die man, da sie dieselbe Farbe wie der Boden hat, aus der Ferne nur selten von diesem zu unterscheiden vermag. Einige Töpfe sind der einzige Hausrat des Fellachs; Bett, Stuhl, Tisch und dergleichen sind ihm sehr entbehrlicher Luxus. Ein Fellachdorf sieht aus wie ein niedriger, unregelmäßiger, zerrissener Erdhügel, dessen Seiten von drei bis vier Fuß hohen Löchern durchbrochen sind. Mit dem Fellach wohnen nächtlicherweile in demselben Raume seine Hühner, Gänse und Ziegen; nur der Esel bleibt die Nacht über im Freien, weil er zu hoch ist und nicht durch die Tür kann. Bei Tage ist die Wohnung vollständig leer, und alle ihre Bewohner — vierbeinige und zweibeinige — kampieren im Freien.

Welch ein Unterschied zwischen dem früheren weltberühmten Reichtume der alten Ägypter und der Armut dieser Elenden, welche nur noch auf und von den Trümmern einer ehrwürdigen Vergangenheit leben! Das zeigt sich namentlich in den größeren Orten, die wirklich Häuser besitzen. Tritt in eine solche Hütte! — Die Treppen gehören zu einer mit Reliefbildern bemalten Tempelwand; der steinere Tisch ist ein Stück von dem Palmenkapitell einer Säule; der Klotz, auf welchem die Frau das bißchen Knüppelholz hackt, ist das ehrwürdige Haupt einer Statue der Königin Hatschepsowet (S. 213).

Die Tempelruinen waren zur Hälfte unter Flugsande begraben. Oben auf das flache Dach des großen Tempels von Adbu (S. 19), bei dem heutigen Edfu, wurde nach und nach ein ganzes Dorf gebaut. Was von dem Tempel noch aus dem Sande heraus sah, diente als Damm bei den Überschwemmungen. In das Tempeldach, d. h. den Boden ihrer Hütten, brachen die Bauern Löcher, und da hinein warfen sie ihren Kehricht. Nur Trümmer und immer wieder Trümmer. — Die Obelisken sind umgestürzt oder in andere Länder ausgeführt — 23 stehen jetzt in den verschiedenen Hauptstädten Europas — die Bildsäulen sind zerschlagen, den Sphinxen die Köpfe abgehauen, und diese grauenvolle Zerstörung nahm zu von Jahr zu Jahr! Die Europäer waren unermüdlich, in ihre Museen alles zu führen, was irgend trans-

portabel war; — hat man doch sogar ganze Gräber ausgebrochen und in Berlin wieder aufgestellt!

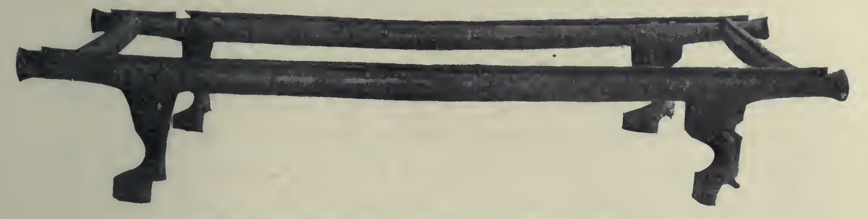
Endlich wurde diesem wüsten Treiben ein Ziel gesetzt. Angeregt von den Franzosen, faßte der Vizekönig von Ägypten, Said Pascha, den Entschluß, zu retten, was von Altertümern noch zu retten sei. In Bulaq, der Hafenstadt Kairos (siehe die Karte S. 103), hat er im alten Tempelstile einen Glaspalast errichten lassen, welcher aus einem Vorhof und vier Sälen besteht, deren größter allein 150 Fuß lang und 54 Fuß breit ist. Hier sollten alle transportablen Denkmäler, welche sich noch vorfinden, aufgestellt werden; was aber nicht zu transportieren ist, sollte vor jeder Beschädigung geschützt sein. Dem französischen Gelehrten Mariette gab er zur Ausführung seines Planes unbeschränkte Vollmacht; er konnte jeden Eingeborenen (aber freilich keinen reisenden Engländer), der etwas zerstören oder entwenden wollte, sofort einstecken lassen, konnte Hunderte von Arbeitern anstellen und — durfte Geld verbrauchen, so viel er wollte — der Vizekönig trug mit großer Bereitwilligkeit alle Unkosten.

Und August Mariette, der den Titel Bey erhalten hatte, machte von der ihm verliehenen Gewalt und den ihm gewährten Geldmitteln den umfassendsten Gebrauch. Er ließ Sphinxe und Bildsäulen, welche unter dem Sande begraben waren, wieder an das Tageslicht schaffen, Felsengräber öffnen, Tempel, die nur noch mit ihrem obersten Teile aus dem Boden sahen, wieder vollkommen frei legen. Das Dorf auf dem Dache des großen Tempels von Adbu (über 100 Hütten) ließ er abreißen und anderwärts wieder aufbauen. Für das neue Museum in Bulaq sammelte er während der Jahre 1858 bis 1861 mehr denn 18 000 Gegenstände an. Im letztgenannten Jahre kehrte er, freilich sehr leidend, vor der Hand wieder nach Frankreich zurück, um ein umfassendes gelehrtes Werk über seine großen ägyptischen Arbeiten heraus zu geben.

In der ersten Hälfte des Jahres 1863 starb plötzlich der Vizekönig von Ägypten, und es stand anfangs zu befürchten, sein Nachfolger werde den Altertümern weniger Aufmerksamkeit widmen, aber darin hatte man sich getäuscht. Ismail Pascha bewilligte, daß die Veröffentlichung des kostbaren Werkes, das die von Mariette-Bey zu Tage geförderten Altertümer beschrieb und bildlich darstellte, auf seine Kosten fortgesetzt werde, erneuerte die Vollmacht, die sein Vorgänger dem französischen Gelehrten gegeben hatte, ernannte ihn zum „Generaldirektor der Pflege

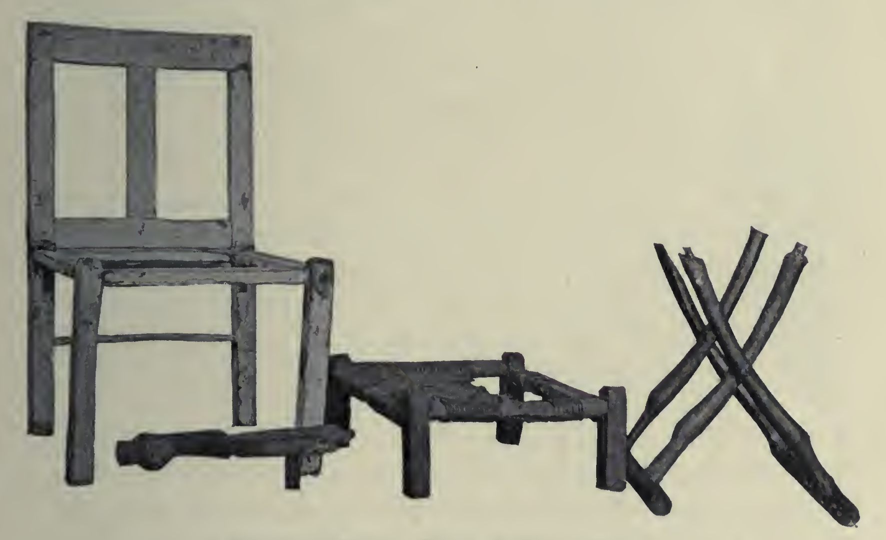
der ägyptischen Altertümer" und ermunterte ihn, in der umfassendsten Weise seine Ausgrabungen fortzusetzen.

1890 wurden die Altertümer in einen Palast des Chediws zu Giseh übergeführt, bis sie 1902 endlich ihr jetziges Heim in Kairo beziehen konnten, ein imposantes Gebäude mit einer weithin sichtbaren Kuppel



Altägyptische Bettstelle. (Königl. Museum in Berlin.)

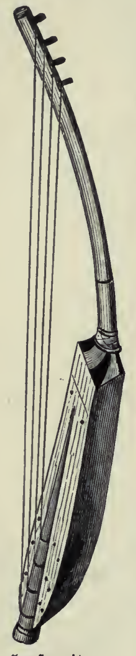
über dem Eingange. Hier stehen denn die großen Kolossalstatuen, die Sphinxe, Statuen, Mumien und Holzsärge, Steinsärge, Kanopen (verschlossene Vasen von Alabaster, deren je 4 in einem Sarge waren, und



Altägyptische Stühle. (Königl. Museum in Berlin.)

welche Gehirn, Herz, Lunge und Magen des Verstorbenen bargen), Stelen (Steintafeln mit Hieroglypheninschriften); die sich täglich mehrenden kleineren Gegenstände sind gar nicht anzugeben. Da findet sich in der Tat alles nur Wünschenswerte; das ganze Leben der alten Ägypter läßt sich aus diesen Dingen wieder konstruieren. Wir sehen

da z. B. alle Arten von Stubengeräten, Sessel, Stühle aller Art, auch dreibeinige, wie unsere Kontorstühle, desgleichen solche zum Zusammenlegen, wie unsere Feldstühle, hölzerne Schemel, Tische usw. — allerlei Küchengeschirr, Töpfe, glasiert und unglasiert, Gefäße von Ton, Kupfer Bronze, Glas, Löffel von Holz, Metall und Elfenbein, Messer, tönerne und metallene Lämpchen, Krüge u. dgl. — Weidenkörbe, große und kleine Kästchen, Schachteln, Kasten und Kisten, eiserne Schlüssel, Bohrer, Fliegenwedel, Farbenkasten, Malerpaletten, „Muschelkästchen", d. h. Kästchen mit Herzmuscheln, in welche Farben eingerieben sind — Waffen, Standarten und Kriegszeichen der verschiedensten Art, fünf Fuß lange Bogen, Pfeile, Dolche, Äxte, Keulen, Schleudern, Schilde, Helme usw. — musikalische Instrumente, Trommeln (siehe S. 177 und 265), Flöten, Leiern, Harfen, die sich von den unseren dadurch unterscheiden, daß sie nicht drei, sondern nur zwei Balken haben, deren festes Gestell also nicht ein Dreieck, sondern nur einen Winkel oder auch einen Bogen bildet. Sie haben vier bis zwanzig Saiten. Wir finden da ferner Instrumente, ähnlich unserer Laute oder Gitarre, und endlich eines, welches eine Zusammensetzung oder Mischung von Harfe und Gitarre ist (s. S. 434). Die Sistren (s. S. 211) fehlen natürlich nicht.


Harfengitarre.

Groß, sehr groß ist die Zahl der Toilettenartikel (siehe S. 317): Kämme, Nähnadeln, Stecknadeln und Haarnadeln, Fingerringe, Ohrringe und Springringe, Schminkbüchschen, Pomadetöpfchen, Ölfläschchen, Spiegel, Armbänder, Gürtel, prachtvolle Kragen, Perlen von Glas, Gold und edlen Steinen, Sandalen, Perücken usw.; auch die Goffriermaschine sei nicht vergessen.

In Ägypten war es Sitte, dem Toten mit in den Sarg zu geben, was ihm besonders lieb war, oder womit er sich im Leben beschäftigte — dem Feldmesser die Meßschnur, dem Kaufmann Elle, Wage, Gewichte, dem Jäger Bogen und Pfeil, dem Fischer das Netz mit dem Blei und den Korkstückchen, dem Wundarzte die Nadeln und Scheren, dem Maler seine Palette und Farben, dem Krieger die Waffen, dem Apotheker ein Körbchen mit Medikamenten, der Spinnerin die Spindel, dem Landmanne seine Ackergerätschaften, dem Holzhauer die Axt, dem Kinde seine Spielsachen. So kommt es, daß Dinge auf uns gelangt sind, an die wir sonst nie gedacht, die wir sicherlich nicht an den Ufern des Nils

gesucht hätten, z. B. Schröpfköpfe, Steine für das Brettspiel, Stempel, um die Ziegel mit dem Namen des Königs zu zeichnen, elfenbeinerne Würfel und ähnliches. Nicht minder überraschen uns ein Panzerhemd, ein vollständiges Gewand, das noch getragen werden könnte, lederne Bälle, zweifarbig nach Kugelausschnitten abgeteilt usw. Groß ist auch die Zahl der Dinge, die sich auf Religion und Kultus beziehen, also z. B. Altäre und Götterstatuetten. Statuetten von Osiri und Isi und allen anderen Göttern in Menschen- und Tiergestalt (Apisstatuette, s. S. 203) kommen vor in edlen Steinen, Gold, Bronze, Porzellan, gewöhnlichem Tone usw., und zwar 1 cm hoch bis zur natürlichen Größe; die großen sind dann von Granit, Marmor, Basalt, Sandstein, Kalkstein. Katzen, Ibisse, Sperber, Schakale und andere symbolische Tiere finden sich in allen Sammlungen in sehr großer Zahl.



Spindel von Geflecht.

Ein ganz besonderes Interesse nehmen auch die Kinderspielsachen in Anspruch. Da sehen wir z. B. einen kleinen hölzernen Sarg, ganz dekoriert wie ein großer; in demselben liegt ein Holzpüppchen, mit Binden und Tüchern umwickelt, vollständig eingehüllt wie eine Mumie. Die einstige Besitzerin spielte damit „Begraben". Mit den hölzernen Puppen war es gerade wie bei uns, es gab sehr sorgfältig und sehr schön geschnitzte, die dann auch ebenso sorgfältig und der Wirklichkeit entsprechend bemalt waren; es gab aber auch grob und plump ausgeschnitzte, und diese waren in recht grellen Farben und bunt bemalt; auf die natürliche Farbe war dabei gar keine Rücksicht genommen. Jene feineren Puppen waren für ältere Kinder bestimmt; diese bunten sollten durch die Farbe das Auge kleiner Kinder ergötzen — wie wir auf unseren Jahrmärkten ja auch hölzerne Pferdchen sehen, die weiß mit roten und blauen Flecken sind und Federn auf dem Kopfe haben. Auch Puppen mit beweglichen Gliedern hatten die kleinen Ägypterinnen; desgleichen waren die bei uns sogenannten „Hanselmänner" im Gebrauche, Holzfiguren, die Arme und Beine ausstreckten, wenn man an einem Faden zog. Auch mancherlei andere Bewegungen machten ähnliche für kleine Kinder berechnete Puppen. Ein solches umstehend abgebildetes, ziemlich rohes Exemplar besitzt das ägyptische Museum in Leiden. Es ist ein Mann, welcher Teig knetet, eigentlich platt macht; ein Zug am Bindfaden richtet ihn auf, durch sein eigenes Gewicht fällt

er dann wieder nach vorn; zwischen den Händen hat er ein „Wälgerholz“, d. h. eine Rolle oder Walze, mit welcher der Teig (zu dünnen Kuchen und dergl.) platt gewalzt wird. Das Übrige ist aus der Abbildung verständlich. In derselben Sammlung findet sich auch ein kleines hölzernes Krokodil, welches durch einen Zug den Rachen öffnet und schließt.

Neben diesen manchmal recht scherzhaften Dingen sind es dann wieder die besonders kostbaren, welche uns fesseln. Zu diesen gehören größere und brillantere Vasen, Becken, Urnen, Kannen von Gold und Achatperlen und andere Seltenheiten, von den wir nachher sprechen werden.

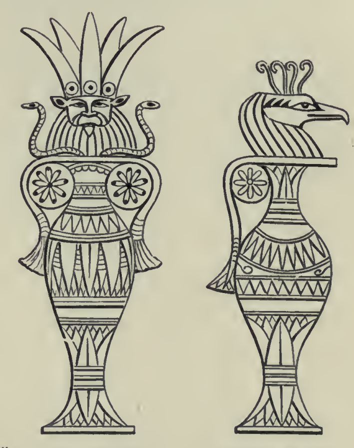
Vorher soll jedoch noch eines Gegenstandes gedacht werden, der sich in allen größeren Sammlungen hundert-, ja tausendweise findet: — das sind die Käfer oder Skarabäen. Sie sind von Gold, Bronze, Edelstein, Granit oder gebranntem und glasiertem Tone gemacht, in der Regel ein bis drei Zentimeter lang, und stellen einen Käfer vor (und zwar den heiligen Pillenkäfer, Scarabaeus sacer, schwarz und von der Größe eines Roßkäfers), welcher auf einer gleich großen, länglich-runden Platte sitzt, in der Weise, daß er sie fast mit dem Leibe berührt. Diese Platte, Unterlage, ist an der Unterseite glatt und glänzend poliert und der Name ist hinein geschliffen oder -geschnitten, so daß die Käfer — wie unsere Petschafte — zum Siegeln benutzt werden konnten. Sehr oft ist die Platte der Länge nach durchbohrt, und man konnte den Skarabäus einfädeln und um den Hals hängen.



Spielzeug. Bewegliche Holzfigur.

Auch als Dekoration bei Bauten findet sich der Käfer häufig. So vertritt er oft die Stelle der geflügelten Scheibe über den Eingängen zu Tempeln, Palästen und Felsengräbern. Aus kleinen Skarabäen von Gold, Karneol und dergl. wurden ganze Halskragen (s. S. 129 usw., vor allem aber das Farbenbild: „Ramses II. vor der Göttin Sechmet“) zusammengesetzt; die aus gebranntem Tone sind natürlich an und für sich wertlos, die großen aus Edelstein oder Gold hergestellten aber oft sehr kostbar. Der kleinen besitzt das überaus reiche ägyptische Museum in Turin etwa

zweitausend, der großen achtzig. In der trefflichen Berliner Sammlung ist einer, 6 bis 7 cm lang und von entsprechender Breite und Dicke — aus reinem Golde. Das Britische Museum in London aber hat einen von grünem Serpentin, drei Fuß lang und mehrere Zentner schwer; er gehörte wahrscheinlich zu den heiligen Gegenständen eines Tempels. Kleine Käfer aus Achat oder Jaspis wurden als Ringsteine getragen, und zwar in der Weise, daß sie um eine horizontale metallene Achse drehbar waren; trug man den Ring am Finger, so war der Käferrücken nach außen gekehrt; wollte man siegeln, so nahm man den Ring ab und drehte den Stein um. Etwas größere und wertvollere Skarabäen hingen (wie bei uns ein Medaillon) an Perlenketten. — Der Käfer bezeichnete die Cheperu, d. h. die früheren Metamorphosen des Menschen; wahrscheinlich dienten die Skarabäen bei den alten Ägyptern auch als Amulette, Schutzmittel gegen Krankheiten und andere Unglücksfälle. Heute noch ist es bei den Kopten Gebrauch, Kindern, welche die Bräune bekommen, einen Pillenkäfer, in Baumwolle eingehüllt und in eine Nußschale verschlossen, an den Hals zu hängen, was dann so sicher hilft wie jedes andere sympathetische Mittel.


Ägyptische Prachtvase. Goldene Kanne.

Eine kleine Probe der wunderbaren Schätze, welche jetzt das Museum in Kairo birgt, hatte Ismail Pascha im Sommer 1867 in Paris sehen lassen, indem er dort als Teil der internationalen Ausstellung einen ägyptischen Tempel errichten und in diesen eine Sammlung verschiedener, leicht transportabler Denkmäler bringen ließ.

Da waren unter den ausgestellten Bildsäulen die beiden weltberühmt gewordenen Statuen des Königs Chafria (S. 227). Ferner stand da die hölzerne Statue eines aufrecht stehenden Mannes, welcher den Befehlshaberstab in der Hand hält. Der lebhafte Ausdruck des Gesichts wird erhöht durch die überaus kunstvoll gearbeiteten Augen. Die Augenlider sind aus Bronze, der Augapfel ist weißer undurchsichtiger Quarz, die Pupille ist ein durchsichtiger, farbloser Bergkristall, hinter welchem (im Mittelpunkte des Augapfels) ein dunkler Nagel angebracht ist, wodurch das Auge einen merkwürdigen Glanz erhält. Und diese

Bildsäule ist über 4000 Jahre alt! Sie ist unter Mariette in Saqqara ausgegraben worden und wird der „Scheich el Beled" (Dorfschulze) von Saqqara genannt, weil die Arbeiter meinten, das Bildwerk stelle diesen dar; so ähnlich war der Typus. — Weiter sah man die lebensgroße Statue der Königin Ameniritis, der Gemahlin des Königs Peanchoi (S. 334 u. 336), mit wunderbarer Feinheit in Alabaster ausgeführt, einen 3 Fuß hohen Apis von Serpentin, drei Frauen (Kalkstein), welche Brotteig kneten, usf. In großen Glaskasten befanden sich kleinere Seltenheiten, unter welchen die Kleinodien der Königin Ahhotep, der Mutter des Königs Ahmase I., des Befreiers seines Vaterlandes (S. 253), den ersten Rang einnahmen; eine prachtvolle goldene Kette, Armbänder von Gold und Perlen, goldene Dolche, fein geschnittene Siegelsteine, kostbare Halskragen von Gold und Edelsteinen, ein ebenso kostbares Diadem, ein Armring in Gestalt eines Geiers mit ausgebreiteten Flügeln, bei welchem jedes einzelne Federchen ein mit Gold eingefaßter Edelstein ist; auch viele ähnliche Kostbarkeiten, unter anderem ein gegen 2 Fuß langes Bootchen mit zwölf Ruderern. Die Ruderer sind von Silber, der Herr des Schiffchens, der Kapitän und der Steuermann von massivem Golde. — Wer diese Sammlung aufmerksamen Auges betrachtete, mußte staunen über diese Kunstleistungen der Ägypter — vor viertausend Jahren, da das gefeierte Griechenland noch gar nicht in der Geschichte existierte.

Mariette-Bey hat mit unermüdlichem Fleiße das Unglaubliche geleistet und eine bewundernswürdige Tätigkeit entwickelt. Wer in unseren Tagen Ägypten besucht, hat einen ganz andern Genuß, eine viel reichere Belehrung, als er sie noch vor wenigen Jahrzehnten haben konnte. Wo vor vierzig Jahren nur ein Kapitell aus dem Flugsande sah, steht jetzt eine ganze Säule frei da; statt des Daches eines Tempels sieht man jetzt das ganze Gebäude. Freilich, was zerstört, zertrümmert, zerschlagen ist, das ist hin und kann auch nicht wieder ersetzt werden.

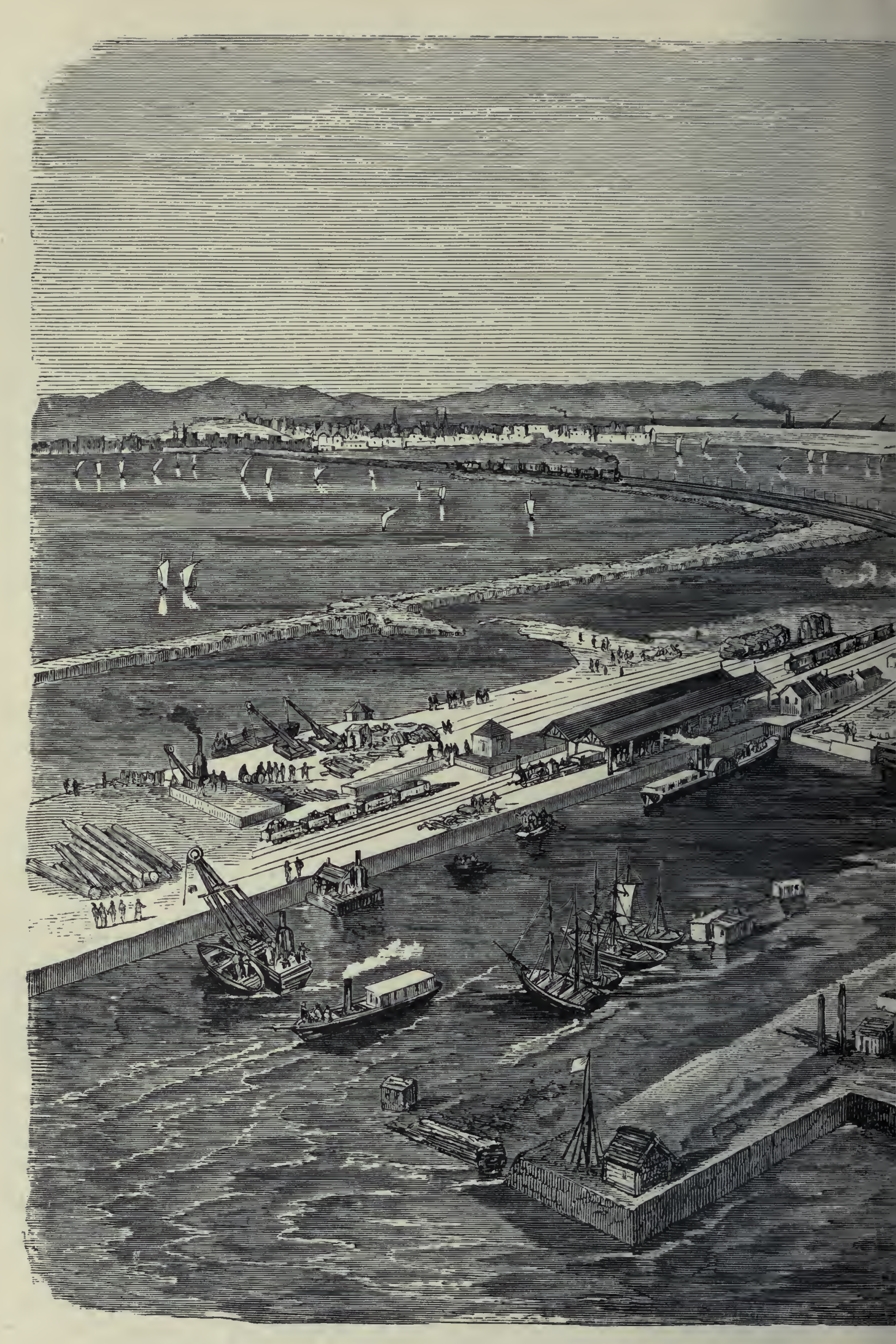
Und dessen ist allerdings namenlos viel! Berechnet man doch die Zahl der unter Theodosios bei der gewaltsamen Einführung des Christentums (s. S. 389) zerstörten Bildsäulen allein auf 40 000. Aber es ist nun wenigstens dafür gesorgt, daß jetzt nichts mehr zerstört oder entwendet wird.



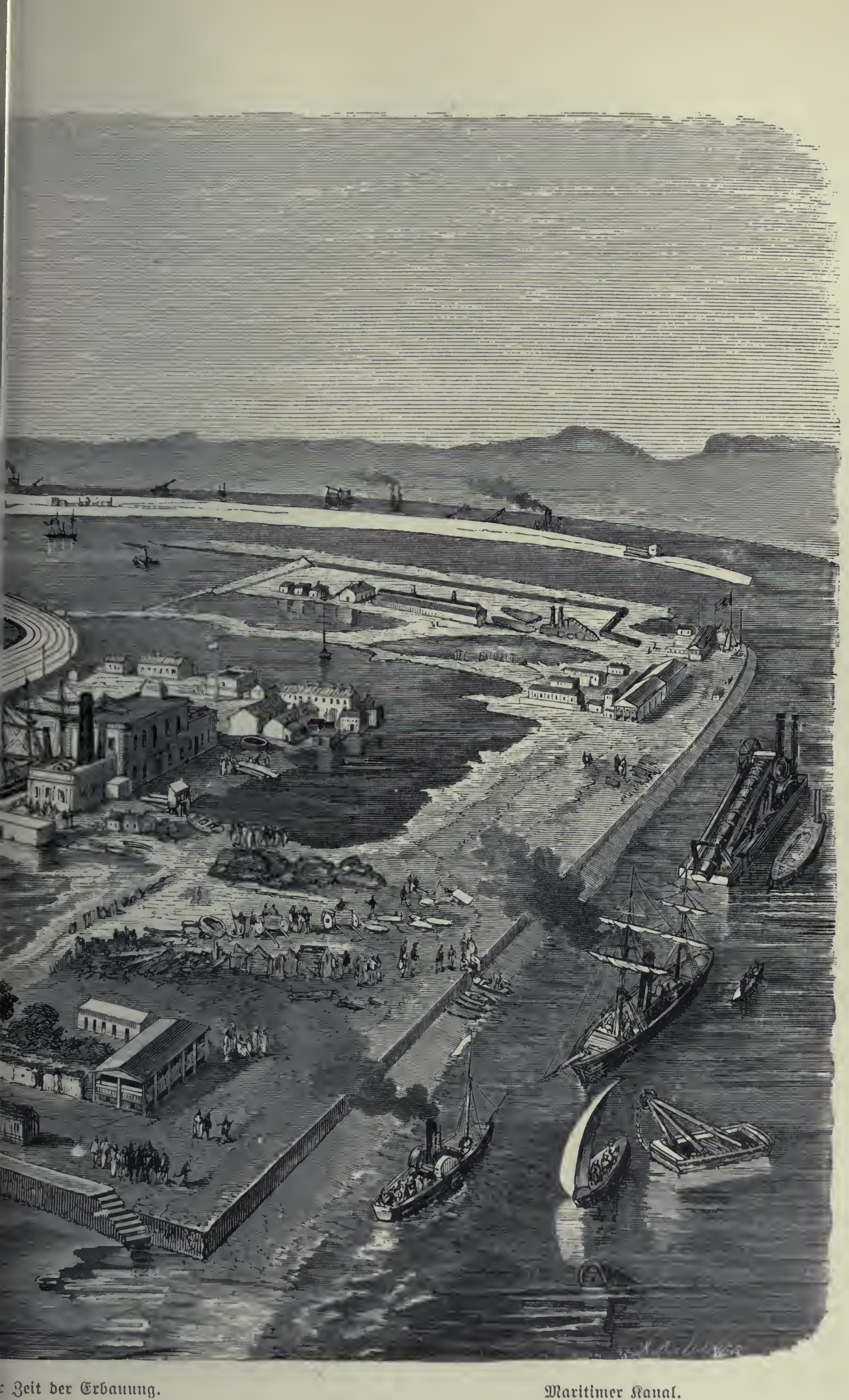
Suezkanal.

2. Der Suezkanal.

Zunächst muß nun eines großartigen Werkes gedacht werden, das vor nun 35 Jahren in Ägypten vollendet wurde. Schon der große Perserkönig Darejawosch hatte eine Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Roten Meere hergestellt, und zwar durch Benutzung des östlichen Nilarmes; allein der Kanal wurde von Arabern und Türken nicht imstande gehalten, versandete nach und nach, und die Verbindung war dahin. Die Neuzeit aber kam wieder auf die außerordentliche Bedeutung zurück, die ein solcher Kanal hat, und zog die Wiederherstellung desselben in Betracht. Im Jahre 1846 trat eine Gesellschaft von Engländern, Franzosen und Österreichern zusammen und faßte den Plan, einen Kanal anzulegen, welcher direkt von dem Mittelmeere durch die dreißig Stunden breite Landenge von Suez in das Rote Meer führe. Allein es blieb bei dem Plane und kam nicht zur Ausführung. Acht Jahre später wurde der ausgezeichnete Ingenieur Ferdinand de Lesseps von dem Vizekönige von Ägypten nach Kairo berufen, um seine Ansicht über den genannten Kanal auszusprechen. So groß auch die Schwierigkeiten waren, der Franzose behauptete, sie seien



Stadt Suez. Eisenbahn nach den Docks. Hafenanlage von S



: Zeit der Erbauung. Maritimer Kanal.

sicher zu überwinden, er wolle selbst dafür eintreten, und seine Rede war so überzeugend, daß ihm Said Pascha sogleich die Leitung der ganzen Arbeit übergab und ihn mit allen nötigen Vollmachten ausrüstete.

Es ist wohl zu beachten: nicht die Anlegung des Kanals an und für sich bot die größten Schwierigkeiten, sondern die Verwandlung einer unwirtbaren Sandwüste, die kein grünes Blatt und keinen Tropfen Wasser aufweist, in ein bewohnbares Land, in dem Zehntausende von Menschen leben und es aushalten können. Aber Lesseps hat alle Schwierigkeiten mit Geist und Energie überwunden; der Kanal ist 40 Stunden lang, 180 Fuß breit und 25 Fuß tief und am 16. November 1869, am 64. Geburtstage seines Erbauers, feierlich dem allgemeinen Verkehr übergeben worden.

Machen wir in Gedanken einen Ausflug nach diesem Riesenwerke, würdig der großen Taten des alten Ägyptens und gewiß geeignet, den Namen seines Unternehmers auf die fernsten Zeiten zu bringen.

Von Kairo aus fahren wir auf der Eisenbahn gen Alexandria bis zur Station Benha. Hier führt eine Zweigbahn nach Zagazig an dem östlichen Arme des Nils. Zagazig ist aber an dem Punkte erbaut, wo ehemals die Stadt Pibast oder Bubastis stand, und die Spuren des alten Kanals, welcher von hier nach dem Roten Meere führte (s. S. 366), waren leicht wieder aufgefunden. Lesseps ließ diesen alten Kanal vom Flugsande reinigen, vertiefen und erweitern, wo es nötig war, und machte so die Wasserleitung daraus, welche den Arbeitern in der Wüste das süße Wasser des Nils zuführen mußte, damit diese überhaupt leben konnten. Einstweilen diente dieser „Süßwasserkanal" auch zur Verbindung der Hauptstadt mit dem Bauplatze, und es fuhren zahlreiche Nilboote auf demselben hin und her. Im ersten Halbjahr kostete die Versorgung der Arbeiter mit Trinkwasser allein 600 000 Franks; dann aber brachte der 15 m breite Kanal das unentbehrliche Element in reicher Fülle; die Arbeiter konnten leben, und die Ufer wurden fruchtbar.

Bis Kasanine fuhr man während des Baues auf dem alten Kanale; dieser bog dann rechts nach Süden ab, Lesseps hat aber von hier die Straße in gerader Richtung weiter nach Osten führen lassen. Zugleich ließ er von hier einen Kanal südwestlich nach Kairo abstecken, um auch von dorther süßes Wasser zuzuführen, und um zwischen der Hauptstadt und Kasanine eine direkte Verbindung zu haben. An der Vollendung dieser wichtigen Wasserstraßen waren 80 000 Menschen tätig.

Etwa anderthalb Stunden östlich hat man bei dem Ausgraben drei riesengroße sitzende Bildsäulen von rotem Porphyr gefunden, welche Ramses II. nebst zwei Gemahlinnen vorstellen, kostbare Zeugen der hohen Vollendung der Bildhauerkunst in der schönsten Zeit des Ägyptertumes.

Wieder nach ungefähr drei oder vier Stunden kommen wir nach Ismailia, der von Lesseps aus dem Sande hervorgezauberten Hauptstadt der Wüste. Vor zwanzig Jahren war hier nichts, gar nichts zu sehen, als Sand und Himmel, Himmel und Sand — und heute steht eine Stadt da von mehr als 7000 Einwohnern. Hier ist der Palast des Vizekönigs, eine Moschee, eine christliche Kirche, das Verwaltungsgebäude, von welchem aus Lesseps das ganze ungeheure Werk leitete; hier stehen über tausend niedliche Häuschen, alle von hübschen Gärten umgeben, welche — freilich noch keine großen, alten Bäume, aber um so mehr Blumen und Gemüse und Salat die Fülle tragen.

Außer den Franzosen, die natürlich den Stamm der Bevölkerung bildeten, sind so ziemlich alle Nationalitäten vertreten: Engländer und Italiener, Deutsche und Griechen, Türken und Tscherkessen, Nubier und Berberiner; und Trachten aller Art sieht man hier, auch solche, die nur noch aus einem einzigen Lappen um die Hüfte bestehen.

Inzwischen ist nun die Eisenbahn an der Seite des Süßwasserkanals von Zagazig weiter bis Ismailia und von da nach Suez geführt; die bis dahin gebrauchte Eisenbahn direkt von Kairo nach Suez ist aufgegeben, da sie — weil durch unbewohnte Wüste führend — ungeheure Kosten verursachte. Der Süßwasserkanal versorgt Ismailia und alle südlich gelegenen Orte bis Suez, dieses mit inbegriffen, mit Trinkwasser; dem nördlich am Mittelmeer gelegenen Port Said und allen zwischenliegenden Stationen wird es durch zwei kolossale eiserne Rohre zugeführt; wegen des Menzalehsees konnte in dieser Richtung kein offener, nur in den Boden gegrabener Kanal genügen; die eisernen Rohre waren aber wohlfeiler als ein gemauerter Kanal und zudem auch schneller fertig.

Betrachten wir nun den eigentlichen Seekanal von Norden nach Süden!

Am Mittelmeer ist eine Stadt geschaffen worden, Port Said, so genannt nach dem vorletzten Pascha, dem Gründer des Unternehmens. Eine schmale Landzunge, von beweglichem Sande gebildet, durch die Fluten überschwemmt, so oft der Wind heftig aus Norden blies, trennte

den See Menzaleh von dem Mittelländischen Meere. Es war nicht einmal der Boden zur Erbauung einer Stadt vorhanden, und heute steht Port Said, der Hafen des großen Kanals, hier; es hat 42 000 Einwohner, Zeughaus, Schiffswerfte, große Magazine, einen Leuchtturm und Fabriken aller Art; überall sehen die langen Schornsteine heraus, überall hämmert's, klappert's, pocht's, braust's, rasselt's, sägt's und zischt's. Und, wie in Ismailia, auch hier alle Völker der Erde und auch hier neben dem Unentbehrlichen das Angenehme; auch hier sieht man,



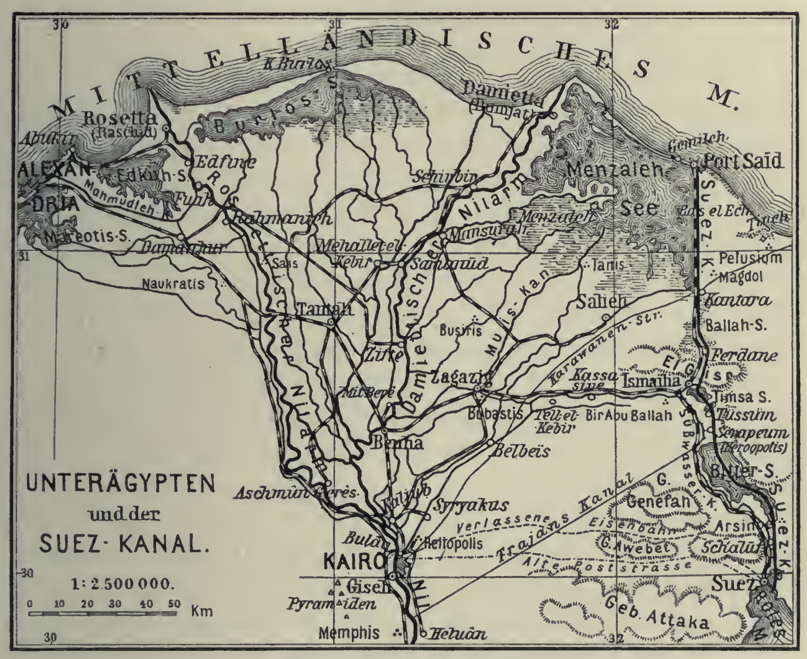
Araberdorf im Westen von Port Said.

daß die Tonangebenden Franzosen sind, die sich ihres Lebens freuen wollen, und die ihr Paris nachahmen; hier sehen wir ein grand magasin du Louvre, einen Jardin Mabille — es ist alles wie am Seinestrand, nur — ein bißchen kleiner.

Das Interessanteste während des Baues war ohne Zweifel die Herstellung künstlicher Steine — nicht kleiner Edelsteine, sondern mächtiger Blöcke zum Errichten der Häfen, der Ufer und der Dämme. Zwanzig Teilen Sand wurden neun Teile Gips mit dem nötigen Wasser zugesetzt, und aus dieser Masse Blöcke von 280 Kubikfuß geformt, also sehr ansehnliche Steine; es wog auch ein jeder nicht weniger als 22000 kg.

Solcher Blöcke wurden durch aufgestellte Maschinen täglich 35 fertig; man brauchte aber für die beiden Hafendämme deren allein fünfundzwanzigtausend.

Port Said hat bereits einen sehr merklichen Handel, täglich fahren Schiffe aller Nationen die beiden Häfen ein und aus; einige zwanzig verschiedene Dampfschifflinien führen hierher, und wenn auch vor der Hand noch manches, ja sogar noch vieles von auswärts bezogen werden muß — Port Said hat eine große Zukunft.



Unterägypten und der Suezkanal.

Südlich von dieser Stadt führt der Kanal elf Stunden lang durch den See Menzaleh, ein stehendes Salzwasser von einem einzigen Fuß Tiefe über einem weichen Schlammboden. Hier waren Schwierigkeiten zu überwinden, weit größer noch als am Mittelmeere, das auch am Ufer etwas vertieft werden mußte, damit große Schiffe einfahren konnten. Aber alles ist geglückt.

Mitten durch den See laufen in einer Entfernung von 180 Fuß zwei feste Steindämme, die dabei fast 2 Meter über das Wasser heraussehen, und so sicher sind, daß die schwersten Eisenbahnzüge über sie hingleiten, ohne daß eine Verschiebung oder Erschütterung dadurch ent-

steht. Und zwischen beiden Dämmen ist der Boden auf 25 Fuß Tiefe ausgebaggert. Bei der Arbeit selbst fand man, daß der Schlamm nur etwa 3 Fuß Dicke hatte und daß darunter ein sehr fester Lehmboden lag, der eine treffliche Grundlage für den Bau abgab.

Nachdem der Kanal eine schmale Landenge durchzogen hat, über welche der Karawanenweg nach Syrien führt, tritt er in den See Ballah, ebenfalls einen Salzsee, an dessen östlichem Ufer eine Stadt Kantara, d. h. die Brücke, entsteht. Am südlichen Ufer liegt Ferdane, das auch einmal eine Stadt werden wird, bis jetzt aber nicht viel mehr als eine einfache Station ist.

Nun kommen wir an einen sehr interessanten Teil des Weges, nämlich an die höchste Stelle des Bodens, wo also der tiefste Durchstich gemacht werden mußte. Man nennt diesen Sandhügel El Gisr, d. h. der Berg, und heute ist auf der Höhe ein Städtchen angelegt, welches denselben Namen trägt. Der Durchstich ist unten 200, oben 300 Fuß breit und in der Mitte 90 Fuß tief; dadurch aber, daß die ausgeschöpfte Sandmasse daneben wieder als Damm aufgeführt ward, entstanden zu beiden Seiten des Kanals Dünen von weit über 100 Fuß Höhe. 250 Millionen Kubikfuß Sand mußten hier ausgegraben und weggeschafft werden! Das konnte nicht Menschenhand tun, obwohl Hunderttausende an dem Kanale arbeiteten; man hat eigene, von Dampf getriebene Maschinen dazu erfunden, deren jede durchschnittlich täglich 19 000 Kubikfuß Sand aushob und daneben anhäufte.

Etwas südlicher kommen wir zuerst an die Villa des Vizekönigs, dann an Ismailia, beides auf dem westlichen Ufer; dann gelangen wir in den kleinen See Timsah oder Krokodilsee, so genannt, weil in alter Zeit bei großen Überschwemmungen das Wasser bis hierher gedrungen und Krokodile mitgebracht haben soll, die dann in dem Seebecken zurückblieben. Südlich von da erhebt sich der Boden noch bis zu 54 Fuß; auch hier mußte ein sehr bedeutender Einschnitt gemacht werden. Die Tausende von Arbeitern, welche dabei beschäftigt waren, haben sich auf der Höhe ein Lager aus recht netten Hüttchen und sauberen Baracken aufgeschlagen, welches nun eine kleine Stadt geworden und nach den Überresten eines Serapistempels benannt ist. Sie heißt Serapeum.

Nun gelangen wir in den großen Bittersee, der über 7 m tief ist und, da seine Ufer noch nicht ganz 3 m über dem Spiegel des Meeres liegen, schon von selbst eine Tiefe von 4 m darbot. Anfangs beabsichtigte Lesseps, zwei Dämme durch den See zu bauen und so den Kanal

hindurch zu leiten; zu rechter Zeit aber noch bedachte er, wie vorteilhaft es für die ganze Gegend sein müßte, wenn der bisher trocken gelegene, drei Quadratmeilen große See ganz mit Wasser gefüllt würde. Es mußte dann notwendig eine bedeutende Verdunstung entstehen und dadurch die ganze Umgegend fruchtbar gemacht werden. Am 18. März 1869 strömten die ersten Wasser des Mittelmeeres ein, am 16. August kamen von Süden her die Fluten des Roten Meeres dazu, und bald waren die alten „Bitterseen" (ursprünglich ein großer und ein kleiner) mit Meerwasser gefüllt — am 20. August war die Schiffahrt im Gange.

Weiter gegen Suez hin kommt noch die Station Schaluf-el-Terraba. Hier gab es eine Arbeit, die man auf der sandigen Landenge nicht hätte erwarten sollen: eine Felsbank von Kalkstein hinderte die Weiterführung des Kanals, und 700 000 Kubikfuß Stein mußten erst durch Pulver weggesprengt werden, ehe die eigentlichen Kanalarbeiten beginnen konnten.

Hier fand man einen 2 m hohen Gedenkstein, der etwa 2400 Jahre alt war und — auf der Grenze von Asien und Afrika stehend — auf der östlichen Fläche in persischer Keilschrift, auf der westlichen in Hieroglyphen der Nachwelt verkündete, daß Darejawosch, der Herr über Persien und Ägypten, den Kanal gebaut habe. Das letzte Stückchen der neuen Wasserstraße hat zum Bette wieder den alten Kanal, der je nach Bedürfnis vertieft und erweitert wurde.

Suez war vor vierzig Jahren ein armes, schmutziges Städtchen, nicht einmal unmittelbar an dem Meere gelegen; auch konnten die Schiffe nicht bis an das Ufer gelangen, sondern lagen eine halbe Stunde weit entfernt, so daß man erst mit flachgehenden Booten zu ihnen fahren mußte. Aber jetzt ist alles verändert. Am Gestade des Meeres ist eine neue Stadt entstanden; da sind große steinere Konsulatsgebäude, alle mit bunten Flaggen geschmückt; daneben stehen einige Gasthöfe in europäischem Geschmack; Läden und Magazine werden errichtet; Werkstätten und Fabriken entstehen, es hämmert, pocht und braust bereits, und hier und da ragen die langen Schornsteine hoch über die Häuser empor, und die Kompagnie der französischen Messageries hat ein bewundernswürdiges Bassin angelegt, in welches die größten Seeschiffe einlaufen, laden und ausladen, und in welchem zugleich etwa nötige Ausbesserungen und Wiederherstellungen beschädigter Schiffe vorgenommen werden können. Heute steigt man unmittelbar vom Hafendamme in das Dampfboot.

Die Hauptarbeiten, welche hier neben dem Süßwasserkanale, dem Seekanale und der Eisenbahn von Ismailia ausgeführt wurden, sind erstens ein großer Hafendamm oder Wogenbrecher, 800 m lang; zweitens eine Mole zur Absperrung des östlichen Hafens; drittens Ausbaggerung und Austiefung des schiffbaren Kanals, welcher vom Ankergrunde der Reede in den Hauptkanal führt; viertens Aufdämmen eines über 20 ha großen Stücks Boden (mit dem bei der Ausbaggerung gewonnenen Materiale), um dem Meere Raum abzugewinnen zur Errichtung von Pack- und Lagerhäusern sowie von Docks; fünftens Errichtung des Eisenbahndammes von der Stadt bis zu den eine halbe Stunde entfernten Docks. Die Stadt hat jetzt zwei Hafenbassins, eines für die Kriegsflotte, eines für die Handels- und Postschiffe, beide mit dem Bahnhofe durch einen Schienenstrang verbunden. Ein stattliches Gebäude, auf welchem man die schwarz-weiß-rote Fahne aufgehißt sieht, ist das Kaiserlich deutsche Konsulat. Dieses Gebäude fällt selbst aus einiger Entfernung von der Stadt schon auf.

Die Hauptsache bei dem ganzen Unternehmen sind nicht die Einnahmen für Benutzung des Kanals, sondern ist die Abkürzung des Seewegs zwischen Europa und Indien, und nebenbei werden noch andere, sehr gewichtige Vorteile erlangt. Bisher führte die Eisenbahn zwischen Kairo und Suez zweimal täglich dieser letzteren Stadt trinkbares Wasser aus dem Nile zu; jetzt ist Suez durch den Süßwasserkanal reichlich versorgt mit dem flüssigen Lebenselemente. Das ist ein kleines Bild dessen, was der Seekanal im großen ist: Lebensspender in bisher unbewohnbaren Länderstrichen. Neun Städtchen sind bereits entstanden, wo bisher nur Wüstensand und Himmel zu sehen war; sie werden wachsen und zunehmen an Einwohnerzahl, und der ganze Raum zwischen Nil und Seekanal wird durch kleinere Kanäle bewässert und somit bewohnbar gemacht werden.

Eins aber steht fest: Der Chediw Ismail hat sein Ägypten um die Größe eines Königreichs erweitert, und dieses Land hat er keinem Menschen geraubt, er hat es der Wüste abgerungen. Das ist eine Eroberung, die nichts zerstört hat; sie hat nur aufgebaut, und Segenswünsche folgen ihr. Die Erbauung des Suezkanals ist ein Werk, würdig der Vergangenheit des Landes am Nil.



Der Esbekije zu Kairo.

3. Der Chediw.

Zu Chawala, einer kleinern Hafenstadt Rumeliens, ward dem dortigen Befehlshaber der Gendarmerie, Ibrahim Aga, im Jahre 1769 ein Sohn geboren, welcher den Namen Mohammed erhielt. Da Mohammed früh seine Eltern verlor, nahm der Gouverneur des Städtchens sich des talentvollen Knaben an, zog ihn in sein Haus, gab ihm später seine Tochter zur Frau und machte ihn zum Gendarmeriehauptmann; nebenbei betrieb Mehmed (wie die Türken den Namen aussprechen) noch einen Tabakshandel. Dabei kam er mit Christen vielfach in Berührung, streifte die Vorurteile der Türken ab, befreundete sich mit europäischer Kultur und gewann namentlich eine große Zuneigung zu den Franzosen; der Kaufmann Lyon aus Marseille hatte ihm mannigfache Wohltaten erwiesen, Mehmed war sein Leben lang dankbar dafür.

Im Jahre 1800 mußte der Gouverneur von Chawala auf Befehl des Sultans ein Kontingent nach Ägypten zum Kampfe gegen die Franzosen senden, stellte seinen Sohn Ali Aga an die Spitze und gab ihm den klugen, umsichtigen und sehr energischen Mehmed als Berater mit. Ali Aga aber hatte den Krieg sehr bald satt, kehrte in die Heimat

zurück, und Mehmed Ali war nun der Befehlshaber. Durch Geistesgegenwart und Mut zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn der Gouverneur des Landes (als die Franzosen Ägypten verlassen hatten) zum Kommandanten der albanesischen Garde ernannte, wodurch Mehmed der mächtigste Mann nach dem Pascha wurde.

Sein Streben war damit nicht befriedigt, er bedurfte eines weiteren, größeren Wirkungskreises. Nachdem er sich seiner Albanesen vollständig versichert und sich auch andern Anhang zur Genüge erworben



Blick auf die Citadelle von der Hassan-Moschee aus.
Links vorn die Gama Mahmudi, dahinter das Tor Bab-el-Azab, rechts der Rumele-Platz, an den sich hinten der nach dem Mamlukengräbern führende lange Mehmed-Ali-Platz anschließt. Auf der Citadelle rechts von der Alabastermoschee das Palais des Chediws.

hatte, brach (auf sein Betreiben) eine Revolution aus, stürzte den bisherigen türkischen Statthalter und setzte Mehmed Ali an dessen Stelle. Was auch die Pforte gegen diese Rebellion unternahm — Mehmed Ali machte durch List und Gewalt jede Maßregel zu Schanden, und so sah sich der Sultan endlich gezwungen, die revolutionäre Tat zu sanktionieren, da er sie nicht ungeschehen machen konnte. Am 3. August 1805 ward Mehmed Ali zum Pascha von drei Roßschweifen und zum Statthalter von Ägypten ernannt.

Die Engländer jedoch gaben sich nicht damit zufrieden, denn der neue Pascha war ein Franzosenfreund, und sie beschlossen, ihn zu ver-

jagen. Eine mächtige Flotte erschien, besetzte Alexandrien und Raschid (Rosette) und erklärte Mehmed seines Amtes und seiner Würden verlustig. Allein dieser eilte schnell und mutig heran, schlug die Engländer bei Raschid, schlug sie noch einmal, und der General Frazer mußte zufrieden sein, daß er sich ungehindert einschiffen und im Herbste 1807 nach London zurückkehren konnte.



Mehmed Ali, Vizekönig von Ägypten. Nach der Lithographie von Hermann Eichens.

Die Mamluken, die bisher jedes Paschahs Regierung durchkreuzt und erschwert hatten, ließ Mehmed Ali umbringen (s. S. 480) und war nun Herr in seinem Lande — freilich aber immer noch Vasall der Pforte. Auf Befehl des Sultans bekriegte und unterwarf er im Jahre 1811 und dann noch einmal im Jahre 1819 die Sekte der Wachabiten, welche sich fast ganz Arabiens bemächtigt hatte; unterstützte von 1824 bis 1828 die Türkei während des griechischen Freiheitskampfes und machte nun, da sein Heer verstärkt und seine Truppen kriegsgeübt waren, den Plan, die unumschränkte Souveränität zu gewinnen.

Im Jahre 1832 mußte ein gesuchter Zwist mit dem Pascha von Akka den Vorwand zu kriegerischem Vorgehen abgeben; Mehmed sandte seinen Sohn Ibrahim mit einem Heere nach Syrien, und Held Ibrahim, ein Feldherrntalent von seltener Größe, führte Schlag auf Schlag, nahm eine türkische Festung nach der andern weg und lagerte nach Verlauf von zwölf Monden mit seinem siegreichen Heere mitten in Kleinasien, Konstantinopel bedrohend und dem Sultan Friedensbedingungen anbietend. Mehmed Ali verlangte durch den Mund seines Sohnes nicht weniger als Abtretung sämtlicher eroberter Gebiete und die erbliche Herrschaft in Ägypten.

Auf Verwendung der europäischen Mächte wurde ein Übereinkommen getroffen, welches zum Frieden führte: Mehmed Ali verzichtete auf die Erblichkeit seiner Würde, erhielt aber ganz Syrien bis an das Taurusgebirge zugesprochen.

Zufrieden war übrigens mit diesem Abkommen keiner der beiden Teile; der Pascha von Ägypten suchte seine Macht zu vergrößern, indem er in Südarabien landete und da immer weiter um sich griff; und der Sultan wartete nur auf eine passende Gelegenheit, dem unbotmäßigen Vasallen wieder abzunehmen, was er mit Gewalt an sich gerissen hatte. Im Jahre 1839 schien der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein; die Pforte ließ ein Heer vorrücken, um die Ägypter wieder aus Syrien zu vertreiben. Allein Ibrahim lieferte am 24. Juni des genannten Jahres den Türken bei Nisibi (östlich vom Haleb, gegen den Euphrat zu) eine Entscheidungsschlacht, in welcher die feindliche Armee fast ganz und gar aufgerieben wurde, so daß Mehmed Ali jetzt vollständig Herr der Lage war, und das um so freier, als der tatkräftige Sultan Mahmud II. acht Tage nach jener Schlacht starb und der türkische Admiral mit seiner ganzen Flotte zu Ibrahim überging. Der neue Sultan war verloren, wenn ihn nicht stärkere Mächte schützten.

Da ward dem kühnen Streben Mehmeds plötzlich Halt geboten. Den Bestand der Pforte zu wahren, landeten englische und österreichische Truppen in Syrien, schlugen Ibrahim im Libanon und trieben ihn über die Landenge von Suez nach Ägypten zurück; eine britische Flotte erschien vor Alexandrien, bedrohte den alten Löwen in seiner Höhle (Mehmed Ali war damals schon 70 Jahre alt), und zwang ihn, seine bedingungslose Unterwerfung unter den Sultan zu erklären. Am 1. Juli 1841 erfolgte der großherrliche Investitur-Ferman, wodurch festgestellt wurde: 1) Die Herrschaft in Ägypten ist erblich in der Familie Mehmeds, und zwar je auf das älteste Familienglied; 2) jeder Pascha hat um neue

Belehnung bei der Pforte nachzusuchen und der jährliche Tribut ist auf 60 000 Beutel (etwa 7 Millionen Mark) festgesetzt; 3) das Heer darf nicht über 18 000 Mann betragen und die Generale werden von dem Sultan ernannt; dagegen 4) darf der Pascha nichtpolitische Verträge mit fremden Mächten abschließen und ernennt seine Beamten und die Offiziere des Heeres bis zum Oberst, diesen mit eingeschlossen.

Als Mehmed Ali am 2. August 1849 achtzig Jahre alt starb, war der Älteste in der Familie (Ibrahim war im November 1848 verschieden)



Ibrahim Pascha. Nach dem Kupferstiche von August Hüßener.

Abbas Pascha, der Nachkomme Tussuns, des ältesten Sohnes Mehmeds, der kurz nach seinen Siegen über die Wachabiten gestorben war; und dieser Enkel Abbas folgte seinem Großvater in der Regierung.

Mehmed Ali war ein orientalischer Despot, welchem jeder Weg genehm war, wenn er zum Ziele führte; er fragte nur, ob irgend eine Maßregel zweckmäßig sei, das übrige kümmerte ihn nicht. Aber Ägypten verdankt ihm viel, unendlich viel. Zuerst förderte er in energischer Weise den Ackerbau, diese Grundlage des Volkswohlstandes. Er ließ versandete Kanäle wieder ausgraben, legte neue an, ermunterte zum Bau von Indigo und anderen nützlichen und im Handel verwertbaren

Pflanzen; legte auf eigene Rechnung große Oliven- und Maulbeerbaum-Pflanzungen an; ließ die bebauten Gegenden durch europäische Geometer vermessen; förderte Pferde- und Schafzucht; errichtete Fabriken, knüpfte Handelsverbindungen mit europäischen Völkern an und suchte Fremde (besonders gern Franzosen) in sein Land zu ziehen. Das Heer wurde nach französischer Art uniformiert, bewaffnet und eingeübt; europäische Offiziere wurden angestellt, Stückgießereien errichtet usw. Aber auch Quarantäneanstalten, die ersten (optischen) Telegraphen und sehr viele Schulen verdanken ihm ihr Dasein. Mehmed Ali war für Ägypten, was Peter der Große für Rußland war. Durch seine stürmischen Reformen schuf er seinen Zeitgenossen viel Elend; aber er bereitete den Nachkommen die Segnungen abendländischer Kultur.

Abbas (I.) hatte nichts Eiligeres zu tun, als die Schulen aufzuheben, Staatsfabriken zu schließen und das Heer aufzulösen, denn er sah nicht ein, wozu das viele Geld ausgegeben würde; Europäer jagte er aus dem Lande und führte nur ein Leben des Nichtstuns und niederen Sinnengenusses in der Weise anderer orientalischer Despoten. Glücklicherweise regierte er nicht lange. Im Juli 1854 wurde er ermordet, und Mehmed Alis vierter Sohn, Said Pascha, kam an die Regierung.

Was sein Vorgänger Abbas zerstört hatte, richtete er wieder her; unter ihm kamen die Eisenbahnen von Alexandrien nach Kairo und von da nach Suez zustande; er unternahm in seines Vaters Weise großartige öffentliche Arbeiten und brachte eine gerechtere Verteilung der Steuern zustande. Das Werk aber, welches ihn unsterblich macht, ist der Suezkanal, dessen erste Stadien der Ausführung er in liberalster Weise unterstützte (s. S. 442).

Ihm folgte im Januar 1863 Ismail Pascha, ein Sohn Ibrahims, des Siegers von Nisibi. Er war geboren im Jahre 1830, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, wohnte lange in Paris und lebte sich hier ganz in abendländische, hauptsächlich französische Anschauungen ein, Er begriff, daß der Orient nicht bestehen könne, ohne sich die Errungenschaften europäischer Kultur anzueignen; und was er getan und geleistet hat, davon sind unvergängliche Zeugen die vielen Eisenbahnen (man werfe einen Blick auf die Karte S. 103 u. 445) und der Suezkanal, zu dessen Einweihung Europas Herrscher nach dem Lande der Pyramiden gekommen waren. Kanäle, Schleusen, Fabriken, Posten, Telegraphen — alles ist im großartigen Stile eingerichtet. Er war es aber auch, der die Gerichte neu organisierte, die Wissenschaften in freigiebigster

Weise unterstützte (Mariette, das Museum in Bulaq usw. siehe S. 432) und für sein Land eine fast vollständige Unabhängigkeit und damit die Freiheit der Entwicklung erwarb. Er erhielt den Titel Chediw (Vizekönig) und das Recht der Thronfolge in gerader Linie der männlichen Nachkommen, in Gesetzgebung und Verwaltung völlige Souveränität, das Münzrecht, die Erlaubnis, sein Heer bis zu 30 000 Mann zu ver-



Ismail Pascha, Vizekönig von Ägypten.

mehren usw. Der Tribut an die Pforte wurde verdoppelt. Der betreffende Ferman datierte vom 8. Juni 1873.

So ausgerüstet, unternahm Ismail einen Eroberungszug nach Darfur, und im Dezember 1874 wurde dieses Land mit Ägypten vereinigt. Ein Krieg gegen Habesch fiel minder glücklich aus, in hohem Grade ehrenvoll für Ismail bleibt es aber, daß er am 5. August 1877 mit England einen Vertrag zur vollständigen Abschaffung des Sklavenhandels abschloß.

Die Erwerbung der — zwar nicht nominellen, aber doch tatsächlichen — Souveränität und die großartigen Unternehmungen hatten riesige Summen verschlungen, das Land tief in Schulden gestürzt, und der Chediw wußte sich nicht mehr zu helfen. Es ging ihm, wie es allerwärts geht, wo man Wucherern in die Hände fällt, und, um eine drückende Schuld zu tilgen, eine doppelt so große aufnimmt. Er war überall von Schurken umgeben, die sich bereicherten und seinen besten Willen zu Schanden machten. Im Jahre 1875 bat er die englische Regierung, ihm einen höheren Finanzbeamten zu senden, damit Ordnung und Ehrlichkeit in die Geldverhältnisse komme; im August 1878 beauftragte er Nubar Pascha, seinen fähigsten Beamten, ein neues Ministerium zu bilden, zur Hälfte aus Europäern bestehend; alle seine Privatgüter trat er an den Staat ab, desgleichen mußten sämtliche Prinzen und Prinzessinnen ihren Privatbesitz an das Land abtreten, und man konnte hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.



Taufik Pascha, Vizekönig von Ägypten.

Allein es waren ihrer zu viele, die bei dem neuen Stande der Dinge ihre Rechnung nicht mehr fanden; diese drängten sich an den Chediw und stellten ihm täglich vor, daß es seiner unwürdig sei, nicht mehr frei und unbehindert schalten zu können; und er selbst, der gewohnt war, nicht zu rechnen, sondern nach Laune über unbegrenzte Summen zu verfügen, er selbst empfand es aufs drückendste, daß jetzt nichts mehr bezahlt werden sollte, was nicht der Minister angewiesen. Endlich konnte er den Druck nicht mehr ertragen, wollte sich der Fesseln entledigen, entließ das Ministerium und trat mit einem neuen Plane zur Regelung der Verhältnisse hervor. England und Frankreich, darüber aufs äußerste erbittert, rieten ihm, abzudanken und verwandten sich zugleich in Konstantinopel für seine Absetzung. Am 26. Juni 1879 kam des Sultans Befehl in Kairo an; Ismail dankte ab, und sein ältester Sohn wurde um 5 Uhr abends unter Teilnahme des ganzen diplomatischen Korps auf der Zitadelle als Taufik (türk. Tewfik) I. zum Chediw ausgerufen.

Ismail ging zu Schiffe, fuhr nach Neapel und schlug am 4. Juli daselbst seine Residenz auf. Taufik verzichtete auf die Hälfte seiner Zivilliste, zahlte seinem Vater eine Rente von 50000 Pf. Sterl., und ermahnte zu allseitiger Sparsamkeit und Ehrlichkeit. Ismail starb 1893 in Stambul.

Bei Tewfiks Einsetzung versuchte die Pforte noch einmal, ihre alten Ansprüche auf das Land geltend zu machen. Die europäischen Großmächte erzwangen jedoch die Anerkennung des folgenden Verhältnisses Ägyptens zur Türkei.


Abbas II., Vizekönig von Ägypten.

Ägypten darf 18000 Mann Truppen, aber keine Panzerschiffe halten. Der Chediw zahlt 150 000 Beutel Tribut an die Pforte, hat aber das Recht der selbständigen Verwaltung der Finanzen seines Landes, wie des Abschlusses von Zoll- und Handelsverträgen mit fremden Mächten.

Aber die Verlotterung des Geldwesens führte zu einem Aufstande der Offiziere, die jahrelang keinen Sold erhalten hatten, und als einer von ihnen, Arabi-Bei, wegen Teilnahme an einer Demonstration gegen Tewfik kriegsgerichtlich verurteilt wurde, brach ein Aufstand los, und an der Spitze stand Arabi. Tewfik floh nach Alexandrien und rief die Hülfe Englands an. Aber auch in Alexandrien brach der Aufruhr los, und am 11. Juni 1882 begann die Meute über die Europäer herzufallen, deren viele Leben und Habe einbüßten, während Arabi Pascha die Befestigungen besetzen konnte. Endlich, am 11. Juli, donnerten die englischen Kanonen, ein Heer stieg ans Land und Arabi wurde bald darauf bei Tell el-Kebir (im Wadi Tumilat am Suezkanale) vernichtend geschlagen. Jetzt war der englische Einfluß auf Ägypten gesichert. Trotz allem Proteste der Pforte übernahm England die Verwaltung des Landes und reorganisierte die Armee durch englische Offiziere.

Arabi Pascha war mit seinen vornehmsten Anhängern als Gefangener nach Ceylon gebracht worden. Aber im Herbste 1883 brach wieder ein Aufstand aus, diesmal in Nubien unter Mohammed Achmed, der unter dem Titel eines „Machdi" eine religiöse Bewegung gegen die Europäer entfesselte. Er schlug sogar die ägyptischen Truppen unter Hicks Pascha und Baker Pascha, und General Gordon wurde 1885 in Chartum eingeschlossen, wo er beim Angriffe auf die Stadt auch getötet wurde. Ein englisches Ersatzheer kam zu spät.

Jetzt nahm England eine Anleihe von 9000000 Franks auf, faßte vor allen Dingen in Ägypten festeren Fuß und setzte sogar die Neutralitätserklärung des Suezkanals gegen Frankreich durch. Der neue Chediw, Abbas II. Hilmi (seit 1892), der Sohn Tewfiks, verlor noch mehr von seiner Unabhängigkeit, und Ägypten gilt seitdem so ziemlich als Erbgut der Engländer, denen es gelungen ist, den Einfluß Frankreichs mehr und mehr lahm zu legen.

Im Jahre 1896 eroberte Herbert Kitchener vom Wadi Halfa aus mit einem englischen Heere den Sudan, indem er die Machdisten-Hauptstadt Omdurman einnahm (2. Sept. 1898). (Sein Gegner war der „Chalif" Abdullah.) Seitdem bildet der Sudan ein eigenes Verwaltungsgebiet, um dessen wirklichen Besitz die Engländer weiter kämpfen. Ein letzter Versuch Frankreichs, von seinem Kongolande aus (1898) Faschoda am oberen Nile zu besetzen, wurde durch eine Kriegsdrohung von seiten Englands zurück gewiesen. Heute besteht die ägyptische Armee aus 16 Bataillonen, denen einige englische Kompagnien zur Seite stehen. Der Oberbefehlshaber („Sirdar") ist der englische Generalgouverneur.

Mag man das Eindringen der Engländer in Ägypten sonst betrachten, wie man will — Sicherheit und Ordnung sind im Lande geschaffen worden, zum Wohle der Bevölkerung, zur großen Annehmlichkeit für den Reisenden.



Dahabie.

Auf, nach Ägypten!

Es ist natürlich, daß ein solches Land der Wunder, wie es Ägypten ist, ein Anziehungspunkt für alle Reisenden sein muß, und deshalb sollen hier noch einige Notizen für die Besucher Ägyptens folgen.

Die geeignetste Zeit zu einem solchen Besuche ist von November bis Februar. Man entgeht auf diese Weise dem europäischen Winter und ist in Ägypten, wenn dort alles frisch ist und im schönsten Schmucke steht. Am besten tut man nun, sogleich nach Süden zu fahren, indem man die um diese Zeit herrschenden Nordwinde benutzt, und die Denkmäler erst bei der Rückfahrt zu besehen, wenn sich die Wasser der Überschwemmung vollständig verlaufen haben; später begegnet es dem Reisenden gar zu leicht, daß er wochenlang an einer uninteressanten Stelle liegen bleiben muß, weil ihn kein Wind den Strom hinauf treibt. Die angenehmste und bequemste Art der Reise ist noch immer die, ein eigenes Boot, genannt Dahabijeh (d. h. die Goldene), zu mieten; dann ist man Herr seiner Zeit und kann sich aufhalten, wo und wie lange man will. Eine solche Dahabijeh kostet für die Fahrt von Kairo nach

Assuan, also bis zu der Insel Philä, etwa 1800 bis 2000 Mark, wobei Verköstigung und alle Nebenausgaben mitgerechnet sind. Es gibt nämlich in dem ganzen Niltale nirgends (die paar großen Städte ausgenommen) Gasthöfe oder Wirtshäuser; der Reisende muß also auch sämtliche Nahrungsmittel für die ganze Fahrt mit sich führen. Treten also mehrere Reisegenossen zusammen, so wird die Fahrt gar nicht besonders teuer.

Es fahren nun auch vom Ende November bis zu Ende des Februars große englische Dampfboote bis Assuan; sie machen die Fahrt hin und zurück in drei Wochen und legen dabei an jedem interessanten Punkte an. Preis für die Fahrt mit Frühstück, Mittagstisch und Tee: etwa 1000 Mark, jedenfalls kaum unter 700 Mark. Das ist ohne Zweifel die billigste und leichteste Art, das Niltal zu sehen; nur ist man dabei nicht mehr Herr seiner Zeit, denn man kann nicht mehr die Dauer seines Aufenthaltes am Lande bestimmen; wenn die Dampfschiffsglocke läutet, muß eingestiegen werden.

Von Alexandrien nach Kairo fährt man mit dem Schnellzuge 6 Stunden und bezahlt für einen Platz zweiter Klasse 43 Piaster à 20 unserer Pfennige. — Die Preise in Kairo sind etwa dieselben wie in Alexandrien. Ein Reitesel kostet 3—4 Piaster für die Stunde; dabei muß man aber wie für alles noch ein besonderes Bachschisch (vergl. S. 110) geben, und diese ungezählten Bachschisch machen im Laufe der Woche doch ein nettes Sümmchen aus. Der Reisende muß sich von vorn herein mit einem gewissen Gleichmute wappnen und sich sagen, daß diese Bachschisch zum Leben in Ägypten gehören und unvermeidlich sind, sonst bringen sie ihn um die gute Stimmung. Gibt man dem Burschen, welcher etwa eine Reisetasche in den Gasthof trägt, vier Piaster, so erbittet er sich noch ein Bachschisch und erhält einen weiteren Piaster. Will jemand aber den Noblen spielen und bezahlt das Doppelte — es hilft nichts, es wird ihm doch die offene Hand vorgehalten, und er wird um das Bachschisch gebeten. Und gäbe man ein Goldstück — das Bachschisch wird doch noch erpreßt; jenes ist der Lohn, dieses das Geschenk.

Du stehst andächtig in einer Tempelruine und zeichnest Hieroglyphen oder Wandgemälde ab — „Ana christian“, klingt's an dein Ohr, das heißt: „Ich bin ein Christ“; aber das ist nur die Einleitung und soll der Hauptsache Nachdruck geben. Vor dir steht ein mit Lumpen behangener Fellach und bittet um ein Geschenk. Oder du fährst auf dem Strome und bist ganz versunken in die Pracht der Ufer — ein brauner

Bursche stürzt sich in die Flute, schwimmt zu dir herüber und schreit: „Bachschisch, ja Hawāge!“ — ein Geschenk, o Kaufmann — denn wir Europäer sind ein- für allemal „Kaufleute“ und werden als solche behandelt vom Mittelmeere bis gen Philä. — Hast du dich eines Dragomans (Dolmetschers) bedient, entlässest ihn und gibst ihm seine Bezahlung, er wird sich bedanken, aber sogleich noch einmal die Hand ausstrecken und bitten: „Bachschisch, ja Effendi“ (o Gebieter).

Trinkgeldforderungen und kleine Insekten bringen den Abendländer am leichtesten außer Fassung; hat er sich aber mit Philosophie gerüstet, diese beiden ruhigen Gemüts zu ertragen, so wird er auch über alles andere leicht hinaus kommen.

Auf, nach Ägypten! Auf nach dem herrlichen Lande, in welchem es so schön und so süß ist, nichts zu tun, als zu leben! Von Kairo bis Philä findet sich in dem ganzen Halbjahre von November bis Ende April auch nicht ein einziger trüber oder stürmischer Tag, oder ein so heißer, daß es unerträglich wäre. Aber Ägypten bietet uns nicht nur die Pracht der Natur, die unvergleichliche Reize des Orientes, es stellt uns auch vor die Augen die ehrwürdigen Zeugen einer grauen Vergangenheit, einer Geschichte, die so weit in die fernen Jahrtausende zurückreicht, wie bei keinem andern Lande. Der wissenschaftlich Gebildete, der Gelehrte findet hier in gleichem Maße seines Geistes Genüge wie der Freund der Natur, und kein Land der weiten Erde kann sich gleicher Reize rühmen, wie das gesegnete Niltal.

Überblicken wir zum Schlusse noch die Denkmäler aus der alten Zeit; machen wir im Geiste die Reise, wie sie praktischer Weise in Wirklichkeit ausgeführt wird.

Etwa 88 Stunden südlich von Philä bildet der Nil ähnliche Wasserfälle, wie wir sie in der Nähe jener Insel gesehen und Seite 10 beschrieben haben; man nennt sie gewöhnlich den zweiten Katarakt des Nils. Wenn man sagt „der zweite“, so ist dabei von der Mündung des Flusses an gezählt, denn von oben ist es der neunte. Er ist eine deutsche Meile lang, und sein Brausen und Tosen hört man eine halbe Stunde weit. Zahllose teils nackte, teils bewachsene Felsinselchen, zeigen durch ihre abgerundeten Ecken und tiefen senkrechten Furchen, daß sie bei Hochwasser überflutet werden. Dieser zweite Katarakt ist viel trauriger, öder und wilder als der erste; die spärlichen Durrha-Pflanzungen, Bohnen- und Erbsenfelder und die wenigen Baumgruppen vermögen die kahle Wildnis nicht zu beleben. Die Araber nennen ihn Batn el

Hadschar, „Bauch der Steine"; in der Nähe liegt das Wadi Halfa. Es ist ziemlich lang, birgt aber nur wenige im Gebirge versteckte Hütten; ein Dorf, einen Tempel oder einen Überrest aus dem Altertume findet man in dem Tale nicht.

Das Wasser schießt mit Blitzesschnelle dahin, und wenn noch ein halbes Dutzend rüstiger Ruderer den Lauf des Bootes beschleunigen helfen, hat der Reisende von Tagesanbruch bis zum Mittag 20 Stunden zurückgelegt und ist bei Abu Simbel angekommen. Hier findet er zu beiden Seiten des von Wüstensand angefüllten Tales die beiden Felsentempel, welche wir mit einander bei einem Feste des großen Gottes Amon-Ria besucht haben. Der Sand quillt hier zwischen den Felsen hervor, wie in der Schweiz die Gletscher zwischen den schneebedeckten Bergen hervordringen. Beschreibung und Grundriß dieser beiden Tempel befinden sich Seite 132 bis 138. Seite 131 zeigt, wie der Eingang heute aussieht. — Der Reisende Taylor sagt über den Eindruck, welchen dieser Bau macht: „Karnak mit seinen Trümmern Thebens ist großartig, aber seine Größe ist eine menschliche. Der Tempel von Abu Simbel dagegen gehört den übermenschlichen Phantasien des Morgenlandes an, den Hallen der Geister, oder den Reichen der entthronten Titanen der altgriechischen Mythologie."

Brugsch-Bey, der gründliche Kenner der ägyptischen Altertümer, drückt seine Bewunderung in diesen Worten aus: „Dort in Nubien an einsamer Felsenwand, weit entfernt von den Wohnungen der Menschen, ward in altersgrauer Zeit ein Felsentempel hingezaubert (das ist das Wort dafür), so kühn, so gewaltig, so alles menschliche Maß übersteigend, als hätten Riesen den starren Fels zu einem lebendigen Kunstwerk umgewandelt. Nicht kluge Berechnung, nicht Vorteil, nicht Nutzen, sondern der erhabenste Gottesgedanke schuf ein solches Werk, würdig der unsterblichen, unbegreiflichen, gewaltigen Gottheit, der die Altzeit es weihete in hoher Verehrung vor dem Unendlichen und Unerfaßlichen."

Die Inschriften an den Innen- und Außenwänden erzählen uns die Feldzüge des zweiten Ramses, seine Siege, die Schlacht bei Qadesch und seine persönlichen Heldentaten (S. 288); die Wandgemälde liefern die effektvollsten Illustrationen. Kann man sich eine Acetylenlaterne verschaffen oder Magnesium-Band, also daß ein ganzer Saal erhellt wird und mit einem Blicke gesehen werden kann, so wird man einen Genuß haben, der unvergeßlich für das ganze Leben bleibt.

Nachdem wir rechts an einer steilen Felswand, auf deren Höhe die Festung Ibrim (Brim) liegt, vorbei gefahren und nur flüchtig die Ein-

gänge der vielen Felsengräber beachtet haben, kommen wir an einen herrlichen, viele Meilen am Ufer sich hinziehenden Palmenwald, und endlich — 30 Stunden von Abu Simbel — nach Derr (Derri, auch Dirr ausgesprochen). Hinter dem Orte findet sich ein Felsentempel, 110 Fuß tief, dessen Eingang durch vier Säulen geziert ist. Die Vorhalle ist von sechs mächtigen Pfeilern getragen; an den Hauptsaal schließen sich rechts und links kleine Kammern. Der Tempel ist ebenfalls von Ramses II. erbaut und dem Gotte Ria gewidmet; wegen der schlechten Textur des Steines aber konnten Wände und Pfeiler nicht mit der sonst gebräuchlichen Genauigkeit geradlinig gezogen werden, und dies ist auch wahrscheinlich der Grund davon, daß die Decke der vorderen Halle eingestürzt ist.

Die Gegend von Derr ist berühmt durch ihre Datteln; hier findet man im buchstäblichen Sinne Dattelwälder, und im erquicklichsten Schatten wandert man eine Stunde weit vom Flusse bis zum dreitausend Jahre alten Tempel des Ria.

Die Verbindung der beiden Ufer wird hier durch eine Fähre vermittelt. Benützen wir diese! Wenige Stunden nördlich finden wir auf dem linken Ufer bei Amada die noch recht wohl erhaltenen Reste eines 80 Fuß langen und 30 Fuß breiten Tempels. An einer aufgesetzten Kuppel sieht man, daß er eine Zeitlang als christliche Kirche diente; auch waren innen die Wände mit Lehm beworfen und mit Heiligen bemalt. Der Bewurf ist aber zum größten Teile wieder abgefallen. Dieses Denkmal alter Zeit ist ausgezeichnet durch die Einfachheit seiner Anlage und die große Schönheit der Wandgemälde und Hieroglyphen. An zwei kleine Pylonen schließt sich ein Säulensaal von sechzehn Säulen, und auf diesen folgen noch sechs kleine Gemächer, von welchen fünf ihr Licht durch schmale Deckenöffnungen erhalten.

Bei Wadi-Sebua (Löwental, vergleiche Seite 79 und 80 (erblicken wir noch eine 30 Fuß breite Sphinxallee, die uns besonders deswegen interessant ist, weil wir hier die menschenköpfigen Löwensphinxe sehen.

Bei Maharraga beginnt eine Reihe von zwölf Tempeln, die sämtlich auf der linken Seite des Flusses und oft nur eine bis zwei Meilen von einander liegen; diese Reihe geht bis Philä. Die Säulen des Tempels von Maharraga sind unvollendet, die Kapitelle nur aus dem Groben gearbeitet; Hieroglyphen sieht man hier nicht, dagegen die ersten griechischen Inschriften an den Tempelwänden. Es scheint, daß dieses der südlichste Punkt war, bis zu welchem Griechen und Römer gedrungen.

Bei Korti sind die Ruinen des kleinsten, weiterhin bei Dakke aber die wohlerhaltenen des schönsten ägyptischen Tempels in ganz Nubien (Kosch). Die Pylonen sind über 50 Fuß hoch.

Das Tempelchen von Korti (Kesseh) besteht nur aus drei Zimmern; an dem Tempel zu Dakke ist, wie man deutlich sieht, lange und zu sehr verschiedenen Zeiten gebaut worden; er scheint überhaupt nie wirklich vollendet worden zu sein. Noch führen die alten Treppen auf das Dach des Tempels und auf die beiden Pylonen, von welchen aus man einen reizenden Blick hat in die dunkelgelbe Wüste und nach dem segenbringenden Nil.

In dem Wadi Dschirscheh treffen wir bei Tulzis einen kolossalen Tempel, der halb in den Felsen gehauen, halb davor angebaut ist. (Grundriß und ausführliche Beschreibung siehe Seite 94). Wer hier im Sande nachgraben will, kann noch manche schöne Antiquität finden. — Wir kommen nach Dandur (Garba Dandur). Hier treten jenseit des Tempels, der unvollendet ist, aber sich noch im leidlichen Stande befindet, zum ersten Male aus den Sandsteinbergen einzelne Granitfelsen hervor. Bis Dandur hatten wir rechts und links nur Sandstein; hier aber ist ein deutlicher allmählicher Übergang, und fünf Stunden weiter, bei Qalābsche sind wir mitten im Granit. Zu beiden Seiten des kristallhellen Flusses grünende, blumenreiche Gefilde, herrliche Akazienwälder, das weite Tal kesselförmig eingeschlossen von schwärzlichen Felsen — ein prachtvoller Anblick! Viele Hütten dieses Dorfes von welchem das ganze Tal den Namen Wadi Qalabsche hat, sind aus Steinen erbaut, die ganz mit Hieroglyphen bedeckt sind. In der Umgegend liegen weit und breit nach allen Seiten hin Trümmer aller Art; in der Mitte des Dorfes ein alter Tempel, welcher ohne Zweifel zur Zeit der höchsten Blüte ägyptischer Kunst errichtet worden ist. Eine lange Treppenflucht führt von den 31 m hohen Pylonen zu einer festgemauerten und geplatteten Terrasse am Nil. Sie ist noch außerordentlich fest, der Tempel aber sehr zertrümmert. Hingegen sind die Farben der Wandmalereien noch so frisch, als seien sie erst aufgetragen worden. Der Tempel hat im ganzen eine Länge von 152 m und ist 63 m breit. Unter den Steinen, mit welchen das Allerheiligste und die offenen Hallen des Säulenhofes gedeckt sind, finden sich solche, die 7 m lang, $1^1/_2$ m breit und 1 m dick sind. In den hintersten kleinen Zimmern sind die Decken blau mit weißen (früher vielleicht vergoldeten) Sternen.

Eine halbe Stunde weiter, nach Nordwesten zu, kommt man, immer zwischen zerschlagenen Kolossen, zertrümmerten Steinen und

Überresten aller Art hinschreitend, nach dem kleinen Tempel von Bet-el-Wali. Dieser ist deshalb merkwürdig, weil in ihm ein Triumphzug abgebildet ist mit vielen Gefangenen und wilden Tieren jeder Gattung, Löwe, Giraffe, Strauß, Gebirgsziege und verschiedene Antilopen. Namentlich die Affen, welche zum Teile auf den Köpfen ihrer Führer herumklettern, sind sehr treu und lebendig dargestellt. — Nicht minder interessant sind die übrigen Darstellungen, zum Teile halb erhaben, zum Teile vertieft, geistvoll aufgefaßt und fehlerfrei gezeichnet.



Trümmer des Tempels Qertassi.

Von Derr bis Qalabsche sind 45 Stunden; wir haben also von dem zweiten Katarakt an schon einen Weg von 95 Stunden zurückgelegt. Noch fünf Stunden nördlicher liegt, ebenfalls auf dem linken Ufer, Tāfeh. Südlich von diesem Dorfe treten die Granitfelsen so weit hervor, daß sie von dem Wasser des Flusses bespült werden; die Bewohner von Tafeh können also nur über die Berge hin oder zu Schiffe nach Qalabsche kommen; es gibt keinen Pfad längs des Nils. In dem Orte selbst sind die Ruinen eines kleinen Tempels, und in den westlichen Bergen finden sich noch zwei Felsentempel, in deren Umgebung alles mit Trümmern bedeckt ist, die wahrscheinlich zu einem größeren Gebäude gehörten. — Hier verschwindet der Granit wieder, und abermals sind die steilen Talwände auf beiden Ufern Sandstein. Das Tal

selbst aber erweitert sich und ist ganz und gar mit Erinnerungen an die altägyptische Zeit bedeckt. Da sehen wir Überreste fester Lager mit zehn Fuß dicken Mauern, Steinbrüche, Trümmer von Kolossen und Tempeln, vier Stunden stromabwärts bei Qertassi noch ein 30 Fuß breites und 36 Fuß langes Stück einer zerstörten Säulenhalle.

Diese Tempeltrümmer sind hochinteressant dadurch, daß hier Säulen mit Pflanzenkapitell und solche mit der Hathormaske neben einander stehen (wie das z. B. auch S. 92 zu sehen ist). Die Ägypter scheuen sich gar nicht, so verschiedene Säulen an demselben Bau zu verwenden, und die Harmonie des Ganzen ward auch in der Tat nicht dadurch gestört.

Nun betreten wir abermals die Granitregion, die uns nicht verläßt bis Suan. 15 Stunden nördlich von Qertassi ist die Grenze von Ägypten. Der zweite Katarakt ist 70 Stunden südlich von dieser Grenze; der Weg zu Wasser beträgt 120 Stunden. — Jetzt sind wir wieder in bekannten Gegenden. Da kommt die Insel Philä, von den Arabern Dschesiret el Birbe, d. i. Insel der Tempel, genannt (s. S. 8 u. 9). Ihr Name bei den jetzigen Geographen Ägyptens ist Anas-el-Wogud, Versüßer des Daseins. Philä hat drei Landungsplätze: Im Süden der Insel führt eine breite steinerne Treppe vom Flusse herauf, links davon sind zwei lange Säulengänge, die nach den Pylonen des großen Tempels leiten. Im Osten, gegenüber dem von Assuan kommenden Landwege, ist der zweite Landungsplatz; auf einer geräumigen Terrasse erhebt sich hier ein Portikus von 16 schlanken Säulen. Im Norden ist endlich der dritte, wohl zuletzt hergestellte Landungsplatz, worauf die hier errichteten Bauten, wohl aus römischer Zeit, hindeuten. Überdies führen am westlichen Ufer zwei schmale steinerne Treppen nach dem Flusse; doch wurden diese sicherlich nur von den Tempeldienern benutzt beim Wasserschöpfen.

Die vielen Inschriften an den Tempelwänden geben dem Beschauer Veranlassung zu recht interessanten Betrachtungen: Neben dem „Sohne des Ria“ erscheint ein Ptolemäer, ein römischer Imperator, ein Unterpräfekt, ein christlicher Bischof usw., dann ist die französische Expedition von 1798 verewigt, und schließlich folgt das Heer neuerer Reisender, die doch alle gerne der Nachwelt berichten, daß auch sie an Osiris Grabe gewesen.

Leider scheinen diese sonst noch so gut erhaltenen Überreste ägyptischer Kunst neuerdings durch Nilregulierungsarbeiten stark bedroht und stehen zum Teil unter Wasser.

Weiterhin, durch die Wasserfälle und die Stromschnelle Schellal (s. S. 10 u. 11), gelangen wir zuerst an die Insel Konosso mit ihren schwarzen Felsen. Hier sehen wir den König Mentuhotep in Bild und Schrift verewigt, welcher über 2000 Jahre v. Chr. Geburt lebte. Auch Dechutmase IV., Amenhotep III., Psametik I. und andere Könige der Vorzeit haben hier ihre Namen hinterlassen.

Am Ende des Granitgebirges sehen wir auf dem rechten, östlichen Ufer As-Suan mit den großen Steinbrüchen und Mauerüberresten des alten Suan (S. 10 u. 14). Hier liegt im Nile die Dschesiret el Sag, d. i. Blumeninsel, bekannter unter dem Namen Elefantine (S. 9), mit den Trümmern einer Stadt und den Ruinen zweier Tempel. Die Entdeckung eines Tempels aus ptolemäischer Zeit bei As-Suan verdanken wir dem trefflichen Mariette-Bei, der sie Anfang des Jahres 1866 bei seinen Ausgrabungen gemacht hat.

Westlich liegen die größeren Inseln Bigeh und Hesseh. Auf Bigeh sind noch einige alte Säulen und Türpfosten, über welche sich ein hoher, wahrscheinlich aus römischer Zeit stammender, Bogen wölbt. Neun Stunden weiter liegt auf dem rechten Ufer Ombu bei dem Kum (Berg) Ombu. Es ist ein armseliges Dorf, in dessen Nähe sich aber die Überreste eines großen und eines kleinen Tempels der alten Stadt Nubi (S. 18) befinden, beide aus feinstem Sandstein. Der größere ist besonders dadurch merkwürdig, daß er durch eine dicke Mauer, welche ihn seiner ganzen Länge nach durchzieht, in zwei symmetrische Hälften geteilt ist. Nichts Ähnliches mehr kommt in dem Niltale vor. — Wir kommen an den ersten Engpaß, Dschebl Selseleh, wo die alten berühmten Steinbrüche sind (s. S. 19 u. 139). Auf dem linken Ufer liegen interessante, in die Felsen gehauene Grotten und Kapellen mit merkwürdigen Hieroglyphentafeln.

In diesem Engpaß wird die Fahrt oft durch heftige, von Norden kommende Windstöße aufgehalten; hat man ihn hinter sich, dann geht es munter voran, bis links bei dem Dorfe Edfu die mächtigen Pylonen des alten Tempels von Adbu gleich Kirchtürmen gen Himmel ragen (S. 19, 89 u. 97). — Die Fellachen nennen den Tempel Kalla, d. h. Zitadelle, weil er die ganze Gegend beherrscht. Hier gibt es viel zu tun für den, der Säulen, Wandgemälde und dergleichen studieren will! Früher war es sehr beschwerlich, in das Innere dieses beinahe bis zur Decke mit Schutt gefüllten Tempels zu dringen; jetzt ist er vollständig geräumt und ohne Mühe zugänglich. 25 Grad nördlicher Breite liegt dem Orte Edfu gegenüber auf dem rechten Ufer Redesieh und in ge-

rader Richtung nach Osten — 24 Stunden zu Kamel — in der Wüste der Tempel des Königs Setoi I., von welchem Seite 19 die interessanten Inschriften mitgeteilt sind.

Drei Stunden weiter liegt auf dem rechten Ufer El Kab (Nechābt, Eileithyia). Hier finden wir außer bemerkenswerten Tempelresten und sehr schönen Felsgrotten noch zwei Umwallungen, welche ohne Zweifel in alter Zeit als Festungswerke zum Schutze gedient haben. Die vier Seiten der einen sind zusammen etwa 2300 m lang; die Höhe der Mauer beträgt 8, die Dicke 10 m. In dieser einen Umwallung hätte allein eine Stadt von mehr als 10 000 Menschen stehen können. Der Weg dahin vom Flusse aus ist sehr beschwerlich und eine volle Stunde lang, lohnt sich aber doch durch die lehrreichen und noch sehr gut erhaltenen Wandgemälde in den Felsengräbern. Diese stellen unter anderem verschiedene ländliche Arbeiten dar, sowie eine Gesellschaft, bei welcher der Besitzer des Grabes mit seiner Gemahlin auf einem prachtvollen Sofa sitzt, an welches ein Affe gebunden ist. — An dem Quertale nach dem Roten Meere vorbei gelangen wir nach Esneh — auf dem linken Ufer — dem Sni der alten Ägypter (s. S. 20). Hier steht noch, und zwar mitten in der Stadt, ein zwar sehr zerstörter, aber doch überaus prächtiger Tempel des Chnum mit Säulen, 11 m hoch und $5^1/_2$ m dick. Mehr als 50 000 Quadratfuß der Tempelwände sind mit erhabenen Bildern und Hieroglyphen bedeckt. — Die Griechen gaben der Stadt Sni nach ihrer Weise einen griechischen Namen und nannten sie Latopolis nach dem dort verehrten Latosfische. Gegenüber, am östlichen Ufer, lag Kontralatopolis, Kontralato, mit den Trümmern eines kleinen Tempels, welcher durch Feuer zerstört zu sein scheint. — Wieder links finden wir bei Erment (an der Stelle des ehemaligen Hermonthis) einen Tempel, an dem noch ein großes, mit Quadersteinen ausgemauertes Bassin zu sehen ist. Der Tempel mit diesem Weiher, der an jeder Seite 80 Fuß mißt, ist mit einem großen Mauerwall umschlossen, wie wir deren zwei bei El Kab gesehen haben. Neben dem Tempel liegt eine christliche Kirche. Sie ist aus Trümmern der alten verschwundenen Stadt aufgebaut. Die auf einander gesetzten Steine zeigen bunt durch einander gewürfelte Bilder und Hieroglyphen in den verschiedensten Richtungen. Auf dem einen Steine stehen die Köpfe der Figuren nach oben, auf dem andern nach unten, auf dem dritten nach der Seite. — Der Baumeister hat die Steine geschichtet wie es gerade der Zufall gewollt hat. Und diese aus Trümmern errichtete Kirche ist jetzt noch weit mehr zertrümmert als der daneben-

stehende alte Tempel! Von dem Dache des Tempels aus kann man in der Ferne die Überreste der alten Hauptstadt Theben (S. 21 ff.) erblicken. An der Stelle der ehemaligen großen Königsstadt liegen jetzt nicht weniger als neun Ortschaften; links von Süden anfangend: El Akalteh, Abu-Hamud, El Bairat, Medinet-Abu und am nördlichen Ende Qurnah; rechts Luxor (eine ansehnliche Kreisstadt mit etwa 11 000 Einwohnern), Kafr, Karnak und Med-a-Mut.



Säulenhalle von Karnak.

Welcher Reichtum von Denkmälern! Bei El Akalteh befindet sich ein 6000 Fuß langer und 3000 Fuß breiter ummauerter Platz zu Wettrennen. Anderthalb Stunden braucht man, um nur einmal die Mauer zu umgehen! — Bei Medinet (d. h. Stadt) Abu stehen noch zwei Stockwerke eines Riesenpalastes. Überall zerbrochene Säulen, Sphinxe, Kolosse, Obelisken! Da stehen auch noch (nördöstlich von Abu) die 60 Fuß hohen Statuen des Königs Amenhotep III. (s. S. 82—83). Weiterhin ein gigantischer Prachtbau Ramses II., wir nennen ihn deshalb das Ramesseum. Des Königs zertrümmertes granitenes Standbild, 17 m hoch, liegt noch umgestürzt im vorderen Hofe. Von Schulter zu Schulter mißt die Statue über 7 m, das Ohr über 1 m! Sie ist so kolossal, daß man erst in einiger Entfernung ihre Gestalt zu erkennen

vermag. Aus diesem Ramesseum ist das Bild: „Ramesese vor der Göttin Sechmet" genommen. Ganz im Norden bei Qurnah wieder ein Palast und herrliche Galerien, Zimmer und Säle in den Fels gehauen! Gegenüber auf dem östlichen Ufer der kolossale Tempel bei Karnak (S. 96—100, 249 u. 000). Leider hat in diesem noch im Jahre 1899 (am 3. Oktober) ein sehr betrübender Einsturz stattgefunden. Um das zerfressende Salz aus den Säulen heraus zu spülen, hatte man seit 4 Jahren die Nilflut in den Tempel geleitet. Dadurch waren aber die Fundamente zerweicht worden, und da man bei kleineren Wiederherstellungen versäumt hatte, die Säulen oben durch Ergänzung der steinernen Dachbalken neu zu versteifen, so zog der Sturz einer Säule die benachbarte nach sich, und beide stürzten nun auf ihre Reihennachbarn, wodurch schon 6 Säulen zu Falle kamen; die Trümmer fielen aber zum Teil auch über den Mittelgang, brachten dort noch eine ganze Reihe von 4 Säulen und eine benachbarte zu Falle, so daß der Saal 11 Säulen ganz verlor und noch 3 weitere den Zusammenbruch drohen. — Ein merkwürdiger Fund wurde an der Umwallung des Riesentempels im Jahre 1904 gemacht. Legrain stieß hier auf einen Brunnenschacht, der in ähnlicher Weise wie der von Mariette beim großen Sphinx entdeckte (S. 226) etwa 500 alte Standbilder von Königen und berühmten Persönlichkeiten enthielt, wie es scheint sorgsam schichtweise in weiche Erde gebettet, die von der 2. bis zur 26. Dynastie reichen. Es dürfte also bei Karnak schon seit ältester Zeit ein Heiligtum bestanden haben, das etwa als eine Art Ruhmeshalle aufzufassen wäre. Als sie sich zu sehr füllte, ließ man Bildsäulen verschwinden, um neuen Raum zu gewinnen, ohne doch die Werke der Vorzeit zerstören zu wollen. Schichtweise bettete man sie in den Schacht ein, aus dem sie nun nach Jahrtausenden gut erhalten wieder an das Tageslicht kamen. — Von Karnak führt eine Allee von 1600 Sphinxen eine halbe Stunde weit nach Luxor.

Drüben in den westlichen Bergen, 300—400 Fuß hoch, mit vorspringenden, terrassenförmigen Anhöhen, sieht man unzählige Löcher. Es sind Eingänge zu den Gräbern. Südwestlich von Qurnah zieht sich hinter dem Stufentempel von Der-el-Bahri (vgl. S. 23, 25, 258|9) eine Felsschlucht in die libyschen Berge, welche zu den Königsgräbern führt; das ist das Tal Bab el Moluk oder Biban el Moluk (S. 129 u. 130), so öde und kahl, daß sich die Phantasie kaum eine Vorstellung machen kann. Das Auge erblickt keinen Grashalm, das Ohr vernimmt keinen Vogelton; nur zuweilen schleicht eine Hyäne durch diese Einsamkeit, nud in den Gräbern hausen Millionen Fledermäuse.



Trümmer des Säulensaales zu Medinet Abu.

Aus dieser Gräberwelt kommt noch vor Abschlusse der Bearbeitung dieses Buches die Kunde, daß Theodore Davis, der bereits im Oktober 1904 die Gräber der Hatschepsowet und Dechutmäses IV. entdeckt hatte, nun noch einen besonders glücklichen Fund getan hat. Zwischen den Gräbern von Ramses IV. und Ramses XII. fand man das Grab der Eltern der Königin Teje (vgl. S. 263), der Mutter des Ketzerkönigs Achu-n-Aton. Diese Eltern hießen Jua und Thua und stammten, wie die Grabinschriften lehren, aus Naharin; Teje war also keine Ägypterin. Was aber den Fund noch außerdem besonders bemerkenswert macht, das ist, daß das Grab noch ganz unberührt und ungeplündert war. Was fand man da für Schätze! Mit Gold gezierte Mumienkästen, Sessel und Kisten in frischen Farben und vergoldet, große prachtvoll geformte Alabastervasen, ja ein vollständiger Spazierwagen mit sechsspeichigen Rädern, reich bemalt und vergoldet, mit all seinem Lederzeuge, das so frisch erhalten war, als wäre es eben erst beigesetzt worden. Desgleichen herrliche Kanopen (S. 433), Koffer, Perücken, Figürchen und eine Unzahl kleinerer Gegenstände. Das Prunkstück bleibt der Wagen, und man mag dabei daran denken, wie neu damals die Bekanntschaft mit Pferd und Wagen noch war. — Ja, dieses Theben hat uns einen tiefen Einblick in das lebendige Leben der Vorzeit erschlossen.

Es ist nicht möglich, hier die einzelnen Denkmäler zu beschreiben; eine trockene Aufzählung aber wäre völlig wertlos; wir beschränken uns also auf folgende Fingerzeige. Auch der Nichtgelehrte braucht mindestens drei oder vier Tage, die Trümmer der alten Königsstadt zu besehen. Einen für die Paläste auf der Westseite des Nils, einen zweiten für die Königsgräber und die in dem benachbarten Assāsīf-Tale gelegenen Gräber (aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr.), von welchen eines 862 Fuß in den Felsen hinein getrieben ist; einen dritten für Luxor und Karnak, also die Ostseite des Flusses. Der vierte Tag reicht kaum aus, um die Trümmer des Riesenpalastes von Karnak genauer und mehr ins einzelne gehend zu betrachten. Es ist ratsam, zur Besichtigung der Altertümer einen Führer mitzunehmen, um keine Zeit durch zweckloses Hin- und Herlaufen zu verlieren; er erhält 4—5 Franks für den Tag. Speise und Trank, also auch Wasser, muß man sich für den ganzen Tag mitnehmen; denn unterwegs ist auf nichts zu hoffen. Jedenfalls betrachtet man den Tempel von Karnak zuletzt, denn er ist das Merkwürdigste und Herrlichste, was uns von dem alten Theben übrig geblieben ist, und gegen ihn sieht alles andere klein aus. — Der natürliche

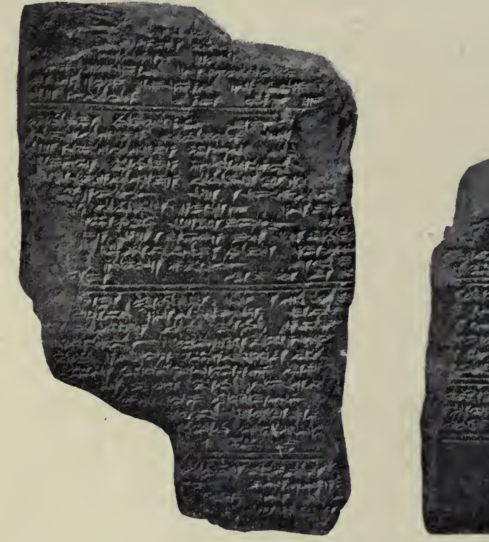
Ausgangspunkt ist die Stadt Luxor, die mit fünf größeren Hotels der Hauptort des Fremdenverkehrs geworden ist; sie gilt auch als Winterkurort.

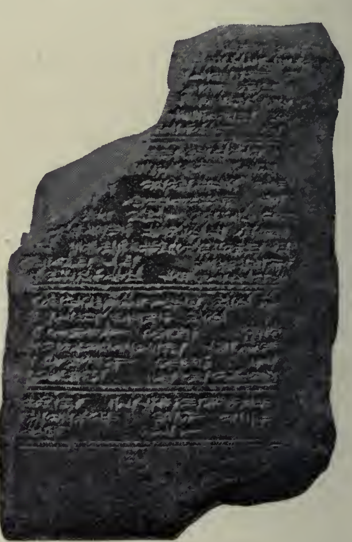
Etwa 4 Meilen stromabwärts liegt am westlichen Ufer das Städtchen Naqada (7000 Einwohner), das durch seine Funde aus der ältesten Zeit neuerdings berühmt geworden ist, und weitere 35 km nach Norden liegen die Trümmer des alten Tenturer, in und bei dem heutigen Dorfe Denderah, das man von der Dampferstation Keneh aus besucht. Keneh, das alte Kainepolis, ist eine Stadt von 27 000 Einwohnern, die auch mehrere Hotels besitzt; es erzeugt die berühmten hellgrauen, porösen Wasserkrüge, die durch Verdunstung auf der Außenfläche das Trinkwasser abkühlen. Die Überreste der zerstörten Stadt Tenturer bedecken einen Raum von einer halben Stunde in die Länge und von einer Viertelstunde Breite. Ein großer und ein kleiner Tempel sind die letzten größeren Denkmäler von Bedeutung. Eine Frontansicht des ersteren siehe Seite 27, vgl. auch 383. Die Säulen sind 60 Fuß hoch und haben 25 Fuß Umfang; der Saal mit den sechsmal vier Säulen ist allein 100 Fuß lang und 70 Fuß breit; an ihn schließen sich nach hinten noch verschiedene Tempelgemächer und zuletzt das Allerheiligste. — Acht bis neun Meilen weiter zweigt sich links der große Kanal ab (S. 28), welchen die Araber Bahr Jusuf nennen.

Bei El Cherbe finden wir noch die Trümmer eines Palastes und eines Tempels der alten Stadt Abydos, von den Arabern jetzt „Arabat, el Madfune“, die Begrabene, genannt. Die Palastruine ist namentlich wegen eines in Stein gehauenen Gewölbes merkwürdig und wegen der „Tafel von Abydos“, das heißt eines historischen Basreliefs, welches die Namensschilder von mehr als 30 ägyptischen Königen gibt, also für die Chronologie von der höchsten Bedeutung ist. Viele Gräber in der Nähe sind jetzt geöffnet, und ein Besuch in ihnen ist sehr lehrreich. Siut ist das altägyptische Sejut, liegt jetzt eine halbe Stunde vom Flusse; die Stadt ist mit ihren 42 000 Einwohnern die größte in Oberägypten. Höchst interessant sind die vielen Gräber mit den Bildern und Inschriften. Die Decken sind meist blau mit goldenen Sternen.

Bei der Eisenbahnstation Deirut sind wir in der Nähe der Trümmer von El-Amarna, dem alten Chowet-Aton, der Residenz des Ketzerkönigs Amenhotep IV. Achnaton (vgl. S. 29 und 264 ff.). Hier fanden im Anfang des Jahres 1888 Fellachen, die nach Ton gruben, eine Anzahl Holzkisten, gefüllt mit Tontafeln voll Schrift. Der Fund ward der ägyptischen Regierung bekannt, die alsbald eingriff und die Samm-

lung möglichst zusammen hielt, so daß nur wenige Tafeln in Privatbesitz gerieten. Das britische Museum sicherte sich einen ersten Anteil an dem Funde, die Mehrzahl wurde von der ägyptisch-vorderasiatischen Abteilung der kgl. Museen zu Berlin erworben, und ein Rest von einigen 60 Tafeln wurde dem Museum von Bulaq einverleibt, blieb also im Lande. Die Londoner Sammlung wurde von dem Heidelberger Professor Bezold, die Berliner von dem Berliner Professor Winckler herausgegeben. Von Winckler erschien 1896 (als 5. Band der Keilinschriftlichen Bibliothek) eine Übersetzung des gesamten Fundes. Den

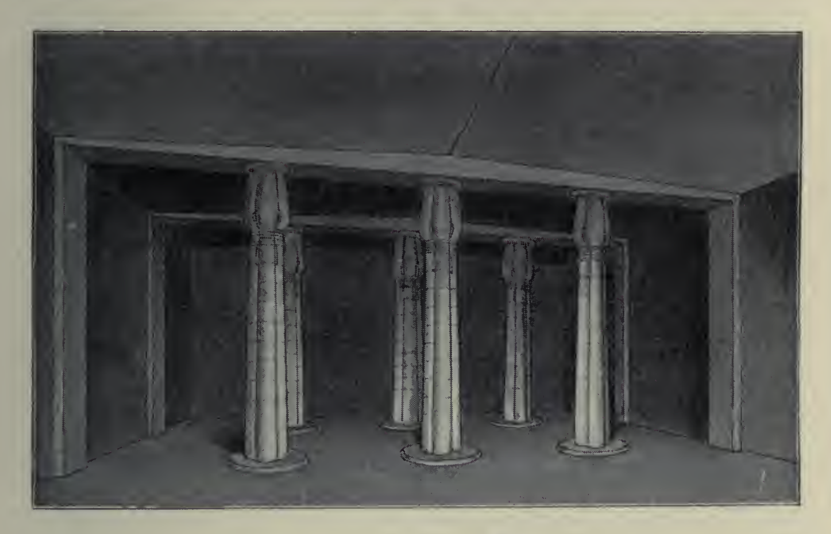




Brief Tuschrattas an Teje. (Brit. Museum, London.)

Mittelpunkt der Stadt bildete der große Aton-Tempel, dessen Grundrisse noch heute erkennbar sind. Bemerkenswert sind die Stuckmalereien der Fußböden im Königspalaste, die einen so ganz abweichenden Stil verraten. Etwa eine halbe Stunde nördlich liegen in den Bergen die Gräber der Geschlechter, die hier gehaust und gewohnt hatten. Auch in diesen Gräbern finden sich zahlreiche gut erhaltene farbenprächtige Reliefs im gleichen Stile, doch ist der Name des Ketzerkönigs in den Inschriften sorgfältig ausgekratzt. Auch hier ist für die Gräber ein Führer nötig. Das Dorf Aschmunein liegt auf den Trümmern des alten Schmun (Hermopolis magna); hier steht auch noch ein Tempel, der aber, da er aus Kalkstein aufgeführt worden, sehr zerfallen ist. Jedoch geben selbst diese Reste noch ein lebendiges Bild ehemaliger Größe und Herrlich-

keit. Aschmunein gegenüber auf dem rechten Ufer liegt Scheich-Abadeh an der Stelle, wo vor 1750 Jahren Kaiser Hadrianus während seiner Nilreise die Stadt Antinoe gründete. In seinem Gefolge befand sich ein junger Mann, Antinous, von ganz besonderer Schönheit, der sich hier an dieser Stelle (um eine dem Kaiser drohende Sühne des Schicksals für geheime Verbrechen auf sich zu nehmen) freiwillig in den Nil stürzte. Hadrianus erbaute, teils von dem Edelmute des jungen Mannes hingerissen, teils aber auch von seiner grenzenlosen Bauwut getrieben, hier die Stadt Antinoe. Sie war im römischen Stile aufgeführt; jetzt ist kaum aber mehr etwas davon zu sehen. Es sind noch nicht 100 Jahre her,



Inneres eines Felsengrabes zu Beni-Hassan.

daß der Statthalter von Oberägypten die letzten 30 Säulen umwerfen, in Stücke zerschlagen und diese Stücke in seine Kalköfen bringen ließ.

Die letzten bemerkenswerten Reste altägyptischer Kunst sind die Felsengräber von Benihassan. Etwas stromaufwärts liegen davon, eine halbe Stunde vom Ostufer des Flusses entfernt, die berühmten Gräber, welche namentlich wegen der in ihnen enthaltenen Wandgemälde für uns von der größten Wichtigkeit sind. (Die Ansicht eines Grabeinganges s. S. 125.) Etwas weiter landeinwärts, als die Gräber von Benihassan, sind die Höhlen von Maabdeh, mit Krokodilmumien zu Tausenden und dazwischen einigen Menschenmumien.

Abermals steigen wir aus bei Benisuēf mit seiner großen, 1826 gegründeten Fabrik für Seiden- und Baumwollenstoffe und wandern

an der Seite des Kanals hin, der uns zu dem Bahr Jusuf führt. Noch ein Stückchen weiter nördlich geht von diesem ein anderer Kanal westlich durch das Gebirge und geleitet uns in das Tal El Fajjūm (s. S. 31 bis 34). — An dem Dorfe El Lahun (altägyptisch La Hon = Mund des Kanals) vorbei kommen wir zu dem Trümmerhaufen der ersten Pyramide, des Labyrinthes und der zweiten Pyramide. Am höchsten Punkte des Tales liegt ungefähr an der Stelle des alten Schetēt (Krokodilopolis) jetzt Medinet el Fajjūm, heute eine Stadt von über 30 000 Einwohnern. Der See, welcher lange nicht mehr die frühere Größe hat, heißt Birket el Karūn. — Zehn Stunden nördlich kommt die Region der Pyramiden. Bei Mitraheni verlassen wir unser Boot wieder, besteigen ein paar kräftige Esel und reiten zur Stufenpyramide bei Saqqāra, wenn wir nicht vorziehen, direkt nach Kairo zurückzukehren, und die nähere Umgebung der Stadt bei einem besonderen Ausfluge zu besuchen.

Wenn man auch nicht die Zeit oder das Geld zu einer Nilfahrt aufzuwenden vermag, und sich mit Alexandrien und Kairo nebst Umgegend begnügen muß, ist auch das schon die Reise nach Ägypten wert, und man kann an der Erinnerung zehren sein ganzes Leben.

Alexandrien, zwischen dem See Marjut und dem Mittelmeere gelegen, hat jetzt 320 000 Einwohner, darunter 60 000 Fremde; zur Zeit seiner Blüte war es von mehr als einer halben Million Menschen bewohnt; aber auch heute noch besteht seine Bevölkerung wie damals aus Angehörigen aller Nationen um das Mittelmeer. Von hier aus gehen drei Eisenbahnen; mit Europa ist es durch zwei Telegraphenkabel verbunden; im Frankenquartiere wird man nichts vermissen: Straßenpflaster, elektrische Straßenbahn, großartige Gasthöfe, Kaffeehäuser, Zeitungen, Kunsthandlungen, Bäder, Gasbeleuchtung — alles ist vorhanden. Den Mittelpunkt des Geschäfts und des Genusses bildet der Mehmed-Ali-Platz, der mit zwei Springbrunnen und schattigen Baumpflanzungen geschmückt ist. Auf demselben steht auf einem $6^1/_2$ m hohen Sockel das aus Erz gegossene, 5 m hohe Reiterstandbild Mehmed Alis, des Stifters der gegenwärtigen Dynastie.

Höchst sehenswert ist der westliche Hafen mit seinem großartigen Wellenbrecher; der östliche versandet immer mehr und dient nur noch als Nothafen.

Alexandrien kann in einem Tage gesehen werden; das Interessanteste ist nicht das Frankenquartier, sondern das bunte Leben und Treiben in den engeren Straßen, hauptsächlich nördlich von dem Meh-

med-Ali-Platze am Osthafen, wo die arabische Bevölkerung wohnt und wo wir uns so ganz und gar in den Orient versetzt fühlen. Die buntesten Trachten, reichlich, ärmlich, kaum mehr als nichts, ziehen an unserem Auge vorüber; weiße, schwarze und braune Menschen in allen Schattierungen drängen sich in dichtem Gewühle an uns vorbei; und wohin wir blicken, sehen wir Trümmer der Vergangenheit, Säulenkapitelle, Quadersteine, Schutthügel und ähnliche Erinnerungen an die Zeit vor uns.



Mehemed-Ali-Platz in Alexandrien.

Das Sehenswerteste von Altertümern ist die Pompejussäule, südlich außerhalb der Stadt, auf einem flachen, kahlen Schutt- und Trümmerhügel. Sie ist 32 m hoch, der Schaft unten $2^1/_2$ m dick und besteht aus einem bei As-Suan gebrochenen rosenroten Granit. Zu Ehren des Kaisers Diokletianus wurde sie (etwa 300 Jahre n. Chr. Geburt) von einem Präfekten Pompejus aufgestellt; daher ihr Name. — Zehn Minuten weiter nach Südwest liegen die Katakomben, unterirdische Gänge und Grabkammern, alle mehr oder minder eingestürzt, aus christlicher Zeit stammend, mit Wandgemälden, die Apostel und die Heiligen darstellend. Diese Räume sind heute elektrisch beleuchtet.

Auch Alexandrien hat sein Museum, das im wesentlichen die griechisch-römischen Altertümer Unterägyptens sammelt. Dem Altertumsforscher bietet Alexandrien sonst fast nichts, dem Abendländer aber den Reiz des Orients. In vielfach höherem Grade ist das aber der Fall bei Kairo.

Auch hier ist nicht gerade ein langer Aufenthalt zum Besehen der Merkwürdigkeiten nötig; aber das Leben an und für sich ist voll Poesie und zieht uns unwiderstehlich an.

Ein Besuch der „großen Pyramide von Giseh“ kann recht gut in einem halben Tage gemacht werden (s. S. 101—124).

Will man zugleich die Pyramide von Saqqara besuchen, so muß man sich gehörig mit Lebensmitteln versehen — wobei Wasser nicht zu vergessen! — auch mit einer guten wollenen Decke — denn man bringt alsdann die Nacht in einem der offenen Gräber zu und wandert am Morgen des zweiten Tages den nächsten Weg nach Saqqara.

An der Südseite der dritten Pyramide stehen noch drei kleine Pyramiden, welche wahrscheinlich erst der Kern zu größeren sind, aber nie ausgebaut wurden; dagegen finden sich an der Ostseite der zweiten und dritten Pyramide die Überreste zweier Tempel. Gräber und Gruben, geebnete Pfade, Mauertrümmer und dergleichen sind noch nach allen Seiten hin zu sehen; was den Reisenden aber besonders anzieht, ist der große Sphinx, östlich von der mittleren Pyramide (s. S. 75—79). Von dem Sphinx aus führt eine gepflasterte Bahn nach einer Mauer, welche die Umfassung eines Hofes gewesen zu sein scheint, in dessen Mitte der Sphinx gelegen. Durch ein Tor in der Mauer kommt man in einen Tempel und von da auf schief abwärts gehenden Pfaden in verschiedene Gänge und Gemächer, die mit Alabaster oder Granit geplattet sind. In diesem Tempel entdeckte Mariette einen Schacht, welcher ganz verschüttet war; als er ihn aber ausräumte, fand er darin Statuen des Königs Chafria, deren bereits Seite 227 gedacht ist.

Hinter dem Sphinx sind große, in Pylonenform aufgebaute Gräber; unten am Fuße der Felsen sind von Osten her andere Gräber in den Stein gebrochen. Hier befindet sich das Nachtquartier. — Am Rande der Wüste hin reitet man sodann folgendes Tags an Abusir und seinen Pyramiden vorbei nach Saqqara, wo wir aber die berühmte, aus sieben Stufen bestehende, oben abgerundete Pyramide besuchen. Eigentlich sind es Stufen mit Brustwehren, welche wie Schalen um einen Kern liegen. In den innern hohlen Raum ist sehr schwer zu gelangen; es sind verschiedene Kammern, von welchen einige mit grün, schwarz und

blauer Porzellanmosaik ausgelegt sind, in welche man sich jedoch nur mit Hilfe eines Seils hinab lassen kann.

Etwas südlicher liegt die unvollendete Pyramide, welche die Araber Mustabat el Faraun, Thron des Pharao, nennen, von schönem Muschelkalk aufgeführt. Die Zahl der Pyramiden, welche von Giseh bis nach Fajjum hin liegen, beträgt zwischen 60 und 70; die meisten haben jedoch nur für den Gelehrten ein Interesse. Dagegen ist das Serapeum, welches wir bereits früher beschrieben und in Abbildungen dargestellt haben (s. S. 35—38), höchst merkwürdig. Es liegt nicht fern von der großen Stufenpyramide und ist jetzt leicht und ohne Beschwerde zugänglich. Ferner sind noch sehr beachtenswert die vielen Gräber, welche hier in Pylonenform aufgebaut sind. Die Tür ist eng, die Zahl der Gemächer verschieden; jedesmal findet sich aber ganz hinten ein ungefähr 70 Fuß tiefer Schacht, der unten in einen wagerechten Gang mündet. Dieser führt in ein kleines Gemach, in dessen Mitte endlich der Steinsarg steht. Auch diese Gräber stammen aus der frühesten Zeit, und ihre Wandbilder stellen meist landwirtschaftliches Leben dar. Bemerkenswert ist, daß sich als Haustiere zwar Hunde, Esel, Ochsen, Affen, Gänse, Enten, Tauben usw., ja sogar Störche, Kraniche und Antilopen abgebildet und aufgezählt finden, nirgends aber Schafe und Pferde.

Wir steigen hinab von der Höhe nach der Stätte des alten Memphis. Wo sonst lange, belebte Straßen mit hohen Häusern standen, herrliche Paläste und Tempel, Obelisken und Bildsäulen, da sieht man jetzt Getreidefelder, Baumwollen-Pflanzungen und einen Palmenwald. Wo sonst das laute, lebendige Treiben an dem Hafen und auf den Marktplätzen herrschte, da ist es jetzt still, feierlich still, und kein menschliches Wesen begegnet uns; nur hier und da steht auf einem kleinen Türmchen mitten im Felde ein armer Fellachknabe als Vogelscheuche, um die ungebetenen Gäste von den Maisähren zu verjagen. An die alte Zeit erinnert hin und wieder ein kleiner Mauerüberrest und — die umgestürzte, 42 Fuß hohe Bildsäule des Königs Ramses II. Sie wurde vor etwa zwanzig Jahren von Caviglia entdeckt, ausgegraben, stürzte aber in die durch die Ausgrabung entstandene Grube, und da liegt sie jetzt noch, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, unter den Palmen des Dörfchens Mitraheni. Aber jeder Schutthügel birgt Altertümer; überall, wo man in den Boden gräbt, findet man Fragmente von Säulen, Statuen, Skarabäen und Antiquitäten aller Art. Palmen werfen ihren Schatten auf die Fläche, der Pflug durchfurcht den Boden, aber tief innen verborgen schlummern die Zeugen einer großen Vergangenheit.

In und um **Kairo** selbst sind die Zitadelle, die Gräber der Mamlukenkönige (Sultansgräber genannt) und der Nilmesser auf der Insel Roda die Hauptsehenswürdigkeiten. Von der Zitadelle aus hat man einen unvergleichlichen Umblick: Vor uns Kairo mit seinen Türmchen und Kuppeln, Palästen, Gärten und Hainen, ringsum begrenzt durch die endlose Ebene nach Nord und Süd, auf den gewaltigen Nil und im fernen Westen auf die ehrwürdigen Pyramiden. Die Zitadelle ist weniger zum Schutze der Stadt als vielmehr zum Trutze erbaut; sie ist bestimmt, das Volk der Riesenstadt im Zaume zu halten. Hier vernichtete Mehmed Ali (S. 449) im Jahre 1811 die Mamlukenbeis und machte sich durch dieses Blutbad erst recht zum eigentlichen Herrscher Ägyptens. Diese Chefs der Mamluken (S. 404, 411 u. 412) beschränkten, ja bekriegten sogar den Statthalter des Landes, und so beschloß dieser, sie durch einen blutigen Gewaltakt zu vertilgen. Er lud sie für den 1. März 1811 nach der Zitadelle von Kairo ein; dort sollten sie den Festlichkeiten beiwohnen, welche zu Ehren des Abmarsches der Armee gegen die Wachabiten begangen werden sollten, und zugleich Zeuge sein der feierlichen Einsetzung von Mehmeds ältestem Sohne, Tussun Pascha, zum Oberfeldherrn des abziehenden Heeres. Sie fanden sich ein; die feierliche Übergabe des Oberbefehls erfolgte; die Freude der Tafel vereinigte die Teilnehmer des Festes. — Jetzt wurde der Zug zurück zur Stadt angetreten; voran als Ehrengeleite ein Heerhaufen Albanesen, dann die Mamlukenbeis in ihrer blendenden, kostbaren Tracht auf ihren reich geschirrten Rossen, zum Schlusse eine andere Abteilung Albanesen. Als man am Fuße des Berges an das Tor kam, das nach dem Rumeleplatze führt (Bild S. 448), war es verschlossen, und Sulei Kusch, der Anführer der Truppen, verkündigte diesen, sie hätten auf Befehl des Paschas sämtliche Mamluken nebst deren Dienerschaft nieder zuschießen; dafür sollten ihnen deren Waffen, Kleider, Sättel usw. als Beute werden. In demselben Augenblick wurde auch das obere Tor verschlossen; die Albanesen erkletterten die Mauern und Felsen und — schossen nach und nach sämtliche Mamluken nieder, 470 Mann nebst ihren Reitknechten, zusammen gegen 1000 Menschen. Eingeengt zwischen zwei Mauern, konnten die Verratenen nirgends Rettung finden. Nur einer, Emim Bei, stieß seinem edlen Rosse die Sporen in die Seite, daß es hoch aufflog und hinweg sprang über die Mauer — sich zum Tode, seinem Herrn zur Rettung. Es zerschmetterte in dem Abgrunde. aber sein Gebieter war gerettet. Keine der nachgesandten Albanesenkugeln traf ihn; er kam heil auf dem Boden an und verkroch sich nun



Seïs.
(Vorläufer vor den Gefährten in Kairo.)

in ein benachbartes Grab. Nach drei Tagen ward er da entdeckt, hervor gezogen und vor den Pascha gebracht. Mehmed Ali bewunderte den kühnen Springer, sprach: „Der eine schadet mir nicht“, schenkte ihm das Leben und setzte ihm sogar einen Jahresgehalt aus. —

Das Wichtigste bei einem Besuche der Zitadelle ist ohne Zweifel die unvergleichlich schöne Aussicht. Wer aber Zeit übrig hat, kann da auch noch anderes sehen. Mit besonderer Ehrfurcht betrachtet wird der Josephsbrunnen, ein 276 Fuß tiefer, senkrecht in den Fels gehauener Schacht, in welchem man auf 570 Stufen bis zum Wasserspiegel hinunter steigen kann. Er ist oben 7 m lang, 5 m breit und besteht aus zwei Abschnitten. Etwa 40 m von unten ist der Absatz. Hier befindet sich ein Becken, und in einem daneben ausgehöhlten Raume treibt ein Pferd das große Rad, durch welches fortwährend wassergefüllte Eimer herauf gezogen und in das Becken ausgeleert werden. Ganz oben wird ein ähnliches Rad von Ochsen getrieben, und das Wasser wird von jenem Absatz aus abermals in Eimern, die an einer Kette befestigt sind, noch 42 m weiter hinauf gehoben.

Der Schacht war in alter Zeit gebrochen, dann aber verschüttet worden. Im zwölften Jahrhundert ließ ihn der Sultan Jusuf Salaheddin ausräumen und herstellen, und von diesem hat er auch den Namen: Josephsbrunnen. Die Juden nennen ihn mit dem hohen, turmartigen Überbau Bet el Joseph und behaupten, der Schacht sei das Gefängnis gewesen, in welchem der biblische Joseph geschmachtet habe!

Ein Glanzpunkt ist die Alabastermoschee Mehmed Alis, dieses Helden, der dem Lande einen hohen Grad von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit errungen und es gewaltsam auf die Bahn des Fortschrittes gedrängt hat. — In italischen Museen fanden sich alte hellgelbliche, durchsichtige, von leuchtenden Adern durchzogene Säulen; aber niemand wußte, woher dieser prachtvolle Alabaster seiner Zeit gekommen. Da wurden endlich durch Zufall bei Benisuef die alten Alabasterbrüche entdeckt, und nun ward aus diesem kostbaren Materiale die Grabmoschee des Begründers der neuen Zeit in Ägypten aufgeführt. Ein solches Gebäude existiert nicht zum zweiten Male auf der Erde. Der Hof mit den Säulenhallen, die maurischen Bogen, die vier hohen, schlanken, schneeweißen Minarets, die Arabesken in Rot und Grün, Blau und Gold, das blau und grün glasierte gewaltige Kuppeldach, die bunten Glasscheiben, welche das Licht dämpfen — das alles hat etwas Magisches, Feenhaftes, und tritt man endlich vor das vergoldete Eisengitter, hinter welchem der mit schwerem Purpurdamast bedeckte Sar-



Die Alabastermoschee Mehemed Alis in Kairo.

kophag Mehmed Alis steht, so überkommt den Beschauer unwillkürlich ein Gefühl der Andacht; er steht an dem Sarge eines großen Mannes. — Die Alabastermoschee wurde erst im Jahre 1857 vollendet.

Bei der Rückkehr nach der Stadt vergesse man nicht, dem Löwenzwinger am Eingange der Zitadelle noch ein Viertelstündchen zu widmen. Diese Löwen sehen etwas anders aus als diejenigen unserer Menagerien; sie haben Raum zur Bewegung, afrikanisches Klima und machen dem Fremdlinge auf einen Blick klar, daß sie mit Recht den Titel „König der Tiere“ führen.

Die obengenannten Gräber, welche auch fälschlich mit dem Namen Chalifengräber bezeichnet werden, liegen eine halbe Stunde nordöstlich vor der Stadt und sind wohl eines Besuches wert. Sie sind mit kleinen Moscheen verbunden, mit Kuppeldächern gedeckt, haben meist wunderschöne Portale und zeigen überall die kunstvolle Arbeit. Das prächtigste von allen ist das Grab des Sultans El Aschraf, welcher im Jahre 1496 n. Chr. starb.

Aber noch tausendmal interessanter als alle diese Gebäude ist das orientalische Leben und Treiben auf den Straßen, in den Bazars und in den Kaffeehäusern, ein wieder erwachtes Märchen der Tausend und einen Nacht. — Unwiderstehlich ist der Reiz, mit welchem dieses Leben jeden Reisenden fesselt. „Hier ist alles, alles anders, als bei uns“, schrieb im Januar 1871 Franz Wallner aus Kairo. „Natur und Menschen! Und wie gewinnt man sie lieb, diese gutmütig naiven, von der Kultur gänzlich noch unbeleckten, genügsamen, schmutzigen Menschen — hier schmutzig von außen, wie bei uns die Mehrzahl von innen, bis in die tiefste Seele hinein. Man muß in diesem gottgesegneten Lande den warmen, sonnigen Winter durchlebt, eine mondbestrahlte Nacht in der Wüste, einen goldumflossenen Sonnenuntergang an den Pyramiden, einen Frühmorgen im Moqattamgebirge gesehen haben, um zu begreifen, wie Tausende von Europäern, die der Zufall hierher geführt, nie mehr etwas von Europa wissen wollen. Freilich muß man den Orient nicht in der versumpften, pflanzenlosen, stagnierenden, fanatischen Türkei suchen, sondern hier im Lande der Sonne und der Märchen. Man lebt hier in dem steten Wechsel von Kultur- und Naturgenüssen wie im Traume; die Tage schwinden mit ungeahnter Schnelligkeit, das Dolce far niente (süße Nichtstun) wird zum Kultus erhoben, dem man sich andächtig und schrankenlos hingibt. — „Was werden wir morgen beginnen?“ „Gott allein weiß es“, sagt der Araber in seiner poetischen, oft tiefen Sinn bergenden Sprache. „Einen Berg voll Duft



In den Straßen Kairo's.

und Süßigkeit" bietet die Apfelsinenverkäuferin an. — „Fremder, ich bitte dich, wahre deine Glieder!" ruft der Vorläufer. — Der Wasserträger in einer engen Straße drückt sich an die Wand und sagt: „Entschuldige mich, Fremdling, ich gehe dir aus der Sonne, denn du bist mein Herr, ich dein Diener." Das sind alles landläufige Ausdrücke eines „ungebildeten" Volkes", und der geistreiche Kenner des Orients, der gelehrte Baron Prokesch, der Gesandte in Konstantinopel, hatte recht, als er einst zu mir sagte, da von einem dummen Orientalen die Rede war: „Ungelehrte, unwissende und ungebildete Menschen findet man im Orient, dumme aber muß man in Europa suchen." — Man muß hier ein großes Volksgedränge, eine Festlichkeit sehen, wo zahllose Massen, wie eine Mauer festgebaut, sich durch einander winden — man muß sehen, wie ungefährdet Weiber, Kinder, Krüppel sich in die dichtesten Haufen wagen, ohne daß ein Haar ihres Hauptes verletzt wird — und man muß sich an öffentliches Gedränge in Wien oder gar in Berlin erinnern, um zu wissen, auf wessen Seite die Wage fällt."

Andere Länder, andere Sitten! Manches macht hier einen ganz eigentümlichen Eindruck, so z. B., daß alle Welt, wenn irgend möglich, nicht steht, sondern sitzt. Käufer und Verkäufer sitzen im Laden, rauchen, trinken Kaffee und erledigen dabei ihr Geschäft; die Soldaten auf der Wache sitzen und stricken wohl dabei, und selbst der Scharfrichter sitzt, wenn er den armen Sünder hinrichtet. Er packt diesen, der neben ihm kniet, beim Kopfe, zieht ihn über sein Knie und trennt mittels eines sichelartigen Messers in einem einzigen gewandten Zuge das Haupt vom Rumpfe.

Eine große Rolle spielen in Kairo die Schlangenbändiger, Gaukler und Taschenspieler. Die giftigen Schlangen winden sich diese Leute um den Hals, binden sie in Knoten, lassen sie auf Befehl steif werden und sich tot stellen, oder in den Sack spazieren, ja, sie verzehren eine lebendige Schlange, wenn die Gesellschaft es wünscht. Von den übrigen Kunststücken läßt sich mit wenigen Worten sagen: Man sieht nichts wirklich Neues, aber alles in unübertrefflicher Vollendung. Becherspiele sieht man bei uns zu Lande genug, aber nicht so wie dort. Da tritt z. B. ein Nubier auf, der außer einer kleiner Lendenschürze gar nichts von Kleidung am Leibe hat, also auch nichts einstecken und verbergen kann. Er stellt seinen alten Zinnbecher, den wir vorher beliebig untersuchen dürfen, auf irgend einen Tisch, eine Fensterbank oder dergleichen, bringt aus einem Körbchen eine Schlange, rollt sie zusammen und legt sie oben auf den Becher. Dann deckt er beide Hände darüber

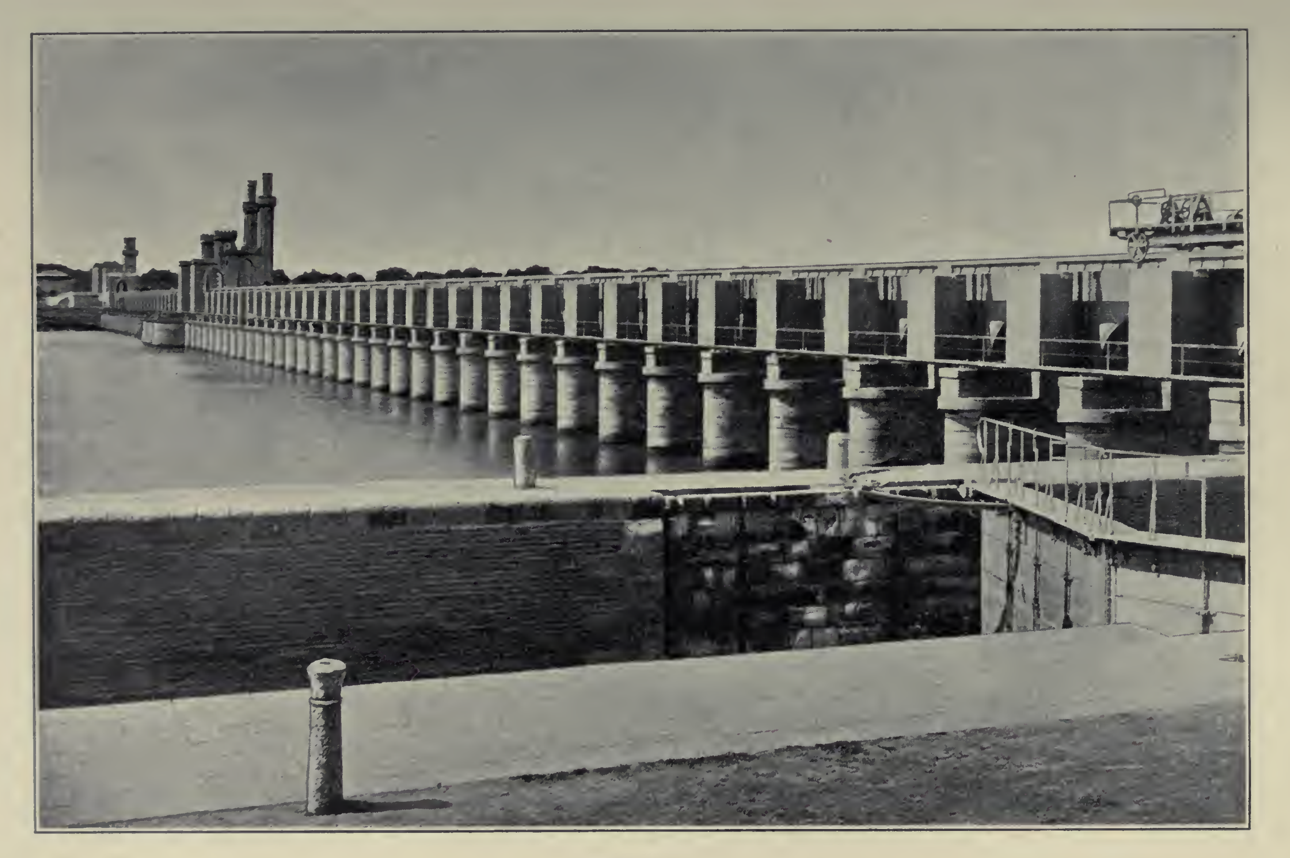


Zitadelle und Mamlukengräber.
Ganz links die Hassan-Moschee, vorn Mamlukengräber.

und nach einem Augenblick ist die Schlange verschwunden — sie liegt jetzt unter dem Becher. Nun nimmt er eine ganze Hand voll Skorpionen und große Spinnen, legt sie ebenfalls auf den Becher, und im Nu sind sie darunter bei der Schlange. Endlich bringt er eine Stachelkugel, die Ähnlichkeit mit einem Stechapfel hat; die Stacheln sind Nadeln, hart und spitz, und man muß das Ding mit großer Vorsicht oben an einer Spitze packen, wenn man sich nicht blutig stechen will. Vorsichtig legen wir das gefährliche Spielzeug selbst auf den Becher, der Nubier bedeckt es mit seinen hohlen Händen — er rührt sich nicht, wir beobachten ihn genau, nicht die geringste Bewegung an ihm oder an dem Becher ist zu bemerken — auch die Stachelkugel spaziert denselben Weg. Dergleichen Leistungen sind völlig unbegreiflich. Gegen solche einfache Stückchen sind die Zaubereien unserer europäischen Taschenspieler mit glänzenden Dekorationen, blendendem Lichterglanze, brillanten Apparaten und irreführenden Nebendingen doch nur Kinderspiel. Und Gleiches gilt von den gymnastischen Leistungen der Künstler, die sich hier auf den Straßen produzieren.

Ein viel genannter Ausflug von Kairo ist der nach dem „versteinerten Walde“. Man hat mehrere Stunden scharfen Eselritts durch die baum- und schattenlose Wüste in dem glühenden Sande zurückzulegen und kommt endlich südöstlich von der Stadt an den berühmten Platz. Daselbst findet sich ein Brunnen mit etlichen Bäumen, und stundenweit ist der Boden bedeckt mit versteinerten Baumstämmen, von den kleinsten bis zu 40 Fuß Länge. Der Baum ist die Nicolia aegyptiaca; deutlich erkennt man noch auf allen Stücken die Pflanzenfaser und die Jahresringe. Welche Katastrophe hat den Wald umgestürzt, die Stämme in Millionen Stücke zersplittert und diese, die doch auf der Oberfläche liegen, versteinert, daß sie aussehen, sich anfühlen und klingen wie Achat? Wohl zwei Stunden weit kann man über diesen niedergefallenen Wald reiten; der Hufschlag klingt wie auf Metall. In der Nähe des Moqattamgebirges findet man noch viele versteinerte Muscheln, Seekrebse, Haifischzähne u. dgl., was wohl auch darauf deutet, daß hier eine gewaltige Revolution vor sich gegangen.

Etwa anderthalb Meilen von Kairo stromabwärts befindet sich eine riesige Schleusenanlage, die in Verbindung mit entsprechenden Werken bei Siût und As-Suan eine äußerst segenbringende Regulierung der Nilflut gestattet. Ehe die eigentliche Teilung des Stromes beginnt, hat man zwei Nilarme mit einer Reihe von verschließbaren Gewölbebogen überbrückt, den östlichen mit 68, den westlichen mit



Nilschleuse.

58 Pfeilern. Das Riesenwerk das schon 1835 unter Mehmed Ali begonnen worden war, wurde 1885—1890 mit einem Kostenaufwande von 11½ Millionen Franks vollendet und ist das größte der Erde, die östliche Schleusenreihe ist über 500, die westliche etwa 440 Meter lang.

Wer die Überreste der einst so berühmten Stadt Anu oder Heliopolis (S. 40 u. 74) besuchen will, reitet nach dem Dorfe Matarieh, drei Stunden von Kairo. Hier quillt der Sonnenbrunnen. Die fromme Sage berichtet: „Als Maria und Joseph mit dem Jesuskindlein auf der Flucht durch die Wüste hier in das erste ägyptische Dorf kamen, gingen sie vergebens von Haus zu Haus, um einen Trunk Wasser zu erbitten. Betrübt und hoffnungslos ließen sie sich hier unter einem Baume nieder; da tat sich der Boden auf, und frisch und lustig sprang ein Quell hervor — die heilige Familie labte sich, es wurde getrunken, gekocht, gewaschen. Jener Baum, die heilige Sykomore, jetzt in vizekönigliche Gartenanlagen eingeschlossen, steht nahe dabei. — Zehn Minuten weiter kommt man an die Schutthügel von Anu; Erdwälle, welche die ehemalige Stadtmauer bezeichnen, dürftige Überreste eines Tempels und ein 68 Fuß hoher Obelisk — das ist alles, was heute noch von jener großen und angesehenen Stadt übrig ist; alles andere haben die Araber zerstört.

Bis jetzt hat nur eines der Zerstörungswut der Menschen getrotzt — das sind die himmelanstrebenden Pyramiden. Sie stehen noch hoch und erhaben in ihrer Majestät; allem Eifer und aller Mühe spottend, schauen sie stolz auf die sie umgebende Trümmerwelt nieder. Darum sagen die heutigen Bewohner des Niltales mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Bewunderung: „Alles fürchtet sich vor der Zeit; aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

Sachregister.

(Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen, A. Abbildung, (K.) König.)



Der blinde Appius Claudius und Cineas, der Gesandte des Pyrrhus in der Senatsversammlung.
Nach dem Gemälde von C. Maccari im Senatorenpalaste zu Rom.



Probebild aus Wägners Vorzeit I. 7. Aufl.
Freyer und Skirair. Zeichnung von Alexander Zick.



Kriegsrat auf einem japanischen Kriegsschiffe
Nach einem japanischen Farbenbilde
Aus Dr. Joseph Lauterer „Japan“

